CHRISTOPH AUGUST TIEDGE'NS

SCHRIFTEN

ERSTER BAND

EPISTELN

I. THEIL

GÖTTINGEN

BEI JOHANN CHRISTIAN DIETERICH.

1796.

CHRISTOPH AUGUST
TIEDGE'NS

EPISTELN

ERSTER THEIL

GÖTTINGEN

BEI JOHANN CHRISTIAN DIETERICH.

1796.

KÖNIGL. BIBLIOTHEK DER UNIVERSITÄT
HALLE a. S.

UNIVERSITÄTS- U. LANDESBIBLIOTHEK
HALLE (SAALE)

VORREDE.

Die meiſten von den Gedichten, die ich hiermit den Händen des Publicums übergebe, ſind ganz neu; die übrigen aber ſind aus Zeitſchriften bekannt, wenigſtens der Haupt-Idee nach. Denn viel mehr, als dieſe, hat die Umarbeitung nicht verſchont, die ich damit vornehmen muſste, um die Nachſicht, mit welcher der Aufſtellung meiner früheren Verſuche begegnet wurde, möglichſt zu rechtfertigen. Und wenn ich dieſs Ziel nicht ganz verfehlt habe; wenn mir es nicht ganz miſslungen iſt, den mancher-

lei Schwierigkeiten im Gebiethe der so genannten leichteren Gattung den leichten Hinschritt der Gedanken zwischen dem poetischen Rhythmus abzugewinnen, eine Leichtigkeit, die neben der erforderlichen philosophischen Richtigkeit des inneren Gehalts ein Haupterforderniss dieser Gattung ist: so habe ichs besonders dem Horazischen *Nonum prematur* zu danken.

Was die Einmischung einiger Briefe von Rosalia und Gleim betrifft, so ist mir die Zufriedenheit der Leser gewiss; und die Einwilligung der Verfasserinn und des Ver-

fassers habe ich erhalten. Wenn ich auch Eitelkeits-Verläugnung genug gehabt hätte, meinem Buche diesen Schmuck und meiner Erscheinung vor dem Publicum diesen Vortheil zu versagen: so würde ich mich zur Weglassung jener Stücke doch nicht haben entschliessen können, weil ich glaubte, dem Leser in Ansehung dieses Briefwechsels etwas Ganzes liefern zu müssen.

Diese Sammlung meiner sämmtlichen Schriften wird etwa vier Bände ausmachen. Der zweite Band, den ich Michalis erscheinen zu lassen gedenke, wird noch Episteln und

Gedichte im epistolarischen Tone enthalten. Den dritten und vierten Band, die, wenn nicht Unmöglichkeiten dazwischen kommen, halbjährig einander folgen werden, bestimme ich vermischten Gedichten, lyrischen Stücken, und prosaischen Aufsätzen.

Über den Inhalt der Gedichte selbst weiss ich nichts weiter zu sagen, als: dass ich den Stoff dazu nirgends entlehnt habe.

Übrigens würde man mir unrecht und wehe thun, wenn man mir, in Absicht mancher Züge der satyrischen Stücke, Gesinnun-

gen unterschieben wollte, deren man in unsern Tagen so leicht verdächtig wird. Aber es ist nun so, dass man Angriffe auf Albernheiten und Missbräuche, wozu ein gewisser Stand Gelegenheit geben kann und gibt; auf Anmassungen, die nur im Kreise dieser oder jener Verhältnisse Statt finden: für Verletzungen des Standes und der Verhältnisse selbst erklärt; so wie Neid oder Vorurtheil auf der andern Seite, die Thorheiten einzelner Glieder einer bürgerlichen Ordnung nur gar zu leichtsinnig auf die Rechnung dieser Ordnung selbst schreiben. Der Predigerstand z. B., wem muss er nicht ehrwürdig seyn:

wer darf ihm den Einfluſs auf öffentliche und häusliche Glückseligkeit abſprechen? Wer ihn angriffe, würde ein menſchliches Heiligthum entweihen. Wenn aber faule Bäuche, die von drei hundert und fünf und ſechzig Tagen des Jahrs drei hundert dem Müſsiggange hingeben, in ſeinem Schooſse ſich nähren; wenn ihr Beiſpiel noch niedertritt, was ihr Unterricht, ohne daſs es ihnen eben darum zu thun iſt, anpflanzt; wenn ſie ohne Scheu die mit ihrem Leben contraſtirenden Tugenden lehren: dann ſind ſie es, die das Heiligthum antaſten; und wer gegen ſie aufſteht, tritt auf die Seite ihres Standes. Jeden

Mitglied einer öffentlich gebilligten Ordnung muſs dem unbefangenen Manne respectabel seyn, und ist es ihm. Wenn das Mitglied in dieſer bürgerlichen Abſonderung Thorheiten begeht, oder ſie ſelbſt zu Thorheiten miſsbraucht: ſo iſt dieſs Mitglied ein Thor, nicht als Standesgenoſſe, ſondern iſt es auf ſeine eigene Gefahr und ſeine eigenen Koſten, und geht in ſolchen Momenten aus ſeinem Stande heraus und zu einem anderen Orden über, der nicht viel jünger als der Fall Adams ſeyn dürfte, wenn dieſer nicht etwa gar der erſte unbekannte Obere deſſelben iſt.

Dieſs ſey meine Schutzſchrift, für jetzt und für die Zukunft, bei jeder Stelle, die Empfindlichkeiten erregen könnte. An Diejenigen, die dieſer meiner Erklärung ungeachtet in manchem Ausfalle auf Lächerlichkeiten und Laſter eine *Violatio Territorii* finden wollen, habe ich nichts zu beſtellen, ihnen habe ich nichts weiter zu ſagen, als — daſs ſie eben dadurch mich rechtfertigen.

Halberſtadt, im December 1795.

Tiedge.

INHALT DES ERSTEN BANDES.

Vorrede. Seite V

EPISTELN. ERSTER THEIL.

1. Zueignungsschrift an den Wegweiser vor H—r. 3
2. An die Ruhe. 10
3. An einen Freund. 31
4. Rosalia an Tiedge an seinem Geburtstage. 59
5. An Rosalia. 62
6. Rosalia an Tiedge. 95
7. An Rosalia. 99
8. Der Frühling. 141
9. An Christus. 159
10. Der Markt des Lebens. 163
11. Gleim an Tiedge. 219
12. An Gleim. 222
13. An Karl Le Brün. 249
14. Gleim an Tiedge. 258

15. An Gleim. Seite 259
16. An die Trauernde. 271
17. An meinen alten Überrock. 295
Anmerkungen. 3[illegible]

DRUCKFEHLER.

8 Seite.	6 Zeile.	Statt:	der Zufriedne,	lies: *Unſereins wohl.*
[illegible]	16 —	— In,		lies: *Ich.*
21 —	11 —	— ſeinem		— *meinem.*
51 —	2 —	— 1781		— 1784.
116 —	10 —	— Und		— *Uns.*
146 —	5 —	— nie		— *bis.*
— —	6 —	— Ein		— *Kein.*
148 —	16 —	— Barus		— *Bavus.*
166 —	19 —	— Dieſes		— *Deines.*
191 —	11 —	— ihn		— *ihm.*
— —	12 —	— ihn		— *hin.*
199 —	5 —	— Lüſterich.		— *Büſterich.*
205 —	11 —	— Dämm		— *Denn.*
206 —	15 —	— Hella's		— *Hellas.*
208 —	16 —	— ſeglichſte		— *ſeligſte.*
275 —	1 —	— ſchlieſſt		— *ſchlief.*
— —	3 —	— eine		— *ſeine.*
281 —	20 —	— ?		— !
283 —	3 —	— ;		— !
285 —	19 —	— Gepräge		— *Gepränge.*

EPISTELN.

ERSTER THEIL.

ZUEIGNUNGSSCHRIFT
an den Wegweiser vor H—r.

O du erhabner, grofser Mann! —
Den Ausruf wirst du mir verzeihen,
Der Eifer unsrer Schmeicheleien
Nahm endlich die Gewohnheit an,
Ihr Lob den Grofsen vorzuschreien. —
Doch nun zur Sache, grofser Mann!
Da hab' ich so ein Buch geschrieben —
Es sind nur Verse, Reimerein,
Die grofse Männer zwar nicht lieben,
Aufs höchste gnädiglich verzeihn,
Und in den nächsten Winkel schieben: —
Doch wird bei uns der Brauch getrieben,
Dergleichen einem Mann zu weihn;
Nur mufs der Mann ein Grofser seyn.
Sonst hätt' ich meine Reimerein
Dem guten Klaus wohl zugeschrieben.

Um nun kein Sonderling zu seyn,
So wag' ichs, dir mein Buch zu weihn;
Du wirst es huldreichst nicht verstoßen.
Kein Versemann bereimte dich;
Und ich sah weit umher um mich
Nach einem ungereimten Großen,
Und sieh! da fiel mein Blick auf dich.
Wer zweifelt wohl an deiner Größe?
Kein Mensch, der dich nur Ein Mahl sah!
Wie nackte Wahrheit stehst du da.
O zeigt' in seiner Lebensblöße
Sich mancher große Mann, wie du,
Wir hielten beide Augen zu!

Du stehst auf einer hohen Stelle:
Und darum wird auf alle Fälle
Auch deine Hoheit anerkannt.
Zwar fehlt dir gänzlich der Verstand;
Was thut das? Eine hohe Stelle
Vergütet den, das ist bekannt.

Du haſt, nebſt andern derben Gaben,
Zwar freilich nur ein Herz von Holz;
Was braucht man aber, um mit Stolz
Herab zu ſchauen, mehr zu haben?
Auch haſt du keinen Kopf; allein
Du könnteſt mit ein wenig Schimmer
Und deinen beiden Armen immer
Bei Hof Prinzeſſenführer ſeyn.
Wenn, was ich dir von Herzen gönnte,
Sich nur dein Armgeſtell ſo fein,
Wie das des Marſchalls, drehen könnte.
Und trügſt du etwa oben drein
Ein helles Thiergeſtirn am Buſen:
So dürften dich wohl alle Muſen
Mit Reimen um und um beſtreun.
Nur auf das Hofgeſliſter käme
Bei deinem Amte Vieles an,
Und du biſt kopflos, armer Mann;
Doch dieſs Geſliſter übernähme,
Weil man doch Alles machen kann.

Ein andrer Theil des Leibes dann. —
Du ſiehſt nun, daſs ich nach der Weiſe,
Die uns Autoren üblich iſt,
Auch das an deiner Hoheit preiſe,
Was du ſeyn könnteſt, und nicht biſt.
Doch haſt du mancherlei Verdienſte.
Wär' ich durch Plutus Eigenſinn
Was ich ſeyn könnt', und auch nicht bin:
Beim höchſten Herkules! die grünſte
Der Ehrenkronen legt' ich dann
Vor deinem hohen Fuſse nieder.
So aber, hocherhabner Mann,
So weih' ich dir nur ein Paar Lieder,
Weil ich nichts Beſſers opfern kann. —
Du ſtreckſt voll Huld, wie das Erbarmen,
Zwei lange Arm' hinaus ins Feld,
Als wollteſt du die halbe Welt
Hochlandesväterlich umarmen.
Wie brav! obgleich nur leerer Schein;
Doch leerer Schein wird auch geprieſen:

Drum will ich dir denn auch für dieſen
Mein Körnchen Weihrauch mit verſtreun.
Auch muſs uns ſchon die Huld entzücken,
Daſs nicht, wie Frau Semiramis,
Mit dem Verſprechen zu beglücken,
Dein langer Arm die Welt zerriſs.
Da ſtehſt du — und wie groſs iſt dieſs! —
So Tag als Nacht auf deinem Poſten,
In deinen Pflichten eiſenfeſt,
Indeſs ſo mancher Fürſt, auf Koſten
Des Staates, ſeine Pflicht verroſten,
Sich aber huldreichſt füttern läſst.

Du weiſeſt nach den ſtolzen Höhen
Der mit gedunſenen Pygmäen
Vorzüglich reich bepflanzten Stadt:
Nun kann an dir der Wandrer ſehen,
Wie weit zu kriechen und zu gehen
Man bis zur höhern Thorheit hat.
Und fürchtet' ich nicht anzuſtoſsen,

Gern sagt' ich dir die Schmeichelei:
Dass dir auch dieſs mit vielen Grosen,
Wie sonst noch Manches, eigen sey.
Dagegen aber zeigst du Andern,
Gleich gütig, auch den Weg vorbei,
Den der Zufriedne pflegt zu wandern.
Da hört' ich nun die Spötterei
Aus irgend einem bösen Munde:
Du bliebeſt, Trotz der eignen Kunde,
Des Weges, träg' am Wege stehn,
Und hieſseſt Andre nur ihn gehn.
„ Auch dieſes hast du von den Grosen,
Die eben das, nur härter, thun,
„ Und, wann sie uns zum Rechtthun stoſsen,
Selbst ungerecht zu seyn geruhn.

Nun hab' ich dich genug gepriesen;
Und du, wie mans erwarten kann,
Nimmst meinen Weihrauch frostig an:
Und das, hätt' ichs nicht schon bewieſsen,

Beweiſt allein den grofsen Mann.
Der Grund, warum vor dir gerade
Die Muſ' ihr Büchlein niederlegt,
Iſt, weil ein hoher Stand dich trägt,
Und dann, weil deine hohe Gnade
Mich unbegnadigt laſſen wird,
Zu der ſich darum auch vom Pfade
Der Schmeichelei kein Lob verirrt.
Auch haben unſre Ehrenmänner,
Seitdem man rüſtig Alles lobt,
Was mit Geräuſch die Welt durchtobt,
Die grofsen und die kleinen Gönner
Mir vor dem Munde weggelobt.

AN DIE RUHE.

1783.

Warum bist du geflohen?
Warum verliessest du
So treulos deinen frohen,
Vertrauten Freund, o Ruh'?
Horch! meine Lieblingsstunde
Der Nacht rückt schon heran!
Schon haucht mit kaltem Munde
Die Mitternacht mich an!
Schon lange schläft der Dünkel.
In einem kleinen Winkel
Wacht neben ihrem Joch,
Das ihren Tag zerdrückte,
Nur die durch dich beglückte,
Einsame Weisheit noch.

Wo wacht sie? Könnt' ich doch
Zu ihrem Frieden eilen!

O könnt' ich diese Nacht,
Die noch mein Geist durchwacht,
Vertraulich mit ihr theilen!

Still ist der Wiederhall
In Hain und Felsenhöhle;
Wie ruhig überall,
Und nicht in meiner Seele!
Des kleinen Lampenscheins
Vertrautes leises Flimmern
Sieht nur der Wächter schimmern,
Und ruft sein dumpfes Eins!
Ich wache noch, und hülle
Mich in die Einsamkeit,
Die mir den Durst nach Stille,
Nur Stille nicht verleiht,
Die ich, ein froher Sänger,
So gern willkommen hiefs,
Wann sie der Müfsiggänger
Verachtend von sich stiefs,

Der ihr das Herz verböten,
Und hin zur Thorheit lief,
Sie war es, die mich tief
Ins Reich der grofsen Todten,
Und ihrer Weisheit rief!

Wohl über mancher Thräne
Fiel manches Auge zu;
Ich wache noch, und fehne
Nach dir mich, holde Ruh!

„Schon träumt der Sünder Strafen,
Wo seine Sünden schlafen,
Von weichem Flaum gewiegt.
Verzweifelnd träumt der Schmeichler,
Dafs hohes Lächeln trügt;
Und der versteckte Heuchler,
Dafs er vergebens lügt.
Dem Geitz erblafst die Wange;
Sein goldner Abgott wich.

Die Falschheit fühlt den Stich
Der selbst genährten Schlange.
Der Unschuld führest du
Vom seligsten Gefilde
Der bessern Welt, o Ruh',
In ihrem eignen Bilde
Den hohen Frieden zu,
Der seinen Kranz an Quellen
Der reinern Wonne pflückt,
Und schön damit die Stellen
Der Lebenswüsten schmückt.

Vom Rauschgewühl der Tage,
Worüber ich vertraut
Mich oft bei dir beklage,
Verschwand der letzte Laut.
Und hier dies Herz durchwüthen
Noch Stürme; denn du flohst
Von deinem Eremiten,
Dem du mit leisem Trost

Und frischen Lebensblüthen
Sonst gern entgegen kamst;
So gern ihm, was ihm fehlte,
Verliehst, und was ihn quälte,
Von seinem Herzen nahmst.
Im Augenblick der Weihe
Wie hab' ich — wie entzückt
An meine Brust dich, treue
Begleiterinn, gedrückt!

Dem frohen Argwohnlosen
Sang jede Nachtigall.
Mir blühten überall
Die Tage voller Rosen.
Ich sang dem Wiederhall
Ein Herz voll Freud' und Friede,
Voll Licht, wie die Natur;
Und streifte mit dem Liede
Der Lerche durch die Flur.
Nicht feil für Silberbarren,

Flog ich mit leichtem Sinn
Durch grofs' und kleine Narren,
Zu frei, um auf Gewinn
Aus ihrer Hand zu harren,
Zu ſtolz, um Pöbelſinn
Demüthig anzuſtarren,
Auf kleinen Wellen hin.
Das Lied verwandter Vögel
Floſs mir aus jedem Strauch;
Und leiſe blies der Hauch
Der Ruh' in meine Segel.
Das leichte Schiffchen fuhr
Sanft hin am Veilchenſtrande,
Geſteuert nach dem Lande
Der Wahrheit und Natur.
Ich ſah von fern das lichte
Beblümte Paradies,
Voll unverbotner Früchte,
Das mir die Hoffnung wies;
Und wuſste nichts vom Drängen

Der Bosheit und der List,
Die eine Welt verengen,
Die so geräumig ist.

Wen hat es nicht empfunden,
Des Lebens falsches Glück?
Man kommt nicht ohne Wunden
Aus einer Welt zurück,
Wo Edelsinn und Treue
Verrath zum Lohn gewinnt;
Wo theure Bundesweihe
Mit einem Schwur beginnt,
Und, wie auf Winterauen
Der Silberschmuck, zerrinnt;
Wo Hoffnung und Vertrauen
Verbotne Bäume sind;
Wo stets die Bessern litten,
Und Trug den Lohn erhält,
Den Wahrheitssinn erstritten.
Was ist die halbe Welt?

Ein Nein! auf unsre Bitten.
Ists wahr, dass oft die Pflicht
Des Herzens glücklich looste,
Was hilft das mir zum Troste?
Ich Armer fand es nicht!
Jetzt such' ich nur nach Ruhe.
So oft ich einen Blick
In meine Zukunft thue,
Such' ich kein andres Glück,
Als Ruhe, Lebensruhe!

Wo lächelt dein Gesicht
Am freundlichsten, du Holde?
Wo find' ich dich? Beim Golde
Des faulen Schwelgers nicht!
Sitzt auf den Ottomannen,
Die weiche Üppigkeit
Und Wollust sich ersannen,
Wohl die Zufriedenheit?
Umduftet von Holundern,

Haſt du den Raſen gern,
Worüber ſich die Herrn
Im Schimmer lächelnd wundern.
Was haſt du ihrem Spott
Auch weiter Trotz zu bieten,
Als einen Hain voll Blüthen,
Als eine Welt voll Gott?

Mich fändeſt du nicht träge;
Wie gerne folgt' ich dir!
Wie gerne! ſtände mir
Nur nicht ſo viel im Wege!
Du liebſt die Hügelflur,
Wo Einſamkeit und nur
Gedanken uns begleiten,
Die höhern Seligkeiten
Den Durſt der Seele weihn.
Doch ſprichſt du auch zuweilen,
Ein Stübchen, ſtill und klein,
Mit deinem Freund zu theilen,

Vertraulich bei mir ein.
Und wann du mir so treulich,
Wie Freundesblick, erschienst,
Dann wars um mich so heilig,
Wie stiller Gottesdienst!
Dem Druckgefühl des Kummers
Wies ich den Schlummer zu;
Umarmte, statt des Schlummers,
Nur dich, geliebte Ruh'!
Im Schimmerkreis der Thoren
Ging mancher Augenblick
Des Lebens mir verloren:
Du gabst ihn mir zurück!

Jetzt such' ich dich vergebens,
Du Göttinn meines Lebens!
Mein Herz ist leer und krank.
So leer an heitern Stellen,
Verschmäht es doch die Quellen,
Woraus es Frieden trank.

Lehrt' ich in deinem Arme
Nicht Manchen von der Pein,
Die ihn mit bitterm Harme
Verfolgte, sich befrein?
Hab' ich nicht selber, trogen
Ihn Hoffnungen, den Gram,
Der ihm die Aussicht nahm,
Von seiner Stirn gezogen?
Dem, der auf Kieseln trat,
Streut' ich dem Hoffnungslosen
Nicht selber deine Rosen
Auf seinen harten Pfad?
Und jetzt bin ich der Kranke,
Gequält von innerm Schmerz!
Kein freundlicher Gedanke
Schlingt, wie die Epheuranke,
Sich um mein wundes Herz.
Ich möcht' um ihre Freuden
Die tiefste Einsamkeit
Des Einsiedlers beneiden,

Der ruhig, aber weit
Vom Rauſche des Getümmels
Der Welt, ſich nur des Himmels
In ſeiner Stille freut.

Warum muſs ich dich miſſen?
O Göttinn! hat vielleicht
Das richtende Gewiſſen
Mit ſeinen Natterbiſſen
Dich von mir weggeſcheucht?
Sprecht, ihr verlebten Tage,
Sprecht, daſs mein Herz es hört!
Ob weinend eine Klage
Sich wider mich empört?
So will ich zu den Füſsen
Der Tugend willig büſsen!
Der Sünder iſt es werth!

Hat je mich unzufrieden
Zu ſeyn, die Pracht verführt,

Die mit Kariatiden
Den ſtolzen Pallaſt ziert?
Und zog ein goldner Wagen
Mich je ans Fenſter hin?
Bracht' ein verwöhnter Magen
Mich um den frohen Sinn,
Und um die freien Züge
Zufriedner Heiterkeit?
So ſey es, daſs der Neid,
Die Unzufriedenheit
An ſeinem Herzen rüge!

Nein! mich Geſunden letzt:
Das ſilberhelle Waſſer
Der Quell', indeſs der Praſſer
Sein Blut mit Gift verſetzt.
Nie hab' ich mit Erröthen
Mein Stübchen angeblickt,
Das, ſtatt Lyons Tapeten,
Ein kleines Denkmahl ſchmückt.

Doch röthen tauſend Mängel
Beſchämend mein Geſicht;
Allein die Welt der Engel
Iſt hier auf Erden nicht.
Wo unſre ſchönſten Saaten
Noch mancher Sturm zerſtört;
Wo das Verdienſt, der Werth
Der beſten unſrer Thaten
Uns ſelten ganz gehört.
Beim edelſten Beſtreben
Des Herzens, gut zu ſeyn,
Bleibt doch das beſte Leben
Ein Handeln, ein Bereun;
Ein Wechſelſpiel der Fehle.
Was die Vernunft auch thut,
Ach, ein rebelliſch Blut
Entthront die beſte Seele!
Doch iſt der Seele Pflicht,
Mit Muth und Kraft zu wehren,
Daſs wilde Stürme nicht

Ganz ihr Gebiet verheeren.
Drum brennt in ihr ein Licht;
Bei dieſer hellen Kerze
Verrath das Laſter bald,
In ſeiner Schreckgeſtalt,
Ihr ſeine ganze Schwärze.

Hat dich, o Ruh', vielleicht
Ein Blick in jene Menge
Von Laſtern weggeſcheucht,
Wo ſeufzend im Gedränge
Die arme Tugend ſchleicht?
Wo hier das letzte Zucken
Zertretner Unſchuld ſtarb;
Dort Schwelger das verſchlucken,
Was fremder Schweiſs erwarb;
Wo ſich auf Polſterwürden
Ein leerer Dünkel wiegt,
Und aller Druck der Bürden
Auf niedern Schultern liegt;

Wo Narren ungerügt
Am Heil des Weisen nagen;
Wo freches Unrecht siegt,
Und Witwen hülflos klagen.

Warum, o Nemesis,
Hab' ich nicht deine Waffen,
Der Witwe Recht zu schaffen,
Wann man es ihr entriss?

Ermanne, Herz, ermanne
Dich selbst, durch dich beschirmt,
Steh', wie die Felsentanne,
Die ein Orkan umstürmt!
Entreiss' dich dem Getümmel!
Lies jene Handschrift dort
Am dunkeln Sternenhimmel!
Lies! Sie ist Gottes Wort!
Und keine Zweifel fragen:
Ob Gott sie selber schrieb?

Sie ſpricht zu deinen Klagen:
Du bleibſt, wann nichts dir blieb,
Den Händen, die dich tragen,
Mehr, als dir ſelber, lieb! —
Lies ſelbſt in der Entbehrung
Die künftige Gewährung
Für jeden Lebenstrieb!
Der Wunſch, den deine Schwächen
Oft weinend ſcheitern ſahn,
Was iſt er? Ein Verſprechen,
Das dir ein Gott gethan,
Und das er, Trotz dem Scheine
Des Zufalls, der dich irrt,
In irgend einem Haine
Der Lieb' erfüllen wird.

O Troſt! das heiſse Sehnen
Nach Ruh' ſtillt eine Welt,
Für die von unſern Thränen
Umſonſt nicht Eine fällt.

Ja, böt' auch unſern Leiden
Dieſs Ahnden keine Freuden,
Kein Land des Friedens an:
So könnten Erdenkronen
Den Edeln nicht belohnen,
Der dieſen Troſt erſann,
Der euch, die ihr, vergeſſen
Vom Glück, nichts hoffen dürft,
Auf dämmernde Cypreſſen
Ein ſtilles Leuchten wirft,
Und euch zur Lebensreiſe
Den Muth im Herzen nährt:
Schon dieſer edle Weiſe
Wär' eines Himmels werth,
Wohin empor das Sehnen
Der müden Tugend fliegt,
Die für den Himmel ſiegt,
Für Hoffnungen, auf denen
Ihr krankes Haupt ſich wiegt.
Wer dieſen Troſt entbehren

Zu können, ſtolz vermeint,
Der hat nur kalte Zähren
An theurer Gruft geweint.

Du, die ich nie vergeſſe,
Du, die du mich gebarſt,
Und diesſeits der Cypreſſe
So viel, ſo viel mir warſt!
Du theure Hingeſchiedne,
O blick' auf mich herab!
Der ſonſt ſo leicht Zufriedne,
Dein Sohn beweint dein Grab!„

Hinweg mit dem Kothurne,
Auf dem die Freude tanzt!
Mein Geiſt umwankt die Urne,
Mit Pappeln überpflanzt!
Ihr heiligen Cypreſſen,
Laſst ihr es mich vergeſſen,
Was mir die Welt verſprach,

Die Welt, die so vermessen
Ihr Wort gab und es brach!
Lasst Alles mich vergessen!
Um meinen Lebenskauf
Betrogen, flücht' ich müde
Zu euch, o nehmt mich auf!
In euerm Schoss ist Friede,
Den nicht die Welt mir bot.
Was habt ihr mir zu sagen?
Ihr sagt: der Lehrer Tod
Enträthselt Wonn' und Klagen,
Und hilft ein Leben tragen,
Das Beides — winkt und droht.
Ich fleh' allein, o Tod;
Um mich weint keine Liebe
Sich mehr ein Leben trübe,
Kein Auge sich mehr roth.
Seht, meine ganze Habe,
Dieß Herz — vielleicht zu weich —
Bring' ich am Pilgerstabe

Mühfelig mit zu euch!
Laſst mich es dort im Stillen,
Wo ſeine Ruh' beginnt,
Sanft, wie ein krankes Kind,
In euern Mantel hüllen,
Den ihm die Hoffnung webt,
Die leif' um Schlummerhöhlen,
Wie Lebensodem, ſchwebt,
Und hingebeugte Seelen
Zu ihren Sternen hebt.

Schon ſeh' ich minder trübe
Mein dunkelndes Geſchick.
Komm mit dem holden Blick
Des ſanften Sterns der Liebe,
O Ruhe, komm zurück,
Und laſs, verlaſs mich nimmer!
Wirf mir im Liljenkranz
Noch auf die letzten Trümmer
Des Lebens deinen Glanz!

AN EINEN FREUND.

1781.

Freund, die Roſenzeit iſt da!
Komm hervor aus deiner Stille,
Die dich ſchon zu lange ſah!
Schicke die verzogne Grille
Hurtig nach Polonia!
Fort mit ihrer finſtern Miene
Zu dem Reichstag, den der Geiſt
Der berühmten Katharine
Auf- und untergehen heißt!

Flüchtig iſt der Sommermorgen,
Seine Blüthe leicht zerknickt;
Ja, der Flüchtling iſt entrückt,
Eh' die Arbeit unſrer Sorgen
Ihm nur Einen Kranz entpflückt.
Gram iſt wahrer Tod des Lebens;

Freud' iſt Lebensſonnenſchein,
Unter dem die Kraft des Strebens
Ihre Fluren ſicht gedeihn.
Und nur der lebt nicht vergebens,
Der ihn ganz der Freude weiht,
Dieſen Tropfen Lebenszeit;
Dieſen Tropfen, der vom Eimer
Durch den kleinſten Anſtoſs fallt.
Lerne doch! Ein jeder Reiner
Predigt dieſen Spruch der Welt.
Keiner predigt zwar die Mängel,
Die ſie trägt, aus ihr hinaus;
Sie iſt keine Welt der Engel —
Iſt ſie drum ein Narrenhaus?
Und ein Kerker voller Graus,
Wo nicht Eine Freude dauert?
Wo die Weisheit eingeſperrt
Einſam ihren Tag vertrauert,
Und an ihrer Feſſel zerrt?
Nein! die Welt hat manche Seite,

Die, wenn Ungenügſamkeit
Nicht das Herz mit ihr entzweite,
Uns die ſchönſte Ausſicht beut,
Die nicht immer unſer blödes
Aug' an ihr entdecken kann.
Ja, die Freude baut ein jedes
Klima unſers Lebens an!
Vom Geräuſch der Knabentänze
Bis zum letzten Stufenjahr
Iſt kein Fleck, wo ſie nicht war;
Keine Stelle, die nicht Kränze
Dieſer Huldgöttinn gebar!
Sie haucht unſern Blüthentagen
Roſenathem ein; ſie lehrt,
Wenn uns nicht ein Trug bethört,
Unſre Seelen dem en ſagen,
Was nicht zu uns ſelbſt gehört,
Freud' an Allem, was hienieden
Gottes Welt zum Himmel ſchafft,
Gibt der Tugend ihren Frieden,

Gibt der Weisheit ihre Kraft.
Nur am Stamme der Entsagung
Blüht, selbst mit dem Sturm versöhnt,
Uns ein Kranz, der dauernd krönt.
Wohl der Seele, die zur Tragung
Ihrer Bürd' an ihn sich lehnt!
So geht der bescheidne Weise
Durch das Leben bis ans Grab
Mit Gesang und Lust hinab.
Sey der Weg im Felsengleise,
Sey das Wetter rauh und scharf,
Wenn er nur auf seiner Reise
Keinen Schritt bereuen darf!
Ruhig sieht er die Vasallen
Eines Klumpens Erzes wallen;
O sie schleppen bang' und schwer
Neben ihm sich hin, und Er —
Ist der Glückliche von Allen!
Denn die Freud' an Einem Arm,
Ihre Weisheit an dem andern:

Dieſs Geleite läſst der Harm
Ungeſtört vorüber wandern. —

Laſs den Geitz die Sonne ſcheun!
Laſs ihn durch die groſsen Summen
Reicher, als zufrieden, ſeyn!
Neid gebeut ihm, zu verſtummen;
Furcht verbeut ihm, ſich zu freun.
Laſs den Stolz in Pracht ſich kleiden!
Dränget durch den lauten Chor,
Durch das groſse Heer von Freuden
Sich zu ihm die Freud' hervor,
Die wir unſerm Klaus beneiden,
Dem nur Wahrheit Wahrheit gilt;
Dem der herzgefühlte Friede
Aus der Wieſenblume quillt,
Aus dem Graſemückenliede?

Freund, uns ſollen Geitz und Neid,
Stolz und Unzufriedenheit

Nicht die glatte Stirn zerpflügen!
Unſer iſt die Frö. ichkeit,
Die das heiligſte Vergnügen
Leiſ' in unſre Stille ſtreut!

Freud' iſt Alles! Sommerwinde
Flattern durch die Tannengründe
Süſs und froh um mein Geſicht.
Selbſt nicht froh zu ſeyn, iſt Sünde:
Freund, verſündige dich nicht!
Laſs es die Zeloten, denen
Alles ſchwarz iſt, anders wähnen:
Wir verſündigen uns mehr
Wider Gott und uns durch Thränen,
Als durch Freude. Freudenleer
Iſt kein Raum der Näh' und Ferne;
Alles Leben ſoll ſich freun!
Jubelvolle Wandelſterne
Tanzen ihren groſsen Reihn,
Wie den kleineren die Motte,

Die in leiſem Staube kreiſt.
Die Natur dient nur im Geiſt
Des Entzückens ihrem Gotte.
Wann die Mück' ihn ſummend preiſt,
Ihm mit Luſt die Wälder grünen,
Freund, dann fühl' es, was es heiſst,
Ihm im Geiſt der Wahrheit dienen. —

Nimm denn jede Freude mit!
Laſs dich einen ſauern Schritt
Durch das Leben nicht verdrieſsen!
Und geſetzt auch, Kaltſinn tritt
Deine Mühe ſtolz mit Füſsen,
O die ſtille Tugend weiſs:
Daſs umſonſt kein Tropfen Schweiſs
Ihrer Wange darf entflieſsen.

Gut zu handeln, gut zu ſeyn
In dem Schatten einer Hütte,
Dieſs Gefühl verſüſst allein

Uns die allzusauern Schritte,
Welche wir so ängstlich scheun?
Stehn um deine That Verächter
Deines Herzens stolz und kalt:
In der That liegt ihr Gehalt;
Aber besser oder schlechter
Macht sie Menschenurtheil nicht.
Müssens uns erst Menschen sagen:
Ob wir uns mit unsrer Pflicht
Abgefunden? — Warum fragen
Wir den innern Richter nicht?
Dieser innre Richter spricht
Freilich uns sein Urtheil leiser,
Als die stattliche Sentenz
Einer hohen Excellenz;
Aber wird der Thor ein Weiser?
Wird der Schurk' ein Biedermann,
Hängen König oder Kaiser
Ihm davon den Stempel an?
Freund, ein solcher Ehrenmann,

Dünkt mich, gleicht ein wenig dann
Einem Pallaſt, der mit Hohne
Niedre Hütten überſtrahlt;
Und ſein ſtolzer Aushang prahlt,
Daſs in ihm die Tugend wohne;
Blickſt du aber näher hin
Durch die ſchimmerreichen Fenſter,
Dann ſo ſchwärmen nur Geſpenſter
Eines Narrenkopfs darin.
Was dem flachen Pöbelſinn
Der Betrug auch immer gelte,
Der mit hoher Vollmacht lügt:
Er iſt Trug, den mit der Kälte
Seines Blicks der Weiſe rügt!

Freund, die Ehre trotzt der Schranke,
Die um ſie ein König zerrt.
Nie ward ſie in eine ſchwanke
Menſchenſatzung eingeſperrt;
Feſſellos, wie ein Gedanke,

Lebt ſie in dem Freiſtaat bloſs,
Den der Geiſt der Tugend gründet;
Und ſie reifst ſich kühn und groſs,
Wo ſie ſich nicht heimiſch findet,
Selbſt von Ordensbändern los.

Nicht des Beifalls karge Gaben
Sind der Lohn, wirſt du das Ziel
Mühevoll errungen haben.
Gottes Blick und dein Gefühl
Sind die unſichtbaren Engel,
Welche dir zur Seite gehn,
Und in dir die Kraft erhöhn:
Gut zu ſeyn, und Güt' und Mängel,
Dank und Undank zu beſtehn.
Was wir tadeln oder loben,
Und was Wahrheit iſt und ſcheint,
Das wird richtiger da droben
Erſt berechnet werden, Freund.
Seys, daſs dir das Lob verſtumme,

Welches einen Narrn betäubt!
Lob verweht, und Weihrauch ſtäubt;
Nur das Gute, nur die Summe
Deiner beſten Thaten bleibt.

Auch erwarte nicht, die Motten
Vom Gewand der Unſchuld rein,
Wie dus wünſcheſt, wegzuſpotten;
Auch die Motten müſſen ſeyn!
Deine Art zu ſehn, zu handeln,
Lenkt nicht in den Weg hinein,
Den viel Ehrenmänner wandeln:
Dieſe werdens nicht verzeihn,
Wenn dus wagſt, nach den Geſetzen
Deiner Selbſtheit ſelbſt zu ſeyn.
Ihren ſummenden Geſchwätzen
Wirſt du nicht entgehn; allein
Darf dich das wohl — wenn die Sache
Deines Herzens ſtill und rein
Ihren Weg geht — kümmern? Nein!

All die Dinge müſſen ſeyn,
Daſs der Beſsre ſie belache,
Böſe ſich noch etwas ſcheun,
Da, wo nicht auf ſie die Rache
Der Geſetze niederfällt.
Did-Verläumdung iſt die Wache
Bei der Tugend dieſer Welt,
Die vielleicht noch nicht das Dräuen
Dieſer Wach' entbehren kann:
Darum laſs uns ihr verzeihen,
Ruft ſie uns auch dann und wann
Eben nicht zu freundlich an. —
Zwar verkannt — verkannt zu werden,
Wann das Herz ſich edel fühlt,
Iſt von allen Herzbeſchwerden
Die wohl, die am tiefſten wühlt;
Und es koſtet bittre Thränen,
Eh' das Herz, ſich anzulehnen
An ſich ſelber, zitternd wagt.
Edel — ruht es dort auf Thaten,

Die es keinem Druck verrathen,
Keinem Schmerz, der giftig nagt!

Und dann, träuft vom Honigmunde
Trauter Freundſchaft nicht genug
Lindrungsbalſam in die Wunde,
Die ein böſer Menſch uns ſchlug?
Ach! ich hätte manchen Kummer
Wohl ſo glücklich nicht beſiegt,
Hätt' ihn nicht in ſtillen Schlummer
Dieſer Genius gewiegt!
Freund, ich wär ſchon hingeſunken,
Da erweckte ſie den Funken,
Der mir noch im Geiſte glüht!
O ſie hat um meine Stunden
Einen Roſenzweig gewunden,
Der mir noch im Herzen blüht! —
Freundſchaft, Freundſchaft! Kennt ihr ſtolzen,
Hohen Weltbezwinger, ſie,
Dieſe Lebensmelodie,

Welche, Herz in Herz verſchmolzen,
Menſchen Engelſinn verlieh?

Komm in meine ſtille Laube,
Wo die Freundſchaft dich empfängt;
Wo die junge grüne Traube
Friedlich zwiſchen Roſen hängt.
Da ſoll dich mein Arm umſchlingen!
Da laſs uns bei Sternenſchein
Noch vergnügt beiſammen ſeyn,
Wann die Abendgrillen ſingen!
Sieh! noch blühen purpurhaft
Meine Roſen; doch ſie ältern.
Alles ſinkt von ſeiner Kraft:
Drum laſs Seelennahrungsſaft
Uns aus kurzem Daſeyn keltern!

Freund, aus einer Urne geuſst
Eine Gottheit, mit der Schnelle,
Wie vom Berg ein Strom ſich reiſst,

Unſre Stunden rein und helle
Auf vermiſchte Fluren hin;
Und was wir von jeder Welle
Haſchen, um mit leichtem Sinn
Froh zu ſeyn, das iſt Gewinn.
Freilich, ihre Wellen rieſeln
Oftmahls über Kies und Stein:
Aber rinnt gerad' auf Kieſeln
Nicht die Wallung hell und rein?
Über fette Blumenfluren
Schleicht das Flüſschen ſanfter; dann
Nimmt es aber auch die Spuren
Von dem Schlamm des Bettes an.
O, die heilgen Fluthen rinnen!
Laſs uns ihnen abgewinnen,
Was gewonnen werden kann!

Manches Stündchen geht verloren,
Manches hab' ich ſchon beweint;
Doch nun hab' ich mirs geſchworen,

Keins mehr zu verlieren; Freund.
Zwiſchen Gaukelſpiel und Poſſen,
Zwiſchen Wahrheit und dem Schein
Sind bald zwanzig Jahr verfloſſen.
Aber ſind ſie auch genoſſen?
Iſt die Frag'. Ich glaube: Nein!
Darum lob' ich mir die Grille —
Laſs es immer Grille ſeyn! —
Fern vom Gaukelſpiel, oder Stille
Meines Herzens mich zu freun.
Mag um mich der Schwelger toben!
Mir genügt, den Gott zu loben,
Der der Tugend Heil verhieſs,
Und das Heiligthum der Freude,
Viel zu klein, zu ſanft dem Neide,
Stillen Seelen offen lieſs.
Und woher nun dieſe Stille,
Dieſe Ruhe, die ſo ſüſs,
Die mit ihrer Lebensfülle
In mein Herz ſich niederlieſs?

Wer von Menschen nichts begehret,
Und nichts sein nennt, als sein Herz,
Und was dieses ihm gewähret,
Der entgeht dem wilden Schmerz.
Manche Aussicht stand mir offen;
Und wer konnte froher hoffen?
Doch, wann ich sie schwinden sah,
O dann stand ich so betroffen,
Wie ein armer Sünder da;
Härmte mich, ward ungeduldig;
Schalt um mich die Ding', und fand
Bald die Stelle, wo ich stand,
Bald die Fessel, die mich band,
Aber nie mich selber schuldig.
So verlor ich Lebenszeit,
Lebensruh' und Heiterkeit!
Endlich kam ich nach gerade
Auf die Frage mit — du bist
Böse, dass des Glückes Gnade
Dir nicht gibt, was dein nicht ist?

Konnte denn in ſeiner Tonne
Diogen zufrieden ſeyn?

Leuchtet nicht, wie ihm, die Sonne
Dir ins ſtille Kammerlein? —
Ich verlieſs die Timonshöhle;
Und der Gott in meiner Seele
Fliſterte mir leiſe zu:
Aus der Stunde, die du nützeſt,
Quillt dein Eigenthum, die Ruh'!
Du biſt nicht, was du beſitzeſt,
Was du thuſt, nur das biſt du! —

Freund, ich habe viel verloren,
Was ich innig mein geglaubt.
Sie, ach! ſie, die mitgeboren,
Hat mir Menſchendruck geraubt!
Prieſter und Levit, mein Lieber,
Gingen ihren Gram vorüber,
Den nur ich mit ihr getheilt.
Wohl, daſs ich mich endlich faſſe,

Daſs vom tiefſten Menſchenhaſſe
Endlich meine Seele heilt! —
Und Armin — aufgeflogen
Iſt der Geiſt aus ihrem Blick;
Sie, für hohes Seelenglück
Von der Tugend ſelbſt erzogen,
Ging ins Engel-Land zurück!
Längſt geweiht zu dieſem Looſe,
Sah ich, wie der Frühling ſchwand,
Wo die Huld mit zarter Hand
Freud' und Unſchuld, wie die Roſe
Mit der Lilje ſanft verband;
Sah die Lilj' in der Entblättrung,
Wie ihr Silberhaupt ſich bog;
Wie ihr Athem der Vergöttrung
Himmliſcher entgegen flog!
Hingedrängt vom Seelendrange,
Grüſst' ich ihren Tempelhain,
Um ihr opfernd eine Wange
Voller Thränen noch zu weihn!

Aber nun nenn' ich ſchon lange
Nicht, was mein nicht iſt, mehr mein!
Und wer ſie verlieren muſste,
O der wird ein kalter Mann,
Und ihn fechten die Verluſte
Seiner Welt nur wenig an!
Wann mir ja ein kleines Fältchen
Meine freie Stirn beſchleicht,
Eil' ich in mein Tannenwäldchen:
Und der Unmuth iſt verſcheucht.
Sieh, das thut bei mir die Stille,
Und ein friedliches Gebüſch.
O ich weiſs, wie manche Grille
Mitſpielt dort am L'hombre-Tiſch.

Wen zu ihrer Wolluſtſchale
Die Natur ſo freundlich winkt,
O, der haſst die Sündenmahle,
Wo aus ſüſsem Punſchpokale
Argliſt fremde Mühen trinkt.

Weg, wo Menſchen Menſchen drücken!
Weg von dieſem Seelenſchmerz!
Denn du kannſt doch nicht beglücken,
Und nicht retten, armes Herz!
Aber Zähren voller Wonne
Weint, ihr meine Augen, weint,
Wo etwa ein Menſchenfreund,
Mild und lichtvoll, wie die Sonne,
Über ſeine Brüder ſcheint!
O den Mann mögt' ich vergöttern!
Kömm! was meine Armuth kann,
Kränzen will ich dich mit Blättern
Meiner Roſen, edler Mann!
Komm! daſs ich dein Lob verkünde,
Wenn mirs auch nur ſo viel trägt,
Daſs der freche Sohn der Sünde
Seine Augen niederſchlägt!
Komm, daſs ich mich deiner freue!
Daſs das feierlichſte Lied,
Das aus meiner Seele glüht,

Dir den ſchönſten Lorber weihe,
Der im Hain der Tugend blüht! —
Freund, du weiſst, ich wünſche ſelten;
Aber Thaten zu vergelten,
Der Mann wünſcht' ich wohl zu ſeyn!
Leider! iſt das Glück nicht mein,
Dieſen Wunſch mir zu erfüllen.
„ Einem armen kranken Mann,
„ Dürſtet ihn, den Durſt zu ſtillen:
„ Wenn ich das nur immer kann!
Niemahls fühl' ich mehr bekümmert
Meine Schwäche, als nur dann,
Wann ich da nicht helfen kann,
Wo das Elend mich umwimmert!
Dieſe Wolk' hat oft die Stirn,
Mir die heitre Stirn beſchlichen;
Nicht, daſs mich mit ihren Stichen
Eigne Sorgenſchwärm' umſchwirrn.
Meine Ausſicht wird noch ſchöner,
Wann mein Tag zu Ende ſchleicht;

Und der müde Tagelöhner
Nun ſein Haupt zur Ruhe neigt.

So mag mir mein Loos denn fallen,
Wie es will! An Freundesarm
Will ich, ſonder Furcht und Harm,
Meinen Weg hinunter wallen;
Und wann Andre den Verluſt
Ihrer Puppenſpiele klagen,
Wird das Herz in meiner Bruſt
Immerfort gehalten ſchlagen.
Mich trifft nunmehr kein Verluſt;
Denn mein Reichthum iſt die reiche
Himmliſche Zufriedenheit,
Die, geſichert, daſs der Neid
Ihren Frieden nicht beſchleiche,
Der Verborgenheit ſich freut,
Wo ſie goldne Blüthenzeit,
Gleich Heſperiſchem Geſträuche,
Nieder auf mein Leben ſtreut.

Ohne sie könnt' ich auf Erden
Reicher niemahls, aber wohl —
Wäre selber der Paktol
Mir tributbar — ärmer werden,
Und verlernen froh zu seyn.
Meine Ehr' — ich brauche wenig —
Bau' ich selbst; und die ist mein;
Diese kann mir selbst der König
Weder nehmen noch verleihn!
Ruhe gibt mir mein Gewissen;
Und auf diesem Schlummerküssen
Schlaf' ich jeden Abend ein.
Meine Zitter stimmt sich heiter
Mir zur Lebensmelodie.
Und nun sprich! was brauch' ich weiter
Froh zu seyn, als Jen' und Sie? —
Und so bau' ich denn im Stillen
Meine Welt, so gut ich kann,
Wohl zuweilen auch mit Grillen,
Meistens doch mit Freuden an.

Roh ward uns die Welt gegeben,
Wie Gott uns der Welt verlieh;
Wie der Menſch nun durch ſein Leben
Sich ſie macht, ſo hat er ſie.
Darum ſchreiet denn im Wachen
Und im Traum ein armer Thor
Zu dem lieben Glück empor,
Welches ſeine Welt ihm machen,
Oder beſſern helfen ſoll;
Und was dieſs auch, gnadevoll,
An der Stümperei verbeſſert,
Das wird durch des Thoren Kunſt,
Die auch Nektar ihm verwäſſert,
Immer wieder doch verhunzt!
Und dann führt man bittre Klagen,
Fabelt ſich von goldnen Tagen
Alter Zeiten Wunder vor;
Schilt die Welt, die ſie verlor:
Aber blüht wohl aus den Klagen
Eine beſſre Welt hervor?

Beſſer — ſich ans Werk zu wagen,
Jeden Splitter Thätigkeit,
Zum Gebäu der beſſern Zeit,
Still und friedlich hinzutragen!
Wie mit unſerm Lebensjoch,
So iſts auch mit unſern Zeiten:
Jeder trägt das ſchwerſte; doch
Weils den muſsereichen Leuten
So gefällt, ſo laſs ſie ſtreiten!
Unſre Welt iſt offenbar
Immer, was ſie immer war,
Ein verſchlungnes Marktgetümmel,
Wo, wann Alles ſteigt und fällt,
Dieſe Wahrheit ſich erhält:
Engel machen ihren Himmel;
Menſchen machen ihre Welt. —
Doch genug nun! Ich vertiefe
Mich zu tief ſonſt! Ward nicht ſchon
Aus dem freundſchaftlichen Briefe
Ein moraliſcher Sermon?

Komm denn, Freund! In meiner Laube
Wartet zwar kein theurer Wein,
Längſt gepreſst aus ſeiner Traube,
Nur ein Herz, voll Freundſchaft, dein!
Laſs heut deine Akten liegen!
Dem Sokratiſchen Vergnügen
Sey der ſchöne Tag geweiht!
Herrlich blüht die grüne Hütte,
Die uns düften ſoll, fünf Schritte
Zwar nur lang und fünfe breit;
Aber für uns Beide räumlich.
O das Hüttchen iſt mir werth!
Da ſitz' ich ſo ungeſtört,
So mir ſelbſt geſchenkt, ſo heimlich,
Weil mich da kein Schwätzer plagt,
Der viel ſpricht, und wenig ſagt.

Was iſt Glück, ſo lang' im Staube
Man das reine Glück vermiſst,
Wenns in dieſer ſtillen Laube

Dieſe ſüſe Ruh' nicht iſt?
Denn nimm Alles, was ſonſt reitzet,
Vor den Schein des wahren Lichts:
Das, wonach ein Jeder geitzet,
Iſt ein groſses theures — Nichts.
Thöricht haſchen wir auf Erden
Nach des Glückes Irrlicht-Schein;
Wer ſich quält, beglückt zu werden,
Büſst die Zeit ein, es zu ſeyn!
Thor iſt der, dem nach der Ehre
In der Seel' ein Wunſch nur brennt;
Der, als füllte ſie die Leere
Seines Lebens, darnach rennt!
Anders ſchätzt ſie unſer Glaube,
Sie, die gleiſsneriſch betriegt.
Wann ſie groſs den Kleingeiſt lügt,
Lachen wir in unſrer Laube
Des Betrugs, und ſind vergnügt!

ROSALIA AN TIEDGE

an ſeinem Geburtstage.

1786.

Sprich, Freund, was es doch wohl bedeute,
Daſs mir dieſs oft verſuchte Bild,
Das dieſen Brief begleitet, heute,
Juſt heute! meinen Wunſch erfüllt,
Am Tage, da zum erſten Mahle
Der Gott, von dem ihr Dichter prahlt,
Daſs er euch ſonderlich beſtrahle,
Einſt deine Wiege hat beſtrahlt?
Du pflegſt zwar Alles zu beſtreiten,
Was nur nach Aberglauben ſchmeckt;
Doch Etwas hat es zu bedeuten;
Wer weiſs es, was dahinter ſteckt?
So viel, däucht mir, hab' ich entdeckt:
Der Gott mit myrtumwundner Schläfe —
Wird er nicht Liebesgott genannt?
Ich bin nicht ſehr mit ihm bekannt —

Der führte, dafs ich besser träfe,
Beim Zeichnen heute mir die Hand.
Und auf die Kunst, in werthen Bildern
So werthe Freundinnen zu schildern,
Versteht er sich, das ist bekannt!

Tief sind die seelenvollen Züge
Leidens in mein Herz geprägt,
Das voller Freundschaft für sie schlägt.
Ob aber doch dieſs Bildniſs lüge?
Das wirst du wohl am besten sehn;
Doch mir verbitt' ich alle Rüge!
Denn Amor muſs für Alles stehn!

Nun sollte zwar, nach alten Sitten,
Die Muſ' ein Füllhorn, voller Glück,
Noch über deine Tage schütten;
Allein wo schauet wohl ein Blick
Kalt, wie der deine, nach den Dingen,
Womit Fortuna sich behängt,

Und nur zu oft in ihre Schlingen
Den Frieden ihres Freundes fängt?
Ein Glück, das sich im Herzen gründet,
Das nicht auf Tand und Flittern ruht,
Und drum mit ihnen nicht verschwindet:
Das ist das einzig wahre Gut,
Das dem Beglückten, der es findet,
Ganz unabhängig von der Welt
Und ihren Launen, Farbe hält.
Ein Thor durchsucht die halbe Welt,
Verschwendet seine Hand voll Stunden:
Dann ist es Schatten, den er küsst!

Du, Freund, hast da das Glück gefunden,
Wo es allein zu finden ist.
Das trotzet all' und jeden Feinden;
Steht selbst im Sturm des Schicksals fest;
Und wohl dem, der so seinen Freunden
Nichts, ihm zu wünschen, übrig lässt!

AN ROSALIA.

So lange Luna Thal und Höhn
Nun schon versilbern, und Aurore
Vergolden muſs, trat mir so schön
Kein Tag aus seinem Rosenthore,
Als dieser in der Wintertracht!
Du hast ihn mir so schön gemacht,
Daſs er, Trotz seiner trüben Sonne,
Mit aller Heiterkeit und Wonne
Des Frühlings mir entgegen lacht!
Ich will, um ganz ihn zu genieſsen,
Zu einem groſsen Fest ihn weihn.
Vielleicht, daſs meine Myrten sprieſsen:
Dann soll Ein Zweig ihm heilig seyn,
Und Einer soll sich um die Schläfe,
Die Darbes selbst nicht besser träfe,
Als du sie zeichnetest, so schön —
Als feierten hier Lieb' und Stille
Laïdens Myrtenfest — sich drehn.

Und mein Beſuch — du kennſt die Grille
Des Herzens ſchon, dem ganz allein
Am wohlſten iſt — ſoll meine Stille,
Das Bildniſs und dein Briefchen ſeyn!
Der Freud' und Weisheit Blumen keimen
Nicht leicht in dem Geräuſch der Welt,
Das Phantaſus mit ſeinen Träumen,
Als wärens Weſen, unterhält.
Sie blühn beſcheiden und verborgen,
Wie Veilchen, die der Lenz verſteckt;
Und göttlich überraſcht, entdeckt
Der Sucher ſie am ſchönſten Morgen,
Von einer Nachtigall geweckt.

So ſchalkhaft auch dein Briefchen ſpöttelt,
So ernſthaft warnet doch darin
Die Weisheit vor dem Eigenſinn
Des Glücks, bei dem die Thorheit bettelt,
Um einen ärmlichen Gewinn.
Ich glaube, daſs, nach meinem Sinn,

Ich meinen Tag nicht beſſer feire,
Als wenn ich aus den Täuſcherein
Der Dinge mir die Kunſt entſchleire:
Beglückt auch ohne Glück zu ſeyn!
Du haſt dazu mich eingeladen;
Dein Schickſal, Freundinn, aber ſpinnt
Durch dieſs verſchlungne Labyrinth,
Wie Ariadne, mir den Faden.

Was iſt um uns die weite Welt,
Mit allen ihren reichen Schätzen?
Ein Weg, wo Dornen den verletzen,
Der ſich nicht in der Mitte hält.
Auf beiden Seiten tönen Rufe;
Man ſchaut mit wachem Sinn empor,
Tritt raſch auf dieſ' und jene Stufe,
Und wird — aufs lindeſte ein Thor.

So hat die Welt denn keinen Frieden?
So gibt ſie uns nur Wahn und Schmerz?

Nein, eine Gegend blüht hienieden,
Und die ist unser eignes Herz.
Sie blüht, und kann viel Schönes blühen,
Viel schönes liebliches Gesprofs;
Wenn wirs mit Sorgfalt nur erziehen,
So lohnt es auch gewifs die Mühen,
Womit es unser Fleifs begofs!

Ja, du hast Recht! aus unsern Herzen
Wächst, was wir säu, uns wieder zu:
Da pflanzt die Weisheit ihre Ruh';
Da sät die Thorheit ihre Schmerzen;
Da sät das Laster seine Pein;
O da verblühet jeder Morgen,
Den leere Abende berenn;
Da hüllt die Tugend sich verborgen
In ihre stille Pflanzung ein,
Die ihr kein Erdensturm zerwehet!
Wer unzufriedne Wünsche saet,
Der erntet Misvergnügen ein.

Ein reines Feld ward uns vertrauet;
Und wehe, wenn ihm, unbebauet,
Heran die Zeit der Ernte fliegt!
Indeſs in unſern eignen Gründen
Der Hungerquell, der nie verſiegt,
Um unſre Ernten uns betriegt,
Sehn wir uns ſeufzend um, und finden
Das Glück nicht — weils zu nahe liegt.

O Freundinn, wenn es Viele wüſsten,
Was ihnen in der Nähe liegt,
Sie ſchüfften nicht nach fernen Küſten,
Wo jede Hoffnung ſie betriegt.
Erwartung täuſcht; die Ferne lügt,
Macht Paradieſ' aus jeder Klippe,
Läſst Feeninſeln raſch entblühn;
Allein, was junges Leben ſchien,
Wird in der Nähe zum Gerippe,
Vor welchem alle Freuden fliehn:
Dann reifst die Wahrheit erſt der Klippe

Den Schleier der Erwartung ab.
Rosalia, von deiner Lippe
Flofs das so göttlich wahr herab!
Zu gern nur borgt das Herz die Schwingen
Der Phantasie, und sucht das Glück;
Gewinnt von hundert fremden Dingen
Nicht Einen Lebensaugenblick;
Nimmt Alles mit auf seinen Zügen,
Läfst nur — sich selbst verächtlich liegen,
Und kehrt dann, mit dem Mifsvergnügen
Getäuschter Hoffnung, arm an Glück,
Und reich an Seufzern, spät zurück
Aus seinen träumerischen Welten,
Um nun sich auf sein Mifsgeschick
Bei guter Mufse satt zu schelten.

Was Gott für Jeden nützlich hielt,
Gerade das ward ihm beschieden.
Der ist ein Thor, der unzufrieden
Nach dem, was er nicht brauchte, schielt.

Ein Sklav' an ſelbſtgemachten Feſſeln,
Von wie viel Dingen hängt er ab!
Und ſo beſtreuet er mit Neſſeln
Den Lebensweg bis an ſein Grab,
Den manche Roſe zieren müſste,
Wenn ſie ſein Wahn zu pflücken wüſste,
Der ihn entfernt vom rechten Ziel.
Wie manches ſelige Gefühl
Verliert er in dem Rauſch der Lüſte,
Die ihn mit ihrem Zauberſpiel
In ihre Tyranneien ſingen.
Der iſt ein Sklav' von allen Dingen,
Der unter dieſe Herrſchaft fiel!

Zäumſt du dem Thoren ſeinen Stecken,
Auf welchem er am liebſten ſitzt,
So ſchleppſt du ihn durch Dorn und Hecken,
Und wenn er gleich ſich blutig ritzt.
Ganz auf die Hoffnung hingeſtützt,
Bald auf den lichten goldnen Auen,

Wo er die Freude ewig glaubt,
Ein Götterleben anzubauen,
Fällt sein betrogenes Vertrauen
Wohl gar in eines Räubers Klauen,
Der das auch, was er hat, ihm raubt.
Verläfst den Kranken wohl die Plage,
Flieht er das Bett, auf dem er litt?
So nimmt der Thor in jede Lage
Die Krankheit seines Herzens mit;
Schleppt ewig sich mit seiner Bürde.
Die Gottheit hätte viel zu thun,
Ihn zu erhören; und er würde,
Was sie auch thäte, doch nicht ruhn.
Stets wähnt er, was ihn drückt und dränget,
Sey Druck und Drang von aufsen her;
Sein Daseyn ist es, was so schwer,
So überläftig an ihm hänget.
Er blickt aus sich hinaus und sieht
Nun leicht das Glück, das einen Neider,
Der seiner müd' ist, an sich zieht;

Er flieht sich selbst und trifft sich, leider!
Da wieder an, wohin er flieht!

Ergreift die fressende Gangräne,
Die Unzufriedenheit, das Herz:
Dann frisst sie, bis zur letzten Thräne,
Die Ruhe weg; und diesen Schmerz
Kann nicht die Göttinn, Glück, vergüten,
Und wär' ihr schimmerreiches Erz,
Und was sie sonst hat anzubieten,
Noch blendender: es nährt den Schmerz.
Denn diese Furie, die immer
Umher schleicht, sucht kein Halmendach;
Sie folgt, gelockt von seinem Schimmer,
Dem Überfluss zum Pallast nach.
Da sitzt in seinem öden Zimmer
Der ewig dämmernde Lupin,
Dem königliche Gärten blühn!
Auf seinen hundert Weitzenfeldern
Grünt ihm kein Halm Zufriedenheit;

Er gähnt ſich hin zu ſeinen Wäldern,
In welchen ſich ſein Schäfer freut.

η Lizin wars, den die Hoheit rührte,
Der, auſser daſs ein Ordensband
Ihm ſeine Freiheit ſtrangulirte,
Doch nie die Höh', auf der er ſtand,
So hoch, als ſeine Wünſche, fand.
Ein ſolcher Tropf iſt wie verbannt;
Er hat kein Ziel, iſt ewig Wandrer;
Bald ſchwebt ihm dieſs, bald jenes vor;
Er ſieht, er wünſcht. Warum? Der Thor
Iſt nie er ſelbſt, iſt ſtets ein Andrer.
Laſs ihn auch Thron auf Thron erhöhn:
So wird er, gleich dem Philippiden,
Der Alles fand, nur keinen Frieden,
Noch ſeufzend nach dem Monde ſehn!

η Markolfen dienten alle Freuden.
Er winkt', und eine ganze Schaar

Von Händen ſtrömt' ihm zu, und war
Bereit, ihn aus- und anzukleiden.
Er konnt' im eignen Wald ſich ſatt,
Und ſeine Roſſe müde jagen;
Raſch flog mit ihm ein goldner Wagen
Durch die Bewunderung der Stadt,
In ſeine Gärten ihn zu tragen.
Da ſah er Oſtens Wogenfluth;
Er ſah, wie in der vollen Gluth
Der aufgeblühten Morgenröthe
Der Purpur ſeiner Flagge wehte,
Die ſeinen Reichthum trug. Der Thor
Hob kaum noch aus dem Überfluſſe,
Der ihn umfloſs, ſein Haupt empor,
Und ſtarb zuletzt — an dem Verdruſſe,
Daſs er ſein kleinſtes Schiff verlor.

Bidulf entſprang den frühern Jahren
Mit einem leichten frohen Sprung,
Und traf, mit ſchön gelockten Haaren,

Ein Mädchen, gleich den Minnejahren,
Die ihn umtanzten, schön und jung,
An Geist — nur nicht so lieberfahren —
Wie Ninon und die Babet waren,
In Amors Myrtendämmerung.
Sein Herz, an jede zarte Blüthe
Des jungen Reitzes angeschmiegt,
Fühlt aus der Hand die Seelengüte
Der Huld hervor — und wird besiegt.
Ein Lächeln, das dem Ahndungslosen
Den Sieg so leif' und süfs entrang,
Flog mit dem Siege durch die Rosen
Der Wange, die sein Blick verschlang.
Gewifs, dafs Alles diefs so bliebe,
Schwört er bei der verschwundnen Ruh',
Er schwört bei seiner ewgen Liebe
Der Huldinn ewge Treue zu.
Und alle seine Wünsche zogen
Nun aus der Fremde sich zurück,
Wie Schwalben zu dem Lenz, und flogen

In ihrem Sonnenſchein, und ſogen
Beſeligung aus ihrem Blick.
Da ſchwebt' aus Paphia's Gehegen
Das Täubchen, ſonder Ahndungsharm,
Der ewgen Lieb' und Treue wegen,
Dem frohen Jüngling in den Arm.
O welch ein Himmel! Welche Fülle
Von Seligkeit! Kein Ideal
Der Lieb' aus einem Schäferthal
In Geſsners zärtlichſter Idylle
Verdunkelt dieſs Original!

Allein bald ändert ſich die Scene,
Noch eh' der Lenz zurück gekehrt.
Bidulf fand eine andre Schöne
Auch ſeiner ewgen Liebe werth.
Nun brannt' ihm Hymens Fackel dunkel —
Das liegt nun ſo in ihrer Art —
Und gern hätt' er, wie Prieſter Bunkel,
Nachher noch ſechs Mahl ſich gepaart.

So könnt' ich noch, wollt' ich dich quälen,
Von einem grofsen Thorenfchwarm
Die Albernheiten dir erzählen:
Dir würd' es an Geduld nur fehlen,
Ich aber würd' an Stoff nicht arm!

Ifts wahr, dafs Glück an Gold und Seide,
An Ehre hängt, die leicht zerrinnt,
So leicht als fie ein Narr gewinnt:
Rofalia, dann ift die Freude,
Bei Gott! ein krank gebornes Kind,
Das kaum die purpurhaft gefärbten,
Die fülsen Morgenftunden trinkt,
Und dann ins Grab, an der geerbten
Hinfälligkeit der Ältern finkt.

Die Hoheit, diefer arme Schimmer,
Umfchwindelt manches fchwache Haupt.
Was lehrt er? Dafs der Menfch noch immer
Zu wenig an fich felber glaubt.,

Glaubt' er an ſich, und an die Stärke
Der Seele, die der Glaube ſchafft:
Was braucht' es dann der Aufsenwerke,
Die blind ſein Wahn zuſammen rafft?
Kann Etwas Werth dem Menſchen geben,
Was minder iſt, als Menſch? Was kann
Den Menſchen übern Menſchen heben?
Kennſt du ſo einen Talismann?
Das iſt gewifs ein nacktes Leben,
Das ſich in einem Umhang bläht,
Der ſeine Blöfse nur verräth!
Und doch iſts möglich, dafs der Weiſe
So wenig ſeine Hoheit fühlt,
Dafs ſich ſein Blick, vom Lorberreiſe
Hinweg, zu jenem Umhang ſtiehlt,
Worin vor einem grofsen Kreiſe
Der Hochmuth ſeine Rollen ſpielt.

Racine, der es wohl verdiente,
Dafs herrlich ihm der Lorber grünte,

Den ihm sein Volk entgegen trug,
War sich Racine nicht genug,
Dass er durch seine Schmeichelfünden,
Mehr, als durch sich, zu Ludewig,
Dem Eiteln, aus den stillen Gründen
Der Schöpfung eigner Freuden stieg?
Und warum schnappte der beglückte,
Der hohe Dichter nach der Luft
Des Hofes, die er durch den Duft
Des Weihrauchs immer mehr verdickte,
Bis dann die ungesunde Luft
Für Seel' und Leib, ihn selbst erstickte?
Konnt' er, wenns ihm auch besser glückte,
Wohl höher, als Racine stehn?
Kein Ludwig konnt' ihn in den Hallen
Der Kunst, für die er lebt', erhöhn;
Als Höfling aber konnt' er fallen!

Wer ausserhalb sich selber lebt,
Wird stets nach irgend Etwas dürsten,

Das auf des Zufalls Spitze ſchwebt.
„Oft iſts ein Magenkrampf des Fürſten,
Der Dieſen ſtürzt und Jenen hebt;
Oft noch 'was Schlimmers, das die Poſſe
Des Steigens und des Fallens lenkt,
Den Mann verſtöſst und einem Roſſe
Das Conſulat der Römer ſchenkt. „

„Ariſt, den Sonnen-Äther tränkt,
Glänzt ſtolz herab auf niedre Welten;
Gibt dir das aber Werth, Ariſt,
Womit die Könige nicht ſelten
Verrath der Tugend, und die Liſt
Des Manns, der ſie betriegt, vergelten?
Dein Kappwein gibt dir zwar den Muth
Auf Gott und Könige zu ſchelten;
Der Krug, der gleiche Wunder thut,
Begeiſtert deinen Dröſcher, Velten,
Mit eben dieſem Heldenmuth.
Horch nur, wie er mit plumpem Witze,

Wann er vom Geiſt der Schenke glüht,
Vom hölzernen Tribunen-Sitze
Dreiſt wider dich zu Felde zieht!
Zwar ſcheut er in betrunknem Spotte,
So ſehr auch der den Damm der Pflicht,
Die ihn dein Büttel lehrt, durchbricht,
Sich pöbelhaft vor einem Gotte;
Dafür erblaſst auch ſein Geſicht
Vor einem Leichenvogel nicht!
Er ſchreitet, Trotz dem niedern Stande,
So um ſich blickend ſtolz, wie du
Mit deinem groſsen Ordensbande,
Im Sonntagsrock der Kirche zu.
So fühlt die Thorheit: Ehr' und Schande
Sind Lumpen, Sonntagsrock und Band.
Was hängt der Geiſt an dem Gewande!
Die Tugend iſt der höhre Stand!
Denn das Geſtirn auf deinem Herzen,
Nie leuchtets in dein Herz hinein,
Um da die Nebel zu zerſtreun;

Um da die Sturmnacht zu entſchwärzen,
Die ſich zu deiner Ruhe drängt,
Die oft ihr Graun ſelbſt um die Kerzen
Bei deinen Galla-Tagen hängt!
Und wird der Freundliche, der geſtern
In deinem Weine ſich berauſcht,
Und heut auf deine Mängel lauſcht,
Dich darum weniger verläſtern,
Weil dein Champagner ihn berauſcht?
Und thut er das nicht, deſto ſchlimmer!
Du weiſst, wie tödtend Mancher ſchweigt,
Und wie vertheidigend man Trümmer
Des Hingeſtoſsenen beſteigt!
Das Lob hat ſelber eine Schlange
Zu ſeinem Dienſt. Wer dich erhob,
Küſst ſeinen Mord auf deine Wange.
Du ſtirbſt durch ein vergiftet Lob.
Dein Velten wandelt ſeinen ſtillern
Und ſichern Fuſsſteig ruhig fort;
Kein Ziel für Ehrenraub und Mord,

Darf er ſich froh durchs Leben trillern.
Und wann um ihn den Sonnenſchein
Die Wolken einer Krankheit ſchwärzten,
So fühlt er doch nur dieſe Pein;
Du aber leideſt oben drein
Vielleicht an drei gelahrten Ärzten,
Die ihrer Eiferſucht dich weihn.

Wenn Alles deinem Stolz gelinget:
Eins glückt ihm nicht. Vergebens wacht
Hygea's Kunſt, wann ſchnell die Nacht
In deine lichten Tage dringet,
Und vor den Augen deiner Macht'
Dein Leben matt nach Leben ringet.
Da ſieht dein ganzer Hochmuth nun,
Und ſieht — ohnmächtig, mehr zu thun —
Gleichgültig deine Lipp' erblaſſen:
Da muſst du denn einmahl geruhn,
Zum Sklaven dich herab zu laſſen,
So weit dich auch dein Monument

Von ſeinem armen Staube trennt,
Der ſich vielleicht im Kranz der Äſte
Des Ahorns regt, vom Lenz umhaucht,
Wann die Verwandlung deine Reſte,
Wer weiſs? zu einer Neſſel braucht.
Laſs auch von dir den fernſten Tagen
Viel Rühmliches dein Denkmahl ſagen,
Gibt dir das einen Lebensruf?
Nur nach dem Künſtler wird man fragen,
Der dieſe ſchöne Lüge ſchuf.

Bedecke durch dich ſelbſt die Blöſse,
Vor der du fliehſt, und fliehe nicht,
Als zu dir ſelbſt, zu einer Gröſse,
Die iſt, was ſie zu ſeyn verſpricht!

Wahr iſt denn, Freundinn, von den Gaben,
Die wir dem Glück zu danken haben,
Macht keine wirklich reich und groſs!
Du ſchlummerſt in dem weichen Schooſs

Des feidnen Pfühls, und dort der Frohe,
Wann er sein Tagewerk verläfst,
Schläft zwar auf seinem harten Strohe
So weich wie du nicht, aber fest.
Du stillest Wünsche, seine schweigen;
Er schlummert fest, du ruhest weich:
Nun zieht die Summen unter euch!
Wohin wird sich der Vorzug neigen?
Mich dünkt, die Summen sind sich gleich,
Wenn wir das abziehn, dafs du Vieles
Bedarfst, eh' sich dein Wunsch erfüllt,
Indefs sein Wunsch, statt des Gewühles
Von zwanzig Händen, selbst sich stillt.

Bedürfnifs, wenns an seinem Angel
Auch die Befriedigung leicht fängt,
Ist Armuth, denn es ist ein Mangel,
Der fest an unsrer Ruhe hängt.
Die Dinge, die den Mangel stillen, —
Aus welchem Reichthum wir auch füllen, —

Die hängen minder feſt daran;
Denn all die Güter, Gold und Ehren
Gehören nicht dem ſtolzen Mann,
Der ſie verſchwelgt; nein, ſie gehören
Dem Zufall, der ſie nehmen kann!
Bedürfniſs, wie der Mann auch ſpöttelt,
Der Alles haben kann, erbettelt
Von fremden Dingen ſeine Ruh'.
Je mehr wir, Freundinn, nun bedürfen,
Je ärmer ſind wir nur, und würfen
Uns alle Zonen Alles zu!
Iſts nicht beſchwerlich, zu bedürfen,
Und iſts nicht leichter, von dem Quell,
Der, wie die Unſchuld, rein und hell
Vom nächſten Hügel tanzt, zu ſchlürfen,
Am leicht beſetzten Mittagstiſch?
Und doch ſind wir, Trotz den Beſchwerden
Der Armuth, ſo erfinderiſch
In allen Künſten, arm zu werden;
Und dennoch ſchlinget durch die Flur

Des Lebens ſich dahin vom Neide
So manche viel betretne Spur!
Im Schooſs der Tugend liegt die Freude,
Sie liegt im Schooſse der Natur!
Und beide fliehn ja nicht den Sucher;
Die Tugend reicht ja gern die Hand
Dem, der ſie will, belohnt mit Wucher
Das Herz, das ſich mit ihr verband.
Sie fühlt den Gott, der ſo die Jugend
Des Morgens hingieſst auf die Flur.
Natur führt unſern Geiſt zur Tugend;
Und Tugend führt ihn zur Natur.

Ein Herz, das wilde Luſt bezügelt,
Iſt in der Paradieſesflur
Verbannt aus ihrer Gotteſspur,
Die ſich dem Einfaltsſinn entriegelt.
In einer reinen Seele ſpiegelt
Sich alle Gottheit der Natur.
Sie fühlt in Sonn' und Sonnenwölkchen,

In Wieſenhalm und Zederhain
Den leiſen Gotteswiederſchein;
Und dieſen trägt ſie in das Völkchen,
Das ihre Tugend führt, hinein.

Sey was du willſt, Regentinn oder
Nur Mutter deiner Minia,
Weit von dem feiernden Geloder
Der Schmeichelopfer fern und nah':
Natur und Tugend — zwiſchen beiden
Weht Lebenshauch für Seelenfreuden,
Iſt Wahrheit nur, Roſalia!
Wie ruhig, Freundinn, geht ſich da
Der ſtille Gang zu den Zypreſſen!
Das Kleinſte, was du thuſt, iſt Saat,
Entwickelt ſich und ſchmückt, indeſſen
Dein Herz vielleicht die kleine That
Miſslungen glaubt, ſchon deinen Pfad.
Nichts, was wir thun, fällt je vergeſſen
Aus der Natur; es wird enthüllt.

Kannſt du der Wirkung Summe meſſen,
Die oft aus einem Worte quillt?
Das Wort, das auf dem Sterbelager
Dem groſsen Römerfeind' entſchwebt,
Wie hat es in dem Sohn gelebt!
Wie hat dem fohrecklichen Karthager
Das mörderiſche Rom gebebt! —
Noch mehr hält die Natur in Ehren,
Was unſre Tugend ihr vertraut.
Kein Sturm von auſsen mag zerſtören,
Was deine ſtille Tugend baut.
Die Tugend baut ſelbſt im Getümmel
Der Welt, von Trug und Eigennutz,
Sich ihren Himmel, und ihr Himmel
Nimmt ſeine Tugend dann in Schutz,
Daſs ſie der Weltrauſch nicht ermüde...
O welche Stille! welcher Friede!

Des Laſters Jubelton betäubt,
Iſt Kriegslärm, der vom Ohr das Röcheln

Des ſterbenden Gewiſſens treibt;
Es ſaugt aus jedem milden Lächeln
Des Lebens Selbſtermordung ein;
Es kann nur jauchzen, nicht ſich freun;
Kann nur berauſcht, nicht fröhlich ſeyn;
Denn ſeine Freud' iſt augenblicklich;
Sie rauſcht; ſie ſtirbt! Nur ſeine Pein
Iſt dauernder. Es kann nicht glücklich,
Es kann nur reich und vornehm ſeyn!

Wer wird den armen Schlummrer wecken,
Der dieſen Schlafkelch trank? Zu ſpät
Wird er die Finſterniſs entdecken,
Die ſich heran ſchlich, und die Schrecken,
Der Gegend einhüllt und verräth.
Aus wüſten Träumen zittert endlich
Der Geiſt, der lange ſich belog,
Weckt das Gewiſſen, das ſo ſchändlich
Um ſeinen Himmel ſich betrog.
Und nun durchſchaudert er die Wüſte,

Die ihn umringt. Da, wo der Chor
Der wilden Luſt ſein Herz begrüſste,
Da liſpelt ihm kein Halm empor.
Des Lebens Blüth' iſt abgeriſſen,
Hin Alles, was das Leben würzt;
In neue tiefre Tode ſtürzt
Sich nur vergebens das Gewiſſen.
Der Thorheit Quelle ſelbſt iſt leer;
Kein neues Laſter rettet mehr
Von den Gefühlen alter Sünden,
Die ſich um den Verlaſsnen winden,
Wie ein empörtes Schlangenheer.

Ach, wer im Labyrinth-Geſchlängel
Des Lebens die Vernunft erſchlägt,
Und das Gewiſſen tödtet, trägt
Und fühlet nur der Menſchheit Mängel,
Stöſst ihren Stolz aus ſich hinaus;
Er löſcht im Menſchen einen Engel,
Im Leben einen Himmel aus!

Die göttliche Vernunft erheitert
Den Kreis des Herzens, sie erweitert
Das enge Daseyn selbst; sie macht,
Dass unsre Tugend in der Nacht
Der dunkeln Täuschung minder scheitert.
Zwar gab uns die Natur ein Blut,
Das gern dem Dienst der Tugend huldigt;
Das nicht, wie mans oft falsch beschuldigt,
Ihr ewig feindlich Abbruch thut:
Doch darf die Tugend sich den Wogen
Des Bluts allein nicht anvertraun;
Zu leicht nur wird sie von dem Schaun
Des wahren Zieles abgezogen.
Von ihrem Kranze selbst betrogen,
Wenn ihn die Eitelkeit ihr wand,
Reicht auf den zweifelhaften Wogen
Sie der Vernunft die Schwesterhand:
Nun schwebt sie sichrer durch die Spiele
Der Wallung, durch die Schwärmerein
Der Feeninseln zu dem Ziele,

Nun athmet sie den Götterhain,
Durch den der Hauch der Weisheit wehet;
Und nun, zur Weisheit selbst erhöhet,
Nun streut sie um die Einsamkeit,
Die ihrem Freunde Kränze drehet,
Die Blumen der Zufriedenheit!

Ihr Freund steht mit sich selbst im Bunde,
Stets wach, dass nur kein Stiergefecht,
Der Eifersucht sein Herz verwunde,
Verkauft er keine Lebensstunde
Der Thorheit; sie bezahlt zu schlecht.
Was braucht er, um sich zu zerstreuen?
Natur und Wahrheit sind ihm hold,
Wenn jene ihre Schildereien
Vor seinem Geistesblick entrollt:
Wird diese seine Seele weihen,
Ihm schöner strahlen, als das Gold,
Das Indien den Träumereien
Der dürftigen Begierde zollt.

Entfernt von Thoren und von Göttern
Der Erde, liest er, ungeirrt
Von jedem Tand, der sie umschwirrt,
In Sonnen und in Myrtenblättern,
Hell, was er ist, und werden wird.
Die Ding' und Zeiten mögen wallen
Dahin, wohin ein Gott sie schickt;
Die Zeit, mit Schneeduft überfallen,
Die ihr Gewand mit Silber stickt,
So wie die Zeit der Nachtigallen,
Die bräutlicher ihr Kleid sich schmückt:
Er ahndet, sieht und fühlt in allen
Die Gottheit gross, und sich beglückt.
Wie fühlt er sich zu Gott gerufen,
Wann Alles um ihn ruht und schweigt,
Und, wie ein Engel, von den Stufen
Der Berge Mondstrahl nieder steigt!
Der Thorheit wird die Welt zur Höhle,
So oft sie jenen Rausch vermisst,
Der gierig ihre Stunden frisst:

Ein Himmel ihm, wann ſeine Seele
So ſtill, wie ſeine Mondflur, iſt!
So fühlt, ſo lebt er in erhöhter
In reiner Kraft, ſo viel er kann.
Dort wüthen Helden, Menſchentödter;
Hier raſt ſein Volk: ein ſtiller Äther
Haucht friedlich ſeine Lippen an!
Und wann, wie Ruhe, leiſ' und labend
Sein Abruf ihm entgegen weht:
Dann ſinkt er, wie ein Sommerabend,
Der ſanft in Weſten untergeht.
Nun leuchtet noch am Horizonte,
Den ſeine Tugend einſt beſonnte,
Die Gegend, wo er unterging,
Als ihn die andre Welt empfing.

„ So knüpft an dieſe Welt der Mängel,
O Tugend, deine ſanfte Hand
Das hohe Vaterland der Engel,
Der Ruhe ſüßes Vaterland. „

Kann nun der Menſch, Trotz den Beſchwerden,
Die, gleich den Kapern, ſeine Ruh'
Umkreuzen, hier nicht glücklich werden?
Ich ſollte meinen! Was meinſt du?

ROSALIA AN TIEDGE.

Ganz bin ich mit dir einverſtanden,
Daſs unſre Wünſch' im Ozean
Der Dinge leicht auf Felſen ſtranden,
Die ſie von fern auf ihrer Bahn,
Voll Hoffnung glücklicher zu landen,
Oft gar nicht, oft ganz anders ſahn,
Als wir ſie, leider! endlich finden,
Wann die Entfernungsnebel ſchwinden:
Dann welch ein Blick! — Doch ohne Bild!
Der Sohn des Stolzes glaubt zu leben,
Und Wahn iſts, der ſein Herz erfüllt!
Kaum ſcheint ihm Traum, was ſich ſo eben,
Als Traum, dem wachen Blick enthüllt.
Die Weiſen ſtellen ſchöne Riſſe
Zum Bau des Lebens auf zur Schau;
Und dann vereiteln Hinderniſſe,
In uns und auſser uns, den Bau.

Oft scheints, als ob das Herz von heute
Mit dem von gestern sich entzweite;
So sehr sind neue Träumerein
Von seinen gestrigen verschieden;
Dort baut' er auf, hier reisst er ein:
Das mag dann freilich seinem Frieden
Nicht eben sehr ersprieſslich seyn!
Das Herz verschuldet viel, allein
Was auch die Weisheit immer thue,
Wehrt sie wohl sicher von der Ruhe
Des Weisen jene Leiden ab,
Die manchen Edeln niederdolchten,
Zum wenigsten sein Herz verfolgten
Und drückten bis zur Gruft hinab?
Und war der fürchterliche Kerker,
Wo Galiläi lag, nicht stärker
Als das, was ihm die Weisheit gab?
Das Leben meines Nazareners,
Wie schön! Der Himmel hat nichts schöners!
Und welch ein Ende! welch ein Grab!

Und wär' auch dieſs ihr Schickſal nimmer:
Iſt wohl der Stab der Weisheit immer
Für unſre Schwach' ein feſter Stab?
Wie feſt ſchien Seneca zu ſtehen,
Und dennoch fiel er von den Höhen
Der Weisheit fürchterlich herab.
Wie quillt das Licht der ſchönſten Lehren
Aus ſeinem Geiſte hell und rein!
Man wünſcht ſich Helvia zu ſeyn,
Von ſeinem Geiſte ſich zu nähren;
Doch wollen wir ihn nicht nur hören,
Wir wollen Seneca auch ſehn.
Wir ſehn ihn denn nach Hofe gehn,
Und leiſ' um ſeinen Wüthrich ſchleichen;
Wir ſehn ihn da, Trotz allem Drehn,
Und Winden, von der Wahrheit weichen,
Um einem Falle zu entgehn,
Der rühmlicher geweſen wäre
Für ſeine Weisheit, als die Ehre,
Am Thron des Böſewichts zu ſtehn.

(TIEDGE'NS Schriften I. B.) (G)

Auch sind wir uns nicht selbst gegeben.
Uns hat das Schicksal in der Hand:
Das hebt auf Sonnenhöhn ein Leben,
Und wirft ein andres auf den Sand.
Der bringt Gefühl fürs Schön' und Grosse —
Fast möcht' ich sagen — mit zur Welt,
Das mancher Andre kaum erhält
Von, Gott weiss, was für einem? Stosse.
Wohl manches Herz ist nicht so schlecht,
Als die Verirrung, der es huldigt.
Hat Jacob Rousseau wohl nicht Recht,
Der das, was uns umsteht, beschuldigt?
Muss nicht Semiramis für echt
Den Schimmer halten, den die Weisen
Ihr selbst als echte Tugend preisen? —
Nun sprich, was hat das Herz zu thun,
Um zwischen Gegendruck und Schlingen
Das Ziel der Tugend zu erringen,
Wo die bekränzten Sieger ruhn?

AN ROSALIA.

Du weiſst ſo viel, und fragſt noch immer
Den Einſiedler, der ſich nur lehrt,
Was ſchön und gut iſt; der die Trümmer
Der alten grauen Welt durchſtört,
Und deſto weniger vom Schimmer
Der neuen Zeitungshelden hört.

Wie, fragſt du, kann der Sohn der Schwächen,
Der Sohn des Schickſals ſich verſprechen,
Der Schöpfer ſeines Glücks zu ſeyn? —
Wie? Soll er ſich verengeln? Nein!
Er ſtrebe nur, wenn ich nicht irre,
Ganz Menſch zu ſeyn, nicht mehr als der,
Doch auch nicht minder! Im Gewirre
Der Höhn und Tiefen um uns her,
Die beide mit verſchiednen Reitzen
Durch unſre Lebenstriebe kreuzen,
Iſt dieſe Kunſt ein wenig ſchwer;

Allein wir ſind für ſie geboren.
Frag' die Vernunft, frag' das Gefühl:
Die Menſchheit iſt des Menſchen Ziel!
Der Hang zum Mehr macht uns zu Thoren,
Das Minder macht uns Thieren gleich.
Schon manchen Menſchen hat das Reich
Der Weſenheiten ſo verloren.

Das Thier iſt, was es wird, ſogleich;
Hüpft von der Mutter hin zur Weide;
Kennt ſeine Flur, kennt ſeinen Hain;
Nur Er, der hohe Menſch allein
Genießt die ſeelenvolle Freude,
Sein eigenes Geſchöpf zu ſeyn!
Die Lerch' im grünen Weitzenhain
Verſorgt ihr kleines Volk mit Futter
Und Flügelſchutz ſo mütterlich;
Bald trennt die kleine Wirthſchaft ſich.
Dich ſchuf, wie ſie, Natur zur Mutter;
Zur edeln Mutter ſchaffſt du dich.

Hier fängt der Menſch an. Du bereiteſt
Für Minna dauernden Genuſs,
Worin ſie dich noch fühlen muſs,
Wann du ſie auch nicht mehr begleiteſt.
Schön kleidet ſich der Pappelgrund
Zum Hochzeitsfeſt der Nachtigallen;
Kaum, daſs die letzten Blüthen fallen:
So löſt ſich ſchon ihr Liebesbund.
Wie anders jene zarte Liebe,
Die, tief in Menſchlichkeit getaucht,
Die hohe Melodie der Triebe
Des Lebens ſanft ins Leben haucht;
Sie, die in Epponinens Seele
Zu ihrem Himmel nur die Höhle
Des Gatten, den ſie nährte, braucht.
Wie leuchtet hier die Offenbarung
Der hohen menſchlichen Natur!
Die Liebe knüpft die Roſenſchnur,
Die Freundſchaft nimmt ſie in Verwahrung.
Die nahet freundlich dann und trägt

Des Lebens gut' und böſe Gabe,
Bis ſie auf des Geſchiednen Grabe
Die Hälfte weinend niederlegt.
Wie menſchlich! Nur der Seelenloſe
Drückt bald, weil in dieſs Sinnenſpiel
Ihm nicht ein Tröpfchen Seele fiel,
Von dieſer ſchönen Lebensroſe
Sich in die Hand den Dornenſtiel.

Was kann das Leben ſchöner kränzen,
Als Freundſchaft, die das Herz erhöht?
Hier ſieh den Gottesfunken glänzen,
Leif' auf den Altar hingeweht,
Der auf der ſchönen Mitte ſteht,
Wo Menſch und Engel träulich grenzen,
Die auf den Weg durch Wüſtenein
Die bunten Lebensblüthen ſtreun.

Der Menſch, ſagſt du, wird von den Dingen
Zu ſehr gedrängt, zu ſehr zerſtreut;

Zu leicht nur fällt er in die Schlingen
Der überlegnen Sinnlichkeit.
Er ſchwimmt auf ſeiner Oberfläche,
Verſchwendet ihr ſein Augenmerk;
Kurz er iſt ſchwach! — Gut! in der Schwäche
Liegt eben ganz ſein Schöpfungswerk,
Im Streit und Widerſtreit der Mängel;
Die ſind der Schatten zu dem Licht!
Verfinſtert nur den Schatten nicht;
So thut ihr ſchon genug! Das Licht
Erleuchtet ſich von ſelbſt. Um Engel
Zu werden, laſst uns Menſchen ſeyn!
Auch Engel ſind wohl nicht ſo rein
Von allem Nichtglanz, Trotz den Sphären
Des reinern, ſeelenvollern Lichts,
Das ihnen ſtrahlet. Wenn ſies wären:
Was wäre Engeltugend? Nichts!

Wagſt du, dem Winde zuzumuthen,
Nicht Wind zu ſeyn, und nicht zu wehn,

Weil in den aufgeſtürmten Fluthen
Oft halbe Flotten untergehn?
Der Genfer darf uns hier nicht führen;
Er geht an ſeinem Theil zu weit,
Wie Zeno's Jünger an dem ihren.
Uns ſoll der Weg der Mitte führen.
Die Sinne ſind nicht Geiſtigkeit;
Doch ſind auch dieſe nicht den Sinnen
Ein hingegebnes ſchwaches Kind.
Ein guter Schiffer kann den Wind,
Drum muſs der Wind nicht ihn gewinnen.
Allein die Frag' iſt: ob er kann?
Wenn nicht, wozu vergebnes Ringen?
So biethe nur getroſt den Dingen
Und unſrer Flucht die Krönung an!
Doch Rouſſeau ſelbſt ſpricht von dem Siege
Der Tugend, und daſs nur darin
Das ganze Heil des Menſchen liege. —
Was ſollt' ein Kranz, den Niemand trüge?
Was ungewinnlicher Gewinn?

Was ohne Tugend Tugendſinn?
Das Ohr ſchläft endlich unter Tönen
Des Mühlentobens unzerſtreut.
Der Menſch kann jeden Sinn gewöhnen;
Und dennoch nicht die Sinnlichkeit?
Wie? ſollte die Natur im Streite,
Wenn ſich Vernunft und Sinn entzwein,
So ganz parteiiſch auf die Seite
Der Sinnlichkeit getreten ſeyn?
Schau' in die Zeit des Wahns hinein!
Nichts kann den feſten Sinn erſticken,
Womit er ſein Gefühl bezwingt,
Dem Tode trotzt und mit Entzücken
Den Kranz ergreift, nach dem er ringt.
Und ſolls der Wahrheit halb nicht glücken,
Was dort dem Wahn ſo ganz gelingt?
Oft geht die ſchönſte Seelengüte
In dieſer Gegend auf, und ſtreut
Ganz rein und edel auf die Zeit,
Die uns dahin trägt, manche Blüthe;

Nur sorge schirmend die Vernunft,
Dass kein Orkan sie nieder wüthe!
Wie um die Frühlingswiederkunft
Die Blüthen sich, wie Funken, kräuseln;
So lieblich ist das stillre Säuseln
Des Sinnenspiels um die Vernunft!

Um das zu können, was wir sollen —
Ich weiss wohl! — ists kein leichtes Spiel;
Allein er muss nur kräftig wollen,
Dann, wahrlich! kann der Mensch sehr viel.
Ein wilder Giessbach droht Vernichtung.
Ihr gebt ihm, wenn ihr hier ihn dämmt,
Nach dorthin eine besre Richtung,
Die eure Pflanzung nicht verschlämmt;
Die dann nur leise sie bewässert.
Ihr habt den Giessbach selbst alsdann
Nicht umgeschaffen, nicht verbessert:
Ihr wiest ihm seinen Lauf nur an.
Diess, diess that eure Hand, diess kann

Und darf sie ihre Schöpfung nennen!
Die Tugend, lafs es uns bekennen!
Reift blofs aus Mängeln erst heran;
Und drum ist sie für alle Wesen,
Die reifend zur Vernunft genesen,
Vom Griechen bis zum Hottentott!
Nur Gott ist Gott; in seinem Wesen
Ist keine Tugend, ist nur Gott!

O, Freundinn, darf der Mensch es wagen,
Noch seine Mängel anzuklagen?
Die Weisheit spricht: Was ist, ist gut!
Sie gibt der Tugend selbst den Muth,
Sich, wenn sie Schwächen fühlt, zu tragen;
Sie flüstert leis' in unsre Klagen:
Dafs langsam Alles besser reift.
Auch Tugenddurst hat seine Grenzen,
Den Wunsch, der da hinüber streift,
Den prüf', ob er nach ihren Kränzen
Nicht mehr, als nach der Tugend, greift?

So oft den Wunsch die Kraft bestreitet;
So folg', o Herz, dem Rath der Kraft;
Sonst wirst du, durch den Wunsch verleitet,
Aus Tugenddurst untugendhaft!
Gross ist dein Feld. Steht eine Blüthe
Zu weit, die blühte nicht für dich!
Die Tugend lebt von innrer Güte,
Sie lebt, Trotz ihrem Ruhm, durch sich,
Lebt still dahin in ihrem Gleise;
Bestellt zuerst ihr kleines Haus;
Geht eher nicht aus ihrem Kreise
Zu einem grösern Kreis hinaus.
Hier sucht, hier findet sie die leise
Gefühlte Herzensseligkeit;
Hier liegt, nicht öd', und dennoch weit
Von Täuschung und von Eitelkeit,
Die Gegend ihres Heiligthumes,
Wo still erworbne Kränze blühn.
Die Täuschung raubt den Kranz des Ruhmes,
Die Eitelkeit erbettelt ihn!

Man macht das Leben zum Theater,
Und ſtaunt die groſsen Rollen an;
Man will nur Schimmer, und iſt dann
Ein ſchlechter Gatte, ſchlechter Vater,
Ein ſchlechter Freund — ein groſser Mann!
Wenn Tugenden aus kleinen Sphären
Uns heiliger und gröſser wären:
Dann, Freundinn, könnten wir vielleicht
Die groſsen Tugenden entbehren;
Denn ſie erſetzen, wie mir däucht, —
Und gingen ſie auch gröſser, ſchöner,
Als Sonnenlicht aus Nacht, hervor —
Doch nicht, was durch Entbehrung jener
Die ganze Menſchheit erſt verlor:
Dieſs war es, was der Nazarener
Zum Ziele ſeiner Lehr' erkor.

O lernte dieſs doch unſre Jugend,
In welcher edle Funken glühn:
Sag'! welche Pflanzung würd' uns blühn?

Man liebt zu sehr, mit seiner Tugend
Auf einen offnen Markt zu ziehn,
Auf welchem Bettler und Betrieger,
Vom Landverwüster bis zum Pflüger,
Mit Krücken oder Raub sich blähn.
Die Tugend, die nur an der Krücke
Des fremden Beifalls wagt zu gehn,
Die gibt mit jedem Augenblicke
Sich der Gefahr hin, still zu stehn.
Und der von Raub genährte Dünkel
Verschwelgt in jedem nächsten Winkel
Des finstern Lasters seinen Raub.
Die Thaten deines Herzens hüllen
Sich tief in ihr bescheidnes Laub,
In das Gefühl, dem sie entquillen.
Sie knospen leis' und sanft hervor,
Nicht Glanz, nur Düfte zu vergeuden;
Und doch — der Durst nach Tugendfreuden
Flammt viel zu hoch in dir empor!
Denn auch der Kelch der Geisteswonnen,

Der Kelch, den uns die Tugend reicht,
Berauscht, wenn sich nicht sehr besonnen
Das Herz ihm nahet, nur zu leicht.
In diesem Kelch sich zu berauschen,
Ist, wie es scheint, ein edler Rausch;
Allein man wagt dann leicht den Tausch,
Für Wesen Schatten einzutauschen.
Dann dunkelt das Vernunftgefühl,
Und kann das Herz nicht mehr belauschen.
Gewiss war Seneca nicht kühl,
Als er von sich herunter fiel!

Die Tugend sieht nach ihrem Schatten,
Dem Ruhm, sich wenig um; das Ziel
Begeistert, wann die Kräft' ermatten,
Ihr weiter strebendes Gefühl.
So wandelt sie von Höhn zu Höhen
Durch das umrauschende Gewühl,
Worin sich tausend Herzen drehen.
Der Römer fiel von diesen Höhen;

Doch das beweiſt nur, daſs er fiel;
Allein die Weisheit blieb doch ſtehen.
Was hieſs ihn denn der Klippe traun?
Was hieſs ihn zu dem Wüthrich ſchleichen,
Wo wir, vor Seneca dem Reichen,
Nicht Seneca den Weiſen ſchaun?
Der Glanz des Ruhms: für Rom zu werden,
Was er für ſeine Freunde war,
Der riſs den Edeln offenbar
Durch die umringende Gefahr,
Durch täglich härtere Beſchwerden,
Die fürchterliche Klipp' hinauf,
Die, leider! ihn nicht eher ſchreckte,
Als bis er ſeinen Fall entdeckte.
Er fiel; allein wie ſtand er auf!
Wie ſtand er auf von ſeinem Falle!
Wie blickt' er zu der lichten Halle
Der Göttinn, die er liebt', hinauf!
Wie ſtrahlt' aus ſeinen letzten Stunden
Der ſich zurecht gefundne Blick!

O ehre dieſes Herz voll Wunden;
Es kommt aus einem Kampf zurück!
Wo würden wir den Edeln ſehen,
Hätt' ihn der Mord nicht hingewürgt!
Durch Fallen lernt die Kraft erſt gehen,
Bis ſie der Kranz des Zieles birgt.

Da ſteht mein Franklin, wie die Stille
Der Gröſse, die ſein Leben füllt!
Wie ſchlicht, wie einfach iſt die Hülle,
Worin ſich hier die Tugend hüllt!
Wie dauert er im eignen Schirme
Die Hoheit ſeines Geiſtes aus!
Wie ſchaut er durch die dunkeln Stürme
Auf ſein erzeugtes Volk hinaus!
Weiſs ers, wie das Geräuſch der Thronen
Tief unter ſeinen Füſsen ſchwirrt?
Weiſs es der ſanfte Völkerhirt,
Daſs einſt ſein ſchlichtes Haar die Kronen
Der König' überſtrahlen wird?

Und dann, wie trägt er dieſe Bürde
Von Ruhm, die mit ſo edler Würde
So bürgerlich noch keiner trug? —
Er iſt ein Menſch, das iſt genug!
Nur Menſch, wann er mit Vatermilde
Des Enkels weiſse Locke krümmt,
Und dann mit eben dieſer Milde
Sein Volk in ſeine Arme nimmt!
Hätt' ihn ein Gott auch nicht erleſen,
Sein Volk vom Drucke zu befrein;
Und wär' er nie der Mann geweſen,
Der Blitze lenkt': er würd' allein
Schon groſs, als Vater Franklin ſeyn!

Dicht neben Vater Franklin ſtelle
Das Weib, das nie das Weib vergiſst,
Die Mutter, die den Liebling küſst,
Wie ſie die reine Lebensquelle
Der Unſchuld ihres Hauſes iſt!
Und iſt ſie nicht voll Wonnethränen,

Die Hoffnung: was von dir gepflegt,
Nun rein in deinem Herzen schlägt,
Auf einen Sprössling auszudehnen,
Der Früchte deines Herzens trägt?
Und drum erschöpfest du die Fülle,
Die ganze Wonne deiner Pflicht;
Und dann erst kommt aus deiner Stille,
Bescheiden sanft wie Mondeslicht,
Und heilig, wie die Tugend spricht,
Ein Musenwörtchen zu dem Leirer,
Der, wann er Laun' und Lust vermisst,
Sich froh an deinen Briefen liest;
Und doch ist ihm die Mutter theurer,
Als ihm die Philosophinn ist!

Glanz ist nur Glanz; hell ist die Klarheit.
Gross ist die Tugend. Gröfser macht
Ihr Umfang nicht, nur ihre Wahrheit.
Schön ist die Schönheit, ohne Pracht.
Wohin, fragt man, sind die Gestalten

Der Gröfse, die das Herz gewinnt?
Wo ſind die Tugenden der Alten? —
Dahin, wo ihre Laſter ſind!
Wann Sittengift von Thronen rinnt;
Und wann, vom Greiſe bis zur Jugend,
Das Laſter jedes Herz verheert:
Dann ſpricht wohl, hier und da verehrt,
Noch eine furchtbar groſse Tugend:
Daſs ihr die Menſchheit zugehört.
Und ſchwanden nicht die Geiſtesgaben
Der Alten, und das Seelenlicht
Brennt uns, wie ihnen; nur wir haben
Ein andres Sittengleichgewicht!

O Freundinn, glaub' an dieſe Lehre:
Die Tugend iſt ſich gleich. Du biſt
So groſs, ſo gut in deiner Sphäre,
Wenn du ſie bis zur kleinſten Leere
Ganz ausfüllſt, wie der Seraph iſt,
Der freilich eine gröſsre Sphäre,

Jedoch mit Sonnenflügeln mifst.
Ja du bist gröfser, wenn nicht immer
Der Himmelsfohn ganz Seraph ist.
Ein einzelner verlorner Schimmer
Erhellt nicht, warmt nicht; schimmert nur.
Man sey ein Ganzes! Eine Trümmer
Ist keine Zierde der Natur!
Halbherzigkeit ist augenblicklich,
Ist nur ein Ton, nicht Melodie.
Nicht Eine Tugend, Harmonie
Der Tugenden macht Seelen glücklich.

Hier liegt die Kunst, die Jeder nennt,
Die hoch gepriefne Kunst, zu leben.
Das Leben ist ein Instrument,
Von Gott uns in die Hand gegeben;
Von ihm zu Wahrheit und Verstand
Ganz rein gestimmt: nur, Harmonieen
Für Geist und Herz daraus zu ziehen,
Das überliefs er unsrer Hand.

Da leiert freilich mancher Stümper
An Geist und Herzen unserm Ohr
Sein unmelodisches Geklimper
Nicht ohne eignes Bravo! vor,
Dals bei den feierlichen Stellen,
Auf die der jämmerliche Thor
Hinlächelt, uns die Ohren gellen.
Wie lieblich hallt aus Griechenland
Die edle Harmonie herüber,
Die Sophroniskus Sohn verstand!
Wie, Freundinn, oder hörst du lieber
Den Mann von Nazareth, den Mann,
Der auch für Tugend starb? Wohlan!
Ich folge dir zur Felsenhöhle,
Wo dieser Göttermuth entschlief,
Der aus der gröfsten Menschenseele
Der Tugend Harmonieen rief,
Ein Leben rief, das durch die Stürme
Des Schicksals so harmonisch flofs,
So friedlich, wie es in dem Schirme

Der Zöllnerhütte sich ergoss.
Ein Geist so hell, ein Herz, vom Staube
Der Pilgerschaft so unbestreut,
Vereinen sich zur Göttlichkeit,
An die ich, Trotz den Wundern, glaube;
Sie stehn im Dunkel seiner Zeit:
Allein sein Geist, der sich geweiht
Im Lebensstrahl der Wahrheit sonnte,
Ist ein Gestirn, das hell und schön
Hervor tritt, um am Horizonte
Der Menschheit herrlich aufzugehn.
Der edle Mann lebt nie vergebens;
Er geht einst, hemmt sich hier sein Lauf,
Nach Sonnenuntergang des Lebens —
Als ein Gestirn der Nachwelt — auf.
O blicke zu dem Mann des Strebens,
Mit stiller Andacht blick' hinauf!
Wir sehn ihn unter seinen Freunden,
Ganz Friede, tragende Geduld;
Dort steht er mitten unter Feinden,

Grofs, wie der Sieg, fanft, wie die Huld.
Hier predigt er. Mit welcher Weihung
Reifst feine Lehre Geift und Sinn
Zur Wahrheit feiner Tugend hin!
Dort fpricht er göttliche Verzeihung
Herab auf eine Sünderinn.
Hier ftillt er thränenvolle Klagen,
Und dort verfchmäht er einen Thron.
Wer ift der Mann, um für den Lohn
Der Wahrheit Alles das zu tragen?
Er fagt es felbft — ein Menfchenfohn,
Der, weil er anders war und glaubte,
Als ihm des Wahnes Täufchungsfpiel,
Zu glauben und zu feyn, erlaubte,
Zum Opfer feiner Wahrheit fiel.
Er geht mit ruhiger Erhebung
Zum Himmel, den er felbft fich gab,
Den dunkeln Todesweg hinab;
Sein letztes Athmen fpricht Vergebung
Auf feine Peiniger herab.

Er fühlt sein Werk. Durch das Getümmel
Der Feind' und durch die Todesnacht
Drängt dieses Gefühl mit Göttermacht,
Und strömt in sein Es ist vollbracht!
Den fürchterlich errungnen Himmel. —
O, dieser Zauber hält uns fest;
Durchglüht uns, wie ein mildes Feuer;
Er reißt uns fort, daß ihren Schleier
Die Seel' im Fluge fallen läßt,
Und wie in einer Engelfeier,
Wo unter ihr die Sorge wühlt,
Die nahende Vergöttrung fühlt.

Zu solchen feierlichen Schwüngen
Der hohen Virtuosenschaft
Kann freilich nicht ein Jeder dringen;
Doch hat ein Jeder so viel Kraft,
Ein leidlich Stück heraus zu bringen,
Das nicht der wilden Phantasei
Zu rasche Übergänge' fällen;

Ein lieblich Stück vielleicht, wobei
Uns Thränen sanft ins Auge quillen.
Allein der Trägsinn überläfst
Das Instrument wohl gar dem Winde;
Da tönt es dann, so wie der Wind
Gerade drauf fällt, bald gelinde,
Bald stark, ohn' alle Melodie.
Doch nun genug Allegorie!

Gott gab uns selbst uns in die Hände;
Und brauchte Jeder nur das Licht,
Das er sich selber ist: er fände
Gewifs das Ziel, und fehlt' es nicht.
Dieſs Licht kann Niemand übersehen;
Es ist sein innigstes Gefühl;
Es leuchtet dem auf Sonnenhöhen,
Und leitet den im Sandgewühl
Zum näher ihm gesteckten Ziel.
Gott legte tief in dieſs Gefühl
Die Menschheit in Verwahrung nieder;

Dieſs Kleinod, dieſes wahre Glück
Des Menſchen fordert er einſt wieder
Aus jenem Heiligthum zurück.
Wie, wenn uns dieſs Gefühl belöge?
Belöge dieſer innre Ruf? —
Wer wärs dann, der uns ſo betröge?
Gott ſelber, der es in uns ſchuf!

„ Der Menſch kann eine Kerkerhöhle
Zur Stille ſeines Himmels weihn,
„ Und iſt mit einer kleinen Seele
„ In Nero's Saal nur ſtolz und klein.
Er kann! — Sein iſt die Kraft allein,
Ein freier Gott im ſchlechten Kittel,
Und ein gekrönter Narr zu ſeyn.
Zu Allem hat er alle Mittel,
Und mufst' ihm Gott ſie nicht verleihn
Die Mittel alle, wenn er wollte,
Dafs er, der Menſch, das Oberhaupt
Der Erde, je das werden ſollte,

Was dieſes Vorſpiel ihm erlaubt?
Denn konnt' er wohl von ihm verlangen,
Was nicht in ſeine Sphäre fiel?
Wenns Menſchenkräfte nie errangen,
Warum denn ſteckt er ihm das Ziel?
Wozu dieſs ahndende Gefühl,
Das uns in ſeinem ſchönern Fluge
Von fern ein freies Glück verheißt,
Das jede Feſſel niederreißt?
Verſchwuren ſich denn zum Betruge
Des armen Menſchen Herz und Geiſt?

Die Freude fällt uns in die Hände;
Die bloſse Kunſt nur, ſich zu freun,
Die will geübt, errungen ſeyn.
Wenn ſie auch jeder Narr verſtände:
Dann wäre ſie für Weiſe nicht.
Die Freud' entfliegt berauſchten Tagen
Mit weggewandtem Angeſicht;
Sie fliehet, weil wir nach ihr jagen.

Der Thor erlegt sie, fühlt sie nicht.
Sie liebt die stillern Seelenlagen;
Hebt Wehmuth selbst zu sich hinauf,
Und sucht uns in bewölkten Tagen
In unserm eignen Herzen auf.
Sie kommt, so leise wie der Schlummer,
Sie kommt im rosigen Geleit
Der Hoffnung, die auf unsern Kummer
Den Frieden ihrer Zukunft streut.

Es gibt nur wenig wahre Schmerzen.
Uns schreckt ein dunkles Traumgesicht.
Verliert die Sonn' ihr Sonnenlicht,
Wann Wolken ihren Himmel schwärzen?
Ihr Blick ist immer Sonnenblick.
So trägt der Mensch sein eignes Glück,
Und seinen eignen Gott im Herzen.
Du, den ein Leiden niederschlägt,
O wag' es, an den Gott zu glauben!
Nichts kann dir einen Frieden rauben,

Den eine Gottheit hegt und pflegt;
Und dieser Fried' ist ganz der deine.
Nichts gibt und raubt ihn dir — als du.
Nur ziehe rein dich ab vom Scheine,
Was übrig bleibt, gibt keine Ruh'!

Der blüht empor von einem Hauche
Des Beifalls; aber kaum entblüht,
Fällt er, wie welkes Laub vom Strauche,
Wann diese Seele von ihm flieht.
Dem ist ein gnädig Lächeln heilig;
Er fühlt blos dadurch sich erhöht;
Lebt blos davon, und stirbt dann freilich,
Wann ihm dies Lächeln untergeht.
Das Glück, das, wie ein Sturmwind, eilig
Den aufhebt, Jenen niederweht,
Dort raubt es edeln Kindern Güter
Des Lebens weg, und wirft im Nu,
Wie ein tyrannischer Gebiether,
Sie schwelgenden Bastarden zu.

Der Mutter — blieb die Seelenruh',
Die Unschuld, ihre ganze Tugend,
Worin sie nun die zarte Jugend
Der Blüthen ihres Herzens hüllt.
Hat Brutus Recht, wenn er die Tugend
Des Glückes feile Sclavinn schilt?

Das Glück entfliegt mit wilder Schwinge;
Nur Tugend steht, und Wahrheit bleibt:
Wie auch die Ebb' und Fluth der Dinge
Ihr Wesen auf und nieder treibt.
Die Wahrheit, welch ein Quell von Wonne!
Nicht das mit Gold beladne Glück
Entzündet in dem Augenblick
Der hohen Weihung ihre Sonne,
Die einen Mann, der sie erstrebt,
Und wohnt' er arm in einer Tonne,
Hoch über jenen Stolz erhebt,
Den Alexanders Ruf umschwebt.
Sie fühlt nur leise noch dieß Leben,

Weil sie den Himmel schon betrat.
Mag doch das Glück ihr widerstreben:
Sie wandelt ruhig ihren Pfad!
Hier wars, wo Galiläi stärker,
Als Fesseldruck, der ihn umhing,
Und frei, Trotz seinem engen Kerker,
In einer weiten Sphäre ging!
Und fühlt' ers durch die Fesselbürde —
Werth war ers wenigstens — nicht durch,
Dass er einst, Trotz der Engelsburg,
Im Schoofs der Nachwelt leben würde?
Dieſs Leben ist ein kleiner Schatz
Für den, der in ein beſsres blickte.
Je härter uns dieſs Leben drückte:
Je mehr ist jenes uns Ersatz.

Allein es ist doch manche Klage,
Die unsre Ruhe untergräbt,
Zum wenigsten um unsre Tage
So manchen dunkeln Knoten webt;

Wogegen sich, es abzuwehren,
Trotz dem, was Muth und Weisheit lehren,
Umsonst in uns die Kraft erhebt.

Sieh die Natur! Von Licht und Schatten
Welch ein Gemählde! Lauter Licht
Würd' unsre Sehkraft bald ermatten.
Die Ruhe, die nichts unterbricht,
Verträgt mit unsrer Ruh' sich nicht.
Nimm weg den sanft verwebten Schatten,
Und sieh, was deine Welt entbehrt;
Du hast dann einen Immersatten;
Und kannst du ihm die Wonn' erstatten,
Die Sättigungsgefühl gewährt?
Empfinge wohl des Hirten Flöte,
Die im bethauten Busch erwacht,
Den Brautanfang der Morgenröthe,
War' ihre Mutter nicht — die Nacht?
Kann diese so viel Reitz enthüllen:
O so verzeihst du auch gewiss,

Um solcher schönen Tochter willen,
Dem Schicksal jede Finsternifs,
Die deinem Herzen einen stillen
Und nie vergefsnen Tag entrifs.

Und welche Kräfte! welche Kräfte
Hat im Entwickelungsgeschäfte
Der Druck nicht ihrer Hüll' entstreift!
Beschwerde lehrt den Angel senken;
Lehrt den, der durch die Meere schweift,
Durch Ungewitter Schiffe lenken;
Des Lebens schönster Friede reift
In diesem oder jenem Streite.
Druck ist des Schicksals rauhe Seite,
Die Menschen aus der Schale schleift.
Im Sturm des Mifsgeschicks erwachte
Schon manche Tugend, manche Pflicht.
Ja, Freundinn, wen das Unglück nicht
Zu einem bessern Menschen machte,
Den macht das Glück zum Böscwicht!

Hat nur das Unglück seinen Kummer?
Verlangt das Glück nicht seinen Muth?
Gefahrlich, Freundinn, ist der Schlummer,
Der unter vollen Segeln ruht!
Und hörtest du nie von Verbrechern,
Die, ungestraft von andern Rächern,
Das Glück mit eigner Hand erschlug?
Das Glück, das in versteckten Köchern
Für Ludwigs Hochmuth Pfeile trug?
Stand Maintenon nicht hoch genug?
Wie siegend hob sich zu den Qualen
Erfüllter Wünsche nicht ihr Flug!
Das Glück nahm seine schönsten Strahlen,
Und bracht' ihr, härter, als die Schmach,
Die auf der Witwe Scarrons lag,
Den Kummer, der im Schlafgemache
Aus ihrer Brust mit einem Bache
Zurückgepreßter Thränen brach. —
Glaub' nicht, daß Unglück elend mache!
Der Mensch, — es ist ganz seine Sache, —

Kann unbeglückt, und frei von Pein,
Und glücklich, und doch elend seyn.
Kein Glück erlöst von innern Wehen;
Das Laster wagts nicht, sich zu sehen;
Und hinterm Rücken seiner Pein
Schläft das Gewissen, Trotz dem Liede
Des Zaubers, nicht auf immer ein.
Nur Unschuld, Unschuld, dein ist Friede!
Dass du dich fühlen darfst, ist dein!
Ist dein! du süfses Bild der Quelle,
Um die das junge Leben sprieſst,
In dessen Schatten jede Welle
Sanft durch Vergifsmeinnichten flieſst,
Die, wann in stolzen Eichenzweigen
Sich Wirbelwinde stürmend drehn,
Die himmelblauen Häupter neigen,
Und sich im Spiegelquell besehn.

Ja! Unschuld, — drängen sich auch Leiden
In ihre lichte Sphär' hinein —

Darf immer sich der Unschuld freun!
Kein Gott vermag ihr diese Freuden,
Dieß Glück zu rauben. Still und rein
In ihre Wahrheit eingehüllet,
Tritt sie in sich zurück und quillet
Selbst in den Nebel Sonnenschein.
Mit freiem Geist und reinem Herzen
Blickt sie in ihre Welt hinaus;
Kein innrer Sturm löscht ihr die Kerzen
Am Himmel ihres Lebens aus.
So trägt sie Freuden, trägt sie Schmerzen;
Denn beide machen beide leicht.
Und wann — nicht um mit Gott zu rechten, —
In mondbeglänzten Mitternächten
Ja noch ein Seufzer ihr entschleicht:
So ist es der: du Freund, da droben,
Sag'! ob auf dir auch, stiller Mond,
Gekrönte Menschenquäler toben
Und Helden rasen, oder wohnt
Der Fried' in deinen Silberhainen?

Und flüchten endlich deiner Ruh'
Verirrte Herzen, die hier weinen,
Und die verkannte Tugend zu?

Die Unschuld darf sich einer Ferne,
Die ihr entgegenkommt, erfreun;
Ihr kann die Hand, die Morgensterne
Begütert, nicht verschlossen seyn!
Und welches Loos sie auch getroffen:
Sie fühlt die Hand, die ihr es warf;
Die hält ihr eine Zukunft offen.
„ Die Seele nur darf Alles hoffen,
„ Die Nichts, auch sich nicht fürchten darf.
Wer die Erinnrung nicht zur Feindinn
Der Ruhe seines Herzens macht,
Den sucht in stiller Mitternacht
Die Hoffnung auf, die schöne Freundinn,
Die ihm aus allen Sternen lacht.
Der Weisheit, die dieſs Heil mir stöhle,
Dieſs Thränenlächeln meiner Ruh',

Schlöfs' ich mit weggewandter Seele
Den Eingang meines Lebens zu.
Was habt ihr Weifen dem zu fagen,
Dem jeder Troft fich kalt entreifst,
Dem fchuldlos hingebeugten Geift:
Wenn ihr aus feinen dunkeln Tagen
Auch diefen lichten Engel weift?
Vom Himmel, und voll Himmelsgüte
Kommt fie, die Hoffnung, und bethaut
Die Frucht der Tugend und die Blüthe
Des Lebens, die die Unfchuld baut.

O Menfch, was klagft du die Befchwerden
Des dir verliehnen Lebens an?
Lafs doch die Unfchuld gehn! Wer kann
Denn glücklich feyn, ohn' es zu werden?
Wer fegelte zur Ruh' des Glücks
Im Hauch von ihren Sonnenhügeln?
Aus Gegenden des Mifsgefchicks,
Die gegenüber liegen, flügeln

Die Wind' uns in den Schoofs der Ruh'!
Mit Winden, die aus Norden blieſen,
Flog Dulder Cook den Paradieſen
Der Otaheiter-Unſchuld zu!

Das Unglück iſt die ſtrenge Schule,
Aus der das Glück, vom Thron der Welt,
Bis zu des Schnitters Binſenſtuhle,
Die liebſten Liebling' erſt erhält.
Das Unglück lehrt uns erſt im Glücke
Recht glücklich ſeyn; allein das Glück
Macht gern, daſs wir im Miſsgeſchicke
Ganz elend ſind, und keinen Blick
Der heitern Freude mehr ertragen,
Die unter fremden Roſen hüpft.
Ach! laſs an unſre Bruſt uns ſchlagen,
So oft ein Seufzer uns entſchlüpft!
Was iſts auch, einen Tag verklagen,
Der in den Kranz von hellern Tagen
Nur einen dunkeln Knoten knüpft.

Ja, Freundinn, wann uns Leiden nagen,
Die Weisheit hilft sie gern uns tragen.
Man wag' es nur, ihr Freund zu seyn:
Sie stärkt uns, schwächt das nicht die Pein?
Oft ists ein Weg, der durch verworrnes
Und rauhes Dorngebüsch sich schlingt,
Eh' er zur Labung ihres Bornes
Belohnend seinen Pilger bringt.
Der Tanz der wilden Freude springt
Bei dieser Quelle leicht vorüber,
Die nicht berauscht, nur still entzückt:
Drum ladet ihre Stille lieber
Ein Herz ein, das der Kummer drückt.

Hier ists, wo rein von fremdem Schimmer,
Die Tugend über wüste Trümmer
Des Glückes siegend sich erhebt,
Und ganz von eignem Frieden lebt.
Die Tugend, die das Glück besonnte,
Rang nie zum vollsten Glanz hinauf;

Sie geht, ein Stern, am Horizonte
Der Mitternacht am hellſten auf.

Hats nicht 'was Feierliches, ſtärker
Als Glück und Mifsgeſchick zu ſeyn?
Ganz Seele, geht im Sonnenſchein
Die freie Kraft, läſst ihren Kerker
Im Sturme ſtehn, und kehrt im Hain
Der Weisheit und der Tugend ein;
Denn beiden opfert Eine Feier,
Ein Heiligthum und Ein Altar.
O da haucht Alles, rein und wahr,
Verſöhnung aus, und trägt den Schleier
Der Ruhe, die nur dieſer Feier,
Nur diesem Altar Kränze dreht!
Das Schönſte, was dem Muth entſproſſen,
Der über Leiden dich erhöht,
Hats deine Thräne nicht begoſſen?
Hats nicht dein Seufzer angeweht?
Haſt du 'was Göttliches empfunden:

So iſt es der, den finſtern Stunden
Des Grams entquollne, Sonnenſchein.

Roſalia, Trotz dem Gewimmer
Der Klagen um uns her, iſts immer
Der Mühe werth, ein Menſch zu ſeyn!
Nur dieſes Heil iſt ihm beſchieden;
Und dieſs entdeckt ihm ſchon hienieden
Genug von ſeiner Engelſpur.
Allein der Weg zu ſeinem Frieden
Liegt zwiſchen Tugend und Natur.
Soll ſeine Freude nicht zerrinnen:
So folg' er — keiner Weiſenzunft —
Er folge ſeinen weiſern Sinnen,
Und der noch weiſeren Vernunft.
Soll ſeine Ruhe nicht verblühen:
Er ſey Er ſelbſt, und habe Muth,
Das Alles von ſich abzuziehen,
Was um ihn hängt, nicht in ihm ruht.
Und ſie, die Alles faſst, die Lehre:

Was kommt iſt recht, was iſt, iſt gut,
Die iſt die Stütz', auf der die Schwere
Des Gleichgewichts der Seele ruht.
Sie hilft der Unſchuld in den Stürmen
Des Lebens dieſen Troſt beſchirmen:
Daſs, wie ſich auch das Leben kreiſt,
Nichts fürchten, Alles hoffen heiſst!
Sie hilft der Tugend überwinden,
Und lehret ihren Himmelsſinn
Den Weg zu ſeinem Himmel finden,
Und weiſt ihn auf die Hoffnung hin,
Die im verflochtenen Geſchlängel
Des Pilgerwalds nicht von ihm weicht,
Und freundlich, noch der letzte Engel
Des Lebens, ihre Hand ihm reicht.

DER FRÜHLING.

Die Stürme flohn;
Und Morgenlieder
Begrüfsen schon
Den schönsten Sohn
Des Jahres wieder
Im Jubelton.

In grauen Locken
Trägt nur der Greis,
Der alte Brocken,
Noch Schnee und Eis.
Die sanftern Hügel
Sind grün umwebt,
Und das Geflügel
Des Waldes lebt.
Die Wolken blühen
Im Purpursaum

Und Schwalben ziehen
In ihrem Raum,
Wie Phantaſieen
Der Seel' im Traum.

Aus Roſenhallen
Tritt ſchön der Tag,
Von Nachtigallen-
Und Finkenſchlag
Bewillkommt, heiter
Hervor, und ſchaut,
Wies um die Kräuter
So geiſtig thaut.
So ſtand einſt heiter
Die Sonnenbraut,
Das Kind der Güte,
Die Erde da
In ihrer Blüthe.
Die Gottheit ſah
Beim Klang der Lieder

Auf jedes Glück
Mit einem Blick
Der Liebe nieder:
Da wurde süfs
Die Huld geboren. —
Nein, wir verloren
Kein Paradies;
Das Paradies
Hat uns verloren,
Wenns, grofs und still,
Sich unter Thoren
Nicht finden will.

O könnt ihr fühlen!
So kommt und fühlt,
Was in den Spielen
Der Mücken spielt!
Kommt her und fühlt,
Wie sich Ein Düftchen
Ums andre flicht!

Wie jedes Lüftchen —
Ich liebe — ſpricht!
Fühlt dieſes Streben,
Womit Ein Leben
Das andre küſst!
Wie zärtlich iſt
Das Liebefliſtern
Des jungen Hains,
In den ſo lüſtern
Des Sonnenſcheins
Verſtohlne Helle
Zur muntern Quelle
Herunter ſchlüpft,
Die unter lichten
Vergiſsmeinnichten,
Muthwillig hüpft.

In Buſch und Bächen,
Auf Angerflächen
Wird Leben wach:

Und wir nur träumten
So träg', und säumten,
Noch im Gemach?

Hinaus zur Wiese!
Verlaßt das Haus!
Zum Paradiese
Der Flur hinaus!
Wo Blumen scherzen
Vor jedem Schritt;
Bringt aber Herzen,
Voll Seele, mit!
Von leeren Sinnen
Kann die Natur
Für Hain und Flur
Kein Herz gewinnen!
Weg mit dem Mann
In eine Höhle,
Der nicht mit Seele
Genießen kann!

Der lebt vergebens,
Dem, voll und mild,
Der Kelch des Lebens
Den Bauch nur füllt;
Dem nie zur Seele
Ein Tröpfchen rann:
Hinweg zur Höhle
Mit solchem Mann!
Da mag er dann,
In den fünf Sinnen
Dumpf eingesperrt,
Die Fesseln spinnen,
An der er zerrt!
Von allen Enden
Mag Überfluss
Mit vollen Händen
Sich ihm verschwenden! —
Zum Geistgenuss
Des Seelenmahles
Hat uns das Feld

Der kleinen Welt
Des Emmathales
Den Tisch bestellt.
Im grofsen Hause
Des Weltenherrn
Gehn wir zum Schmause
Bei jedem Stern;
Und nah' und fern,
Um jede Stelle
Der Wiese kreist
Die Lebensquelle
Für Herz und Geist.

Hinaus ins Freie!
Verlafst das Haus!
Das Fest der Weihe
Ruft uns hinaus.
Die Knospen röthen
Den Apfelbaum,
Und Lerchen flöten

Am Wolkenſaum
Das Heil der Liebe,
Die ihr Getriebe
Mit Blüthen deckt,
Und hier den Käfer,
Und dort den Schläfer
Des Sumpfes weckt.

Der Geiſt der Lieder
Hebt ſich empor,
Und ſammelt wieder,
Zum vollern Chor
Des Hains, die Raben,
Die zu Geſang
Nur wenig Gaben,
Und vielen Drang,
Wie Barus, haben.

Kann ein Gewühl
Verworrner ſcheinen?

Und welch Vereinen
Zum schönsten Ziel!
Welch ein Gewimmel
Von Melodien!
Und doch ein Himmel,
Voll Harmonien!
Harmonisch Alles,
Vom Hauch der Luft
Des Blüthenfalles,
Bis zu der Kluft
Des Wiederhalles;
Vom Liedersinn
Im Lerchenbusen,
Bis zu den Musen
Des Sumpfes hin;
Und wo nur irgend
Am kleinsten Strauch
Ein Lebenshauch
Erwacht, ist nirgend
Ein Übelton,

Als im Sermon
Des leeren Tropfen,
Der mit dem Laut
Des hohlen Kopfes
Sein Volk erbaut.
Doch diefs Getöne,
Das der Kanöne
So schlecht gefällt,
Hat nicht die schöne
Natur bestellt.

O Lenz, dein Sänger
Schläft in der Gruft;
Dort athmet bänger
Die Frühlingsluft;
Und leiser hallen
Die Threnodien
Der Nachtigallen,
Wo finstergrün
Die Epheuranken

Sein Grab umwanken,
Das Gleim, ſein Freund,
Voll von Gedanken
An ihn, beweint.
Wann um ihn ſchaurig
Die Laube wird,
Sein Auge traurig
Am Himmel irrt
In dunkler Ferne:
Dann fragt ſein Geiſt
Die hellſten Sterne
Nach ſeinem Kleiſt.

Hätt' ich den Geiſt
Geweihter Töne;
Dich, o Natur,
In deiner Schöne,
Dich ſäng' ich nur:
Wie du die Feier
Dem Lenze ſchmückſt,

Und ihm den Schleier
Mit Blüthen ſtickſt,
Die ſich durchſchlingen
Mit friſchem Grün.
O könnt' ich ſingen:
So ſäng' ich ihn,
Den Gott, der Leben
In Alles haucht,
Und jedes Leben
In Wonne taucht;
Dem jede Höhung
Zum Altar dient,
Wo Auferſtehung
Des Lebens grünt.
Welch Auferſtehen!
Wer ſieht nicht hell
An Buſch und Quell,
An Thal und Höhen
Das ſchöne Bild
Von der Geneſung.

Die, froh enthüllt,
Aus der Verweſung
Des Grabes quillt.
O könnt' ich ſingen!
Auf Hymnuſchwingen
Erreicht' ich ihn,
Den Gott der Freuden,
Dem Wald und Weiden
Entgegen blühn,
Und Opfer bringen.
O könnt' ich ſingen:
So ſäng' ich ihn!

Und könnt' ich mahlen:
Dann trüg' ein Thron
Von Morgenſtrahlen
Den Götterſohn.
Von ſchönen Zweigen
Sollt' über ihn
Ein Baldachin

Herab sich neigen.
Ihm sollten grün
Durchwebte Kronen
Von Anemonen
Die Lock' umblühn.
Dann sollt' um ihn,
Gleich einem Völkchen
Von Rosenwölkchen,
Unschuldig schön,
Ein Mädchenreihen
Mit Thyrsusmaien
Sich lieblich drehn;
Mit Opferschalen,
Voll Roth und Grün.
O könnt' ich mahlen:
So mahlt' ich ihn!

Und harrte Liebe
Nur irgend mein:
Bei Gott! ich bliebe

Heut nicht allein.
Die Lieb' entzöge
Mich jeder Ruh';
Ich eilt', ich flöge
Der Huldinn zu;
Ja, ich verfehlte
Für sie, die mich
Im Herzen trüge,
Das Glück, das sich
Die Freiheit nähme,
Mein Glück zu seyn.
Sie wäre meine!
Ich hin und käme,
Vom Eilen warm,
Nun an und nähme
Sie froh beim Arm,
Und wir durchrauschten,
Wie Wasserfall,
Den Hain und lauschten
Der Nachtigall.

Wo sie im Schatten
Ihr Nestchen baut;
Und mit dem Gatten
Sich ehrbar traut,
Den sie indessen,
Dass sie ihr Nest
Nicht darf vergessen,
Eins singen lässt.
Dann würde weiter
Im Duft der Kräuter
Durchs Thal geschwätzt,
Wo in der Quelle
Die Steinforelle
Sich friedlich wärmt.
Und dann ins Gärtchen,
Wo sie vertraut
Ihr Lieblingsörtchen
Zur Laube baut,
Und in Gedanken
Sich ihren Ranken

Schon anvertraut.
Von dort aus sähe
Das Auge nun
Noch in der Nähe
Das Dörfchen ruhn,
Wo, nie von Übeln
Der Stadt umschwirrt,
Auf kleinen Giebeln
Das Täubchen girrt.
Wir sahn im Tauber
Das sanfte Bild
Von jenem Zauber,
Der Alles füllt,
Mit einer Liebe,
Die im Insect
So gut die Triebe
Des Lebens weckt,
Wie einst im jungen
Scheik Salomo,
Der sie auch froh

Genug besungen,
Eh' sie entfloh.
Mit einer Scheitel
Von grauem Haar,
Bewies er zwar:
Auch sie sey eitel.
Sie mag es seyn!
Wär' eine Liebe
Nur irgend mein:
Genug, ich bleibe
Heut nicht allein!

AN CHRISTUS.

Am Charfreitage. 1790.

Ich glaub' an dich, was auch von dir
Die Pseudo-Exegeten logen,
Die einen Vorhang um die Thür
Zu deiner lichten Weisheit zogen,
Und, himmelweit entfernt von ihr,
Die Menschen um das Glück betrogen,
Das, rein und wahr, wie Gott, und mild,
Wie kein Geschwätz der Theologen,
Aus ihrer Lebensfülle quillt.

Ach! solltest du aus deinem Grabe
Du grosser Dulder, auferstehn,
Und lehrend noch einmahl am Stabe
Der Pilgerschaft durchs Leben gehn;
Und solltest du den Unfug sehn:
Wie sie, die Wahrheit, diese Gabe

Der Weisheit, die so einfach schön
Aus deinem Herzen kam, verdrehn;
Wie sie den Liebessinn verschmähn;
Verfolgung aus der Lehre pressen;
Die Liebe lehrt und Segen gibt;
Wie sie die Duldung ganz vergessen,
Die Mängel trägt und Gutes liebt,
Und die du selbst, so tief betrübt,
Bis zu den blutigsten Cypressen,
An deinen Mördern hast geübt;
Wie sie in deinem Nahmen hassen;
Auf ihren Hochmuth hingeruht,
Stolz die Bescheidenheit verlassen,
Womit du sprachst: Nur Gott ist gut!
Wie sie mit tödtend frommer Wuth
Hervorglühn aus den Mitternächten,
Wo sie durch Bosheit oder List
Gern die Vernunft erwürgen möchten,
Die ihnen zu vernünftig ist;
Und wie sie nur, anstatt zu werden,

Was du warſt, Mann, voll Kraft und Geiſt,
Sich ſtreiten: was du denn auf Erden
Wohl eigentlich geweſen ſeyſt;
Und wie ſie, an Verſtand und Willen
So ungleich dir, das Blutgeſetz,
Um ſeinen Blutdurſt recht zu ſtillen,
Durch ein ermordendes Geſchwätz
An deinem Schatten noch erfüllen.

Ach! ſollteſt du das Alles ſehn:
Weg würdeſt du dein Antlitz drehn;
Und würdeſt eine Thräne weinen,
Voll Wehmuth, wie ſie in den Hainen
Des Ölbergs deinem Aug' entfehlich.

Und ſollteſt du dann deine Lehren
Uns ſelbſt enthüllen: würden dich
Die Pſeudo-Exegeten hören,
Die Niemand hören, auſser ſich?
Und ſollteſt du dirs gar erlauben,

Nicht, wies ihr ſtolzer Wahn befahl,
Nicht ſo, wie ſie, an dich zu glauben:
Sie kreuzigten dich noch einmahl.

DER MARKT DES LEBENS.

An G.— 1785.

Hier in meiner Himmelsgrotte
Kam ich glücklich wieder an.
Dank sey ihm, dem guten Gotte,
Welcher mich geführt, und dann
Meinem eignen stillen Herzen,
Dem es im Gewühl der Welt
Nie so gut, als hier gefällt,
Wo der Lenz, von Zephyrs Scherzen
Sanft geneckt, bald Einzug hält!

Hier in Gottes offnem Garten
Will ich meinen Freund im Glanz
Seiner Schönheit und im Kranz
Hell umblühter Zweig' erwarten;
Will, wann rings um ihn im Klang
Seiner Lieder Blüthen schwimmen,

Zu dem Nachtigallgesang
Meine leichte Zitther stimmen;
Will zufrieden mich der Freude
Überlassen, wo sie winkt,
In dem Wald und auf der Haide,
Wo am Strauch das Heimchen singt;
Wo die Bien' um Honigkelche
Tönend ihre Flügel schwingt,
Wo die Quelle spielt, um welche
Sich ein Kranz von Veilchen schlingt;
Will im Geiste noch einmahl,
Über Berg und über Thal,
Jenen schönen Berg bereisen,
Wo der reinste Äther mild
Aus des Tages Urne quillt;
Wo die Aussicht nach den Weisen
An der Emma sich enthüllt.
Freund, wie schlug das Herz mir da,
Als ich von dem Wagensitze
Dunkel kaum die erste Spitze

Der geliebten Thürme sah!
Wo mein Gleim, der frohe Weise,
Strafend auf das Laster blitzt,
Aber sanft auch in dem Kreise
Seiner holden Musen sitzt,
Und die Tugend, die nur leise
Seufzen darf, so willig schützt.
Wo, von Amors süfsem Täubchen
Sanft umschmeichelt, Klamor singt:
Wie ihn sein geliebtes Weibchen
In der Hirtenlaub' umschlingt,
Die vor Lug und Trug und Sorgen
Seine sichre Freistatt ist,
Wann ihr junges Laub der Morgen
Erst mit Rosenlippen küsst —
Wann, im Maienthau gebadet,
Blumen aus dem grünen Hain
Wisa hohlen kann, dann ladet
Ihn sein werthes Dörfchen ein. —
Fischer scheuet dort Gefechte

Mit der alten Dummheit nicht,
Wann er der Vernunft die Rechte,
Die ihr jene raubt', erficht.
Wo Lukanus in dem Staube
Alter Akten wühlen muſs,
Dem nur, wie von einem Raube
Weggejagt, den ſauftern Kuſs
Süſsre Weisheit geben muſs;
Süſsre Weisheit, die wohl Keinen
Zärtlicher und lieber küſst;
Der ſo ganz im Stillen iſt,
Was ſo Viele prahlend ſcheinen.
Freund, um dieſe Weisen nur,
Aber nimmer um das Rauſchen
Ihrer Stadt, würd' ich die Flur
Und den ſtillen Wald vertauſchen.

Preiſen Tauſend noch ſo ſchön
All den lieben leeren Plunder;
Dieſes Freundes Augen ſehn,

O Natur! nur deine Wunder!
Denn, du Holde, solltest hier
So vergebens stehn, um mir
Deine Freuden anzubiethen?
Und ich sollte, fern von dir,
Wie ein armer Sclav', die Thür
Zu Fortuna's Tempel hüthen?
Jene Thür, an der die bidre,
Stille Tugend nicht mehr wacht;
Die oft auf und zu die niedre
Schmeichelei dem Buben macht?
Sollte mit dem grosen Haufen,
Deiner süsen Stille satt,
Nach dem grosen Markte laufen,
Um Zufriedenheit zu kaufen,
Die der ganze Markt nicht hat,
Der im Glanz des Morgennebels
Seine Prahlerei verhüllt,
Die den Durst des blinden Pöbels
Nur auf Augenblicke stillt?

Sollte mich so weit verführen,
Und, vom Vorurtheil betaubt,
Mich durch Einbildung kuriren,
Die das Übel nicht vertreibt?
Sollte, der Vernunft zum Spotte,
Von der Eitelkeit bethört,
Rasendtoll vor einem Gotte
Beten, der nicht sieht, nicht hört?
Glanz des Glückes ist ein Götze,
Und die Thorheit fleht ihn an
Um — mit Einem Wort, um Schätze,
Die er nicht gewähren kann.

O wie sich die Narrn ermüden!
Und entfernen sich vom Ziel;
Setzen Alles, Ruh' und Frieden,
Auf ein triegerisches Spiel;
Denn in dieser Lotterie
Können, wie sies auch beginnen,
Sie das, was sie suchen, nie,

Selbst den Einsatz nicht gewinnen.
Das, wovon sie hoffen, frohr,
Leicht und heiter durch das Leben,
Wie ein Brittentanz, zu schweben,
Wenns aus ihrem Herzen floh,
Kann der Prunk nicht wiedergeben,
Den um sie die Göttinn streut,
Welche stets der Eitelkeit
Gern den Narrenmantel zierte,
Aber der Zufriedenheit
Nie ein Herz entgegenführte,
Und, wann sich durch innern Streit
Mit sich selbst der Mensch entzweite,
Oft den Samen dazu streute;
Denn, wann lebt Vernunft einmahl,
Selbst beim Weisen, wohl hienieden
Mit der Sinnlichkeit in Frieden?
Bliebe nur der Witz neutral,
Jene würde dann vom Throne
Nicht so leicht verdrängt, zumahl

Da ihr Recht zur Herrscherkrone
Ausser allem Zweifel liegt:
Nur die Sinnlichkeit, verbündet
Mit dem schlauen Witze, kündet
Ihr den Krieg an, kämpft und siegt.

Jene Göttinn nun, die minder
Für die bidre Wahrheit ist,
Als für Schein und Trug und List,
Die mit Flattersinn der Kinder
Weis' und Narren neckt und küsst:
Sie soll mich durch keine List
Stolz von ihrem Thron herunter
Ihre Ketten tragen sehn;
Männer sollten nimmer unter
Ihrem Weiberstabe stehn!
Ganz von ferne will ichs sehn,
Wie die angelockte Menge
Sich zu ihren Hallen drängt,
Und im wühlenden Gedränge

An des Vorhofs Pfoſten hängt;
Wo ſie klopfen wild und leiſe,
Und nicht ſelten wechſelsweiſe
Opfernde und Opfer ſind;
Und beim Einlaſs, wie ſie laufen,
Gegen Schein und Wahrheit blind,
Sich der Göttinn zu verkaufen,
Die mit groſsen Dingen prahlt,
Und erbärmlich ſchlecht bezahlt.
Sie, die zu dem hohen Range
Goldner Freiheit ladet, droht
Mehr mit einem ſeidnen Strange,
Als des Orients Deſpot.
Immer bleibt die Sclavenkette
Eine Kett', und wird, wenn ſie
Auch den Glanz des Goldes hätte,
Doch zum Freiheitskranze nie!

Sollte mich die Göttinn blenden,
Daſs ichs würdig fände, ihr,

Wie ein armes Opferthier,
Meine Freiheit zuzusenden?
Und auf ihrem Altar ihr
Meine Ruhe zu verspenden?
Kurz, mich selbst ihr zu verschwenden?
Das erhält sie nicht von mir!
Sie, die oft von Schmetterlingen
Die bemahlten Flügel nahm,
Und dann mit den bunten Schwingen
Vor der Thorheit Fenster kam;
Und die liebt sie dann nicht besser,
Als man einen Knaben liebt,
Welchem man ein scharfes Messer
In die schwachen Hände gibt.
O wie oftmahls schlägt sie nicht
Einem Thoren, der sie quälet,
Mit den Flügeln ins Gesicht,
Dass er blind des Wegs verfehlet,
Der zu ihrem Tempel fährt,
Und dafür den Abweg wählet.

Den zwar Üppigkeit verziert,
Der ſich aber in verworrnen
Labyrinthen, voller Dornen,
Wo die Reue ſchleicht, verliert.
Dieſes gräſsliche Geſpenſt
Des ermordeten Gewiſſens,
Das du aus dem Hogarth kennſt,
Jagt, ſelbſt von des Daunenküſſens
Weichem Schooſs, mit hohlem Blick,
Fürchterlich den Schlaf zurück.

Schmerz, ein Kaper, der im Meere
Wilder Freuden immer kreuzt,
Führet ſiegreich zur Galeere
Sclaven, die die Wolluſt reitzt;
Weil des Räubers Angeſichte
Leicht ein Fahrzeug nicht entgeht,
Welches hoch Fortunens lichte,
Purpurfarbne Flagg' anweht,
Unter deren hellem Fluge,

Mit verborgenem Betruge,
Auch das Schiff des Kapers geht.
Und auf beiden Seiten tönen,
Lüstern nach dem nahen Raub,
Die verführenden Sirenen;
Und welch Ohr ist ihnen taub?
Zwar der Thor glaubt sich, so lange
Er beim wiegenden Gesange
Der Sirene träumt, beglückt;
Aber, Lieber, ein Verrückter,
Der, nicht wissend, dass sie drückt,
Ruhig auf die Fessel blickt,
Ist der darum ein Beglückter,
Weil sein Wahnsinn ihn berückt?
Würde wohl in einer Stunde,
Da in seinen Raserein
Sich der Kranke Wund' auf Wunde
Fühllos schlüge, der Gesunde,
Statt sich der Vernunft zu freun,
Wünschen, auch verrückt zu seyn?

Freund, was würd' ein Lüftling, schaute
Die Vernunft in seinen Traum?
Weh ihm! weh dem goldnen Schaum
An dem Pallast, den er baute!
Weh dem innern leeren Raum!
Ach der Menschheit erste Freundinn,
Die Vernunft, darf ihn nicht sehn;
Immer aus dem Wege gehn
Muss er ihr, gleich einer Feindinn;
Und sein ängstliches Bemühn
Ist, den Vorhang vorzuziehn,
Dass ja, wann er die Gespenster
Seiner Träum' im Arme drückt,
Die Vernunft nicht durch das Fenster
In die Narrenscene blickt.

So sind stets die armen Thoren
Vor sich selber auf der Flucht;
Und die Zeit, die sie verloren,
Trägt, anstatt der Lebensfrucht,

Selbſtverluſt. — Das ganze Leben
Iſt ein Markt, auf welchem wir
Oft mit Geiſt und Herzen ſtreben,
Unſre Stunden auszugeben;
Und was kaufen wir dafür?
Sehr viel Falſches, wenig Wahres;
Sehr viel Schimmer, wenig Glück;
Und die Zeit des Silberhaares
Führt dann vor des Thoren Blick
Die Verluſte ſeiner Tage;
Alle Thränen ſeiner Klage
Rufen ſie umſonſt zurück.
Einſt hatt' er mit beiden Händen,
Recht als hätt' er mit dem Heut
Einer karg verliehnen Zeit
Ewigkeiten zu verſchwenden,
Seine Stund' umhergeſtreut.
Bald ſtand er am Markt der Ehre;
Was er kaufte, war Schimäre
Lächerlicher Eitelkeit,

War ein Titel, der nichts ſagte,
Oder der, noch ſchlimmer, gar
Ihn bei der Vernunft verklagte,
Daſs er hieſs, was er nicht war.
Bald ſtand er beim Glück, und harrte
Der mit etwas theuerm Glanz
Überlegten Einlaſskarte
Zu dem groſsen Narrentanz.
Jeder bringt hier ſeine Steuer,
Dummkopf oder Böſewicht.
Und die Narrheit kauft man theuer,
Nur die Narren ſelber nicht;
Denn der ärmlichſte Betrüger
Findet, wär' er auch halb blind,
Leicht die Thoren, die nicht klüger,
Als er ſie verlanget, ſind.
Und das theure Recht zum Thoren
Koſtete dem armen Tropf
Immer ſeinen halben Kopf,
Auch ging oft das Herz verloren

Bei dem Kauf. — Ich selber stand
An dem Markt, und — ha! wie flogen
Meine Augen auf den Tand!
Doch der Wahrheit sanfte Hand
Winkte mir. — Du wirst betrogen!
Rief sie leise: dieser Tand
Ist mit Schimmer überzogen,
Und der macht die Käufer blind!
Ob ich folgte? Läßt ein Kind
Gern sich eine Puppe nehmen?
Manche heiße Thräne rinnt,
Eh' man anfängt sich zu schämen.
Ach ich konnte, wie ein Kind
Um verfagtes Spiel, mich grämen.

Reichthum! Stolz und Üppigkeit
Hatten, überall zerstreut
Auf dem Markte, weit und breit
Ihre Buden aufgeschlagen,
Wo dann für die Eitelkeit

Tauſend ſchöne Sachen lagen,
Wie ſie Künſtlerhände drehn.
Welch ein Anblick! welche Scene!
Werth der Mühe, ſie zu ſehn.
Wie ums Lächeln einer Schöne
Tauſend Liebesſeufzer wehn;
Wie darum ſich tauſend Augen,
Um es durſtig einzuſaugen,
Neidiſch auf einander, drehn:
So umfloſs der groſse Haufen
Dieſe Buden mit Gedrang;
Jeder glühete, den Rang
Seinem Nachbar abzulaufen,
Den auch Mancher, weil im Drang
Raub und Trug ſich leicht verhehlen,
Kunſterfahren wegzuſtehlen
Sich nicht ſchämte, wenns gelang.

Reichthum hatte hier dem Geitze,
Der den Fluch des Goldes trägt,

Seine tauſendfachen Reitze,
Seine Allmacht ausgelegt;
Seine hellen Silberbarren
Lockten den getäuſchten Narren,
Der die Freud' in ſeiner Hand
Zu beſitzen nicht verſtand.
Männer, lang und breit betitelt,
Hell beſtirnt und ſchlecht bekittelt,
Graues Haar und Jugendſinn,
Neben Memmen Alexander,
Alles ſtrömte durch einander
Nach der Schimmerbude hin.
Drängend flog nach ihren Gaben
Hier ein Seufzer, dort ein Schrein,
Dieſes, um ſie zu verſtreun,
Jener, bloſs um ſie zu haben.
Wer den Handel gut verſtand,
Und an Rechtthun ſich nicht band,
Handelte nicht leicht vergebens.
Wie der ſtraffgeſpannte Gier,

Gaffte ſtarr der Wucher hier
Nach der Würde ſeines Lebens;
Reckte hoch den Kopf empor,
Schrie, als hätt' er hundert Magen
Satt zu machen, ſeine Klagen
Dem zu armen Reichthum vor,
Wie aus beutevoller Höhle
Das Geheul des Tiegers bricht. —
Ohne Seele lebt man nicht;
Und das Gold iſt ſeine Seele.

Unter allen Raſerein
Iſt, bei Gott! der Geitz die tollſte;
Denn wird endlich auch das vollſte,
Gröſste Maſs des Goldes ſein:
Füllt das ſeine Weite? Nein!
Nimmer läſst er ab mit Schrein,
Bettelt, wie um einen Biſſen:
Heilges Glück, o ſey mir hold!
Sieh, da hab ich, ungezollt,

Noch ein Stückchen von Gewiſſen!
Nimm es hin, und gib mir Gold! —
Gold war dieſes Marktes Zierde,
War des Lebens gröſster [illegible].
Die verſchwendende Begierde
Rang zu dieſer Bud' hinauf;
Fluthete dann mild herunter,
Was der Hand des Glücks entquoll:
Dann hielt ſie ihr Herz zwar unter;
Doch das Sieb ward nimmer voll.

Nie ward das Gewühl hier träge;
Wie ein ewiges Geſchwätz
Rauſcht' es weit umher: am Wege
Schlief das drohende Geſetz.
Um an kein Geſetz zu ſtoſsen,
Das, wanns einmahl wacht, ſich rächt,
Kauft man hier — zwar ſelten echt —
Die Gerechtigkeit im Groſsen,
Und vereinzelt dann das Recht,

Theuer freilich, doch gebührend;
Denn Gebühren müssen seyn!
Zwar das Flehn der Thrän' ist rührend;
Doch Gebühren müssen seyn!
Und so scheuert man gebührend
Ernten fremder Mühen ein.
Für das Recht, aus Thränengüssen
Wein zu keltern, zahlte man
Was man Theures zahlen kann,
Ganz Ruh' aus dem Gewissen;
Weil die Pflicht, so treu und fest
Sie auch unter Kümmernissen
Auf die Tugend sich verlässt,
Doch nur Schweiss aus dem Gewissen,
Aber nie Tokaier presst.

Und die Herrn, bei vollen Schlüchen,
Banten reichlich nun den Staat
Patriotisch an mit Bäuchen,
Ohne, dass er sie drum bat.

Üppigkeit und Wolluſt bothen
Ihren wilden Taumel an,
Der dem Blumenkelch entrann,
Deſſen Lockreitz auch Zeloten
Lüſtern macht' und ſie gewann;
Scheu, als ob ſie ſich entehrten,
Nahmen ſie den Kelch, und dann
Hinter eine Bud' — und leerten
Ihn bis' auf den Boden aus.
Hier verzehrt ſich nur zu eilig
Ein Verſchwender im voraus.
Die Natur zahlt immer treulich
Leben aus, das aber freilich,
Weil ſich die Natur nicht irrt,
Gnau von ihr berechnet wird.
Dieſe muntern Schwelger luden
Fröhlich, zwiſchen Lieb' und Wein,
Zu dem Taumel dieſer Buden
Werthe Rauſchgenoſſen ein;
Und vergoſſen nun gemeinſam,

Hier ihr Leben, wie den Wein;
Denn die Freude muſs nicht einſam,
Wie Minervens Vogel, ſeyn!

Statt der heiligen Gefühle,
Die das Herz der Freundſchaft weihn,
Kaufte man aus dem Gewühle
Dieſer Buden Poſſenſpiele
Gleich geſtimmter Narrheit ein,
Oder feines Wortgedrechſel,
Ohne Wahrheit und Gehalt;
Das im Kurs der Lebenswechſel
Bloſs als Form des Lebens galt.

Liebe, deine feidnen Roſen,
Wann noch ſanft, wie Zephyrs Flug,
Um den Frühling, der ſie trug,
Unſchuld ihre Flügel ſchlug,
Pflückte räuberiſch vom loſen
Zarten Stängel der Betrug.

Leis' und einsam, wie die Stille,
Und mit zartem Jugendsinn,
Trat die Unschuld zu der Fülle
Neuer Lebensfreuden hin;
Bracht' in himmelvoller Güte,
Am bekränzten Huldaltar,
Süssen Schmeichelein die Blüthe
Ihrer schönen Liebe dar;
Und sie war so rein, so huldig,
Und ihr Jüngling ihr so lieb;
Aber der Verräther blieb
Für das Alles — Alles schuldig!
Trauernd neigte sich ihr Haupt
Unter die verwaiste Myrte,
Der sie ihre Lieb' einst gierte,
Selbst wie diese Myrt' entlaubt;
Dieser blüthenvolle Stängel
Ward zur Geissel, und der Mann,
Der ein Herz voll Liebesengel
Ihr verhiess, ward ein Tyrann. —

Lauter Täuſchung! leerer Schimmer
Alles, was ich fern und nah'
Im bewunderten Geflimmer
Dieſes groſsen Marktes ſah!

ZWEITE EPISTEL.

Jeder ſtrebt nach Ruh' hienieden;
Und man iſt mit ihrem Schein
Himmelweit von ihr geſchieden:
Nichts bewundern iſt allein,
Iſt der wahre Weg zum Frieden.
Nur wer ſucht ſein beſſres Ich?
Einer ſchauet nach dem Andern!
Laſs in der Erinnrung mich

Noch Ein Mahl den Markt durchwandern,
Denn ich einſt mit dir durchſtrich!

Alles war hier feil zu haben,
Was Bewunderung verſpricht,
Nur die Kunſt, des Glückes Gaben
Zu gebrauchen — die nur nicht.
Und wenn Wahrheit Wahrheit ſpricht;
So iſt ſie die Kunſt zu leben;
Dem ſie fehlt, der wird ſich nicht
Zu der ſchönen Stufe heben,
Wo der Friede Kränze flicht,
Stille Opfer zu vergelten. —
Den beſcheidnen, leiſen Glanz
Echter Tugend ſah ich ſelten,
Deſto öfter ihren Kranz;
Jedem Duns ward er zu Theile,
Der einmahl aus langer Weile
Mit der Tugend ſich befaßt,
Die er weder liebt noch haßt.

Ehre, die ins Auge ſtrahlte,
That hier ihre Schätze auf;
Masken, ſo die Täuſchung mahlte,
Both ſie aus zu feilem Kauf.
In die Münze, die man zahlte,
War — verſchieden nur geprägt —
Einerlei Gehalt gelegt.
Auf dem Einen Albus ſtrahlte
Weisheit, die ſehr weiſe that;
Auf dem andern Heller prahlte
Stille Treue für den Staat;
Auf dem dritten glänzt', umſchlungen
Mit dem Kranze, den aus Licht
Fama's gute Laune flicht,
Dieſe Umſchrift: Opferungen
Edler Patriotenpflicht.
Und auf andern prunkt' im Schein
Hoher Tapferkeit ein Streiter
Für die Tugend, und ſo weiter.
All die Münzen ſchienen, fein

Ausgeſtämpelt, zu gefallen;
Aber Schrot und Korn von allen
War das liebe Selbſt allein. —
Prieſterwürden, Pfründen, reicher
Als der Fleiſs, und arbeitsfrei,
Koſteten dem leiſen Schleicher
Nur ein wenig Schelmerei.
Afterzepter, Richterſtäbe
Lockte der Betrug ins fein
Angeſponnene Gewebe
Seiner Ränke ſchlau hinein.

Man betrog und ward betrogen.
Lügen, wenn ſie nur, geſchickt
Von der Hand der Liſt erzogen,
Auf den Schauplatz traten, logen
Buben groſs und Narrn beglückt.

An der ſchwärmenden Schimäre,
Und der, ziemlich offenbar

Sie verfolgenden, Gefahr
Des Verſtandes ſah man klar,
Daſs man auf dem Markt der Ehre,
Dieſem Zaubermarkte war.
Durch die Hülfe dieſes Zaubers,
Und durch Sympathie des Glaubens
Wuchs ein Zäunert ſchnell zum Aar.
Um ſich recht ins Licht zu ſtellen,
Kaufte hier ein Narr die Schellen
Seiner Kapp', und zahlte bar,
Was noch Gutes an ihm war,
Willig ihm dafür; ſogar
Weiſe liefsen ſich bethören
Und, getäuſcht an Geiſt und Sinn,
Gaben ſie, für den Gewinn
Aufgeſchmückter falſcher Ehren,
Halb die wahre Hoheit hin.

Wie bei einem Kleiderjuden
Masken-Kleider ohne Kopf,

Hingen hier in ſtolzen Buden
Lange Titel für den Tropf.
Hatt' ein armer Schwächling nun
Etwa nicht aus eignem Mittel
Einen Kopf hinzuzuthun:
Dann ſo muſst' ein langer Titel
Ohne Kopf zu gehn geruhn.
Dieſen Buden durften Alle
Mit der vollſten Hoffnung nahn,
Die, nach einem Sündenfalle
Ihres Stolzes, nackt ſich ſahn.
Selbſt des Wuchers offne Schande,
Die von Miſſethaten lebt,
Ward mit einem Ordensbande
Oder Pergament verklebt.

Und da kam denn manches Leben,
Das, Trotz ſeinem goldnen Vlies,
Hier ein armes Nichts verkleben,
Und zu Etwas ſtämpeln lieſs.

Wie vom Blitz in Feentempeln
Angeschimmert, stand ich da,
Als ich Narrn zu Weisen stämpeln,
Und Verdienst hier prägen sah.
Das Verdienst, Trotz aller Pflege
Saurer Tag' und Nächte, galt
Hier nur blofs nach dem Gepräge,
Nicht nach innerm Goldgehalt.
Freund, hier siehst du, wie entgeistet
Pöbelstolz auf seinen Wanst,
Den die treue Dummheit feistet,
Sich ein Ehrenzeichen pflanzt.
Poll, der kaum für eine Hürde
Werth genug im Kopfe trägt,
Ward mit einer hohen Würde
Nett und sauber ausgeprägt,
Die, wann sich des Fleifses Bürde
Von gedrücktern Schultern senkt,
Am geehrten Bettpfost hängt;
Denn du weifst, wie weit die Ehre

Seines Sterns die Strahlen schiefst,
Welcher in der Schlafrocks-Sphäre
Seinen Thierkreis erst beschliefst.

Viele kauften bunte Bänder,
Sternbesäte Prachtgewänder
Blofs auf Borg, und gaben dann
Vätertugenden als Pfänder
Mifslicher Bezahlung an,
Und vergafsen ruhig dann
Unter schimmernden Getöfen
Ihre Väter einzulöfen,
Ohn' Egyptens Fluch zu scheun,
Der beim ganzen Volke klagte,
Wann ein schlechter Sohn es wagte,
Vaterasche zu entweihn.
Sie bezahlten nun die Blicke
Andrer Narrn und die Geduld
Niedrer Sclaven mit dem Glücke
Einer unverschämten Huld.

Doch, das läßt sich noch ertragen,
Was sie etwa feierlich
Huldreich gegen Sclaven wagen;
Die verdienens! Aber, sprich,
Welch Gefild bleibt da geduldig,
Wann sich solche Narrn nicht scheun,
Gar wohl gnadenreich und huldig
Gegen das Verdienst zu seyn? —
Rolf kann nicht im Sonnenschein
Eigner Eitelkeiten prahlen;
Und doch brennen ihn die Qualen,
Kein bemerkter Narr zu seyn:
Darum kriecht er in die Strahlen
Einer fremden Sonn' hinein.
Und in diesem milden Scheine
Saugt sich dann sein Dünkel voll,
Gleich dem wunderbaren Steine,
Der den Lichtstrahl halten soll.
Und der Narr verdient die Ehre,
So sein Nichts zu fühlen; nur

Schmach dem Mann, dem je die Spur
Einer Sehnsucht nach der Leere
Solcher Eitelkeit entfuhr!

Für den Sitz bei Fürstenschüsseln;
Für den Glanz von goldnen Schlüsseln,
Die dem Kopf die Wüstenein
Öder Gegenden verzeihn,
Gaben diese Herren leere,
Fein geprägte Schmeichelein;
Ja sie zahlten für die Ehre:
Mit den goldnen Flügelein
Aufzuflattern in der Sphäre
Eines Thrones — oben drauf
Ihre Freiheit in den Kauf.
Freiheit? Nein! die feidnen Thierchen
Opfern fremder Schwärmerei
Nur die eigne Schwindelei;
Und sie sind am goldnen Schnürchen
Nach wie vor, nur frech und scheu;

Hüpfen nun am bunten Faden
Der durchlauchten Phantaſie,
Überhäuft mit Schmaelſ und Gnaden,
Fröhlig zur Menagerie.
Doch den Rang vor allen Thieren
Haben ſie darin noch nicht;
Lächelnde Verdienſte führen
Erſt zu höherm Gnadenlicht.
Und da flattern ſie im Strahle
Ihres Abgotts hoch hinan;
Und von oben ſehn ſie dann
Uns — ein Pöbelvolk im Thale —
Für Geſchöpfe kaum noch an.
Mit des leiſen Flügelſchalles
Wacher Lauſche ſticht gereizt
Solche Sonnenflieg' auf Alles,
Was durch ihren Strahl ſich kreuzt.
Nichts ſind ſie ſich ſelber ſchuldig;
Alles dieſem Strahl des Lichts;
Er beſtrahlt ihr buntes Nichts.

Darum lernen sie geduldig:
Wie man lächelt, was man thut,
Wann nun seine Durchlaucht huldig,
Oder plump zu seyn geruht.
Üben auch wohl gar die Künste,
Wie ein Kopf, voll Hirngespinste,
Weis' und hocherlauchtig thut.

Für den Stolz erlauchter Köpfe,
Denen nichts gebrach, als Hirn,
Zahlten lachende Geschöpfe
Eisenmünzen einer Stirn,
Der die schamvergessne Lüge
Mit geübter Frevelhand
Das Erröthen, und die Züge
Der Bescheidenheit entwandt.
Mit vergriffenem Gepräge
Öffnete solch Münzenstück
Leichter, als Verstand im Blick,
Jedem Bösewicht die Wege

Zu Erhöhung, Ruhm und Glück.
Da verkroch sich dann, behaben
Wie ein Lüsterich, ein Tropf
In dem Anstrich hoher Gaben.
Dann verkauft' ein bessrer Kopf
Stunden, Früchte seiner Mühe,
Jenem dürren Müssiggang
Eines reichen Narrn von Rang,
Der sie, wie die magern Kühe
Pharaons die fettern, schlang.
Und bei diesem Zeitvertreibe,
Den er gönnerhaft betrieb,
So an Geist, wie jen' an Leibe,
Mager war und mager blieb.

Nun ging ich von Einem Ende
Bis zum andern, ab und auf,
Ob ich nicht für meinen Kauf
Die Zufriedenheit hier fände?
Viel hatt' ich von ihrem Werth,

Viel von ihrer Ruhe, welche
Selbst um unsre Leidenskelche
Rosen schlingen soll, gehört.
Alles, was die Ruhe Holdes,
Was sie Süfses hat, das schien
Immer noch im Glanz des Goldes
Meinen Wünschen aufzublühn.
Mancher, dem es auch so schien,
Kauft' in dieser Bud' ein Leben,
Voller Glanz und voll Gezier,
Wies die stolzern Freuden weben,
Die ihn blendeten, dafür
Seine Tugend hinzugeben;
Und, besehn im Strahl des Lichts,
War das theur bezahlte Leben
Sinnentrug und weiter nichts;
Denn die Wahrheit war nun eben
Kein Bedürfnifs für die Herrn
Auf dem Markte, der nicht gern,
Weils den schönen Handel störte,

Sich von manchem Stolz belehrte.
Freundlich winkte sie vonfern:
Suchst du Ruhe, sprach die weise
Holde Freundinn, süfs und leise,
Mir ins Herz, so lafs dich nicht
Diese Prahlerei verführen,
Die nicht hält, was sie verspricht;
Ruhe kannst du hier verlieren,
Wieder kaufen aber nicht!
Diese edle Blumenpflanze
Dir im Herzen an; sie blüht
Einzig nur in einem Kranze,
Welchen, fern von allem Glanze,
Stille Weisheit sich erzieht.
Dafs ich mich umsonst bemüht,
Fühlt' ich, und ging durch die Kerzen
Dieses Feenschimmers fort.
Sorgsam trug ich jedes Wort,
Das die Wahrheit sprach, im Herzen;
Zwar ich sah noch hier und dort

Oft mich um, doch ging ich fort.
Und sieh da! der Weisheit Buden
Winkten in der Nähe, und luden
Mich zu ihren Waren ein.
Und ich glaubte mit Vergnügen
Schon den Tagen, die allein
Echte Lebensblüthen trügen,
Näher auf der Spur zu seyn.
Keine Hindernisse hielten
Meinen allzu raschen Schritt;
Und — die Herrn der Buden spielten
Auf der Thorenbühne mit;
Zankten viel und thaten wenig:
Jeder sucht' aus Leibeskraft
Sich empor zu schrein zum König
In dem Reich der Wissenschaft.
Die Archonten, welche, Kraft
Ihres Amts, die Weisheit schätzten,
Jeder nach dem Richterstab,
Den ihm seine Laune gab,

Hielten Nachtgericht', und setzten
Manchen König wieder ab,
Den sie oben drein zerfetzten;
Was der Prätendent auch stritt,
Welcher seinem Wahne glaubte,
Der es freilich ungern litt,
Dass man ihn des Throns beraubte.
Focht es ihn auch wenig an:
Ob das Reich durch ihn gewönne,
So wars doch sein Ziel, dass man
Ihn darin nur König nenne.
Männer, die den Weg hinan
Zu dem Kranz des Ruhmes fanden,
Nur den Weg zu Eur' und Gold
Eben drum verfehlten, standen
Bei den Buden hier im Sold,
Die für wenig schlechtes Gold
Wuchernd fremden Geist verlegten,
Und dafür beim Freudenmahl
Ihre eignen Leiber pflegten,

Wenn kein Dieb sie just bestahl;
Denn hier schlichen seine Leute
Mit gestohlnem Gut nach Haus;
Und Gezänk, so bunt und kraus,
Wie ein Tanz zu Otaheite,
Strömt' aus jeder Bud' heraus;
Aber jene seinen Leute,
Lachten ruhig — ihre Beute
Fest im Arm — die Schimpfer aus.

Mancher trieb auch lose Künste
Mit der Weisheit, und gewann
Gold und Ruhm durch Hirngespinste,
Die ein Träumer dann und wann
Aus dem Reichthum böser Dünste,
Die das Hirn beschwerten, spann.
Viele Weisen staunt' ich an. —
Die das Licht zum Vortheil hatten,
Warfen riesenlange Schatten;
Trat ich aber näher, dann —

O dann war nicht selten Einer,
Dessen Grösse ganz zerrann;
Manchen fand ich zehn Mahl kleiner,
Als den Schatten, den er warf:
Darum man denn freilich viele
Dieser stolzen Schattenspiele
Nicht genau beleuchten darf.
Der, den kein Verdienst erhob,
Keine von Minervens Gaben,
Miethete sich hier das Lob:
Dann auch das war feil zu haben:
Und der arme Ikarus
Flog und stürzt', und ward im Fluss
Der Vergessenheit begraben.
Weisheit, welche Früchte trägt,
Und in den Gehalt des Lebens
Ihre stille Wahrheit legt,
Sucht' ich meistens hier vergebens.
Musste sie nicht, still und scheu,
Wie die Einfalt jener Sitte,

Die aus grün umrankter Hütte
Fürsten rief, den Markt verschmähn,
Wo die Käufer, ohn' Erröthen,
Ihren sanften Reitz verschmähten?
Wo die junge Kunst sogar
Tief genug gesunken war,
Ihres Frühlings schöne Blüthen
Einer Hetäre zu vermiethen,
Die im Schooß der Mitternacht
Unter Marmorsälen wacht,
Menschenelend auszubrüten,
Um, in räuberischer Pracht,
Einsam von umseufzten Trümmern
Eines Volks herab zu schimmern?
Künste, die auf Hellas Flur,
Wo sie Paradiese pflanzten,
Unter Einem Lorber tanzten,
Frohsinn frei, wie die Natur,
Sah ich bei den Bankozetteln
Eitler Thoren sklavisch betteln.

Ach! mit Reu' und Scham im Blick,
Zog ich schweigend mich zurück
Von dem glänzenden Betruge;
Denn für mich war nichts zu Kauf!
Wohl geschützt vor Trug und Lüge,
Nahm die stille Flur mich auf,
Wo die Ruhe — o die Ruhe!
Wahrer Selbstzufriedenheit
Eine süsse Leichtigkeit
Über Alles, was ich thue,
Oder was ich leide, streut.
Was ich hab', hat diese Ruhe
Mir verliehn; drum dank' ich nur
Ihr die Unschuld meines Weines,
Über den kein Seufzer fuhr,
Ihr den Frieden meiner Flur,
Ihr den Wettstreit meines Haines,
Ihr den Reichthum der Natur.
Dass ich in des Mondenscheines
Stiller Heiligkeit den Hain,

Voller Nachtigallen-Chöre,
Gern belauscht', und lieber höre,
Als die vom Krystallenschein
Gluhe Weihrauch-Atmosphäre,
Wo kastrirte Künste schrein,
Dank' ich dieser Ruh' allein.
Alles das, was ich geniesse,
Denk' ich so, ist doch wohl mein.
Ach, wie dürftig würd' ich seyn,
Wenn mich diese Ruh' verliesse!
Rav läst seinen schönen Hain,
Seine Flur verächtlich liegen;
Trinkt dafür in langen Zügen
Lange Weile vornehm ein:
Ist nun wohl der schöne Hain
Und das seglichste Vergnügen,
Das er liegen läst, noch sein?
Mag er doch zum l'Hombre schleichen,
Wenn mich seine Bäum' umwehn!
Sein ist nur die Zahl der Eichen.

Wie sie in der Rechnung stehn;
Und sein Glück — ich danke schön! —
Läfst den Tropf von todten Karten,
Mitten in dem Überflufs
Beßrer Freuden, den Genufs
Seines Lebens erst erwarten.

Viel zu stolz, um eine Braut,
Wie Fortuna ist, zu werben,
Soll um sie kein Seufzerlaut
Mir die Waldmusik verderben.
Hier, mit meinem Wald vertraut,
Soll ihr Reitz mich nimmer reitzen;
Nie soll sie zu schnellem Lauf
Mir das Blut des Herzens heitzen;
Unter ihrem goldnen Weitzen
Schiefst so manches Unkraut auf.
Wenn sie zwischen diesen Hügeln
Mich besuchte, würd' ich ihr
Zwar aus Eigensinn die Thür

Meiner Hütte nicht verriegeln:
Dann so könnt' ich manchen Wunsch,
Der im Herzen ruhet, stillen;
Aber meine Schale Punsch
Sollte sie nicht öfter füllen,
Als sie etwa jetzt sie füllt,
Wann ich einen Gram verscherze,
Dass er nicht das heitre Bild
Meiner Rosenstunden schwärze.
Um den jetzt so kahlen Pfad
Blühte dann wohl manche That,
Die im Ideal-Gefilde
Grüner Hoffnungen noch schwebt,
Und in einem leisen Bilde
Oft mir durch die Seele bebt.
O wie wollt' ich süfsen Schlummer
Zu der Sorge senden, Freund,
Wo sie wacht, und manchen Kummer
Lächeln lehren, wo er weint. —
Froh zu seyn und froh zu machen,

Wem Gott diese Wonne gab,
O dem tanzt des Lebens Nachen
Lieblicher den Strom hinab.
Unschuld, unter grünen Linden
Eines Dorfs, sollt' ihren Kranz,
Ohne Prunk und ohne Glanz,
Hier in meinen Händen finden.

Ja, die Freude wollt' ... dann
Zu dem Tanz auf Maienglocken
Selbst vom Himmel niederlocken! —
Doch für mich — o Freund, ich kann
Ihrer Huld entbehren, habe
Längst schon nicht die kleinste Gabe
Von der Göttinn mehr begehrt;
Was ich aber jetzo habe,
Hatte niemahls ihr gehört;
Wird auch nie vom Zauberstabe
Ihres Wankelmuths verkehrt. —
Dieser Geist, der seine Hülle,

Die ſich ängſtlich um ihn ſchmiegt,
Öfters abwirft und zur Fülle
Seiner ganzen Hoheit fliegt;
Dieſes Herz, das, Trotz den Flecken
Seines Pilgerſtaubes, nicht
Sich vor ſich braucht zu verſtecken,
Noch vor dem Vernunftgericht;
Dieſes Herz, das vor der Stunde,
Die uns Allen kommt, nicht bebt;
Dieſs Gewiſſen, das im Bunde
Mit dem Schlaf der Unſchuld lebt,
Der die ſchönſten ſeiner Mohne
Wie ein Vater für mich ſpart,
Welcher ſeinem Lieblingsſohne
Gern das Liebſte aufbewahrt;
Dieſer Friede meiner Sphäre,
Wo ich manchem Sturm entrann,
Und nur wenig Seufzer höre,
Weil ich wenig ſtillen kann;
Dieſe Freuden meiner Laute,

Die mich in der Laub' ergetzt,
Welche die Natur mir baute,
Wo sich einsam die Vertraute
Meiner Lieder zu mir setzt,
Stoa's Weisheit, die den Musen
Sich so freundlich zugesellt,
Und den Frieden in dem Busen
Ihres Freundes unterhält,
Wann die Sorge, der Medusen
Schwärzeste, nach seinem Busen
Giftgetränkte Pfeile schnellt;
Diese hohe Seelenstille,
Welche auf der Spiegelfluth
Meines Lebens, mit der Fülle
Ihres ganzen Segens, ruht,
Der mir in den Quell des Wassers
Eine süsse Würze wirft,
Wann der Gyrus eines Prassers
Seinen theuern Selbstmord schlürft,
Den ihm ferne Zonen gaben,

Um das Leben, das er liebt,
Halb im Magen zu begraben,
Der es, Trotz den Himmelsgaben,
Keinem Himmel wiedergibt;
Dieſs geſunde frohe Blut,
Das nur dann bei raſcher Gluth,
Wann die Bosheit Böſes thut,
Überkocht; und dieſer Muth
Welchen mir der Stolz geboren,
Der ſich edel fühlen darf,
Weil er ſich noch keinem Thoren,
Groſs von Einfluſs, unterwarf;
Dieſer Blick, der Feuerflammen
Hin auf den Verworfnen blitzt,
Wenn er auch auf Thronen ſitzt,
Der die Wahrheit zu verdammen,
Tugend zu verfolgen wagt,
Und der Unſchuld, wenn ſie klagt,
Den verdienten Schutz verſagt;
Dieſer freie Sinn, der immer

Wahrheit sucht, kein andres Ziel,
Schwämm' es auch im hellsten Schimmer;
Und dieß stolze Selbstgefühl,
Welches vor der feinen Sitte
Hoher Laster sich nicht bückt;
Aber auf den Mann der Hütte,
Wenn ihn hohe Tugend schmückt,
Mit bescheidner Demuth blickt;
Diese frohe Tugendfreude,
Die im Schooß der Seele liegt,
Die, wann ich von Allem scheide,
Was noch an mein Herz sich schmiegt,
Über Alles mit mir siegt;
Diese Ruhe, daß mein Glaube
Nicht nach Kinderpossen greift;
Daß er sich, — entflohn dem Staube,
Den die Thorheit nach dem Raube
Ihrer Schattenjagd durchstreift, —
Nahet der geweihten Laube,
Wo die Frucht der Wahrheit reift;

Diese Ruhe, die dem Tropfe
Seine Schattenbilder gönnt,
Und dafs still in meinem Kopfe,
Trotz der Schwäch', ein Lämpchen brennt,
Welches durchscheint durch des Heuchlers
Larve, die sein Herz bedeckt,
Und vor dessen Schein des Schmeichlers
Feine Läge sich versteckt;
Dafs ich hier vom Tannenhügel
Sehn kann, was den Haufen rührt,
Was für eine Hand die Zügel
Seiner raschen Wünsche führt,
Die mit ihm, zu schwach regiert,
Wild durch alle Zonen schweifen,
Und ihn über Stock und Stein,
Über Dorn und Hecken schleifen:
Alles! Alles dieſs ist mein.

Mein! und sie kann mirs nicht nehmen;
Sollt' ich nun mich um den Kufs

Dieſer Flattergöttinn grämen?
Opfert nicht der Überfluſs
Ihrer Freuden, die zerrinnen,
Schon zerrinnen im Genuſs,
Opfert er nicht bloſs den Sinnen,
Welche ſich dem hohen Geiſt
Nicht als Herrſcher, als Begleiter
Zugeſellen, weil er weiter,
Als durch ihr Gebieth nur, reiſt.

Dieſer groſse Stolz der Seele,
Seiner Sicherheit gewiſs,
Wenn auch ſelbſt ein Phalaris
Grauſam über ihn befähle,
Sey der Schutz, der Wanderſtab
Meiner Ruhe bis ans Grab;
Welches nur ein Bäumchen ehre,
Wo die Freundſchaft eine Zähre
Meiner ſtillen Aſche gönnt,
Und, wann längſt von unſern Weiſen

Mich kein einziger mehr kennt,
Meinen Nahmen noch mit keinen,
Liebevollen Seufzern nennt. —

GLEIM AN TIEDGE.

Im April 1792.

O du, du Sitzer, da
In deinem Eulenneſte,
Hörſt die Harmonika
Der Nachtigallenfeſte,
Hörſt nicht mehr meinen Hain:
Dich laden ſchon die Töne
Der friedlichen Kamöne
Zum Wettkampf nicht mehr ein!
Sag'! welche Timonshöhle
Hält deinen Geiſt ſo feſt?
Wo brütet deine Seele
Aufruhr und Zeitenpeſt? —

Nein, Gott im Himmel! Nein!
Ein ſo verruchter Brüter
Kann nicht mein Tiedge ſeyn;

Ihn ſchuf kein Jeſuiter
Zum frommen Böſewicht,
Der Gift in die Gemüther
Probabiliſtiſch ſpricht.
Nein, ſolch ein böſer Brüter,
Mein Tiedge, biſt du nicht!
Du willſt die Königsthronen
Nicht ſtürzen; willſt im Hain
Der Ruhe friedlich wohnen;
Willſt frei und fröhlich ſeyn:
Das wirſt du denn auch immer,
So lange Mondenſchimmer
Und Sonnenſchein uns bleibt;
Was auch der freiheitskranke,
Verführte Gallo-Franke
Dort für ein Weſen treibt!

Komm, finſtrer Mann, und höre
Den Nachtigallenhain
Voll Mai und Lieb', und lehre

Die Menschen fröhlich seyn!
Verlass die Timonshöhle!
Dich bitten Gleim und Schmidt;
Und bring' uns eine Seele
Voll Freudenlieder mit!

AN GLEIM.

Ja, Freund, hier sitz' ich, hier
In meinem Eulennesle,
So weit entfernt von dir
Und deinem Musensesle;
Da zeig' ich von dem siesle
Der Weisheit, die du mir
Verliehst in deinen Sprüchen,
Du, mein Pythagoras:
Die hat, wann Menschenhass
Und Unmuth mich beschlichen,
Dann immer mit der Welt,
Die keinen Frieden hält,
Mich wieder ausgeglichen.

Da ist kein stiller Gang
Zu einem edeln Ziele;
Entweder Trug und Spiele

Der Thorheit, oder Zank;
Kein brüderliches Streben,
Zu wahrem Menschenglück
Einander zu erheben;
Nein! lieber stößt Ein Leben
Das andre kalt zurück,
Was Wahrheitssinn erbauet,
Reißt Wahnsinn trotzig um,
Noch eh' dann herum
Des Alters Friede grauet.

Ja, wäre die Natur
Nicht mächtiger, als Alles,
Was je ihr widerfuhr
Vom Wahnsinn dieses Balles:
Dann grauten hier nur
Noch Trümmer ihres Falles,
Und wüste Lebensspur!
Ach, Freund, wer kann vergessen?
Wer fühlt nicht, bis zum Schlaf

Der tröſtenden Cypreſſen.
Was je die Menſchheit traf?
Man wage ſich indeſſen,
Und rett' aus dem Gewuhl.
Wo Raſerein ihr Spiel
Bunt durch einander ſchlangen.
Den Sinn nur: nicht zu viel
Von Menſchen zu verlangen,
Und werfe ruhig dann
Das Herz mit ſeinem Harme
Dem Weltgeiſt in die Arme,
Der viel vergüten kann;
Der wird, o Herz, ſo lange
Noch ihre Silberwange
Die junge Frühe ſchminkt,
Und im Verheerungsdrange
Nicht die Natur verſinkt,
Mit Kraft und Liebe walten,
Wo Menſchen ſuchterlich
Für Menſchlichkeit erhalten;

Wird leis' und fest, was sich
Erhalten darf, erhalten! —
Könnt' unser Herz wohl ruhn,
Wenns diesen Schutz nicht fände?
Und doch hat beide Hände
Die Klugheit voll zu thun,
Dass sie mit aller Mühe
Das fortgerissne Schiff,
Wanns ein Orkan ergriff,
Ans Ufer wieder ziehe.
Sie darf fürwahr! nicht traun,
Den thörichten Gefechten,
Um sich nicht drein zu flechten,
Von fern nur zuzuschaun;
Nicht sehn, was vor dem Volke
Die Schleierkunst bedeckt,
Was hinter mancher Wolke
Für eine Gottheit steckt;
Nicht sehn, wie man mit Thaten
Von Staub das Volk betriegt,

Wie Frevel, ungerügt,
Der Rache sich verrathen;
Die Klugheit darf nicht sehn,
Wie rauschend dürrem Holze
Nur dürre Zweig' entwehn;
Wie sich in reichem Stolze
Die armen Stunden drehn:
Das darf sie ja nicht sehn,
Zum wenigsten nicht scheinen
Zu sehn, noch minder frei
In ihrer Einfalt meinen:
Dass Thorheit thöricht sey:
Wenn sie im kleinsten Winkel,
Wo eine Pappel schwankt,
Sich lieber grün umrankt,
Als mit dem Herrn, der Dünkel
Und Väter hat, sich zankt.

Und nun so da zu stehen,
Und Tag vor Tag zu sehen,

Wie Alles, aufgereitzt,
Statt Einen Weg zu gehen,
Sich widerſinnig kreuzt,
Und, um ſich zu betäuben,
Nach Üppigkeiten geitzt:
Wahrhaftig! Gleim, das reitzt
Nicht eben, ſtehn zu bleiben
Und zuzuſehn: ob nicht
Vielleicht ein Keim verſpricht,
Daſs noch auf dieſer Erde
Dem Bruderſinn das Licht
Des Himmels leuchten werde?

Dringt ja ein Keim hervor:
So heben ganze Haufen
Von Händen ſich empor,
Es wüthend auszuraufen.

Wer Edelſinn und Muth,
Der baut und nicht zerſtöret,

In einer Welt, voll Wuth
Und Kälte, sucht, begehret
Zu viel von einer Brut,
Die in ihr eignes Blut
Zu oft die Hände tauchte,
Und die Zerstörungsgluth
Ins Halmenobdach hauchte,
Wo still die Einfalt ruht.

Dort nehmen wild und brausend,
Wie Stürme, zehn Mahl Tausend
An einem Streite Theil,
Um den sie sich nicht kümmern;
Sie rauben, sie zertrümmern
Das kleine Lebensheil,
Das sich die Armuth baute;
Sie würgen Brüder, weil —
Ein König schlecht verdaute;
Vielleicht auch, weils ihn quält,
Dass dies' und jene Streife

Dem bunten Titelſchweiſe,
Woran er ſchleppt, noch fehlt.
Um ſie nun heim zu führen,
Befiehlt er einer Hand,
Den Raub in das Gewand
Des Rechts hinein zu ſchnüren.

Oft pflegt auch Goldesreitz
Die Herren anzuwandeln:
Dann ſchämt ſich kaum ihr Geitz,
Mit Menſchenblut zu handeln.
Und iſt das Volk geneigt,
Sein eignes Blut zu haſſen;
Wirds, thieriſch hingebeugt,
Für Gold ſich opfern laſſen?
Das Volk, verſteht ſich, ſchweigt,
Und geht in ganzen Haufen
Geduldig, ſich dem Pfeil
Des Todes zu verkaufen.
Der Pflüger muſs in Eil'

Von seinem Pfluge laufen:
Nun mögen Weib und Kind
Laut ihrem Schicksal fluchen,
Der ihnen Brot gewinnt,
Muss eilen, um geschwind —
Sich einen Feind zu suchen.

Der grosse Meuchelmord
Deckt fürchterlich die Erde.
Verfolgte fliehn vom Herde
Der kleinen Hütte fort,
Wie schattige Gespenster.
Vernichtet ist ihr Fleiss,
Und wüst ihr Lebenskreis.
An dem verschlossnen Fenster
Weint der verlassne Greis.

Vergebens schreit die Bitte,
Vergebens schreit sie: schont!
Ach schont der armen Hütte,

Wo keine Feindſchaft wohnt!
Und zittern nicht die Horden,
Im Blick des Sonnenlichts
Die Menſchen, welche nichts
Verſchuldeten, zu morden?
Schau' nach Okzakow, Freund,
Wie da, von Wein umnebelt,
Ein Scyth', ein Menſchenfeind
Die Menſchen niederſäbelt,
Und Menſchlichkeit erſchlägt!
Willſt du das näher ſchauen,
Was kaum der Blick erträgt:
So ſieh nur nach den Auen,
Wo Greis und Weib und Kind
Den wüſten Acker bauen,
Auf den die Thräne rinnt,
Um die, die weggeriſſen
Aus ihren Armen ſind,
Und — nicht für Weib und Kind —
Für Gold ſich opfern müſſen,

Das nur die Pracht ergänzt,
Worin ſich Lüſte baden,
Und an den Kolonaden
Der Witw' entgegen glänzt,
Die den geliebten Gatten,
Nach dem ſie weinend girrt,
Nun im Hohlunderſchatten
Nicht wieder finden wird.
Zwar ſieht mans dieſem Glanze
Der Eitelkeit nicht an,
Daſs dieſes ſtolze Ganze
Aus Blut zuſammen rann.
Allein was für Geſichte
Hält jedem Säulenthor
Des Pallaſts die Geſchichte
Verſchwundner Zeiten vor?
Sie predigt Prophezeiung:
Wie ſchrecklich die Entweihung
Der Menſchlichkeit ſich rächt.
Von dieſem ſtolzen Schimmer

Besucht vielleicht die Trümmer
Das kommende Geschlecht.

Es währt so kurz hienieden;
Und dennoch rauben sich
Die Menschen freventlich
Einander ihren Frieden
Für ein geliebtes Ich.
In Meer und Meeresengen,
In Hütt' und Pallast drängen
Und drücken Menschen sich.
Wer kann der wilden Seele
Der Wuth und Rach' entfliehn?
Und flöh' er, wie Sabin,
In eine Felsenhöhle?

Was kann den Menschen noch
Vor Menschenwuth verstecken?
Der Tieger schont denn doch
Der ihm verwandten Flecken.)

O Lieber, kennſt du noch
Ein ſchwärzers Ungeheuer,
Als Zwietracht', die dem Schleier
Der tiefſten Hull' entkroch?
Die, daſs ſie Alles ſchände,
Nicht vor dem Frevel bebt,
Der blutbeſpritzte Hände
Zu Gottes Himmeln hebt.
Wie können die Verwegnen
Auf ſeinen Blumen gehn,
Und Todespfeile regnen?
Wie können die Verwegnen
In ſeiner Sonne ſtehn,
Und ſich mit Haſs begegnen?
Wie können die Verwegnen
Zu ſeiner Liebe flehn,
Ein Mordgewehr zu ſegnen?

Süſs iſt das Lied, und ſchön
Des Liedes Traum, vom Glücke

Der friedevollern Zeit,
Die sich — vielleicht dem Blicke
Der bessern Enkel weiht.
Kanns die Geschichte bürgen,
Die ganz von Blute rinnt?
Ach! Menschen werden würgen,
So lange Menschen sind!

Rom mordet' am Altare
Des Vaterlands; und bald
Erschien in der Tiare
Die heilige Gewalt;
Und Stolz und Dummheit kamen
In aller Heiligkeit
Aus tiefer Dunkelheit,
Und opferten im Namen
Der Gottheit Menschen auf.
Wer hemmt den wilden Lauf
Der Flamme, die verzehrend,
Wie Pest und Hunger, ist,

Und jedes Band zerstörend
Das Mark der Völker frisst;
Die auf des Wahnes Flügeln
So schnell von Flur zu Flur
Von jenen sieben Hügeln
In alle Völker fuhr,
Und um das Grab des Weisen,
Den noch die Thaten preisen,
Die uns sein Leben trug,
Mit Wirbelwindes-Kreisen
Empört zusammen schlug.
Er war die Lieb' und wollte
Nicht, dass zu Hass und Mord
Das schwarze Losungswort
Sein Nahme werden sollte!
Konnt' er von fern es sehn,
Konnt' er nur halb es ahnen,
Dass einst in Mörderfahnen
Sein Denkmahl würde wehn?
Umrast von jeder wilden,

Entflammten Raubbegier,
Flog auf Peru's Gefilden
Das christliche Panier,
Das jede Ruh' verheerte,
Vor offener Natur
Ein gutes Volk zerflörte,
Das sich von seiner Flur
Mit seinen Göttern nährte,
Und in den Göttern mehr
An Gott und Tugend glaubte,
Als jenes Christenheer,
Das Gott und Gold' ihm raubte,
Und ihm, für alles Gold,
So willig hingezollt,
Auch nicht das Seyn erlaubte.
Ja, Freund, Er, der uns kühn
Den Wahrheitssieg erworben,
Ist für die Welt gestorben,
Die halbe Welt für ihn!
Noch glühn sie, Rache glühn

Die fürchterlichen Spuren
Der Flamme, die ein Zug
Von Christen auf die Fluren
Der guten Inka's trug.

Sieh weg von dieser Schande,
Die nun und nie verlischt;
Die ewig aufgefrischt,
Kein Heiland je vom Lande
Iberiens verwischt!

Durch alle Zeiten lodert
Des Krieges Flammengluth;
Wo je ein Dorf geruht,
Wo Menschen gingen, modert
Ein Denkmahl ihrer Wuth!
Das schöne Rheingefilde
Schlang eine Menschenschar:
So frass selbst nicht der wilde
Mäotische Altar.

Sag', könnten nicht die Fürsten,
Nach manchem Wehe, nun
Einmahl auch darnach dürsten:
Den Völkern wohlzuthun,
Und, zwischen Opferdüften
Des Danks genug beglückt,
Das Joch da, wo es drückt,
Ein wenig aufzulüften?
Sie sollten Menschen seyn,
Und, fern von Schmeichel-Liedern,
Sich ihren armen Brüdern
Zur Leidenszuflucht weihn!
Sie sollten Götter seyn,
Und wie die Sonnenklarheit
An Geist und Herzen rein,
Das Heiligthum der Wahrheit
Zu ihrem Himmel weihn,
Und, ohne zu ermüden,
Gerechtigkeit und Frieden
Aus ihrem Himmel streun!

In diesem Heiligthume
Blüht, vom Gesetz umhegt,
Die schöne Lebensblume,
Die Fried' und Freiheit trägt.
Weg jede andre Stütze
Des Volks und des Senats:
Steht Wahrheit an der Spitze
Des Menschen und des Staats!

Semiramis zu gleichen,
Und aus gestürzten Reichen
Geraubte Kronen, fein
Gerechtsamt, wegzuschleppen:
Wohl mag das leichter seyn,
Als Blumen in die Steppen
Der Menschheit auszustreun;
Wohl mag es leichter seyn,
Im Strome des Gewimmels
Der Hoheit sich zu drehn,
Als an den Lebenshöhn

Grofs, wie das Licht des Himmels,
Den Völkern aufzugehn.

Heil dem erhabnen Guelfen,
Der, grofs, wie seine Pflicht,
Den Zweck: zu Ruh' und Licht
Dem Volk empor zu helfen,
Tief in sein Leben flicht!
Er leb' im Feierliede,
Das auf die Nachwelt fliegt,
So menschlich, wie er siegt,
So göttlich, wie der Friede,
Der ihm am Herzen liegt!

O Schmerz! aus seinen Auen,
Wo jeder Segen sprieſst,
In eine Welt zu schauen,
Wo man, statt aufzubauen,
Zerstört und Blut vergiefst. —
Wer wird die Stelle weihen,

Wo Eintracht unverwaist
Darf ihren Ölzweig streuen?
O könnt' ich ihren Geist
In alle Herzen hauchen,
Dann sollt' auf keiner Flur
Der Altar der Natur
Von Menschenblute rauchen!
Und froher hörtest du
In der von deinen Rosen
Umhauchten Abendruh'
Den Wälder-Virtuosen
Aus deinem Hüttchen zu;
Weil Wahrheit oder Lüge
Kein Wort der Trauer mischt,
Von Freveltaten schwer,
Dann in dein Hüttchen trüge.
Dann sollt' um Thal und Höhn
Der so berufnen Scenen
Der Franken Ruhe wehn,
Entsündigung sie krönen,

Wenn für die Frevelſtadt,
Wo auch die Beſſern litten,
Der Himmel reiner Sitten
Entſündigungen hat. —

Du ſiehſt, ich bin kein Brüter
Des Aufruhrs, der die Wuth
Empörter Freiheitswüther
Mit anfacht, bis zur Gluth
Fanatiſcher Gemüther;
Nur wünſchen darf ich doch,
Nur hoffen, daſs wohl noch
Von jenem Opferherde,
Vor dem die Menſchheit bebt,
Ein Phönix ſteigen werde,
Der auf zur Sonne ſchwebt,
Und in dem Strahlenflügel,
Je mächtiger er ſteigt,
Je goldner einen Spiegel
Aus ſeiner Ferne zeigt,

Wann erſt der Dolch verroſtet,
Der in dem Kampfgewühl
Auf Schuld und Unſchuld fiel. —
Es hat zu viel gekoſtet,
Für bloſses Trauerſpiel!
Allein wer mag das Ziel,
Das Wann? und Wie? errathen? —
O Volk, das in den Thaten
Des Abſcheus ſich verlor,
Die tief aus Nacht hervor
Die Unſchuld niedertraten,
Reiſs' endlich dich empor,
Und pflanz' Olivenbüſche
Des Friedens, und ſey wahr,
Gerecht und gut, und wiſche
Das Blut von dem Altar,
Wo du beim Bruderkuſſe
Auf in Entzücken fuhrſt,
Und dann mit Blutvergusſe
Doch brachſt, was du beſchwurſt!

Ach, du haſt Blut vergoſſen,
Das nichts vergüten kann!
Nun nimm zum Bundsgenoſſen
Die höchſte Menſchheit an!
Zerſtöre keinen Winkel
Der Erde Gottes mehr;
Und haſſe nichts ſo ſehr,
Als den Eroberungsdünkel!
Dich hörte deine Flur,
Als du mit einem Schwur,
Den du zum Himmel ſandteſt,
Ihn feierlich verbannteſt
Vor Gott und der Natur!

Mein Gleim, du haſt die Fülle
Der Seele mir entführt,
Die ſonſt aus ihrer Stille,
Wie hoch die Fluth auch ſchwille.
Nicht leicht ein Wort verliert
Um Dinge, die dem vollen

Gejagten Strom entquollen;
Was mir entgegen rann,
Das sah ich, liefs es dann
Bei mir vorüber rollen;
Wer hält die Fluthen an,
Die einmahl fluthen sollen?
Was man nicht ändern kann,
Muss man nicht ändern wollen.
Den Gleimen ziemt es nur,
Die Herzen zu den Stufen
Des Altars, wo die Spur
Des Himmels flammt, zu rufen.
Wie könnt' ich Armer auch
Aus friedlichen Gehölzen
Den Hass zur Liebe schmelzen?
Vermag ein Abendhauch,
Den Ätna fortzuwälzen?
Ja! konnt es durch Gesang,
So viel er auch errang,
Der Mäonid' erringen,

Hinaus zur Welt den Zank,
Die Lieb' hinein zu singen?
Die Still' ist jetzt mein Ziel.
Im kleinsten Lebensgarten
Bau' ich den Muth: nicht viel
Von Menschen zu erwarten.
Und dennoch rüttelt oft
Aus längst erloschnen Flammen
Dein Zweifler sich zusammen,
Und seine Seele hofft.

Freund, wann auf unsre Hügel
Herab der Morgen sinkt,
Um den den Strahlenflügel
Der Völkerfriede schwingt:
Dann lade zu dem Feste
Der Muse in deinen Hain
Aus seinem Eulennest
Den Grillenfänger ein:
Er bringt aus seiner Höhle,

Wo er den Gram beſtritt,
Für Gleim und ſeinen Schmidt,
Dann eine ganze Seele
Voll Opferlieder mit!

AN KARL LE BRÜN.

Geliebtes Kind, noch kannſt du nicht
verſtehen,
Was heut mein Herz zu deinem Herzen
ſpricht;
Doch einſt beginnt das volle Tageslicht
Der heiligen Vernunft dir aufzugehen:
Dann lies, o Kind! dieſs Blatt im ſtillſten Hain,
Im Opferduft aus Gottes grünen Hallen;
Gefühlter wird dich dann ſein Hauch umwallen,
Und näher dir ſein Geiſt am Herzen ſeyn!
Und wann dir dann die Thränen leiſ' entfallen,
Die auf den Wunſch: ein guter Menſch zu ſeyn!
Wie Morgenthau auf Blüthen niederthauen:
Dann wage dich tief in dein Herz hinein,
Zur edeln Frucht den Vorſatz anzubauen;
Und ſchwör' es dir, dir ſelber treu zu ſeyn!

Ich sahe dich zur Menschenwürde weihn;
Dein Vater selbst, er weihte dich mit Thränen
Zum edeln Mann, zum Christen, theures Kind.
Erfülle ganz das liebevolle Sehnen
Der Zähren, die einst deine Richter sind!

Und sie, die gern dir jedes Opfer brächte,
Belohne sie, die dich am Herzen trug!
Vergilt ihr einst die langen Winternächte,
Die sie für dich, o Karl, für dich verschlug!
Sie hängt an dir mit heiligem Entzücken,
Den edeln Mann in dir einst zu erblicken:
Vergilt es ihr, so viel dein Herz es kann!
Lass nicht umsonst an ihre Brust dich drücken!
Vergilt es ihr, und werd' ein edler Mann!
Den edeln Mann — wie sich die Sitt' auch
dreht —
Man ehrt ihn doch und blickt zu seiner Höhe,
Zum wenigsten mit stiller Scham, hinan.
Dann wirst du sehn, man kann auf dieser Erden

Durch Zufall viel und viel durch Mühe werden;
Durch Wahrheit nur wird man ein edler Mann.
Das Übrige sind los' umhangne Flittern;
Die Täuschung hangt dem blinden Wahn sie an.
Sie machen Prunk; sie machen nicht den Mann,
Sind Dinge, die früh' oder spät verwittern,
Ein Federbusch, den jeder Hauch erschüttern,
Ein jeder Wind herunter wehen kann.

Ein edler Mann ist, wer mit reiner Seele
Das Gute will, es, weil es gut ist, will;
Das Böse hasst, und wenns ein Thron befühle;
Er handelt gross und schweigt erhaben still.

Wird dich das Glück vielleicht nicht
hoch erheben:
So halte dies nicht für ein Misgeschick!
Das, was wir sind, sind wir durch unser Leben.
Und Alles, was wir scheinen, durch das Glück.
Der edle Mann ist mehr, als sein Geschick,

Iſt, was er iſt, im Groſsen wie im Kleinen:
Er ſtrebt nicht mehr, als was er iſt, zu ſcheinen.
Sein Leben fliefst wohlthuend friedlich hin.
Und hat er Feind', im Herzen hat er keinen;
Da wohnen Fried' und heitrer Menſchenſinn.

So werde Karl: dann folgt dir im Geleite
Die Ruhe nach, die ſchöne Pflegerinn
Des Lebens; ſie, die ſich dem Menſchen weihte,
Trägt ihren Kranz doch nur der Tugend hin.
Da liegt die Welt vor deinem offnen Sinn;
Und manche Spur führt täuſchend in die Irre.
Ein wunderbar verflochtenes Gewirre
Von Wahr und Falſch, von Nacht und Sonnenſchein
Iſt dieſe Welt, und da muſst du hinein.
Sey deiner Welt, ſo viel du kannſt, ein Engel:
So wird ſie dir, Trotz dem Gefühl der Mängel,
So viel ſie kann, dafür ein Himmel ſeyn!

Und wann dir nun vor deinen Jünglingsblicken
Die Freuden blühn, und Alles Lockung ist:
So darfst du wohl die bunten Freuden pflücken;
Doch denke, Karl, dafs du auch Seele bist!
Und auf der Kraft, zu denken, sproffen Blüthen,
Die nicht nur blühn, um wieder zu vergehn;
Sie sind es, die uns jeden Zwang vergüten,
Und noch allein am Kranz der Freiheit wehn.
Zu denken, kann kein König dir verbiethen,
So wenig, als dem offnen Blick, zu sehn.
Zu denken, mag kein König dir erlauben;
Nur denke, Karl, Unsterblichkeit und Gott!
Sie halte fest, und lafs nicht Hohn noch Spott
Des Leichtsinns dir der Seele Stützen rauben.

Treu der Vernunft, verdamme keinen Glauben!
Wer an die Tugend glaubt, der glaubt an Gott.
Und wag' es nie, den Irrenden zu ſchelten;
Du biſt nicht Er, er hat nicht deinen Sinn.
Wer Gott nicht ſieht bei Fackeln ſeiner Welten,
Den leuchteſt du gewiſs nicht zu ihm hin.

Lehrſt du das Volk: ſo dulde freundlich Jeden,
Und ſchmäht er auch dein dir ſo helles Licht!
Und predigſt du: ſo laſs dein Beiſpiel reden,
Das kräftiger, als ſchöne Worte, ſpricht!
Dein Vortrag ſey nicht prunkendes Geſchwätze,
Kein Wortgeräuſch, das in die Ohren klingt;
Es ſey ein Wort, das in die Herzen dringt!

Nimm aus der Welt, aus Menschen nimmt die Schätze
Der Wahrheit, die dein Wort zum Herzen bringt.
Der Wahrheit, Freund, gehört dein ganzes Streben;
Sie hebt das Herz, und macht die Seele frei.
Sie sey dein Glaub', und immer, immer sey
Dein Glaube That, Religion dein Leben!
Das Übrige ist dürre kalte Nacht.
Religion des Kopfs ist Nebelschatten,
Aus welchem mehr und minder Wahrheit lacht;
Doch muss sich Licht und Nacht hienieden gatten
Bis unser Blick für helle Tag' erwacht.

So fürchte nicht das Fluchwort eines Bannes;
Doch geh' auch nicht auf Abentheuer aus.

Geh' still und gut zu deinem Volk hinaus!
Ich statte dich mit eines freien Mannes
Erhabenem und grofsen Beispiel aus.
Mein Luther, Kind — o lies in seinen Thaten
Das Leben, das der edle Mann gelebt!
Verkannt, verfolgt, der Argliſt oft verrathen,
Hat er denn doch sein grofses Ziel erstrebt.
Er steuerte mit einem edlern Triebe,
Als Jason einst, nach einem goldnen Vlies;
Die Wahrheit wars, die sich von fern ihm wies.
Ich biethe dir, zum Denkmahl meiner Liebe,
Die Erbschaft an, die uns sein Geist verliefs.
O lerne ganz in ihm den Mann erkennen,
Ders wagte, sich der Wahrheit hinzuweihn!
Und wirst du einst den grofsen Nahmen
nennen:
Dann, gutes Kind, werd' ich wohl nicht
mehr seyn;
Dann bin ich frei vom Drucke meiner Fesseln;
Sie haben mir schon tief ins Mark gesägt!

Und ruhig ſchläft mein Staub dann unter Neſſeln,
Ach! ruhiger, als er ſie hier erträgt.

GLEIM AN TIEDGE.

Wer Freundſchaft auf Verſtand, auf Geiſt und Tugend gründet,
Die gegen allen Sturm beſteht,
Und Einen, Einen Freund, nicht zweie ſucht und findet,
Und an der lieben Hand des Einen Freundes geht,
Wohin ſein Gott ihn führt, und Herz an Herz verbindet,
Und dahin, wo die That ein Herold nicht verkündet,
Den Samen ſeiner Tugend ſat:
Der findet einen Schatz — o keiner iſt ihm gleich,
Der den Eroberer zu Ruhm und Ehr' erhöbe:
Semiramis ſelbſt, glaub' ich, gäbe
Für ihn ein ganzes Königreich!

AN GLEIM.

Mein hochgeliebter Gleim, du rührst an eine Saite,
Die süfse Harmonien in meine Tage klang,
Und oft, wann ich nur Harm und Stürme zum Geleite
Durchs Leben hatte, mir das Lied der Hoffnung sang.
Was wär' ein Paradies, das Götterfreuden trüge,
Wenn nicht ein Herzensschlag, voll Seelensympathie,
In unsre Lebensmelodie
Die zärtlichen Accorde schlüge.
Und wenn von ihrer Harmonie
Uns die Natur kein Wort verschwiege:
Was wärs, mein Gleim, wenn nicht zu Liebe, Lust und Schmerz,
An ihrem Altar sich Gefühl und Einklang fänden?

O die Natur gab uns, ihr Schönſtes zu vollenden,
Nicht nur Verſtand, ſie gab uns auch ein Herz!

Allein beſchämen nicht den Pallaſt jene Höhlen,
Wo ihren niedern Herd die hohe Freundſchaft fand?
Wo ſind die feierlichen Seelen,
Die reiner Edelſinn verband?
Wo wird ein Pylades gefunden?
Und lebt die Armuth unſrer Stunden
Nicht bloſs von einem Wiederſchein
Der Sonne, die Oreſt empfunden?
Sophia klagt: wohin iſt jene Zeit verſchwunden? —
Dahin, wo Seelen noch, wie ſie und du, gedeihn!
Wir brauchen nicht ſo weit aus uns hinaus zu ſchweifen;

Wo Seelen, wie Sophia, reifen:
Da kann das Land ſo ſchlecht nicht ſeyn.
So lange durch Gefild' und Hain
Belebend Gottes Hauche ſtreifen,
Verliert die Menſchheit nichts, nicht Einen Tugendkeim.
Oreſt fand Pylades, Michälis ſeinen Gleim.
Und ich — noch mahl' ich ſie, die Stunde jener Feier,
Als du auch mir entgegen kamſt,
Und mein verwaiſtes Herz und meine kleine Leier
In deine Vaterpflege nahmſt.

Natur, in deinen Schutz empfehl' ich jene Quelle,
Von welcher nie das Bild aus meiner Seele weicht;
Das Thal, durch welches ſich die kleine Limbach ſchleicht!

Bekränze heiliger die werthe Altarstelle,
Wo mir mein Gleim zuerst die Freundeshand gereicht!
Kein Frevel nahe sich der feierlichen Linde,
Die ihre Zweig' um meine Stelle webt!
In ihrem Heiligthum, in ihrer Wölbung finde
Die Taube Lieb' und Schutz, die Geierklaun entbehrt.
Da blüh' es lieblicher um jeden deiner Tritte!
Da walte fröhlicher dein Geist!
Da baue sich der Friede seine Hütte,
Der dich und deine Gaben preist.

Die Freundschaft ist die heiligste der Gaben;
Nichts Heiligers konnt' uns ein Gott verleihn:
Sie würzt die Freud', und mildert jede Pein.
Und einen Freund kann Jeder haben,
Der selbst versteht, ein Freund zu seyn.
Wer Engel sucht in dieses Lebens Gründen,
Der findet nie, was ihm genügt;

Wer Menschen sucht: der wird den Engel finden,
Der sich an seine Seele schmiegt.
Nur Fürsten haben keine Freunde.
Warum? Sie suchen weit und breit,
Wie Alexander, lieber Feinde,
Als edle schöne Menschlichkeit.
Ach! schlüg' ein Freundeswort an ihr Gefühl: sie schielten
Gewiss nach fremden Kronen nicht;
Sie wären Väter, und verspielten
Die theuern Kronen ihrer Pflicht
Im Spiel der Menschenschlachten nicht.
Sie haben Gold und Goldesschimmer;
Allein man weiss, dass Gold nicht immer
Des Lebens Furien besticht.
Was wüthete in Nero's goldnem Saale?
Die Todesangst umschlich den düstern Menschenfeind.
Sie griff ihn, Trotz der Pracht murrhinischer Pokale.

Er hatte, Trotz der Welt, die sein war,
keinen Freund.
Sein gröfster Schmeichler war zugleich sein
gröfster Feind.
Die Freundschaft, die den Mann, nicht
seine Stelle meint,
Sie flieht den hohen Purpurschleier.
Die Freundschaft, die nur Herzen braucht,
Und Liedertön' in deine Leier,
Und Scherz auf deine Lippen haucht,
Entflieht dem Rauschgewühl der Gäste
Des Scytisch prassenden Pedrils,
Und fliegt zu dem bescheidnen Feste
Des zweiten heiligen Aprils.
Pedril sucht keinen Freund; ein Ding, das
sieht und höret,
Und eine Hand, die sein geübt
Spadilj' und Basta Leben gibt,
Ist Alles, was im Fall der Noth sein Herz
begehret.

Ein Geiſt, der minder ſich von Zeitvertreiben nähret,
Braucht — was ihm nicht, wie Laub, von allen Bäumen weht —:
Ein Weſen, das ihn fühlt, und Sinn, der ihn verſteht.

Wer trüge wohl des Lebens Bürden,
Die bald mit ihrem dumpfen Harm
Ein ſchwaches Herz erdrücken würden:
Gäb' uns die Freundſchaft nicht den Arm?
Da dehnt ſich hin vor uns die dunkelgraue Weite,
Durch die ſich unſer Weg, mit Nebelduft umringt,
In ungewiſſer Krümmung ſchlingt:
Ach! hier bedarf das Herz, das uns ein Herz begleite.
Was ſtärkt und tröſtet uns, wann unſre Seele ringt?

Wer krönt uns, wann der Sieg gelingt?
Wer tritt, wann kalt die Welt zurückweicht,
uns zur Seite?
Die Weisheit? Weisheit selbst spricht gern
durch einen Freund.
Und scherzt, wie mancher Weise meint,
Die Freundschaft nur am Rosenbusch der
Jugend?
Nein! auch für Männer hat sie einen Epheukranz.
Dort ist sie Huldgefühl, hier die umarmte
Tugend;
Hier ist sie Wechselsinn, dort ist sie Wechseltanz.
Zwei Seelen, reif, wie edle Trauben,
Geläutert und geprüft, wie Gold,
Die heilig an einander glauben:
Die athmen Freundschaft! — Nennts, ihr
Weisen, wie ihr wollt!
Sie stehn, ein Zweigestirn, an Einer Himmelsstelle,

Kaum achtend auf die Waſſerfälle,
Durch die der Strom der Dinge rollt.

Dein Benjamin ſtieg von der letzten Klippe
Der Hoffnung und der Furcht hinab an deiner Hand,
Und ſeine Seele nahm, als ſie der Erd' entſchwand,
Im letzten Zuruf deiner Lippe
Noch deine Treue mit hinüber in das Land
Der Wahrheit, das ſein Blick hier ſucht', und dort erſt fand.

Im Erdenthal iſt Alles, Alles! nichtig,
Die Zeit und das, was ihrer Saat entreift.
Die Liebe ſelbſt, dieſs Roſenkind, iſt flüchtig,
So wie die Luft, die hin durch ihre Myrte ſtreift;
Was Freundſchaft thut und ſpricht, bleibt ewig unvergeſſen;

Sie altert nicht, was auch hinweg vom Leben
träuft.
Schön, wie Unſterblichkeit, geht ſie durch
die Cypreſſen.
Sie läutert jedes Herz, das ihre Gluth ergreift;
Sie iſt die reine Gluth, die ſchöne Silber-
flamme,
Die ſtille Gegenden des Herzens nicht verheert,
Und nicht wie Irrlichtſchein, der Seelen zu
dem Schlamme
Der Sinnlichkeit entführt, ſich von dem
Schlamme nährt.
Die Freundſchaft unterhält den Altar, den
die Liebe
Zu bald verläſst, wann kaum ihr Myrten-
kranz ihn ehrt,
Und Seele athmet ſie in alle Lebenstriebe,
Mit denen ſie zurück in ihren Himmel kehrt,
Wo ſie die Seligkeit begleitet,
Und das Gefühl von ihr in ſchöne Seelen leitet,

In Herzen, welche sie das neue Leben lehrt.
Ists nicht schon Seligkeit, wenn eine Engelseele
Sich um die Huld der andern schlingt?
Und wird zum Himmel nicht die Höhle,
Durch die ein Gruss des Freundes klingt?

So gib mir deine Hand, und komm zur Lindenstelle
Des Mühlenthals, wo blühend, rasch und mild,
Wie dein Gesang, die klare Muschelquelle,
Wie eine schöne That aus schöner Seele, quillt;
Komm, dass ich dir auf der bekränzten Aue,
Dicht an dem Quell, den Friedenstempel baue,
Dem längst dein Herz entgegen schlägt:
Da wird ihn sanft der leise Quell umflistern,
Wird schweigender nach deinen Tönen lüstern,
Wann deine Laute sich im Lindenschatten regt.
Da soll mein Herz dir Treue schwören.

„Den Weihaltar umschirmt das hohe Lindendach;
Und Niemand, Niemand! soll uns hören,
Als der geweihte Muschelbach!

AN DIE TRAUERNDE.

1795.

Weinſt du noch in dunkler Todesfeier
Händeringend? Edle, weine nicht!
Nicht ſo jammernd! dann biſt du getreuer
Jeder Tugend deiner Mutterpflicht.
Gut iſt Alles, auch der Wolkenſchleier,
Der ſich um das reine Sonnenlicht
Deines ſchönen Lebens flicht!
Gut iſt Alles, was ein Gott uns ſendet!
Sturm und Stille, Glück und Misgeſchick.
Der zu helle Sonnentag verblendet;
Dämmrung ſtärkt zu neuem Licht den Blick!
Wiſſe, daſs im Schoofs von trüben Tagen
Auch ein blauer Sonnenhimmel ruht!
Nur laſs von den Dingen dich nicht tragen,
Trag' du ſie mit feſtem Heldenmuth!
Um ins Thal hinab zu finden,

Wo beruhigter die Lüfte wehn,
Gib dich nicht den Wirbelwinden,
Die dich in den Abgrund drehn;
Und vernimm die leise Götterstimme,
Die vor deinem Herzen irrt! —
Sie, die sicher dich um jede Krümme
Dunkler Labyrinthe führen wird,
Sie, die Weisheit steht vor deinem Herzen,
Aber dein Gedank' ist um das Grab,
Das so viel dir nimmt; und Schmerzen
Weisen deine Freundinn ab.
Die gewohnte Freundinn deiner Ruhe
Findet dich nicht mehr! O thue —
Thu' ihr doch die schöne Heimath auf!
Wars wohl sonst dir ein zu theurer Kauf,
Erdenschätze, wenns auch Kronen wären,
Hinzugeben für die Seligkeit,
Seinem eignen Herzen zu gehören? —
Nur der Weise wagts mit Sicherheit,
Dann in seinem Herzen einzukehren,

Wann ein Sturm von aufsen dräut.
Da empfängt dich ja die Seligkeit:
Gut zu seyn! Ach gut zu seyn! Die Zeit
Mag wohl Pyramiden-Stolz zerstören;
Aber diese Seligkeit steht fest,
Wie ein Fels in wild umstürmten Meeren,
Der sich auf sich selbst verläfst.
Wag' es denn, auf deinem Herzen,
Wag' es, auf dir selbst zu ruhn!
Nur der Schmerz verdienter Schmerzen
Hat das Recht, uns weh zu thun!

Selber gut seyn, und das Schlimme dulden:
Darin liegt der höchste Selbstgenufs.
Was die Welt uns nehmen kann, sind Schulden
Die man doch einmahl bezahlen mufs.
Weisheit ist: den kleinen Lebensgarten
Anzubauen, seine Saat zu sän,
Und vom Stürmen selber zu erwarten,
Dafs auch sie den Halm zur Reife wehn;

Denn auch sie sind aus der Hand gequollen,
Der der leise Morgenthau entträuft.
Weisheit ist: nichts anders wollen,
Als was der Natur der Ding' entreift,

Diese Weisheit leitet unsre Tritte
Zu der heitern Tugendhöh' hinan;
Und dort baut sie um die kleinste Hütte
Ihren eignen kleinen Himmel an.
Alles wankt; nur sie ist allvermögend:
Du erfuhrst, was Weisheit ist und kann.
Jetzo baue sie die wüste Gegend
Deines Herzens wieder an!
Sie bekleidet selbst die nackten Klippen
Hier und da mit manchem Blüthenstrauch;
Ja, sie sprachs von deinen Lippen:
Was man will, das kann man auch.
Dieß! dieß ist der Tugend Lebenshauch.
Tugend bleibt, wann Herzen von uns schieden,
Die der Tod von unserm Herzen rief;

Weckt im Sturm die Kraft, die in uns schlieft,
Und beschützt den hohen Seelenfrieden,
Schützt im Herzen eine Ruhestatt.
Weisheit steh' am Eingang deiner Seele,
Dafs sich nichts in diesen Himmel stehle,
Was von Ihr nicht die Erlaubnifs hat.
Weisheit lafs am Lebenssteuer wachen;
Sie nur weifs den Weg ins Land der Ruh':
O gewifs! sie führt auch deinen Nachen
Irgend einer stillen Insel zu,
Wo mit ihrem höchsten Feierliede
Die Erlösung deine Seele füllt,
Wann der Friede, lang' ersehnter Friede,
Dich in seine Flügel hüllt;
Wann das letzte Schattenbild des Kummers
Auf der frohern Thräne schwimmt,
Und zum ersten Mahl des Schlummers
Mohnkranz sich um deine Schläfe krümmt.
Welcher Dank und welche Huldigungen,
Wann in rosigen Erinnerungen

Nun dein Abendhimmel glimmt!
Wie begrüfst der Scheiternde den Hafen,
Der mit Fluthen um sein Leben stritt,
Wann er nun den ersten Sand betritt!
Welch ein Schlaf, zum ersten Mahl zu schlafen,
Nach dem Tode, den er halb erlitt!
Welcher Traum wird ihn nun noch durch-
schüttern!
Aber welch Erwachen! Welches Zittern
Nennt zum zweiten Mahl das Leben sein!
Welch Zurückschaun in die wilden Stürme!
Welch Gefühl der Ruhe nach der Pein! —
Gut ist Alles! — Dies wird einst im Schirme
Deiner Hütte deine Weisheit seyn!

Weisheit schöpft aus jeder Quelle Gutes,
Flösse sie auch im Cypressenhain;
Hebt zur Tugend — Tugend unsers Blutes,
Weiht sie höher zur Vergöttrung ein.
Herrlich, ihres Himmels nicht vergessen,

Hoch und herrlich tritt sie in den Hain,
Wo das Leben fällt, und die Cypressen
Blüthen neuer Lebenshoffnung streun.
Hoch und herrlich kommt sie aus dem Hain,
Wandelt durch das Sorgen-Irrgeschlängel
Dir entgegen, freundlich wie die Ruh';
Kommt und führt die beiden kleinen Engel
Deinen Mutterküssen wieder zu.
Führt sie bittend, bittend! dir entgegen:
O erhöre diese Bitte doch!
Gönne doch den liebevollen Segen
Deiner Tugend ihnen noch!
Sollen sie verlassen auf den Trümmern
Ihres Glückes, ohne Trost und Licht,
Auch nach deinem Mutterherzen wimmern?
Gute Mutter, nein! das willst du nicht.
Sie, die Vaterhuld noch nicht genossen,
Sollen sie auch mutterlos nun seyn?
Soll der Sturm sie, wie entrissne Sprossen,
Ach, umher in alle Winde streun?

Könnteſt du das wollen? Nein!
Lieber willſt du ſie zu Bürgerinnen
Eines edeln Lebens auferziehn;
Willſt, für alle Sorgen, alle Mühn,
An den Pflanzen auch die Frucht gewinnen.
Laſs ſie denn an deinem Herzen blühn!
Und bethaue ſie mit deiner Liebe!
Ihre Tugend wird im Sonnenſchein
Deines Geiſtes ſichtbarlich gedeihn.
Und wenn nichts als Tugend ihnen bliebe:
Könnten ſie wohl elend ſeyn?
Laſs ſie nicht den Sturmwind niederſchlagen!
Wiſſe, daſs du dann ſie niederſchlägſt!
Solche Blüthen werden ſie dir tragen,
Wie du ſie am Herzen trägſt.
Sind ſie nicht die reinen Silberblüthen
Deines Weſens, welche jede Pein
Ausgehaltner Stürme dir vergüten,
Und auf deine Tage Frühling ſtreun?
Küſſe denn aus ihrer ſchönen Jugend

Troſt und Linderung für deinen Schmerz;
Aber küſſ' auch deine ganze Tugend
Und den Muth, zu dulden, in ihr Herz!
Daſs ſie nicht das Schickſal ganz verwaiſe,
Führe du ſie aus dem kleinen Kreiſe
Ins Gewühl der groſsen Welt hinaus!
Aber, für die ſchlüpferigen Gleiſe
Dieſer ſo verirrungsvollen Reiſe
Statte ſie mit deinem Herzen aus!
Mit dem Beiſpiel dieſer groſsen Lehre:
Daſs dem Kämpfer nur der Kranz gehöre,
Statte ſelbſt die jungen Seelen aus!

Viel haſt du gelitten, viel gerungen;
Todespfeile trafen deine Ruh';
Aber Lieder, ſanft und weich, wie du,
Siegeslieder, die das Herz geſungen,
Strömten ſo noch keiner Fürſtinn zu!
Keine Fürſtinn iſt, an Huldigungen
Wahrer Herzen, halb ſo reich wie du!

Drum verlaſs die dunkle Todeshöhle,
Wo dein Gram die langen Stunden miſst!
Sey fortan die ſchöne helle Seele,
Die der Leitſtern eines Schiffleins iſt,
Deſſen Führerinn du biſt!
Willſt du länger dir die Ausſicht rauben,
Die du ſinſter deinen Himmel wölbſt?
Auf, ſey Heldinn! und ergreif' den Glauben,
Den erhabnen Glauben an dich ſelbſt!
Dieſer Glaube ſtreuet Himmelsſaaten
Auf die Erdenflur der Lebensbahn;
Wunder thut er; Wunderthaten
Hat er auch an dir gethan!
Daſs das Herz im Erdenkampf beſtehe,
Rüſtet er mit Hoheit unſern Muth.
Hat nicht oft auf ſeiner ſtillen Höhe
Deine Sicherheit geruht?

Wag' es denn, dich wieder zu erheben!
Tief ſing' ichs hinein in deine Nacht:

Daſs ein längrer Gram in deinem Leben
Einen längern Stillſtand macht!
Tief hinein bitt' ichs in deine Nacht:
Endlich nun die Thränenfluth zu hemmen,
Die ſich über deine Tage warf,
Blüthentage, die ſie nicht verſchlämmen,
Die ſie nicht zerſtören darf.
Hör' es, deine Stund' iſt nicht geboren,
Hinzuſterben an verweintem Gram!
Hat dein Leben ganz dein Herz verloren?
Gib ihm wieder, was die Thrän' ihm nahm!
Deinem Leben gib das Leben wieder,
Für den Kummer ein zu theurer Raub!
Deine Zeit — wie fällt ihr junges Laub
Früh' verwelkt an deinem Herzen nieder,
Und verweht, wie ſpurenloſer Staub,
Über den der Sturm des Schickſals rollte!
Ohne dieſs, wie kurz blüht uns der Hain!
Und im Schatten deiner Stunden ſollte
Frucht des Herzens, edle Frucht gedeihn?

Sieh! indeſs der Kummer, dein Begleiter,
So die Stunden deiner Thätigkeit
Pflücken darf, und an den Weg ſie ſtreut,
Rückt der Zeiger deines Lebens weiter,
Der zu ſtill den raſchen Umlauf birgt.
Mit der Stunde, die der Kummer würgt,
Stirbt vielleicht auch eine groſse
Schöne That, die keinen Kranz erwirbt,
Embryoniſch, wie das Kind im Schooſse
Der entſeelten Mutter ſtirbt.
Rett' ihn, eh' der Augenblick vergebens
Aus dem Schooſse deines Daſeyns fällt!
Mit der ganzen Fülle deines Strebens,
Sey die Sonne deiner kleinen Welt!
Seys, bis dir der Waſſerfall des Lebens
Von der letzten Katarakte fällt.

Oder wähnſt du: Tugend ſollt' hienieden
Ernten dürfen? — Opfrung iſt ihr Ruhm!
Nicht für äuſsern, für den innern Frieden

Trägt sie ihr geweihtes Heldenthum!
Glück — ist Glück, ist Lastern auch beschieden;
Ruh' ein Engel, der die Tugend hält;
Ihre Stirn schwebt über dem Getümmel,
Unbekümmert, was da siegt und fällt.
Alles sinkt; sie greift nach ihrem Himmel;
Und ihr Fried' ist nicht von dieser Welt.
Könnt' ihr wohl ein Tagelohn genügen?
Glück ist nur ein bessrer Tagelohn!
Weist ihr Kronen, und sie lässt sie liegen;
Diesem Tand ist sie — wie weit! entflohn.
Seys denn, dass sie Frieden schaffen könnte,
Frieden mit der ganzen Welt, so gönnte
Sie sich wohl als Opfer einem Thron;
Doch sie nähme — wenns Verhängniss wäre —
Mit demselben kalten Blick,
Der sie hingab, weil sie nichts verlöre,
Reiner sich, als Karl, zurück.
Was zertrümmern kann, sind jetzt schon
Trümmer;

Und was iſt, das nicht zertrümmern kann?
Ausgekleidet von des Glückes Schimmer,
Blickt ſie hell ihr dunkles Schickſal an.
Wird ſie klagen? Nein, ſie warf ja immer
Nur den umgeworfnen Aufputz ab;
Sie blieb übrig; ſie läſst nimmer
Sich zu ihrem Miſsgeſchick herab.
Ja, ſie zöge mit erhabner Milde
Gern die ganze Welt zu ſich hinauf:
Wahrlich, Gott ſchloſs uns in keinem Bilde
Göttlicher das Reich der Seelen auf.

Daſs dein Geiſt ſich ſeiner Nacht entwinde;
Daſs dein Herz ſich endlich wieder finde,
Schaue dieſe Seelenhoheit an:
Und ein neuer Lebensſinn wird dann
Mit dir ſelber dich beleben!
Folge nur! dich führt dein Herz hinan,
Wo ſchon deine beſſern Wünſche ſchweben.
Wag' es denn, ihn endlich zu erheben,

Dieſen allzu tief geſenkten Blick!
Alles! Alles ruft dich ja ins Leben;
Lieb' und Freundſchaft fordern dich zurück
Von der Thrän', auf der die Schatten ſchwimmen,
Die um Alles ihre Schwärze drehn.
Kennſt du nicht mehr dieſe zarten Stimmen,
Die um Lieb', um Mutterliebe flehn?
Nicht mehr dieſe kleinen Huldgeſtalten,
Welche ſonſt, mit Unſchuld, Spiel und Tanz,
Wie ein junger Morgenwolkenkranz
Seine Sonne, dich umwallten?
Sieh, Amalia reicht dir den Arm!
Küſſ' an ihren warmen, runden Wangen
Deine kalte Hoffnung wieder warm!
Ach! es iſt ein ſchreckliches Verlangen:
Zu begraben ſich in ſeinem Harm,
Wenn an uns noch Lieb' und Freundſchaft
hangen!
Iſt dir Alles todt, was lebend war?
Seelen, zum Gegräge nicht gedungen,

Bringen ihre reinſten Huldigungen
Deiner ſchönen Seele dar!
Nimm denn die Cypreſſen-Opferungen
Von der Freundſchaft heiligſtem Altar!
Nimm ſie an und fühle die geweihte,
Dunkle Wonn', im ſtützenden Geleite
Guter Seelen durch das kalte Wehn
Dieſer Stürm', und durch die Nacht zu gehn,
Welche die Cypreſſe nieder ſtreute:
Stiller wirſt du, ſeliger gerührt,
Dann empor ſchaun zu der blauen Weite,
Welche nichts aus ihrem Schooſs verliert;
Nichts verliert! und wenns auch nur ein Heute
Seines Hierſeyns hatte: dieſs beſchwur
Eigenmündig die Natur
Bei den Sternen, die da droben feiern,
Bei den Blumen, die hier unten ſtill
In des Thales Lüften ſich entſchleiern!
Kanns wohl Gott uns heiliger betheuern,
Daſs er uns erhalten will?

Siehe dort das ewige Gewölbe,
Wo hier unten deine Thräne fliefst,
Droben Sterne flammen, ist dasselbe,
Das hier uns, dort unsre Freund' umschliefst!
Ist ein grofses Land, das wir durchwallen,
Wo von Einer Gottesstadt der Geist
Immer weiter zu der andern reist.
Sey der Weg mit unter auch beeist;
Und, statt Blüthenpracht, mit Schnee befallen,
Blumig hier, dort sumpfig kalt beschilft:
Dank für Beides! Einmahl kommt uns Allen
Eine Stunde, die uns weiter hilft!
Eine Stunde — nenne sie den Engel,
Der die letzte Spur der Mängel
Von dem Frieden unsrer Tugend wäscht;
Abwäscht mit dem Quell der Lebensfülle,
Der, als flöfse Licht in ihm und Stille,
Unsern Durst nach Ruhe löscht.
Und wenn tausend! tausend Tode wären,
Tausend! tausend Tode wären nur

So viel Stufen zu erhöhtern Sphären
Der uns läuternden Natur!
Und auf jeder fällt ein Nebelschleier
Von des weisen Forschers Blick herab;
Nur kein Grübeln: dieser Seelengeier
Läfst, wann er gekrallt hat, nicht mehr ab!
Friede, Friede wohnt bei unsern Todten;
Ihnen ist das stille Loos im Hain
Der Cypresse nur ein dunkler Knoten
Zwischen Seyn und Bessersеyn.
Dieser Trost, Amalia, sey dein!
Lafs ihn nie aus deiner Seele rauben!
Nur sein Glaub' ist unser rechtes Gleis.
Immer haben wir noch weit zu glauben;
Was wir sehn, ist nur ein naher Kreis.

Wirf ein Blatt in stille Spiegelfluthen:
Und die nächsten Kreise siehst du nur;
Doch die weitern darf dein Blick vermuthen,
Sähst du auch von ihnen keine Spur!

Dieß ist Glaube: wandl' in diesem Glauben
Wie im Schatten, der den Wandrer kühlt!
Würd' ihn wohl uns die Vernunft erlauben,
Die für Wahrheit sich geschaffen fühlt,
Wenn an ihm nicht Wahrheit wäre?
Und nun beut sie selber uns ihn an;
Ja sie ahndet nirgends eine Sphäre,
Die den Glauben ganz entbehren kann;
Ohn' ihn schwankte zwischen so viel Übeln
Unsre Ruh' vor jedem leichten Hauch.
Sollten wir den Frieden uns ergrübeln?
Nein! er blüht an jedem Rosenstrauch;
Duftet auf von jeder Rosenstelle,
Die der Geist der Morgenluft berührt;
Wallt im Leben jeder Felsenquelle;
Blinkt im Sterne, der den Abend führt!
Glaub' an Nichts umsinstert unsre Schritte,
Wie der Afterglaub': auch hier
Liegt die Weisheit in der Mitte;
Beide weichen ab von ihr.

Schwanke nicht zu bangen Zweifeln über!
Deinen Himmel machen sie nur trüber,
Und verhüllen jeden Strahl des Lichts.
Oder, Freundinn, willst du lieber,
Weil nicht Alles dein ist, nichts?
Alles hat nur Gott, kann Gott nur haben;
Unsre Seele lebt von seinen Gaben;
Jedes Beste theilt er Jedem zu.
Last uns denn in Herzenseinfalt glauben:
Dass das Beste gut ist. Diese Ruh'
Führet uns ein Vorgefühl der Lauben
Jener Fluren, wo auch Engel glauben
Und nicht Alles sehn, uns zu!
Finde doch in deines Christus Munde
Selbst von diesem Glauben manche Spur!
Sagt dein Heiliger nicht: Zeit und Stunde
Weiss ich nicht; die weiss der Vater nur?
Und du fragst noch: wer in diess Getümmel
Düstrer Sorgen deine Seele führt?

Frag' den Grashalm! weiſt er nicht zum Himmel?
Spricht die Luft nicht, wer die Welt regiert?

Seys dir doch ein ſtiller Blick der Weihe,
Aufzuſchaun zur lichten Himmelsbläue,
Die uns Alle mütterlich umfängt!
Schmerzen wechſeln nun einmahl mit Freuden;
Aber darf uns das den Sieg verleiden:
Daſs ſein Kranz an ſauern Kämpfen hängt?
Lange war, bei wechſelnder Beſchwerde,
Dir die groſse Wahrheit nicht mehr neu:
Daſs der längſte Friede dieſer Erde
Nur ein Waffenſtillſtand ſey.
Drum ermanne dich und werde,
Was du warſt, dir ſelber wieder treu!
Wag' es nun, auch hier hindurch zu dringen!
Du, die manchen ſchönen Sieg gewann!
Wolle nun den letzten noch erringen!

Nimm — o nimm das Wollen und Vollbringen
Von den Händen deiner Tugend an!
Viel! viel Herrliches läfst ſich erringen!
Unſer eignes Herz will von den Dingen
Dieſer Welt errungen ſeyn;
Siegen die, ſo iſt das Herz gefangen;
Und dann werdens abgehärmte Wangen
Nie aus der Gefangenſchaft befrein.
Sagen wirſt du, wann der Kampf geſtritten,
Wann getragen iſt des Druckes Laſt:
Daſs du etwas Menſchliches gelitten,
Etwas Göttliches errungen haſt.

Nun verlaſs die dunkle Todeshöhle!
Horch! dich bittet Lerchenſchlag der Flur
In den Schooſs der heiligen Natur!
Sey doch wieder, ſey mit ganzer Seele
Nun die Huldinn deiner Lieblingsflur,
Die ſo gern dir ihren Reitz entſchleiert,

Dich ſo gern wie ihre Gottheit feiert,
Gute, fromme Tochter der Natur!
Singend ladet ſie in ihrem ſchönen,
Von des Himmels Blau umfloſsnen Hain
Dich zu ruhevollen Scenen
Ihrer Taubenunſchuld ein.
Unſchuld war dir immer theuer,
Sie, in deren Schooſse freier,
Seliger dein Leben rann.
Und dein Tempelchen legt ſchon den Schleier
Seiner grünen Schatten wieder an,
Die ſich lieblich dir entgegen neigen,
Sonder allen Flitterprunk des Ruhms;
Still und einfach ruht es in den Zweigen
Seines kleinen Heiligthums;
Still und einfach, wie die ſchöne Seele,
Die dort ihre Gottesfeier hält;
Ruhig wie das Laub, das um die Höhle
Der geliebten Urnen nieder fallt.
O da ſchlummern, vom Geräuſch der Welt

Ungestört, die nun das Ziel errangen;
Deine Todten weinen nicht, wie wir.
Friede denen, die dahin gegangen!
Aber Friede nun auch dir!

AN MEINEN ALTEN ÜBERROCK.

Zu Ende geht hier Alles nach gerade:
Der Zedernwald, ſo wie der Roſenſtock,
Der Liebe Huld und Majeſtäten-Gnade,
Das Pallium und mein profaner Rock.
Mein guter Frack, an dem mit ihren Zähnen
Die alte Zeit ſchon hin und her genagt,
Die nichts verſchont, was wir auch ewig wähnen,
Die ſich ſogar an Paulis Buch gewagt,
Worin er doch von hohen Excellenzen,
Voll Demuth, wie in Fürſtenhallen, ſpricht.
Er meint es gut, er meint in ihrem Licht
Zur Ewigkeit ſo mit hinein zu glänzen;
Die Motten nur erlaubten das ihm nicht.
Verzeih', o Frack, daſs ich von dir mich ſcheide.
Luiſa ſelbſt, die doch ein ſchlechtes Kleid

Dem Manne gern, doch nie dem guten Kleide,
Das zu ihr tritt, den ſchlechten Mann verzeiht:
Luiſa meint, daſs wir uns trennen müſſen;
Du ſeyſt, meint ſie, ein wenig angeriſſen;
Und weil ſies meint, wohlan, ſo ſcheiden wir.
Ich lernt' in dir, und übe nun an dir
Die groſse Kunſt, das Liebſte ſelbſt zu miſſen.
Bei weiten zwar biſt du nicht ſo zerfetzt,
Als Ehren Kuhns durchlöchertes Gewiſſen,
Das er getroſt durchs Einmahleins erſetzt.
Indeſſen blieb dir doch ſo manche Narbe.
Wir haben oft uns durchs Gebüſch gedrängt;
Dazu hat längſt die Pfirſichblüthen-Farbe
Der Sonnenſtrahl von dir hinweg geſengt;
Auch merk' ichs wohl, du biſt nicht im Geſchmacke
Der Mode mehr, die uns tyranniſirt:
Denn warum ſahn der Mann im ſeidnen Fracke,

Und jener Pfahl, mit Porte-épée geziert,
So kalt auf mich, dafs mich noch jetzo friert?
Was warf die wohlgeſteifte Frau Baläne
Verachtend mir mit hoher Miene vor?
Was bäumte ſich die hochgeborne Mähne
Des Löwenfierns ſo gegen mich empor?
Hab' ichs verdient? Ich läugn' es nicht, zuweilen
Bracht' ich mich ſelbſt um eine reiche Huld.
Mein lieber Frack, wir wollen ehrlich theilen.
Zum wenigſten trägſt du die halbe Schuld.
Doch mag es ſeyn! uns kann das wenig ſchaden.
Der Stern, der jetzt in vollem Glanze ſteht,
Kommt an ein Ziel, dafs er im Trödelladen
Des Judenthums demüthig untergeht.
So traurig gehts dann unter, dieſes Hehre,
Dieſs Prachtgeſtirn im Nebel ſeines Lichts!
Und wie gings auf in ſeiner Strahlenſphäre?

Grofs wie die Pracht der ganzen Welt aus Nichts.
Ein solch Gestirn — oft strahlt es theure Wonne
Hinein ins Herz, nur wahres Leben nie!
Denn steht es nicht oft mit der Geistessonne,
Wie man das nennt, in einer Aphelie?
Doch wollen wir der Hoheit es verzeihen,
Dafs sie vor uns in Wolken sich verbarg;
Allein dafs auch von schlichten Bürgerreihen
Kein Gruſs auf uns herab fiel: das ist arg!
Zwar weifs ich wohl, dafs sich das Ding, die Ehre,
Wie Thau, der sich aus Nebel nieder senkt,
An Rosen und — an Distelköpfe hängt;
Doch lernt' ich auch in meiner Lebenslehre,
Dafs uns das Ding in manchen Lagen drängt,
So dafs wir oft nicht mehr entweichen können,
Zum wenigsten Etwas dafür zu thun.

Ich möchte gern dich mir noch länger gönnen,
Mein guter Frack, allein wir müssen nun,
Der Wohlstand wills, wir müssen nun uns trennen.
Du wirst fortan von deinem Dienste ruhn.
Du weifst es selbst, in Kleiderstolz zu prassen,
War eben nie mein höchster Lebenspunct.
Wie hab' ich mich gesträubt, dich zu verlassen!
Nun aber sieh! da liegt schon dein Adjunct:
Ich werde nichts bey diesem Tausch gewinnen,
Und meine Ruh' ist halb mit dir dahin!
Ich bleibe fort zum wenigsten von innen,
Das was ich war, und was ich jetzo bin.
Doch weifs ich wohl, dafs Kleider Leute „ machen;
Nur Menschen — nein, die machten sie noch „ nicht;
Denn Klelia gehört noch zu den Drachen.

Pull iſt ein Narr und Kuhn ein Böſewicht;
Die alle drei als Leute viel bedeuten,
Als Menſchen nur drei Seelenhülſen ſind.
So ſieht man denn, iſt man nicht gar zu blind,
An Titelſtaar und andern Aufsenſeiten,
Dafs überall auch unter hohen Leuten
Viel Hülſenwerk und wenig Körner ſind.
Der Menſch iſt Menſch, die Leute ſind verſchieden.
Klaus war ein Menſch, ein echter Menſch, allein
Was brachte das dem armen Hirten ein?
Er war als Hirt aufs höchſte nur zufrieden!
Mit Menſchenſinn — ach! wer das Leben kennt,
Der weifs, man reicht nicht aus damit hienieden.
Man braucht noch mehr, man braucht zu ſeinem Frieden

Etwas von dem, was man die Leute nennt.
Nur dieſs beſeelt ein ſeelenloſes Leben;
Füllt aus, und wärs an Kopf und Herzen hohl.

Dieſs Etwas kannſt du mir nicht ferner geben.
Drum, lieber Frack, von Herzen Lebewohl!
Du biſt mit mir auf Einer Flur geboren;
Als Kind hab' ich wohl um das Lamm geſpielt,
Von welchem ſie zu dir die Wolle ſchoren;
Ob dieſs mein Herz vielleicht noch heimlich fühlt?
Es fühlt, daſs ich von Sympathieen ſcheide,
Die man ſo ſchwer — ja wohl ſo ſchwer! gewinnt?
Ich weiſs es nicht; ich weiſs nur, daſs wir beide
Bis jetzt Ein Herz, Ein Geiſt geweſen ſind!
O lebe wohl! Ein Lebewohl zu ſagen,
Ziemt dem, der noch ein Herz im Buſen trägt;

Und du, du haſt das meinige getragen,
Das heut in dir zum letzten Mahle ſchlägt.
Mein treuer Frack, von dem ich ungern ſcheide,
Warſt mein Gefährt' in Regen, Sturm und Schnee.
Mit dir beſtieg ich meine Lieblings-Höh',
Und blickt' hinaus ins offne Feld der Freude.
Mit dir durchſtreift' ich Felſenkluft und Heide,
Den Abendwald, worin der Uhu heult.
Mit dir hat oft bei ihrer Thränenweide,
Wanns dämmerte, die Wehmuth ſich verweilt.
Mein guter Frack, ſo Alles, Harm und Freude,
Haſt du getreu, als Freund mit mir getheilt;
Und, wann mein Geiſt im öden Lebensſchwarme
Troz allem Kampf, am Ende doch erlag,
Wie flog ich dann erlöſt in deine Arme

Hin zum Erſatz für den verlornen Tag!
Verſtrömt war nun, wovon ich jetzt noch
gähne,
Die Schwätzerfluth, die um mein Ohr ge-
ſchäumt.
Verſchwunden war die ſteife Frau Baläne,
Mit Stickerei beſäet und beſäumt!
Ich durfte nun die feierliche Mähne
Des Löwenſterns, die ſich zu hoch gebäumt,
Mit freiem Spott ein wenig niedergieſsen;
Nun durfte ſich mein holder Genius
Mir freundlich nahn, um mir mit ſeinem Kuſs
Die Bitterkeit des Zwanges zu verſüſsen.
Nun ſpielte ſanft die liebliche Magie
Der Geiſteskraft um meinen freien Buſen.
Ich war ein Gott, ich lag im Arm der
Muſen;
Ein Leben quoll wie lauter Melodie
Aus mir hervor; und weg von dem Ge-
wimmel

Des Poſſenſpiels, das ſeine Puppenwelt
Mit viel Geſchrei und wirrigem Getümmel
Fein aufgeſteift auf ſeine Bude ſtellt,
Flog ich empor zu meinem Sternenhimmel,
Wo unberührt vom Lärm der Puppenwelt
Die Stille wohnt, zu der mein Herz ſich hält.
O dieſen Geiſt der feierlichſten Stunden,
Den hohen Sinn der weiſen Mitternacht
Hab' ich in dir, mein guter Frack, empfunden!
Das Würdigſte hab' ich in dir gedacht;
Und iſt einmahl mein Grab nicht ganz verſchwunden,
Mit dir hab' ich den kleinen Kranz erwacht;
Drum möcht' ich gern ein wenig dich vergöttern!
Und grünt mir einſt aus meiner Muſenzeit
Ein kleines Reis von den berühmten Blättern,
Die Franz, der Koch, an meine Suppe ſtreut:
So ſey auch dir davon ein Blatt geweiht!

ANMERKUNGEN.

5. *Seite.* 18. *Zeile.* — Dem guten Klaus — *Dieſer Klaus war nur ein Hirt, ein armſeliges Weſen in Abſicht der bürgerlichen Unterſchiede; eine hohe Erſcheinung auf den Stufen der Tugend; ein geadeltes Leben, welches ſeinen Adel nur durch ſich ſelbſt documentiren konnte. Man leſe die Biographie dieſes merkwürdigen Menſchen vom Herrn Conſiſtorial-Rath* Streithorſt.

7. *S.* 4. *Z.* — Frau Semiramis — *Dieſe Frau Semiramis gehört jenſeits der chriſtlichen Religion hin. Ich merke dieſs an, um ſie nicht dieſsſeits ſuchen zu laſſen. Und überall, wo dieſer Nahme in meinem Buche vorkommen wird, da iſt dieſe Erläuterung darauf zu beziehen.*

49. *S.* 3. *Z.* — Und Armina — *Dieſes kleine Denkmahl einer geliebten Schweſter darf hier wohl Verzeihung finden.*

76. S. 19. Z. — Racine — *Dieſer Unſterbliche ſtarb an einer harten Äuſserung, die Ludwig der Vierzehnte gegen ihn ausſtieſs, weil er ihm — Ein Mahl nicht geſchmeichelt hatte, da doch Ludwig ihn nebſt Boileau bloſs zum ſchmeichelnden Geſchichtſchreiber, keinesweges aber zum Beurtheiler ſeiner Regierung beſtellt haben wollte.*

96. S. 16. Z. — Galiläi — *Galiläo Galiläi, geb. 1564 zu Piſa, nahm das von der Kirche verdammte Syſtem des Copernicus in Schutz, und wurde deswegen ins Gefängniſs geworfen.*

97. S. 9. Z. — Helvia — *Die Mutter des Seneca, dieſes Philoſophen aus der Stoiſchen, der ſtrengſten der philoſophiſchen Schulen. Er war am Hofe Nero's, den er erzogen hatte, Rathgeber und Freund dieſes Kaiſers, von dem er mit unermeſslichen Reichthumern beſchenkt worden war. Nachdem Nero aber ſank, und immer tiefer ſank, bis zu dem Wütherich, der ſeine eigene Mutter*

umbringen lassen konnte, so liefs er auch seinem Lehrer, dem Seneca, den die Angeber in den Verdacht der Theilnahme an einer Verschwörung gegen Nero zogen, welche Theilnahme sie aber nicht bewiesen, den Tod ankündigen. Er ging in den Tod: und hier fand der Weise sich wieder, der, wie nicht zu läugnen ist, im Wirbel seiner Lage sich oft aus dem Gesichte verloren und seiner Erhaltung seine Grundsätze aufgeopfert hatte.

101. *S.* 13. *Z.* — Epponina — *Die Gattinn des Sabinus, der in einem bürgerlichen Kriege gegen Vespasian überwunden wurde und in eine Höhle flüchtete, wo ihn seine getreue Epponina ausforschte und mit ihm darin neun Jahre lebte. Endlich wurden sie entdeckt und auf Vespasians Befehl beide hingerichtet.*

131. *S.* 9. *Z.* — Für Ludwigs — *Es ist bekannt, dafs Ludwig der Vierzehnte in den letzten Augenblicken die Qual fühlte, Elende gemacht zu haben.*

131. S. 10. Z. — Maintenon — *Die Witwe Scarrons, nachherige Maintenon, empfand, auſser dem Drucke eines geſunkenen Glücks, und faſt noch härter als ihn, den Nachlaſs eines lächerlichen Andenkens ihres verſtorbenen Mannes. Sie war viel, und verſtand, noch mehr zu ſcheinen. Ihrem geheimen Ehrgeitze gelang es, Trotz dem Gegenſtreben einer Monteſpan, ſich in die Gunſt Ludwigs des Vierzehnten aufzuſchwingen, und ſich darin bis ans Ende desſelben zu erhalten. Hatten einſt Mangel und Schmach ſie gedrückt: ſo trug ſie jetzt noch ſchwerer an Hoheit und Fülle. Die Anſtrengung, die es koſtete, ihre Rolle zu ſpielen, zerriſs ihr das Herz: dieſs und das Herz Ludwigs zu ertragen — welche Bürde! Maintenon erlag faſt. Sie geſteht in ihren Briefen, daſs ſie oft aus dem Gewühl des Hofes in ihr einſamſtes Zimmer geflüchtet ſey, um das Gefühl ihrer Lage, in Thränen aufgelöſt, ausſtrömen zu laſſen.*

163. S. 3. Z. — Himmelsgrotte — *Eine Gegend bei des Verfassers damahligem Wohnorte.*

164. S. 13. Z. — Jenen schönen Berg — *Der Berg bei Heimburg auf dem Harze gibt die freie Aussicht nach Halberstadt.*

194. S. 12. Z. — Egyptens Fluch — *In Egypten war es Sitte, dass ein Sohn den kunftigen Leichnam seines Vaters verpfänden konnte; aber auf der Nichteinlösung ruhete schändender Fluch.*

195. S. 17. Z. — Gleich dem wunderbaren Steine — *Der so genannte Bolognesische Stein soll die Lichtstrahlen einsaugen, und nachher noch im Dunkeln leuchten.*

197. S. 16. Z. — Sonnenfliege — *Eigentlich Stechfliege. Dieſs Insect schwebt, wie ruhend, auf einem Sonnenstrahle, und schiesst auf kleinere Insecten, die sich durch diesen Strahl hinbewegen.*

199. S. 3. Z. — Büſterich — *Die unförmliche dampfende Geſtalt eines Altdeutſchen Götzen.*

205. S. 12. Z. — Ikarus — *verſuchte mit nachgemachten Wachsflügeln einen Sonnenflug. Die Flügel ſchmolzen und er ſtürzte ins Meer herab, welches ſeinen Nahmen erhielt.*

217. S. 12. Z. — Phalaris — *Tyrann von Syrakus, ließ die unglücklichen Opfer ſeiner Grauſamkeit in einem glühenden Ochſen verbrennen.*

229. S. 7. Z. — Oft pflegt auch Goldesreitz — *Die Anmerkungen zu dieſer Stelle liegen in Amerika.*

235. S. 13. Z. — Sabin — *Siehe die Anmerkung zur 101. Seite.*

238. S. 18. Z. — Mäotiſche Altar — *Auf dem Dianen-Altar in Tauris am Mäotiſchen See, jetzt Aſoffiſchen Meere, wurden dahin verſchlagene Fremde geopfert.*

254. S. 16. Z. — Jason — *ein Griechiſcher Fürſt, ſchiffte mit einigen Gefährten nach Kolchis, dem heutigen Mingrelien, um daſelbſt, wie die Fabel ſagt, ein goldenes Widderfell, welches durch einen Drachen bewacht wurde, wegzuhohlen.*

264. S. 11. Z. — Des zweiten heiligen Aprills — *Gleims Geburtstag.*

267. S. 3. Z. — Dein Benjamin — *Michälis.*

283. S. 18. Z. — Reiner ſich, als Karl, zurück — *Karl der Fünfte verſuchte das menſchliche Geſchlecht nach ſeinem Kopfe zu ſtellen; das ging nicht. Er legte ſeine Kronen nieder, begab ſich in ein Kloſter und verſuchte Uhren darnach zu ſtellen; verſuchte endlich zu ſterben; dieſer Verſuch gelang am beſten, weil ihm die Natur der Menſchen und der Dinge nicht entgegen war. Er wollte nähmlich ſehen, wie es ihn kleiden würde, begraben zu werden; er lieſs daher ſein Leichenbegängniſs veranſtalten, wobei er die*

Rolle des Verstorbenen selbst übernahm. Die warme Andacht, in welche diese Scene ihn versetzte, erhitzte ihn; das kalte Grab, in welches er versenkt wurde, erkältete ihn. Er verfiel in eine Krankheit und starb.

295. S. 9. Z. — Paulis Buch — Leben grosser Helden.

Die

Griechen

im

Kampfe mit den Barbaren.

Von

Tiedge.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1826.

Verlaßnes Griechenland, da ſtehen
Berufne Rettungskräft' — und ſehen
In argliſtvoller kalter Ruh,
Dem Mordgräul der Barbaren zu.

Sie ſehn, wie das, was Chriſtus ſäte,
Die Hordenwuth darnieder tritt,
Sie tragen ſelbſt die Mordgeräthe
Den Mördern zu, ſie morden mit —
Und wagen Chriſten ſich zu nennen —
So ſpotten ſie der Chriſtenpflicht!
Nein! Jeſus Chriſtus, Dich erkennen
Die chriſtlichen Barbaren nicht!

Gefallen iſt die heil'ge Sache!
Die Todeserndt' iſt abgemäht!
Einſt erndtet Ihr, was Ihr geſät, —
O zittert! zittert! Gottes Rache,
Sie trifft die Schuld früh oder ſpät!
Ach! edles Blut iſt ſo verronnen,
Ihr Blicke Gottes, all' ihr Sonnen
Des Himmels, bargt ihr euer Licht

Vor ſolchem ſchwarzen Frevel nicht?
Da ſieh! wornach du längſt geſchmachtet!
Politika, du Orkusbrut!
Da ſieh! dein Opfer iſt geſchlachtet,
Dein Höllenaltar ſteht in Blut.
Berauſche dich zu neuen Thaten,
Berauſche dich mit neuem Muth
Gott und die Menſchheit zu verrathen!

Und haſt du je von Gott geträumt,
Wie ſeine Schrecken zu dir traten,
Vergiß! und geh! der Becher ſchäumt!
Geh hin! vom Völkerhaß begleitet,
Geh hin! zu deinem Siegesmahl!
Aus Leichen iſt es dir bereitet;
Roth ſchäumt der gräßliche Pokal!
Das Feſtlied zu dem Bacchanal

Von allen Bergen ſtrömt es nieder,
Es hallt aus allen Klüften wieder
Das Angſt- und Fluchgeſchrei der Qual!
Da ſchwelge dich dann immer dreiſter!
Mag doch vor dir die Nacht daſtehn,
Durch welche Todesſeufzer wehn,
Und der Erſchlagnen irre Geiſter,
Die finſtern Rachegeiſter gehn.

Sie zeigen Hellas große Trümmer,
Sie weiſen auf das Blutfeld hin.
Das Alles, Alles, irrt dich nimmer!
Die Wüſten, — freche Sünderin,
Die deine wilden Knechte ſchufen,
Sie ſteigen fürchterlich die Stufen
Des hohen Pelion hinan,
Und Hellas, Deine Söhne rufen

Umſonſt das Herz der Menſchheit an.
Die mitleidvollen Lüfte tragen
Den Hülferuf von Land zu Land.
Wie? hat den Geiſt, den ſie verklagen
Hat ihn ein Zauberſpruch gebannt?
Den Schrei, von allen Völkern, allen,
Er hört ihn, ſchweigt, läßt ihn verhallen,
Und ſchauet in den Tempelbrand!

Heil, edle Griechen, Euren Mannen!
Euch hat ein heil'ger Tod geweiht;
So theilt denn die Unſterblichkeit!
O theilt mit Euren hohen Ahnen
Die Kronen einer großen Zeit!
Schaut nicht herab, wo immer ſtummer
Verödet Tempes heil'ge Flur
Die Luft — als athmete dort nur

In einem langen Sterbeſchlummer
Noch die helleniſche Natur!
Schaut nicht herab zu den Gebüſchen
Der ſtarren Wildniß — da verwiſchen
Barbaren Eure letzte Spur!
Hört's nicht, wie da die Schlangen ziſchen
Wo durch den dunkeln Lorbeergang,
Wo unter heiligen Gebüſchen

Der gottbegeiſterte Geſang,
Der hohen Lyra Kunſt erklang!
Horcht nicht nach jenen Tempelhügeln,
Da zürnet, ewig aufgeregt,
Ein Wehruf, den auf ſeinen Flügeln
Der Wind durch die Ruinen trägt! —
Da ſchleppten Chriſten Eure Kinder
Und Fraun für niedrigen Gewinn

In's Elend, in die Knechtſchaft hin.
Die tiefſte Höll' hat keinen Sünder
Der je auf ſeinem Frevelmuth
Ein ſchwärzeres Verbrechen lud.
Laßt uns, laßt die Geſchichte trauern!
Mit des Entſetzens tiefſten Schauern
Erfülle ſie das Trauerſpiel,
Als die erhabne Hellas fiel; —

O tragt in Frieden Eure Kronen,
Vergeltung Eurem Chriſtenmuth!
Hier ſpritzt untilgbar an die Thronen
Ihr Hohen! Euer Opferblut!
Was Ihr, was unſre Zeit geweſen,
Das wird dereinſt die Nachwelt dort —
Dort in der Blutſchrift wird ſie's leſen,
Fahrt wohl! mir fällt die Thrän' in's Wort!

C. A. Tiedge's

Leben

und

poetiſcher Nachlaß.

Herausgegeben von

Dr. Karl Falkenſtein,
Königl. Sächſ. privatis und Ober-Bibliothekar.

Erſter Band:

Tiedge's Jugend und Mannesalter.

Leipzig,
Verlag und Druck von B. G. Teubner.
1841.

Ex Biblioth.
Universitatis
Frider. Guil.
Berolin.

Leben

Chriſtoph Auguſt Tiedge's.

Erſter Band.

Vorwort.

Im Sommer des Jahres 1840 übergab mir mein unvergeßlicher Freund Tiedge ein Convolut fragmentariſcher Aufſätze über ſein Leben, welche bis zum Jahre 1804 — dem Zeitpuncte ſeiner Reiſe nach Italien — reichten, unter dem Bemerken: dieſe Papiere bis zu ſeinem Tode treu zu bewahren, alsdann aber mit denſelben nach eigener Anſicht zu verfahren, und — wenn ich es als angemeſſen erachtete — die Lebensbeſchreibung zu vollenden.

Je ehrenvoller für mich das Vertrauen des 80jährigen Dichtergreiſes war, mit um ſo größerer Bereitwilligkeit ging ich an das Werk, um die heilige Pflicht der Dankbarkeit ſobald als möglich zu erfüllen, der literariſchen Welt das Selbſtgemälde ſeiner

geiſtigen Entwickelung nicht länger vorzuenthalten, und das Stillleben dieſes ausgezeichneten Menſchen bis zu deſſen letztem Athemzuge an den Blicken der Leſer vorüberzuführen.

Ihn ganz ſo darzuſtellen, wie ich ihn ſeit einem Zeitraume von beinahe zwanzig Jahren gekannt habe, war bei der Fortſetzung dieſer begonnenen Selbſtbiographie mein Wunſch; und dies ebenſo zu thun, wie es die eigenthümliche Natur des ſchlichten faſt kindlichen Gemüthes erheiſchte, der Zielpunct meines Strebens.

Das Gute und Edle, das von ihm geſagt werden mußte, habe ich ohne Schmeichelei und Ueberhebung des Verdienſtes auszuſprechen verſucht, aber auch ſeine kleinen Fehler und Schwächen weder verläugnen noch verbergen wollen und ſogar eine dunkle Stelle in dem Jugendleben des Dichters — das Verhältniß zu einem edlen, aber durch Mißheirath höchſt unglücklichen weiblichen Weſen — mit derjenigen Freimüthigkeit zum wenigſten andeuten zu müſſen geglaubt, welche der Wahrheitsliebe zur Bürgſchaft dient.

Das iſt ja eben der Vorzug ungewöhnlicher Perſönlichkeiten, daß man auch ihre Fehler eſſen

eingeſtehen kann, ohne ſie dadurch in den Augen der Mit- und Nachwelt kleiner zu machen.

Das Publicum glaubt ſo gern an das überirdiſche Element im Dichter und vergißt ſo leicht, daß auch der gottbegeiſterte Sänger reiner Lieder, ſo lange er auf dieſer Erde weilt, als Menſch der Allgewalt menſchlicher Gefühle unterworfen und ſeiner Natur nach irdiſchen Schwächen preisgegeben iſt.

Es ſchien mir Pflicht, in der Selbſtbiographie gar nichts — ſelbſt nicht ein Wort — zu ändern, ſondern nur hier und da, wo es die Klarheit des Verſtändniſſes erheiſchte, eine kurze Erläuterung über etwaige Zeit- und Perſonen-Verhältniſſe hinzuzufügen. In der ſpätern Periode aber, wo die Feder des Autors ſelbſt ſchweigt, ſollten Thatſachen ſprechen, oder, da dieſe bei dem beſchaulichen Studienleben ohne äußern Beruf ſeltener hervortreten, mündliche und briefliche Mittheilungen das Mangelnde ergänzen.

Denjenigen Perſonen, welche den Unterzeichneten in dem wahrlich nicht leichten und in mancher Hinſicht ſogar mißlichen Amte des Biographen durch Rath und Beitrag unterſtützt haben, ſei hiermit der innigſte Dank gezollt!

Ob es deſſen — gewiß reinſtem und beſtem Willen übrigens gelungen, ſchuldige Rückſicht der Pietät mit dem unbefangenen Ausſpruche der Wahrheit zu vereinigen, dies bleibe dem Urtheile von Tiedge's älteren Bekannten und näheren Freunden anheimgegeben, um deren mildes und nachſichtvolles Urtheil hiermit bittet

Dresden, im Juli 1841.

Dr. Karl Falkenſtein.

Einleitung.

Das Leben eines Gelehrten bietet in den meiſten Fällen wenig anderen Stoff dar, als die Geſchichte ſeiner eigenen wiſſenſchaftlichen Ausbildung und der directen oder indirecten Wirkſamkeit für das Wohl und die Belehrung ſeiner Nebenmenſchen.

Das Leben eines Dichters, wie C. A. Tiedge, der weder akademiſcher Lehrer, noch Bekenner und Ausüber irgend einer Facultätswiſſenſchaft war, hat einen um ſo kleineren Horizont für dieſe Welt der Wirklichkeit, als er mit dem Scheitel ſeines Genius die Wolkenregion der Ideenwelt berührend, nur wenig oder gar nichts von dem praktiſchen Treiben der Menſchen erfuhr — und ſomit iſt es mehr die Kunde ſeines Inneren, als ſein äußerer Wirkungskreis, welche ihn der Nachwelt denkwürdig macht. Sein Schaffen gehört der Geiſterwelt an, in der er ſich ſchon als Kind in ſüßen Träumereien ſo gern bewegte, daß er im Kreiſe ſeiner Spielgenoſſen nur der „Träumer“ hieß.

So kam es aber auch, daß er für die Welt der Wirklichkeit eine lange Reihe von Jahren hindurch wie verloren war, und ganz im Gegensatze mit anderen mehr praktischen Naturen in eben dem Grade der Allgewalt einer kummervollen, mühsam in Entbehrung hingebrachten Jugend erlag, wie jene durch die Feuerprobe des Mißgeschicks gestählt, die Federkraft des Willens um so kräftiger entfalten und den Stürmen des Lebens nur um so kühner die Stirne bieten.

In Dürftigkeit geboren hatte er mit allen den Entbehrungen zu kämpfen, welche dieser eigen sind. Selbst bis in das reifere Mannesalter hing sich die ganze Last der Unselbstständigkeit wie ein hemmendes Gewicht an den Fittig seiner Seele — für ihn doppelt empfindlich, weil ihn die Natur mit dem gefährlichsten Geschenke für eine solche Lage ausgestattet hatte, mit einem ebenso tief als fein fühlenden Herzen. Nur das reiche Gemüth entfaltete, unangetastet von dem Hauche der Widerwärtigkeit, die fesſellosen Schwingen.

Dies und eine damit verwandte Liebenswürdigkeit des Charakters, welche mit unwiderstehlichem Zauber alles an sich zog, was in seine Nähe kam, gewann ihm frühzeitig die Zuneigung von Männern, welche seinen Werth erkannten — und mehr bedurfte es nicht, um die ihm innwohnende poetische Kraft zu entwickeln. Schon auf der Hochschule faßte er den Plan zu dem besten Lehrgedichte, welches unsere Nationalliteratur besitzt, das schon die Väter erbaute, das uns nicht

minder begeiſtert als es noch die ſpäteſten Enkel entzücken wird.

In der „Urania“ liegt ein Schatz von Glauben, Weisheit, Troſt, durch deren religiöſe Bedeutung und dichteriſche Weihe in einer Sprache voll Wohllaut und Harmonie — wie nur Tiedge unſerem kräftigen Mutteridiome einzuhauchen verſtand — der Sinn ſo vieler Lebensmüden geſtärkt und die unſicheren Ueberzeugungen ſo manches Zweiflers auf immerdar befeſtigt werden ſind:

„Entſtehen, Sein und Tod, verhängnißvolle Worte,
„Ihr ſeid der Inhalt jenes Erdentraumes,
„Des feierlichen Thron's, ſo wie des Hüttentraumes!“

Unſer Dichter löſete dieſe heilige Frage in dem Gewande der erhabenſten Lyrik, wo die Poeſie die ſchönſten Blüthen, die deutſche Sprache ihre reinſten Accorde, die Begeiſterung ihre kühnſten Schwingen entfaltete durch dies meiſterhafte Gedicht von „Gott und der Unſterblichkeit.“

Der Glaube an eine ewige fortſchreitende Entwickelung der Geiſter war ihm das Reſultat der forſchenden und ſtreng prüfenden Vernunft, der ſinnigſten Betrachtung der Natur und Folge einer durch Reue und Selbſtüberwindung erkämpften Sittlichkeit.

Wenn einſt Leſſing Plan und Geſchichte der göttlichen Erziehung des Menſchengeſchlechtes zur Humanität mit wenig aber kräftigen Strichen zeichnete, Herder nach dieſem großen Vorgänger ihren Begriff

in seinem ganzen Umfange wissenschaftlich und historisch nach allen Seiten hin entwickelte, so hat Tiedge mit der Zauberkraft der Aesthetik und Poesie demselben die edlere Wärme des wirklichen Lebens eingehaucht und wahrhaft volksthümlich gemacht.

So wie er in seinen „Wanderungen durch den Markt des Lebens" voll Ernst und Scherz, Lob und Tadel, voll Ironie, Witz und treffender obwol nie verletzender Kritik das Leben der Vergangenheit und Gegenwart in sprechenden Wechselbildern vor unserem Geistesauge vorüberführt, — wie er uns im „Ostermorgen" zu einer inneren Auferstehung erhebt, so begeistert er im „Frauenspiegel" für die Krone der Schöpfung, bezaubert in den Liederromanen „das Echo oder der singende Baum" und „Aennchen und Robert" für das Glück der Liebe in der reinen Idyllenwelt der Unschuld und erhebt durch seine Elegieen, und unter diesen besonders durch „die Schlacht von Kunnersdorf", von sanfter Wehmuth zu der staunenden Bewunderung gefallener Größe.

Seine Lieder leben, wie diejenigen seiner Freunde Gleim und Bürger, im Munde des Volkes; sie erheitern die geselligen Kreise der Jugend, wie des reiferen Alters, und die religiösen Dichtungen, in fast alle Gesangbücher Deutschlands übergegangen, erbauen Tausende in der Kirche wie in der stillen Kammer.

Tiefe der Empfindung, Hoheit der Gesinnung und Wohllaut im Ausdruck ist das Gepräge alles dessen, was sein Genius schuf. Ein sehr leichter Reim kommt ihm

überall zu Hülfe und ſchließt ſich an die zarten Gedanken wohltönend und mit beſonderer Feinheit an.

Hätte unſer Vaterland viele Dichter wie Tiedge, ſo würde die Sprache der Deutſchen bei den Kritikern des Auslandes gewiß nie in den ſeltſamen Ruf der Rauheit gekommen ſein, ſondern in den des ebenſo melodiſchen Wohlklanges, wie die Sprache der Spanier und Italiener.

Um Tiedge'n als Dichter wie als Menſchen vorurtheilsfrei auffaſſen und ihn nach ſeinem wahren Werthe oder Unwerthe beurtheilen zu können, dürfte ein Blick auf den Zuſtand der Literatur in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts nicht ohne Intereſſe ſein.

Tiedge's Jugend fiel in eine Zeit, wo die deutſche Nationalpoeſie, von dem inneren Strahle einer neuaufgehenden Geiſtesſonne belebt, als ſelbſtſchaffende Kraft ſich losrang von der Aeußerlichkeit der conventionellen Form ohne inneren Gehalt, wo mit dem Göttinger Dichterbunde und beſonders mit dem nächtlichen Eidſchwur unter der Klopſtockeiche nicht blos eigener Genuß in dichteriſchen Träumen, ſondern Vollendung der Kunſt und innere Ausbildung und Tugend und Freiheit Zielpunkt des allgemeinen Strebens junger Dichter ward.

„Werther's Leiden," das Manifeſt jener unbedingten ſchrankenloſen Subjectivität, in der Herz und Welt, Gemüth und Schickſal in unverſöhnbarem Zwieſpalt gleich feindlichen Polen von einander ſtreben, galt der deutſchen Jugend als Evangelium eines neuen Heils,

deſſen Meſſias man in Klopſtock, dem Sänger der Welterlöſung, zu erblicken glaubte.

Durch die überſtrömende Kraft jener Dichtung, in der Goethe mit hinreißender Wahrheit die wilde Gährung, das Treiben und Drängen ſeiner Zeit geſchildert, hatte der elektriſche Funke ſubjectiver Poeſie in tauſend verwandten Geiſtern eine Flamme entzündet, welche hier wie ein Irrlicht aufflackerte und erloſch, dort wärmend und erleuchtend zugleich der ſtummen Qual ſeiner Mitwelt Worte verlieh.

Es fehlte nicht an Nachfolgern auf dieſer einmal eröffneten Bahn. Zuerſt trat Johann Martin Miller, Einer aus dem Göttinger Bunde, — mild, ſchwärmeriſch, ſanft und religiös — der Seelenverwandte Hahn's, Boie's und Hölty's, gegenüber dem ſinnenberauſchten Bürger, dem ſtürmenden Voß und den feurigen Stolbergen — mit ſeinem „Siegwart" auf, welchem durch ganz Deutſchland ein enthuſiaſtiſcher Beifall zu Theil ward, und der zu allen den unzähligen Kloſterromanen, wovon noch jetzt unſere Leihbibliotheken vollgeſpeichert ſind, die Veranlaſſung gegeben, wie Goethe's „Götz von Berlichingen" zu den noch häufigeren Rittergeſchichten und Schiller's „Räuber" zu den Räuberromanen, an welche ſich dann die Zauber- und Geiſterhiſterien anſchloſſen.

Auf dieſe Periode der Sentimentalität, wie ſie im „Siegwart" und in der „Geſchichte Karl's von Burgheim und Emiliens von Roſenau" ſowohl ihre Knoſpe

als Blüthe fand, folgte ein neues — das lyrisch-didaktische — Element in der Geburtsphase unserer Literatur, welches, mit der Ueberschwenglichkeit und Autonomie der Empfindung in geradem Widerspruche, gleichwohl die Lehr- und Nützlichkeitstheorie mit dem Erguß der Empfindsamkeit zu vereinigen strebte.

Freundschaft, Liebe, Vaterland, Gott und Unsterblichkeit werden die Themen der Poesie in den zwei letzten Jahrzehnten im Zeitalter deutscher Wiedergeburt.

An die Spitze dieser Dichtungsart trat am Wendepunkte beider Jahrhunderte Christoph August Tiedge mit seiner „Urania", nachdem er nebst Göckingk und Michaelis das Triumvirat gebildet, welches zuerst die poetische Epistel nicht ohne Erfolg auf dem deutschen Parnaß eingeführt und sich einen geachteten Namen erworben hatte.

Wenn die genannten Dichter, sowie Gleim, Jacobi und Klamer-Schmidt, jeder nach seiner Weise, dem Wege folgten, welchen die geistreichen leichten französischen Episteldichter betreten hatten, so zeigte Tiedge eine Originalität, die sich zur didaktischen Poesie hinneigte und bei der Ausbildung satyrischer Gemälde, wie bei der Verherrlichung großer Naturscenen einen ernsten Charakter festhielt, dessen zarteste Töne rein elegisch sich aussprechen. Das tiefe Gemüth des Dichters, das sich ebenso in der Harmonie, als in der Eleganz der Sprache wie in einem Evangelium der Natur offenbarte, ward durch die leichte Gewandtheit der epistо-

lariſchen Mittheilung nicht beeinträchtigt und entfaltete ſich in ſeiner Freiheit nach allen Richtungen hin.

Der Baum, der von nun an ſo reiche Früchte der Dichtkunſt trug, wurzelte in Halberſtadt. Hier lebte ſeit 1747 Gleim als Mittelpunkt einer weitverbreiteten Freundesverbindung, ein populärer Mäcen, wie Bodmer in Zürich und Nicolai in Berlin war, in jeder Art ein Beſchützer der deutſchen Dichterjugend, welcher alles um ſich zu verſammeln ſuchte, was damals über die Proſa der Alltagswelt emporragte und was ſeine Lieblingsidee, in Halberſtadt ein deutſches Athen zu begründen, zu verwirklichen geeignet ſchien.

In der Ueberzeugung, daß er vereint mit der Gunſt ſeines angebeteten Königs Friedrich II. aus der thatkräftigen Jugend ſeines Vaterlandes Alles zu machen und ſogar ein goldenes Jahrhundert, wie Auguſt's oder Ludwig's XIV. zu begründen im Stande geweſen wäre, ſetzte er ſeinen höchſten Ehrgeiz hinein, als literariſcher Werber junge Männer für die Fahne der Dichtkunſt zu begeiſtern, gleichwie Leſſing aufkeimende Talente für die Bühne zu gewinnen ſtrebte.

So erſcheint Gleim ungleich bedeutender auf dem Felde der deutſchen Literatur als Beförderer denn als Ausüber der göttlichen Sangeskunſt, in welcher er nebſt ſo vielen ſeiner Jünger das Glück ſeines Lebens fand. Wahrhaft bewunderungswerth iſt die uneigennützige Bereitwilligkeit, mit welcher der ſchlichte Domſecretair mehr als ein halbes Jahrhundert hindurch, ſich ſelbſt

oft das Nothwendigste versagend, sein „Hüttchen“ zum Asyl des darbenden Talentes erhob und jungen aufstrebenden Geistern nahe und fern die Bürde der Armuth erleichterte. Groß aber kann die feine sinnige Weise genannt werden, mit welcher er seine Wohlthaten spendete und selbst zartbesaiteten Dichterseelen die Bitterkeit des Empfanges zu versüßen wußte: Ramler, Jacobi, Sulzer, Heinse, Michaelis, Kleuker, Tiedge, Bürger, die Karschin, Nathanael Fischer, Jean Paul, Seume und so viele Andere hatten ihm Empfehlung, Amt, oder Unterstützung zu danken. In Helmstädt, Magdeburg und Halle, so wie in der ganzen Umgegend war kein armer Student, der je unerhört ein Gesuch an ihn gerichtet. Den meisten Bittenden kam sein Edelmuth mit freiwilligen Gaben aus eigener Entschließung zuvor.

Solchen, die finanzielle Hülfe nicht bedurften, war er Rathgeber, Beschützer und Freund. Dem tapfern Christian Ewald von Kleist flößte er poetischen Muth ein, Ramler'n begeisterte er zum Panegyriker seines einzigen Friedrich, Klamer-Schmidt und Jacobi gab er das Vertrauen auf sich selbst wieder. Er sann auf Stellen für Klotz, Riedel, Uz, Meusel und Herder. Sein Lieblingsgedanke war, Klopstock, dessen Eltern nebst Cramer im nahen Quedlinburg wohnten, nach Halberstadt zu ziehen, Götz aus der Grafschaft Sponheim, Lichtwer aus Sachsen und Spalding aus Berlin zu berufen und mit Braun-

ſchweig, wo Ebert, Zachariä, Eſchenburg, Schmid, Koch, Trapp und Campe verſammelt waren, ſo wie mit Wolfenbüttel, Helmſtädt und Halle einen ununterbrochenen Verkehr zu unterhalten.

Wie einſt Karl der Große aus den gelehrteſten Franken ſeiner Zeit eine Akademie für vaterländiſche Sprache und Dichtkunſt gründete, und ſeinen Lehrer Alcuin „Flaccus Albinus", ſeinen Capellan und Liebling Angilbert „Homer", ſich ſelbſt aber „David" nannte, wollte auch Gleim die berühmteſten lebenden Dichter in einem Bunde vereint ſehen, in welchem Klopſtock mit dem großen Namen des Sängers der Iliade beehrt, Leſſing „Sophokles", Uz „Pindar", Ramler „Horaz", Michaelis „Juvenal", u. ſ. w. heißen ſollte.

Als Tiedge in den Halberſtädter Kreis eintrat, waren Klamer-Schmidt, der Rector Nathanael Fiſcher, der jüngere Gleim, Sangerhauſen, der Dombechant Freiherr von Spiegel und Bothe die faſt tägliche Umgebung des „alten Grenadiers". Jöhns und Michaelis waren bereits geſtorben, Jakobi und Heinſe aber ſchon nach Düſſeldorf abgegangen.

In dieſem Kreiſe führte man ein poetiſches Leben, wie unter den Freunden um Klopſtock im Göttinger Bunde, aber an die Stelle jener entfeſſelten Sturm- und Drangpoeſie der Stolberge, Bürger, Voß u. A. trat die ſentimentale Epiſtel, die nur zu oft in tändelnde

Reimerei oder gezierte Verskünſtelei ausartete. Die Freundſchaft, das Generalthema des Bundes, war bei Gleim, wie ſeine Liebe zu Vaterland und König, die Quelle der Begeiſterung; in ihm ward der Enthuſiasmus zur Leidenſchaft, wie bei Klopſtock die Religion; ſie glänzte ihm als Leitſtern durch das Leben, wie bei Hölty das Traumbild und bei Seifried der Kirchhof; ſie ward ihm Aufgabe der Kunſt und Wiſſenſchaft, wie bei Wieland das heilige Inſtitut der Ehe.

Jeden Sonnabend verſammelte man ſich in ſeinem „Hüttchen", das er durch die Bildniſſe ſeiner Freunde in einen Muſen- und Freundſchaftstempel umgeſtaltet hatte, und öffnete nach kurzer Begrüßung und heiterem Willkomm eine blecherne Büchſe, in die jedes Mitglied einen poetiſchen Beitrag warf. Gewöhnlich las der alte „Hüttner", nachdem er auf gut Glück ein Muſenloos gezogen hatte, die anonyme Gabe in eigener Perſon vor und ließ die Uebrigen nach dem Inhalte auf den Verfaſſer ſchließen; alsdann wurde abgeſtimmt und das beſte Gedicht erhielt den Preis.

Alles Vorfallende gab Gelegenheit zu Reimen, alles Mitgetheilte zu Nachahmungen. Die ganze Welt erſchien ihnen in einem Roſenſchimmer; ſie dichteten von Grazien und Najaden und koſeten mit ihren Genien nach Art der verliebten Sylphen, und hielten Verkehr mit den Huldgöttinnen wie die Minneſinger mit der goldhaarigen Frau Minne. Man nannte ſich „Anakreon und Plato,

Oreſt und Pylades“ und feierte anakreontiſche Becher- und Roſenfeſte.

Anfangs blieb dieſe harmloſe Gelegenheitspoeſie Privatgut. Als aber die Freundſchaftständelei, oft halb Proſa, halb Poeſie, hier und da durch den Druck zur Oeffentlichkeit kam und man ohne Scheu die inneren häuslichen und Herzenszuſtände der Welt vorlegte, konnte der nachtheilige Einfluß nicht fehlen. Es bemächtigte ſich, nachdem ſie kaum die Richardſon'ſche Schwärmerei und Yorik'ſche Sentimentalität abgelegt hatte, der deutſchen Literatur eine wahre Epiſtolomanie, die vor der räthſelhaften Fragmentenperiode vorherging und die krankhafte Elegieenſucht im Gefolge hatte.

Wenn hier nicht der Ort ſein kann, etwas mehr als nur eine bloße Skizze des halberſtädtiſchen Dichterlebens flüchtig hinzuwerfen, um den Standpunkt anzudeuten, von dem aus wir Tiedge's Bildung und Wirkſamkeit beurtheilen müſſen, ſo verweiſen wir den Leſer, der eine ausführliche Schilderung wünſcht, auf das Charaktergemälde von der Meiſterhand eines Gervinus in dem fünften Bande ſeiner hiſtoriſchen Schriften (oder deſſen „Neuere Geſchichte der poetiſchen Nationalliteratur der Deutſchen“ Leipzig, Engelmann, 1840. 8.), ſo wie auf die geiſtreichen Andeutungen analoger Verhältniſſe in R. E. Prutz's „Göttinger Dichterbund“ (Leipzig, O. Wigand, 1841. 8.).

Tiedge's Vorbilder nebſt Gleim und Jacobi waren Sallis und Hölty, beide Letztere auch die Lieb-

lings-Lecture bis an ſein Ende. „Der breite und trübe Strom unſerer ſentimentalen Literatur," ſagt Wolfgang Menzel eben ſo wahr als ſchön, „entſprang reinlich und kryſtallklar in der Lyrik von Salis und Hölty, wie in zwei hellen Thränentropfen."

Er theilte ſich aber in zwei Arme: der eine bildete die wahre, der andere die erkünſtelte Gemüthlichkeit. Unſer Dichter, eine weiche, faſt weibliche Natur, hat ohne es zu wollen, vielleicht ſelbſt ohne es zu ahnen, nur der erſtern gehuldigt, während ſein literariſcher Doppelgänger Matthiſſon, weil es ſo Mode geworden, einen erheuchelten Schmerz, den er nach Art der Hofleute der Etiquette dienſtbar machte, in vornehm-wehmüthigen Verſen aushauchte. Dieſer bejammerte in den „Ruinen eines alten Bergſchloſſes" das Ausſterben ihrer ehemaligen Beſitzer, jener aber betrauerte „auf dem Schlachtfelde von Kunnersdorf" den Heldentod des Sängers für das gemeinſchaftliche Vaterland. Dieſer ſtreute Deutſchlands Unterdrücker „Napoleon" Weihrauch, jener beſang Friedrichs Ehre!

Die beſte Kritik von Liedge's „Urania" und ſeinen übrigen lyriſch-elegiſchen Gedichten iſt, wie uns dünkt, von dem deutſchen Volke ſelbſt gemacht worden, indem es manche ſchöne Stelle aus der erſtern und viele einzelne Lieder ſich tief in das Gemüth hineingeſchrieben und glücklich auswendig gelernt hat.

Wenn nun in dieſer Hinſicht das alte Wort „Volksſtimme iſt Gottesſtimme" ſeine gar gute Bedeutung in

ſich trägt, ſo kann die anderweitige Kritik ſich mit kurzen Bemerkungen begnügen, indem eine ausführliche Charakteriſtik ohnehin mehr in das Gebiet der Literaturgeſchichte oder gelehrter Abhandlungen, als in dasjenige der Biographie gehört.

Iſt Tiedge's berühmtes lyriſch-didaktiſches Gedicht von Gott und der Unſterblichkeit, das lange vorbereitet zuerſt 1801 an das Licht trat, dann aber auch den ungewöhnlichſten Beifall der Nation bei einer jeden neuen, in kurzer Jahresfriſt auf einander folgenden, Auflage an der Stirne trug, nach einem klaren und einſichtsvollen Plane angelegt und ebenſo meiſterhaft in dem Versbau ausgeführt, ſo verrathen nichts deſto weniger die vielen, wenn noch ſo trefflichen Epiſoden, Gnomen und Rhapſodieen den Mangel an Einheit und verhindern, daß die „Urania" den Kritiker als ein poetiſches Ganzes anſpricht.

Eine zum Höchſten vollendete rhetoriſche Gewandtheit verbindet die einzelnen Geſänge und macht die Uebergänge zu den verſchiedenen Theilen faſt unmerklich, verräth aber doch dem geübteren Auge, daß dieſe einzeln — jeder für ſich ſelbſtſtändig — gebildet und nach jenem Plane mit philoſophiſcher Reflection zuſammengeſtellt, nicht aber aus innerem Drange und deſſen lebendigem Bewußtſein hervorgegangen ſind.

Aus dieſem Grunde verdient Alles, was bloßes reines, tiefes Gefühl in Tiedge's „Urania" iſt, bei weitem den Vorzug vor Allem, was erſt in Folge Kantiſcher Speculation zur ſubjectiven Ueberzeugung

ſich geſtaltete. — Man bringe hier Schiller's inhaltſchwere „Worte des Glaubens" und die vielleicht noch tiefer erfaßten „Worte des Wahnes" in unparteiiſchen Vergleich und ein nicht unintereſſantes Reſultat wird ſich ergeben. Die ächte Willensfreiheit iſt auch von dem philoſophiſchen wie von dem poetiſchen Standpunkte geprüft doch wohl nichts anderes, als freie Rückkehr zur ſeligen Nothwendigkeit — die reinſte und höchſte Ahnung im Lichte jenes Glaubens, den der Dichter ſelbſt „das Auge der Vernunft" nennt! — Und liegt nicht gerade darin der ſchönſte Troſt, die ſicherſte Gewähr, die tiefſte Beruhigung?

Wenn auch die Tendenz des „Frauenſpiegels" nicht zuließ, die Idee der erhabenſten Weiblichkeit, welche als Schutzgeiſt männlicher Tugend das Leben erhebt und ſtärkt, beſänftigt und harmoniſch begrenzt, in einem poetiſchen Gemälde durchzuführen, ſo ruft uns daraus doch die unbeſtochene Wahrheit trauernd ein Anathema über das Verderbliche einer jeden Art von Eitelkeit entgegen, und bleibt eine um ſo denkwürdigere Erſcheinung in unſerer Literatur, als der Dichter zum Theil ſich ſelbſt und andere aus ſeinem Leben wohlbekannte und ihm befreundete Weſen ſchildert.

Ohnſtreitig hat der „Oſtermorgen" den Dämon des Zweifels aus der Bruſt manches Geiſtesſchwachen verſcheucht und manchem Tiefgebeugten an der Schwelle des ewigen Schlafes mit der Ausſicht auf ein ewiges Erwachen emporgehoben zum Bewußtſein der Seligkeit.

Neben diesen größeren Dichtungen findet sich eine Reihe von wahrhaft köstlichen Liedern, welche durch ein reines Gefühl für die Natur — der sichersten wo nicht einzigen Quelle der Wahrheit — für Liebe und Freundschaft, durch eine sanfte Wehmuth über verfehltes Lebensglück hervorgerufen worden sind.

In Schilderung von Scenen aus dem Stillleben der Natur, deren Hieroglyphe gewiß nicht so unverständlich ist, daß ihren Sinn das geistige Auge des Beschauers nicht errathen oder zum wenigsten ahnen sollte, ist Tiedge, wie Matthisson, noch unübertroffen — ein Maler-Dichter, nicht blos ein malerischer. — Seine Sprache selbst ist durchgehends so melodisch, daß der ächte Tonsetzer nichts weiter zu thun hat, als die in gewisser Hinsicht schon gegebenen Noten auf- oder vielmehr nur abzuschreiben. Belege hierzu liefern die einfach großartigen Compositionen eines Naumann, Reichardt, Himmel, Zumsteeg, Neukomm und Reißiger und vieler Anderer.

Wie bei Schiller finden wir auch bei ihm einen gewissen Dualismus der Weltansicht, dort eine christlich-mythologische, hier eine christlich-philosophische.

Tiedge's forschender Geist vermochte das Leben der menschlichen Psyche nicht von dem All-Leben der Natur, und diese wieder nicht von der Offenbarung der Religion zu trennen.

Wie bekannt hat am Anfange des vorigen Jahrhunderts die neuere Philosophie an dem Unsterblichkeits-

Glauben — dem perſönlichen insbeſondere — mehr gerüttelt, als ihn die allerneueſte zur Zeit, wie es ſcheint, wieder zu befeſtigen vermocht hat. Und doch wird man Liebge und Unſterblichkeit wohl noch in einer ſehr fernen Zukunft als ſynonym und unzertrennlich, nicht ohne, ſondern neben einander denken können.

Bei aller Bewunderung für die moraliſchen Tendenzen, welche der ächte Dichter, als Apoſtel der Humanität, zur Aufgabe ſeines Lebens macht, darf man nicht vergeſſen, daß der Fuß des Sängers, deſſen Geiſt in die Wolken ragt und uns zum Himmel zieht, auf einer kleinen Scholle Erde voll Fehl und Mängeln wurzelt.

Auch der größte Menſch hat ſeine Schwächen, auch der Reinſte iſt nicht frei von Flecken! — Wollte, könnte und dürfte ein Sterblicher von einem Sterblichen mehr erwarten?

Der Sänger der „Urania" war ein Erdgeborner, ſein Erbtheil warmes Blut. Auch er zahlte als Jüngling wie als Mann den Tribut der Schwäche an die allbeherrſchende Natur und war ſelbſt noch im Greiſenalter nicht frei von Leidenſchaft. — Die Entwicklungsſtufen ſeines innern und äußern Lebens hat er ſelbſt geſchildert in biographiſchen Fragmenten, welche bis zum Anfang des neuen Jahrhunderts reichen, aber mit der Periode der erſten Demüthigung des deutſchen Vaterlandes, nach der Schlacht von Jena, aufhören und die Vollendung einer anderen Feder überlaſſen.

Wer folgte nun dem hochbejahrten Dichter-

Philoſophen, der noch dem königlichen Weltweiſen von Sans-Souci als Beamter gedient, ſiebenzehn Luſtern und drei Generationen überlebt hat, dem letzten Repräſentanten aus der Blüthenperiode unſerer National-Literatur nicht gern Schritt für Schritt auf allen Stufen ſeines ſtillbeſchaulichen Lebens, wo er — ein liebenswürdiger Führer — dem Leſer ſelbſt erzählt, wie er in Armuth geboren, in noch größerer Dürftigkeit und unter mannigfachem Druck erzogen, Alles durch ſich ſelbſt ward, was er war, wie er als Student im Unterricht-Ertheilen, als Expedient im Rekruten-Aushebungs-Bureau unter Friedrich dem Einzigen, als Erzieher und Privat-Secretair in mehreren Familien und ſpäter als der unzertrennliche Gefährte einer der edelſten deutſchen Frauen, der ſeelengroßen Eliſa von der Recke, abwechſelnd in Geſellſchaft fürſtlicher Perſonen, ſchlichter Landbewohner und geiſtreicher Gelehrter, ſelbſt im hohen Greiſenalter noch ein Jüngling an Gefühl — ſein harmonieenreiches Leben dahin gleiten ſah, wie einen klaren Silberquell, der da erfriſcht und belebt, was in ſeiner Nähe ſich befindet.

Zu bedauern iſt, daß Tiedge in der Autobiographie ſeiner Jugend ſowie der kräftigeren Mannesjahre mehr die äußeren als inneren Verhältniſſe ſeines Lebens dargeſtellt und den Spiegel der Selbſtprüfung mehr auf die Zuſtände des Geiſtes als des Herzens hat wirken laſſen.

Wäre er groß und ſtark genug geweſen, „Bekennt-

niſſe" im Sinne des Weltweiſen von Genf zu ſchreiben, ſo müßten — nach dem Urtheile der Zeitgenoſſen aus der Halberſtädter Periode — derartige Mittheilungen über ſein Verhältniß zu der von Arnſtedt'ſchen Familie in Ellrich, wo er als Hauslehrer gewirkt, zu dem originellen Landrath von Hagen in Eulenſtädt, deſſen Kreisſecretair er mehrere Jahre hindurch geweſen, vor Allem aber zu einer ebenſo liebenswürdigen als unglücklichen Frau, deren geiſteskranker Gatte ihm zur Aufſicht und Leitung anvertraut war, aus der Feder des greiſen Dichters, als Beiträge zur Geſchichte des menſchlichen Herzens ungemein belehrend ſein.

Die Gründe, welche unſern Tiedge bewogen haben mögen, gewiſſe Perioden ſeines Lebens weniger in das Einzelne gehend zu behandeln, können nur zarter Natur geweſen ſein — und ſomit müſſen auch wir ſie ehren, und dankbar das entgegen nehmen, was er über ſeine geiſtige Entwicklung, ſeinen Umgang mit ausgezeichneten Männern und ſeine ſchriftſtelleriſche Wirkſamkeit in kindlich einfachem, aber eben dadurch faſt unnachahmlichem Style berichtet.

Dem Wiſſenden genüge die Andeutung!

E. A. Liedge's

Selbstbiographie.

Wenn es überhaupt schon ein schwieriges Unternehmen ist, das Sein und Thun einer noch lebenden Persönlichkeit zu beschreiben: so steigert sich die Schwierigkeit dieser Aufgabe bis zu einer Art von Verlegenheit, wenn von einer Selbstbiographie die Rede ist. Der Selbstbiograph hat ein Original nachzuzeichnen, wobei es auch dem redlichsten Bestreben, wahr zu sein, schwer fällt, den verstohlenen Einfluß der Eigenliebe sorgfältig genug abzuwehren. Das Wissenswürdigste in dem Leben eines Schriftstellers ergiebt sich aus seinen Werken; die sind die Frucht seines Lebens. Obgleich nun der Baum zu erkennen ist an der Frucht: so ist diese doch der Baum nicht. Von Dem will man erfahren, wie? auf welchem Boden? unter welchen Einwirkungen der Umgebung er erwuchs, sich entwickelte und gestaltete? Es ist natürlich und nicht zu tadeln, wenn der Leser den Wunsch hegt, von dem Schriftsteller, dem er eine gewisse Theil-

nahme zugewendet hat, etwas mehr zu erfahren, als was deſſen Schriften ihn wahrnehmen oder errathen laſſen. Ein ſolcher Wunſch iſt ſogar löblich, wenn ihm etwas Würdigeres zum Grunde liegt, als jene Neugier, die Abenteuerlichkeiten und Anecdotengeſchwätz nachläuft, welches Letztere billigerweiſe doch nur in Ausnahmen von der Regel vorauszuſetzen iſt. Uebrigens wenn man kein Montaigne iſt, oder wenn die jugendliche Beſpiegelungseitelkeit vor dem Glanze hoher Verdienſte längſt ihr Spiel aufgegeben: ſo hat es etwas innerlich Widerſtrebendes, ſein Ich zum Gegenſtand einer förmlichen Darſtellung zu machen. Und ſomit möge denn, um dieſes Gefühl einigermaßen zu beſeitigen, und dem Wunſche meiner nahen und fernen Freunde zu genügen, das Wenige, was von mir zu ſagen iſt, wie von einer dritten Perſon erzählt werden.

Chriſtoph Auguſt Tiedge, der älteſte Sohn ſeiner Eltern, geboren den 14. December 1752 zu Gardelegen in der Altmark, wo ſein Vater, Johann Conrad Tiedge, Rector der gelehrten Stadtſchule war, kam als ein geſundes, kräftiges Kind zur Welt. Seine Mutter, die Tochter eines Kaufmannes, Zacharias Lempolius, war eine ſehr lebhafte, geiſtreiche, durch eine gewiſſe Selbſtbildung ausgezeichnete Seele, welche, ohne Schwätzerin zu ſein, die beſcheidene Gabe der Rede in einem hohen Grade beſaß. Sie wendete ihrem Erſtlinge nicht nur

die ſorgfältigſte Aufmerkſamkeit und Pflege zu, ſondern ertheilte ihm auch den erſten Unterricht, den ſie, als der Knabe drei Jahre alt war, begann, und in mancherlei Formen zu kleiden verſtand. Sie war unerſchöpflich in Erfindung kleiner, dem zarteſten Alter angemeſſener Erzählungen und reich an bereits vorhandenen Mährchen und Fabeln, welche ſie zu ihrem jedesmaligen Zwecke mit mütterlicher Weisheit ſo umänderte, wie ſie dem erſten Aufdämmern der innern kindlichen Anſchauung und den frühеſten Regungen der jungen Gemüthskräfte förderlich ſein konnten. Der lebhafte, ungeduldige Knabe verharrte nie lange bei einer Unterhaltung, von welcher Art ſie auch ſein mochte; aber zu den Füßen der erzählenden Mutter konnte er unermüdet Stunden lang ſitzen. Er verließ Spielwerk und Spiel, wenn er die geliebte Mutter mit dem Nähzeug am gewohnten Fenſter ſitzen ſah. Da fand er ſeinen ſüßeſten Genuß und Antworten für tauſend kindiſche Fragen; denn was ihn berührte, was er wahrnahm, machte den lebhafteſten Eindruck auf ihn und veranlaßte ihn zu unzähligen kleinen Bemerkungen. Aufmerkſam auf Alles, wollte er Alles wiſſen, Alles mit ſeinem kleinen Verſtande begreifen. Auch ſeine Wärterin mußte ihm, in Abweſenheit der Mutter, ſeine Fragen beantworten und ihm erzählen. Jene war freilich nicht ſo ſorgfältig in der Wahl ihrer Mährchen, als dieſe. Ja manche Erzählungen der Wärterin, weil ſie gewöhnlich fürchterlich und ſchauerlich endeten, waren ihm noch lieber, als diejenigen, womit die Mutter ihn

unterhielt, mochte Jene ſie auch unzählige Mal wiederholen. Von ſolchen Mährchen blieben unauslöſchlich in ſeinem Gedächtniſſe haften: „die ſchöne Meluſine", dann die von Bürger ſpäterhin aus Fragmenten ſo glücklich hergeſtellte „Lenore" und der „Erlkönig", der uns aus den verſchollenen deutſchen Volksliedern in Göthe's Bearbeitung im ächten Romanzenton, ſo wunderbar lieblich und ſchauerhaft anſpricht. Dieſe Schauder erregenden Mährchen hatten für den Knaben die nachtheilige Folge, daß ſie ſeine Phantaſie mit einem Grauſen vor nächtlich umſchleichenden Geiſtern erfüllten, einem Grauen, das er nie mehr vollkommen zu überwinden vermochte. Furchtbar war ihm die Dunkelheit, deſto erfreulicher das Licht. Am Weihnachtsabend entzückten ihn mehr als alle Geſchenke die vielen Lichter. Wenn er ſich in einem etwas großen Garten plötzlich allein fand — welches, um ihn der Furchtſamkeit zu entwöhnen, oft abſichtlich veranlaßt wurde — ſo ſtieß er einen heftigen Schrei aus und fiel in Zuckungen. Das Uebel verſchlimmerte ſich durch die gewaltſamen Maßregeln, die, beſonders von Seiten des Vaters, dagegen gebraucht wurden. Der Vater ſtieß den fünfjährigen Knaben in die Finſterniß hinaus; der Knabe fiel in die heftigſten Krämpfe; und jeder nachherige Verſuch dieſer Art endete wie der erſte. — Das Gefühl der Furcht liegt, als Mittel zur Vorſicht in Gefahr, in jedem lebendigen Weſen; der Grad der Steigerung dieſes Gefühls hängt von der mehr oder minder häufigen Wiederkehr der Anregung ab. Der

Vater hatte ſich demnach in dem Mittel, die Furchtſamkeit des Knaben zu unterdrücken, vergriffen. Die zärtliche Mutter hingegen entfernte ſorgfältig von dem geliebten, zu reizbaren Kinde jede Veranlaſſung, die das Gefühl der Furcht aufregen konnte: und ſie that, ohne es zu wiſſen, das Rechte.

Der Vater, bei einem kärglichen Einkommen mit Schularbeiten und Predigten belaſtet, und überdem leidend an der gewöhnlichen Krankheit der Gelehrten, hatte ſelten die Muße, die Ruhe, die Heiterkeit, mit einem Worte, die gute Laune, welche durchaus erforderlich iſt, wenn man ſich damit befaſſen will, Kinder zu behandeln.

Die Strenge des Vaters wirkte deſto widerwärtiger auf den Knaben, je mehr derſelbe von den übrigen Hausgenoſſen verwöhnt und umſchmeichelt wurde. Einige gingen in ihrer Zärtlichkeitsübertreibung ſo weit, den kleinen Liebling für ein Wunderkind zu erklären. Voll der lebhafteſten Beweglichkeit, und mit kindlicher Lieblichkeit und Anmuth ungemein reichlich ausgeſtattet, wußte er Alles, was den Kreis ſeiner kleinen Umtriebe berührte, ſeinem wandelbaren, von einem Gegenſtande ſchnell zum andern ſpringenden Willen zu unterwerfen. Selbſt die in den meiſten Fällen der Erziehung ſo vernünftig urtheilende Mutter war gegen den erkorenen Liebling, der in ſeinem vierten Jahre bereits zwei Schweſtern neben ſich hatte, von mütterlicher Schwäche nicht ganz frei. Ein ſolcher Zwieſpalt in der Behandlungsweiſe konnte nicht anders, als nachtheilig und

ſtörend auf die leiſe anklingende Harmonie der geiſtigen und gemüthlichen Kräfte des Zöglings einwirken. Von der einen Seite wurde ihm Alles bewilligt, von der andern Alles verſagt. Unarten des willkürlichſten Eigenſinnes, worin ſeine wohlgepflegte Eigenliebe ſchon eine gewiſſe Geläufigkeit gewonnen hatte — konnte er ſie für ein Unrecht halten, indem ſie nur von einer Stimme, von der väterlichen, für ein ſolches erklärt und mit harter Züchtigung belegt wurde? Jedoch eine glückliche Naturanlage, unterſtützt von der weislich berechneten Nachhülfe der Mutter, ſtellte in der kindlichen Seele immer wieder zurecht, was irrende Maßregeln verſchoben hatten. Die Mutter war, trotz ihrer Zärtlichkeit, weiſe genug, dem Knaben, deſſen Thränen, wenn ſie mit ihm allein war, den Vater anklagten, durchaus kein Mitleid wahrnehmen zu laſſen; vielmehr rechtfertigte ſie das Verſehen des Vaters, und ſuchte ſo ſchnell als möglich das jugendliche Gemüth auf andre Gegenſtände zu lenken, welches ihr immer gelang, indem ſie ihm Etwas erzählte, oder angemeſſene Liederverſe vorſagte, die er ſchnell faßte und einer Zuhörerſchaft von Stühlen, denen ein großer Perrückenſtock beigefügt werden mußte, mit kindiſcher Selbſtgefälligkeit vorpredigte. Gewöhnlich mußte auch die Mutter ſich unter die hölzernen Zuhörer verſetzen, und immer fragte er am Ende die Mutter: „gut gepredigt?“ — wogegen dieſe dann im Namen der ganzen Gemein ihren Beifall zu erkennen gab.

Dieſe ſchlichte Frau hatte keine Erziehungsſchriften

geleſen, aber der reinſte Vernunftſinn gab ihr gleichſam inſtinktmäßig die Grundſätze ein, nach denen ſie mit dem beſten Erfolge den Eigenwillen ihres Lieblings zu lenken und in ſeinem Gemüthe Geſinnungen des Wohlwollens, der Dienſtfertigkeit, der Hülfsleiſtung, und beſonders der Verſöhnlichkeit, zu pflegen verſtand. Oft ging ſie mit ihm in den kleinen Stacketgarten vor dem Hauſe, ließ ihn die ſchönen Blumen betrachten, und weckte bei ſolchen Gelegenheiten in der kindlichen Seele die Ahnung von Gott, von dem unſichtbaren, großen Wohlthäter, der die Blumen, die Bäume und die ganze Welt habe entſtehen laſſen. Solche Anregungen erſchütterten das zarte, leichtempfängliche Gemüth mit ſanften Schauern, und hinterließen unauslöſchliche Eindrücke.

Wenn nun Hausgenoſſen und Fremde von dem Zauber des kleinen Lieblings befangen, ihm Alles nachſahen, was ſein Eigenſinn oder Muthwille beginnen und treiben mochte, die Mutter ſeinen Willen, nur nicht immer mit feſter Hand, lenkte; der Vater aber mit gebieteriſchem Ernſt dazwiſchen fuhr, ſo wurden die drei oft in Frage geſtellten Erziehungsgrundſätze: Soll man dem Kinde den Willen laſſen oder lenken oder brechen — bei unſerm Knaben zugleich in Anwendung gebracht. Die Mutter dürfte wohl das Rechte getroffen haben, wenn ſie nur bei ihrer zu großen Lebhaftigkeit eine gewiſſe durchgeführte Haltung, wenn ſie durchgängig mehr Ebenheit und Folgerichtigkeit in ihrer ganzen Handlungsweiſe, und folglich auch im Erziehungsgeſchäft

zu beobachten vermocht hätte. Zuweilen geſchah es, daß ſie, durch häuslichen Verdruß aufgereizt und aus dem Gleichgewichte gebracht, ihre üble Laune die Kinder, ſelbſt ihren Liebling empfinden und ſich zu einem Verfahren hinreißen ließ, welches nicht das gerechteſte war. Mit leicht verſöhntem Herzen ertragen Kinder die empfindlichſte Strenge; wenn ſich aber Ungerechtigkeit in der Strenge offenbaret, dann hinterläßt die Verletzung in dem zarten Gemüthe tiefere Narben. Schwer empfand unſer Knabe eine Handlung der Ungerechtigkeit, am ſchwerſten eine ſolche, die von der geliebten Mutter ausgegangen war. Noch in den ſpäteſten Jahren erinnerte er ſich eines Vorfalls dieſer Art, den er lange nicht verſchmerzen konnte. Dem ſechsjährigen, überall umſchmeichelten Liebling war dadurch, daß, mit Ausnahme des Vaters, ſich Jeder ſeinem Willen fügte, eine gewiſſe Bedeutſamkeit eingeräumt worden, die dann auch ganz natürlich von den beiden jüngern Schweſtern anerkannt wurde. Die elterliche Wohnung lag am Kirchhofe, wo die Kinder zu ſpielen pflegten. Da traf es ſich nun, daß die beiden Schweſtern mitten in dem Wege, den ſie eben gingen, einen todten Froſch bemerkten. In der Beſtürzung über das Thier, das in ihren Vorſtellungen als ein Ungeheuer erſchien, ſahen ſie nicht, daß der Froſch todt war. Zitternd vor Schrecken flüchteten ſie zu dem Bruder, erzählten ihr Abenteuer, und forderten ihn auf, das böſe Thier zu vertreiben. Mit einem Stocke bewaffnet ſetzte er ſich ſammt den Schweſtern ſogleich in

Bewegung und ſchritt, zur Heldenthat entſchloſſen, in der Mitte der Zagenden, die beide in der Angſt an ſeinen Armen ſich feſthielten, raſch vorwärts. Bald aber, jemehr der ſchützende Held ſeinen eigenen Muth verlor, wurden die Schritte kürzer und langſamer. Er zitterte und ſann nur darauf, wie er, ohne ſich blos zu geben, entrinnen könne. Jetzt rieſen die Schweſtern: da! und eilten zurück. Unſern Helden ergriff ein gleiches Schrecken, doch bemerkte er, daß das Thier todt und breit getreten da lag. Dennoch nahte er ſich nicht, ſondern warf den Stock danach und rief triumphirend den Schweſtern zu: „das Thier iſt todt!“ Nun ſchlug er vor, das erlegte Ungeheuer ordentlich zu begraben. Der Leichnam ward mit dem Stocke auf einen Ziegelſtein geſtoßen, und dieſer dann ebenfalls mit dem Stocke bis in den kleinen Garten geſchoben: da ward eine Grube gemacht, die Leiche wiederum vermittelſt des Stocks eingeſenkt und mit Erde bedeckt. Er hatte oftmals Trauerreden auf dem Kirchhofe gehört. Dieſen Gebrauch ahmte er bei ſeiner Froſchleiche nach und hielt eine Rede, die aus ſeinen auswendig gelernten Liederverſen und kleinen Fragmenten beſtand, die er bei Leichenbeſtattungen aufgefangen hatte. Die Schweſtern fingen bei dieſer Rede an laut zu weinen. Das hörte die Mutter, ſie eilte herbei und fragte zürnend: „was giebt's hier?“ Auf die Antwort: „Auguſt macht uns weinen!“ gab ſie, ohne weiter zu unterſuchen, dem Redner zum Ehrenlohn für ſeine rührende Leichenrede einen derben Schlag. Der

Beſtrafte, der ſeine Handlung nicht ſtrafbar finden konnte, fühlte ſich tief gekränkt, verließ trotzig den Ort ſeiner Schmach, und weinte in einem verſteckten Winkel des Hauſes ſeinen Unmuth aus, den er lange nicht verſchmerzte, obgleich die Mutter ihre Uebereilung durch nachherige Liebkoſungen gut zu machen ſuchte. Leichter ertrug und vergaß er einen Ausbruch der väterlichen Heftigkeit; denn für den Vater regte ſich in dem Knaben nur die Empfindung der Ehrfurcht, nicht wie für die Mutter, jenes Gefühl der Zärtlichkeit, deſſen Verletzung ſo ſchwer zu verwinden iſt.

Der Vater beharrte bei ſeinem Beſtreben, mit unerbittlicher Strenge die Natureigenheiten des Knaben zu unterdrücken. Dieſer hatte z. B. einen unüberwindlichen Abſcheu gegen große Fliegen, Spinnen und dergleichen Ungeziefer mehr; dieſen allerdings unvernünftigen, aber kindiſchen Abſcheu ſuchte der Vater bei jeder Gelegenheit zu bekämpfen. Einsmals hielt er ihm plötzlich eine Spinne entgegen. Der Knabe, vor Entſetzen außer ſich, ſtürzte nieder, verfiel in heftige, lange ſich wiederholende Krämpfe. Aus den Krämpfen entwickelte ſich eine gefährliche Krankheit. Bald darauf wurde der Knabe von der Pockenepidemie ergriffen, die nicht nur ſehr bedeutende Spuren ihrer Bösartigkeit im Geſichte, ſondern auch eine Lähmung des rechten Fußes zurückließ. Dies brachte nun eine große Veränderung im Leben des Knaben hervor. Die kindliche Schönheit war verſchwunden; aus dem vergötterten Wunderkinde

war ein unleidlicher kleiner Bube geworden, den die Nachwirkungen der Krankheit noch eigenſinniger machten. Dies brachte ihn um einen großen Theil der Willfährigkeit, womit man ſonſt ſeinen Wünſchen entgegen zu kommen pflegte. Liebkoſende Schmeicheleien verwandelten ſich in kalte Gleichgültigkeit, und nicht ſelten ſogar in zurückſtoßendes Betragen. Dadurch entſtand in dem jungen Gemüthe der Keim zu der Neigung, die Menſchen zu fliehen und ſich in ſich ſelbſt zurückzuziehen. Die zarte Pflanze ſeines geiſtigen Lebens ſchien gebrochen; und flüchtige Bemerker glaubten in der gänzlichen Umwandlung des Knaben, in ſeiner völligen Abgewandtheit von früheren Gewohnheiten, und in ſeinem ſchweigſamen Weſen, eine Anlage zum Blödſinn zu entdecken. Er ſtand jetzt im ſechſten Jahre ſeines Alters. Um dieſe Zeit ward der Vater als Conrector an das Gymnaſium der Altſtadt Magdeburg berufen.

Bei der Ortsveränderung in Magdeburg, änderte ſich für den mißverſtandenen Knaben nichts, weder in ſeinem innern noch äußern Daſein; er wurde vielmehr immer einſamer, verſchloſſener, furchtſamer und ſchüchterner. Den entlegenſten, einſamſten Ort des Hauſes wählte er zu ſeinem Lieblingsaufenthalte. Da verlor er ſich ungeſtört in ſeinen kindiſchen Träumereien; da überließ er ſich einem dumpfen Hinbrüten über unverſtandene Dinge, da erheiterte ſich ſein trübes Daſein.

Im ſiebenten Jahre ſeines Alters wurde er in eine von den gewöhnlichen Volksſchulen getrieben. Der

Lehrer war ein finſterer, rauher und roher Mann, der ſein Schulſcepter ohne Unterlaß in der Hand trug. Mit Zittern und weinend nahte ſich ihm der Knabe, der ſchon leſen konnte, aber wieder zu buchſtabiren anfangen ſollte. Aus bloßer Furcht und Angſt war er unfähig, auch nur ein Wort zuſammen zu buchſtabiren. Das empörte den Schulmeiſter, und es erfolgte eine Behandlung, wodurch der Knabe aus aller Faſſung gebracht und noch unfähiger wurde, den ungeduldigen, heftigen Mann zu befriedigen. Und ſo erklärte denn auch dieſer ihn für einen gänzlich unfähigen Knaben, mit welchem nichts anzufangen ſei, aus dem nie Etwas werden würde.

Die Mutter vergoß bei dieſer Erklärung die bitterſten Thränen. Sie begriff nicht, wie der Knabe, anſtatt vorwärts zu kommen, ſo habe zurückſinken können. Sie ließ ihn vor ſich kommen, legte ihm das Geſangbuch vor und ließ ihn das Lied leſen: „Straf mich nicht in Deinem Zorn.“ Das las er nicht nur mit ziemlicher Fertigkeit, ſondern auch mit Hebung und Senkung der Stimme, je nachdem es ihm der Sinn der verſchiedenen Strophen oder Verſe zu fordern ſchien. Dies überraſchte die Mutter auf die freudigſte Weiſe; doch gelang es ihr nicht, das Vorurtheil, welches man allgemein gegen den Knaben gefaßt hatte, zu beſeitigen. Dieſer fühlte ſich nur um ſo mehr ausſchließend zur Mutter hingezogen, da ſie in ſeiner Verlaſſenheit diejenige Seele war, die ihn wenigſtens nicht gänzlich verkannte. Wenn der Vater abweſend war, ſo flüchtete er zu ihr, an die einzige Bruſt,

in der für ihn ein Herz ſchlug. Da löſeten ſich ſeine Träume, ſeine verworrenen Phantaſiebilder, und das ganze kindiſche Gewühl ſeines ſtillen innern Treibens in ſanftere kindliche Gefühle auf. Seine verſchloſſene Seele öffnete ſich den Worten der geliebten Mutter; keines dieſer Worte ging ihm verloren. Ihre Ermahnungen, ihre Aufmunterungen begleiteten ihn in ſeine Einſamkeit, erweichten die angehende Verhärtung ſeines Gemüthes, und verdrängten oder milderten die unterdrückten Regungen des Zorns gegen diejenigen, welche ſeinen Unwillen gereizt hatten, entweder durch unmittelbare Berührungen, oder durch Unziemlichkeiten, welche ſie ſich in ſeiner Gegenwart erlaubten, in der Vorausſetzung, daß der dumme Bube, wie ſie ihn nannten, nichts davon merke oder verſtehe. Und ſo faßte er Widerwillen und Liebe gegen Perſonen, die ſich es nicht einfallen ließen, welchen Eindruck ſie durch ihre Handlungen auf den unbeachteten Knaben gemacht hatten. Er beobachtete und richtete die Menſchen ſehr ſcharf; aber ſelten wird von Chriſten bedacht, was ein Heide geſagt hat: puero maxima debetur reverentia. Löbliche und ſtrafbare Worte und Thaten, die er hörte und wahrnahm, verarbeitete er in ſeiner geheimen Seele. Der Holzſtall war gewöhnlich die Werkſtätte ſolcher Verarbeitungen. Da ſprach er laut ſein Lob und ſeinen Tadel aus. Da wiederholte er ſich der Mutter ſanftere Reden. Da ſprach er ſeine Liederverſe den Holzſcheiten vor; beſonders und mit dem innigſten Wohlgefallen an ſich ſelbſt wiederholte er die

beiden Lieder: „Straf mich nicht in Deinem Zorn ꝛc.“ und: „O Ewigkeit! du Donnerwort.“ Dieſes letztere declamirte er oft mit ſolcher Lebendigkeit, und einmal ſo laut, daß es bis in das Vorhaus erſcholl, und ihm Stille geboten wurde, auf daß der Vater ihn nicht höre.

Die Mutter verſäumte keine Gelegenheit, die frommen Gefühle der Gottesfurcht in ihren Kindern zu wecken. Sie betete Abends und Morgens mit ihnen aus dem Herzen; dazu wurde ein Lied geſungen oder geleſen. Dieſem häuslichen Gottesdienſte verdankte der Knabe weit auf ſein ferneres Leben hinwirkende Anregungen. Nur daß die Mutter, die zu myſtiſchen Andachtsübungen einige Hinneigung hatte, ihn mit ſich in die Betſtunde nahm, die der Abt Hähne in Kloſterbergen wöchentlich ein Mal hielt: das war zu früh für ſein Alter von ſechs oder ſieben Jahren. Der Spaziergang nach dem Kloſter entzückte den Knaben; aber die gottſelige Unterhaltung, von der er nichts verſtand, machte ihm die qualvollſte Langeweile. Doch betete er kurze Gebete ſehr gern. Oft betete er in ſeinem Holzſtalle auf den Knieen das Vaterunſer, ließ aber jedes Mal die Worte vorhergehen: „Höre, lieber Gott, das iſt für meine Mutter!“

Im achten oder neunten Jahre ward unſer Knabe in die unterſte Klaſſe des Gymnaſiums übergeführt. Was ihn hier erwartete, war eine nicht verbeſſerte Fortſetzung des Vorhergegangenen. Der neue Lehrer war ein unfreundlicher, rauher und gegen unſern Knaben ſchon im Voraus eingenommener Mann, überdem aber auch noch

auffallend parteiisch, indem er sein Betragen gegen die Kinder durch Rücksichten bestimmen ließ, die sich mehr auf die Verhältnisse der Eltern, als auf die Eigenschaften der Kinder bezogen. Unter solchen Umständen nun konnte unsers Knaben Vertrauen zu den Menschen nicht gewinnen. Täglich sah er Handlungen der auffallendsten Ungerechtigkeit, täglich erfuhr er solche, die noch häufiger und am härtesten ihn selbst trafen. Die Schule war ein Kerker für ihn; aus ihr eilte er sogleich in sein friedliches Asyl, den Holzstall: da predigte er; da ward ein Scheit Holz aufgerichtet, welches denjenigen vorstellen mußte, der seinen Zorn gereizt hatte. Einen solchen Sünder überschüttete der kleine Bußprediger mit einem Strome von Schmähungen und kündigte ihm die höllische Verdammniß an, von der in den Vorträgen der besondern Andachtsübungen so häufig die Rede war. Die Verachtung, die er von dem Lehrer zu ertragen hatte, ging auf die Mitschüler über. Er hatte unter ihnen keinen Freund, dessen sein weiches Herz so sehr bedurfte. Manchen Knaben liebte er mit der ganzen Kraft seines Gemüths, doch ohne solches dem Geliebten zu erkennen zu geben, weil er im Voraus wußte, daß seine Zuneigung eine schlechte Aufnahme finden würde. Nur der Sohn eines Collegen seines Vaters, Johann August Mohr, war ihm nicht abhold. Endlich leuchtete ein einziger Sonnenblick in dem trüben, blumenlosen Frühling seines jugendlichen Alters. Die beiden unteren Classen der Schule vereinten sich nämlich jährlich ein

Mal im Mai, in Begleitung ihrer Lehrer, eine Luſtwanderung nach einem, in der Nähe von Magdeburg gelegenen Eichenwalde zu machen. Der Wunſch, Theil zu nehmen an dieſer Luſt, brannte glühend in ſeinem Herzen, und zuckte in allen ſeinen Gliedern; aber die Furcht, daß er ihm verſagt werden würde, übergoß ihn mit tauſend Thränen. Doch wurde ihm dieſe Theilnahme von der Mutter erlaubt, und auf ihre wiederholte Fürbitte von dem Vater endlich bewilligt. Voll Entzücken darüber durchwachte er die ganze Nacht, die dem ſeligen Tage vorherging, und ſchwelgte mit ſeiner Phantaſie in den ſüßeſten Träumen der Erwartung. Der glückliche Tag erſchien, die muntere Pilgerſchaft verſammelte ſich und flatterte fröhlich zur Stadt hinaus. Die dunkeln Feſtungsthore, durch die der Zug ging, waren bald durchſprungen; und die wunderbaren Schauer, die unſern Knaben in jener Dunkelheit ergriffen, dienten recht dazu, den Eindruck zu erhöhen, den die helle offene Flur auf ihn machte. Eine ſchöne grüne Welt that ſich hier auf, ein ſonnichtes Paradies voll ſeliger unendlicher Freuden. Sein zuſammengepreßtes Herz ſprang gleichſam elaſtiſch aus einander.

Der Weg ging über Aenger voll Blumen, und ſchlang ſich neben blühenden Wieſen und Fruchtfeldern dahin, welche, von Morgenlüften durchwühlt, grüne liebliche Wellen ſchlugen. Vom blauen Himmel herab klangen die Lieder der Lerchen. Aber dieſer Freudentaumel, der ſich in ſeinem Herzen bewegte, wurde

ſchmerzlich geſtört. Er hatte bei einem Hauſirer, der Landcharten zum Verkauf anbietend oft in das elterliche Haus kam, Bilder geſehen, auf denen ſchöngeſchmückte Schäfer und Schäferinnen mit ihren Heerden dargeſtellt waren; um die Hirtenſtäbe flatterten Bänder; unter den Bildern ſtanden Verſe, die er ſehr ſchön fand, weil darin von Schalmeien die Rede war. Jetzt ſah er plötzlich auf der Uferhöhe eines Feldgrabens bei ſeiner Heerde einen Schäfer ſitzen, der in ſchmutziger, lumpenhafter Kleidung aus einem ſchwarzen Topfe ſein Frühſtück verzehrte, welches ihm die, neben ihm ſitzende, eben ſo ſchmutzige Schäferin gebracht hatte. Der Knabe erſchrak vor dem Contraſt, den dieſer Schäfer mit ſeinem Phantaſiehirten darſtellte. Er ſtand ſtill und fragte den Hirten dann treuherzig: „Sind Sie ein Schäfer?“ Dieſer antwortete: „Freilich! was denn ſonſt?“ — Ganz betroffen und niedergeſchlagen ging der Knabe von dannen. Jedoch die von allen Seiten ihn umringenden, ſchöneren Gegenſtände löſchten jenen Eindruck bald wieder aus; vorzüglich that dies der Wald, der das Ziel der Wanderung war und den er von fern ſchon erblickte.

Als das Ziel erreicht war, entfernte er ſich ſogleich von ſeinen Mitſchülern, die allerlei lärmende Spiele trieben, und ſchlüpfte tief in das Dickicht des Gebüſches hinein, warf ſich auf den Boden nieder und küßte voll Entzücken den Raſen. Die wilden Kirſchbäume blühten; auf allen Zweigen hüpften und ſangen Vögel, dazwiſchen hinein rief der neckende Kuckuk. Der blumige

Boden, von tauſend eilenden Goldkäfern belebt, welch' eine neue, ſchöne Welt für den lebhaften Knaben! Sein ſtilles Brüten und Träumen in der Einſamkeit nahm von jetzt eine ganz andere Färbung an. In dieſer Verborgenheit des Waldes, doch ſo, daß er die Stimmen ſeiner Mitſchüler hören konnte, verweilte er den ganzen Tag, ohne an Eſſen und Trinken zu denken. Als er ſpät aus der Verborgenheit des Waldes hervor kam, begegnete er ſeinem Johannes Mohr. Dieſem folgte er zu dem am Rande des Waldes gelegenen und mit einem tiefen Waſſergraben umgebenen Garten, der Vogelſang genannt. Auf dem Graben ſchwamm ein Kahn, ſein Freund ſprang hinein, er nach, ſtemmte ſich, um den Kahn fortzubewegen, mit den Händen gegen das Ufer, und fiel, indem der Kahn rückwärts glitt, vorwärts ins Waſſer. Der andere Knabe ſprang hinzu, faßte den Rockzipfel des Sinkenden, und ſchrie ſo laut, daß ein Gartenknecht herbeikam, der den Verunglückten herauszog. Die Stimme zur Heimkehr erſcholl. Schweigend und zitternd vor Schrecken und Kälte ſchloß ſich der Gerettete mit ſeinem Unglücksgefährten dem Zuge an. Das wenige Geld, welches ihm zum Unterhalt für den Tag mitgegeben war, brachte er zurück. Durch die Anſtrengung des Weges, durch das Umhertreiben im Walde, durch die Entbehrung aller Nahrung, mehr aber noch durch den Sturz in das Waſſer fühlte ſich der Knabe ſo erſchöpft, daß ein krankhafter Zuſtand die Folge davon war, der jedoch nur wenige Tage anhielt und von

dem Vater gar nicht bemerkt wurde. Angegriffenheit kindlicher Kräfte, wenn ſonſt keine Fehlerhaftigkeit des organiſchen Lebens vorhanden iſt, geht ohne mediciniſche Hülfe ſchnell vorüber.

Die ſittliche Ausbildung unſeres Knaben konnte in der Schule, die an ſich ſchlecht, und noch ſchlechter für ihn war, weder befördert noch befeſtiget werden. Hier kam es ihm nun zu ſtatten, daß der Mutter Anpflanzungen in ſeinem Gemüthe ſtill und ſicher fortgrünten. Seine raſche Lebhaftigkeit indeß, trotz der großen Furcht vor der Strafe, und der noch größeren Scheu, die geliebte Mutter unzufrieden zu machen, verleitete ihn dennoch, daß er manchen Streich des kindiſchen Leichtſinnes ausgehen ließ. So geſchah es, daß er, der ſelbſt gern kletterte, ſeine jüngſte geliebteſte Schweſter zum Klettern verführte. Sie fiel hart und ſchmerzhaft auf den Boden nieder, und ſtieß einen lauten Schrei aus. Die Mutter ſprang herzu, ſah ſogleich, was geſchehen war, und maß dem Knaben die Schuld bei. Dieſer läugnete; die Schweſter ſchwieg und erhielt die Strafe, die der Bruder verdient hatte. Zwar ſah er mit der tiefſten inneren Reue die Ruthenſtreiche auf die Schweſter fallen, und dennoch konnte er es nicht über ſich gewinnen, ſich als den zu bekennen, der die Schweſter verleitet hatte. Er eilte darauf in ſeinen Winkel, vergoß die heißeſten Thränen der Reue, und zerſchlug ſeine eigene Hand bis ſie roth wurde. Dann ging er zur Schweſter und küßte auf ihrer Hand die Stelle, wo die Striemen von der

Ruhe noch ſichtbar waren. Nie konnte er die an der geliebten Schweſter begangene Miſſethat mehr vergeſſen. Noch in den ſpäteſten Jahren erinnerte er ſich jener finſteren Stelle in den Tagen ſeiner Kindheit mit dem ſchneidendſten Qualengefühl.

Wurde nun die ſittliche Ausbildung in der Schule unſeres Knaben faſt gänzlich vernachläſſigt, ſo war gleichfalls der übrige Unterricht ſehr mangelhaft; am dürftigſten für ihn, indem er gewöhnlich der Letzte ſein mußte, mit welchem ſich der Lehrer, und zwar auf eine Weiſe beſchäftigte, wobei er wiederum nichts gewinnen konnte. Mehr erlauſchend, wenn vorgezogene Knaben unterrichtet wurden, als unmittelbar einnehmend, hatte er gleichwohl einige Fortſchritte in der Vorbereitung gemacht, womit der Jugendunterricht jener Zeit zu beginnen pflegte. Am wenigſten faßte er von den Lehren des Religionsunterrichtes. Dieſe Lehren wurden in die abgeſchmackteſten und widerſinnigſten Bilder gekleidet, und waren von den religiöſen Gedanken, die von der Mutter einfach und klar ihm eingeflößt worden, ſo ſehr verſchieden, daß er von dem Religionsvortrag in der Schule durchaus nichts in ſich aufzunehmen vermochte. Ein Beiſpiel wird genug ſein, um die Art und Weiſe dieſes Unterrichtes anſchaulich zu machen.

Bei der Vorbereitung zu dem jährlichen Examen wurde jedem Knaben eine Frage zugetheilt, deren Beantwortung er ſeinem Gedächtniſſe einprägen mußte. So glich das ganze Examenſpiel jener ruſſiſchen Hornmuſik,

wo jeder Hornist eine Note abzublasen hat, übrigens von der ganzen Musik nichts weiter versteht und weiß, als eben seine Note. Unserem Knaben war die Frage zugefallen: Warum heißt der Donnerstag in der Osterwoche der grüne Donnerstag? Antwort: Weil Christus, das grüne Gewächs des Weinstockes, an diesem Tage sich in uns eingepflanzet und eingepfropfet hat. — Entweder der Lehrer wußte den kirchengeschichtlichen Benennungsgrund unserer Sonn- und Festtage nicht, oder er glaubte, einen mystischen Sinn darunter zu entdecken. Der Knabe hatte seine Antwort bald auswendig gelernt; aber er war weit entfernt, sie zu begreifen. Er trug sie der Mutter vor, bei der ihm Alles so klar einging. Was aber sie auch ihm darüber sagen mochte: er wußte nicht, wie und wo er in sich dieses Pfropfreis suchen und finden sollte: die Sache blieb ihm dunkel; er ließ sie fallen. Dagegen hatte er ziemlich Schreiben, wenig Rechnen, lateinisch Decliniren und Conjugiren gelernt, so daß er in seinem eilften Jahre nebst anderen Knaben in eine höhere Classe, nicht eben mit den besten Zeugnissen, übergeführt wurde.

Der neue Lehrer war ein sanfter, freundlicher Mann. Der so tief niedergedrückte Knabe richtete sich auf, eine leise Regung des Muthes bewegte seine Seele. Aber der kleine Schimmer besserer Tage verschwand sehr bald. Es fiel dem Vater ein, an ihn einige Fragen zu thun. Der Knabe, aus bloßer Furcht, schlug die Augen nieder und verstummte. Der Vater zürnte. Das

Vorurtheil von der gänzlichen Unfähigkeit des Knaben, irgend Etwas zu lernen, beſtimmte den Vater, ihn aus der Schule zu nehmen, in der Meinung, ihn zu einem Abſchreiber zu bilden. Und ſomit erreichte ſein trauriges Leben den höchſten Grad; denn nun hatte er nicht einmal das muntere Gewühl der Schulkinder vor Augen, das ſeine Phantaſie beſchäftigen konnte. Das einſame Zimmer, wo er ſitzen mußte, ſchien ihm ein Kerker. Da wurden ihm ohne allen mündlichen Unterricht Vorſchriften zum Nachſchreiben und Peſcheck's Anweiſung zum Rechnen vorgelegt, die troſtloſeſte Beſchäftigung für einen Knaben, der hinter der äußerlich erſcheinenden Blödigkeit und Furcht die beweglichſte Lebhaftigkeit barg. Im Schönſchreiben leiſtete er Etwas, im Rechnen nichts. Da ſaß er vor dem Buche voll verhaßter ſtummer Zahlen, und verlor ſich in verworrenen Phantaſien und Träumen, aus denen ihn der zürnende Vater, wenn er ihn ſo auf einen Fleck hinſtarren ſah, heraus ſchreckte, und an die öde Beſchäftigung mit Zahlen und Buchſtaben zurückwies.

In der traurigen Wüſte ſeines Jugendlebens entdeckte er endlich eine Quelle des Troſtes. Langeweile und Laune trieben ihn nämlich einsmals auf den Bibliothekſaal des Vaters; da fand er unter den Büchern Gellert's Lieder und Fabeln. Begierig fiel er darüber her, las und lernte auswendig, was ihm beſonders gefiel. Heimlich entwendete er das Buch und barg es unter einen Holzhaufen im Holzſtall. Da las er, da ſchwelgte

er in entzückenden Genüſſen, die bis dahin ihm ganz fremd geblieben waren; da verſuchte er ſeine kindiſchen Gedanken in Reime zu zwingen; auch ein geiſtliches Lied ſuchte er zuſammen zu reimen, wovon der Anfang ſo lautete:

Wo iſt ein Gott, wie du, der zeige ſeine Stärke!
Ein Schöpfer ſo wie du, der zeige ſeine Werke!

Dieſe Entzückungen des Holzſtalles überſtrahlten den trüben Frühling ſeiner Knabenzeit, ſchmückten ihn mit Blumen, die er ſelbſt gepflanzt und gepflegt hatte, und vergalten ihm reichlich alle Entbehrungen, die er ſo ſchmerzlich ſonſt empfand. Aber ein böſer Sturm mußte auch in dieſe Blumenzeit fallen. Der Vater, der gewohnt war, durch die Bewegung des Holzſägens ſich eine Linderung ſeiner hypochondriſchen Qualen zu verſchaffen, entdeckte bei der Wegnehmung einiger Holzſcheite, hinter denen das Buch verborgen lag, den geheimen Schatz. Er zog das Buch hervor, welches durch die Feuchtigkeit und durch die Ratten oder Mäuſe, die dort hauſeten, übel zugerichtet war. Er zeigte das Buch der Mutter und ſagte: „Das fand ich im Holzſtall. Niemand hat es dahin geſchleppt als Auguſt, der unnütze Bube!“ — Der Knabe zitterte, weinte und ſchwieg. Nun ward ein hartes Gericht über ihn gehalten, und die Mutter beauftragt, die Strafe zu vollziehen. Es entging dem Knaben nicht, zu bemerken, daß dieſe Züchtigung dem weichen Mutterherzen nicht minder ſchmerzhaft, als ihm war. Er küßte ihr, als er

nachher mit ihr allein war, unter tauſend Thränen die Hände.

Zuweilen, jedoch ſehr ſelten, fiel es dem Vater ein, dem Knaben Rechnungsfragen vorzulegen, wo ſich dann immer zeigte, daß derſelbe in der Kunſt zu rechnen durchaus keine Fortſchritte gemacht hatte. Solche, gewöhnlich mit eilender Ungeduld angeſtellte, Prüfungen konnten bei dem gänzlichen Mangel eines mündlichen Unterrichtes, und bei der eigenen Abneigung des Knaben gegen das Rechnen, nicht anders als unrühmlich für den Geprüften ausfallen, welches ſodann des Vaters Meinung von deſſen Unfähigkeit mehr und mehr beſtätigte. Da wurde mit den Hausfreunden berathen, was etwa aus dem Schwachſinnigen zu machen ſein dürfte. Bei dieſer Gelegenheit nun ließen ſich Urtheile und Vorſchläge vernehmen, die den Knaben auf das Bitterſte kränkten. Er flüchtete, ſobald er ſolchen Verhandlungen entrinnen konnte, zu ſeinem Lieblingsaufenthalt: da weinte, da betete er, und überließ ſich, wenn er ſich ruhig geweint und gebetet hatte, ſeiner gewöhnlichen Selbſtunterhaltung, die ſeinen Schmerz auslöſchte, und ihn aus der Niedergeſchlagenheit aufrichtete. Sein ganzes Gemüth erheiterte ſich in der einſamen Stille, wohin kein Sturm drang. Schmerzlich zwar vermißte er ſeinen Gellert; die ſüßeſte Quelle des Troſtes war ihm verſiegt; das alte Porſt'ſche Geſangbuch mußte ihre Stelle vertreten. Da erquickte ihn manches Lied, das ihm beſonders gefiel, und worin er eine Beziehung auf ſein Schickſal zu finden

glaubte, mit einer dunklen Ahnung beſſerer Tage, obgleich in dem Kreiſe ſeines beſchränkten Daſeins keine Stelle ſich zeigte, von woher ein Stern der Hoffnung für ihn aufgehen könne.

In der That ſtand ein ſolcher Stern ſchon in der Nähe. Zwei Jahre hatte unſer Knabe unter Leiden und Freuden verlebt, als ſeine prophetiſche Ahnung von beſſeren Tagen wenigſtens inſofern in Erfüllung gehen ſollte, daß die unbezweifelte Vorausſetzung ſeiner vollkommenen Geiſtloſigkeit verſchwand. Es war im November des Jahres 1764, daß der Geburtstag des Vaters mit einer kleinen Feſtlichkeit gefeiert werden ſollte: da fiel es unſerem Knaben ein, im Namen ſeines Bruders, der fünf Jahre jünger als er war, ein Gedicht zu verfertigen, welches dieſer am Geburtstagsmorgen vor dem Vater ausſprechen ſollte, wozu jener ſogleich bereitwillig war. Der Gedanke entzückte den glücklichen Erfinder und ließ ihn die Nacht nicht ſchlafen. Im Bette fielen ihm die erſten vier Zeilen ein; den Morgen darauf machte er ſich an die Vollendung. Er borgte ſich von einem Schüler, dem der Vater lateiniſchen Unterricht gab, einen Bleiſtift, und ſchrieb ſein Gedicht auf die leere Seite eines Tabakumſchlages, wo auf der anderen ein ſchlechter Holzſtich das Bildniß des Fabrikanten darſtellte. Er ſprach ſodann die Worte dem Bruder ſo lange vor, bis dieſer ſie vollkommen auswendig wußte, und Vortrag und Geſticulation gefaßt hatte, wie der Poet beides in ſeinen Declamirübungen ſich ſelbſt an-

geeignet hatte. Alles war heimlich und glücklich zu Stande gebracht. Am Tage der Ausführung aber kam ihm der Gedanke, daß dem Vater, von dem er noch nie ein Wort des Beifalls, nie eine freundliche Miene der Zufriedenheit ſich habe erwerben können, ſein Kunſtwerk mißfallen möchte. Dieſer Gedanke verwandelte ſich bald in Furcht, und dieſe ſteigerte ſich dann zu einer wahren Herzensangſt, die endlich an dem Tage der Ausführung ihren höchſten Grad erreichte: und doch konnte er es nicht über ſich gewinnen, das Unternehmen fallen zu laſſen. Am Tage des Feſtes führte er den Bruder zu der Studirſtube des Vaters, ſchob den kleinen Redner hinein, blieb aber ſelbſt außen ſtehen und horchte. Als der Vortrag zu Ende ging, nahm der befangene Verfaſſer die Flucht und vernichtete in der Angſt ſeines Herzens das Manuſcript. Auf die Frage, wer ihm das Gedicht gemacht habe, antwortete der kleine Redner: „Auguſt.“ Die Mutter wurde abgeſandt, dieſen zu fragen, wie er zu dem Gedicht gekommen? In der Beſtürzung ſagte er: er habe es gefunden, doch bald geſtand er es ein. Der Vater wollte durchaus nicht glauben, daß dem ſo ſei. „Der Bube lügt!“ ſagte er. Gegen Mittag kam der Oheim, dem wurde das Gedicht mitgetheilt; auch Der, wie elend er das Produkt auch finden mochte, behauptete, daß es nicht von dem ſchwachſinnigen Knaben herrühren könne, und meinte, daß es wahrſcheinlich ein Primaſchüler gemacht habe. Am Abend nahm ihn die Mutter vor, und ermahnte ihn,

ihr die Wahrheit zu ſagen. Er verſicherte, daß er das Gedicht gemacht, das Papier aber, wovon er noch einige Stücken vorzeigte, zerriſſen habe. „Haſt du ſchon mehr gemacht?“ fragte die Mutter. Er bejahte das, und ſagte ſein geiſtliches Lied aus dem Gedächtniſſe. Die Mutter ließ ihn beide, das Geburtstagsgedicht und das Lied aufſchreiben.

Mit dieſem Zeugniß der Wahrheit in der Hand, gelang es endlich der Mutter, des Vaters Geſinnungen gegen den Knaben umzuſtimmen und ſeine Meinung von ihm zu berichtigen. Der Vater, um ſich noch vollkommener zu überzeugen, legte dem Knaben verſchiedene Aufgaben vor; unter andern verlangte er von ihm einen Aufſatz in gebundener Rede über den Durchgang der Israeliten durch das rothe Meer. Der bedrängte Knabe wußte von dieſem Durchgange nichts weiter, als daß die Israeliten durchgegangen waren, und das rothe Meer, von dem er ſich die abenteuerlichſten Vorſtellungen machte, ſetzte ihn vollends in Verwirrung. Ueberdem war er gewohnt, nur von inneren Anregungen getrieben zu werden: er verzweifelte und brachte nichts zu Stande. Aber bald bot ſich ihm eine günſtigere Veranlaſſung dar, ſeine Verskunſt zu zeigen: es war des Großvaters Geburtstag. Auch wagte er es, ein Strafgedicht auf den Bürgermeiſter St. zu machen, von dem geſagt wurde, daß er bei Gelegenheit der Schulprüfung ſich erlaubt habe, dem Rector, für den der Knabe die höchſte Verehrung im Herzen trug, einen Verweis zu geben.

Schon das betrachtete er als ein groſses Unrecht, daß ein Bürgermeiſter, von dem er nichts Rühmliches wußte, in einem befehlenden Verhältniſſe zu dem Rector ſtand, der ein ſo gelehrter Mann war; denn in ſeiner Meinung überſtrahlte ein ſolcher verehrungswürdiger Mann, nicht nur den Magdeburger, ſondern alle Bürgermeiſter der Welt. Wenn ſchon jede Unterdrückung, die dem Gehorchenden von dem Befehlenden, dem Niederen von dem Vornehmen widerfuhr, ſein Blut in Wallung ſetzte; ſo erreichte ſein Unwille den Grad der Empörung, wenn ein ſolches Unrecht Perſonen traf, für die er irgend ein beſonderes Gefühl des Wohlwollens empfand. Da ergoß ſich denn ſein Herz in Worte des Troſtes für den Unterdrückten, gegen den Unterdrücker in Aeußerungen des Zornes.

Nachdem nun der Vater eine günſtigere Meinung von den geiſtigen Kräften des Knaben gefaßt hatte; ſo beſchloß er, ihn der wiſſenſchaftlichen Laufbahn zurückzugeben. Aber viel, ſehr viel war für den Zurückgebliebenen nachzuholen. Sein Oheim, ein Candidat der Theologie, nahm ſich des Verſäumten, der jedoch das grammatiſche Elementarſtudium in Geheim fortgeſetzt hatte, väterlich an und half ihm in ſeinen Beſtrebungen, vorzüglich in der lateiniſchen Sprache kräftiglich fort. Während er ſelbſt Unterricht genoß, unterrichtete er ſchwächere Knaben. Was er an Stundengeld dafür einnahm, verwendete er dazu, die franzöſiſche Sprache von einem Soldaten zu erlernen, der als

Mönch aus einem Kloſter entſprungen, ſich in ein preußiſches Regiment geflüchtet hatte. Gleichzeitiges Lernen und Lehren koſtet viel Anſtrengung und Zeit, ſo daß er ſeinen Tag durch die Nacht verlängern, und die Anſtrengung durch eine gefährliche Krankheit büßen mußte, die einen bedeutenden Rückſtand in die Fortſchritte ſeiner Beſtrebungen brachte. Aber ein redlicher, feſter Wille, getragen von einer Fülle muthiger Kräfte, füllen die Lücken ſolcher Unterbrechungen leicht und bald wieder aus. Der Geneſene ſchritt raſch vorwärts. So wie man nun angefangen hatte, eine beſſere Meinung von ihm zu hegen, ſo ward ihm auch ein beſſerer Religionsunterricht zu Theil, der nicht mit ſo unſchicklichen Bildern ſpielte, wie jener oben erwähnte, der die den Menſchen zu Gute kommende Verdienſtlichkeit Chriſti unter dem Bilde eines grünen Weinſtockgewächſes, welches uns eingepflanzet worden, den Kindern erklärte. Jetzt erſt gewannen die Religionslehren für den Lernbegierigen eine anziehende Kraft, und er war ganz Aufmerkſamkeit, wenn der Vater mit anderen Geiſtlichen theologiſche Streitfragen erörterte; wenn er auch Vieles davon nicht verſtand, ſo tröſtete er ſich damit, daß er ſpäterhin ſchon noch dahinter kommen werde.

Und ſomit begann nun für den Knaben, der ſich dem Jünglingsalter nahete, ein neues Leben voll ſeliger Ahnung; dann ergriff ihn wiederum ein unbeſtimmtes Sehnen, das oft in eine ſtille Wehmuth überging, ſo

daß er ſelbſt nicht recht wußte, was ihm war. Sein Vater galt damals für einen aufgeklärten Theologen. Mehrere Geiſtliche der Stadt beſuchten ihn, um ſich mit ihm über theologiſche Gegenſtände zu unterhalten, unter anderen auch der, durch ſeine Predigten, ſeine Morgen- und Abendandachten, endlich durch eine Sammlung vortrefflicher Lieder rühmlichſt bekannte Prediger Sturm an der Heiligengeiſtkirche. Dieſer pflegte gewöhnlich Abends zu ihm zu kommen, und mehrere Stunden mit ihm zu verplaudern. Da wurde nun über theologiſche, philoſophiſche und kirchengeſchichtliche Materien hin und her geredet. Das waren feſtliche Stunden für den lehrbegierigen Jüngling, der, heimlich zuhörend, den innigſten Theil an ſolchen Verhandlungen nahm. Da berührte der Blick ſeines Geiſtes von fern das Reich der Gedanken; da ergötzte es ihn höchlich, wenn der Vater einen naiven oder launigen Einfall in das Geſpräch warf: ſo z. B. lachte er im Stillen, als der Vater, da von gewiſſen Eingebungen des heiligen Geiſtes im alten Teſtamente die Rede war, plötzlich ausrief: „daran hat der heilige Geiſt mit keinem Gedanken gedacht!“

Dem heimlichen Zuhörer ſchlug freudig das Herz, wenn er den ehrwürdigen Sturm über den Schulhof daher ſchreiten ſah. Schweſtern und Brüder wurden früher zu Bett geſchickt, er aber kehrte mit bloßen Füßen leiſe zurück — verſteckte ſich hinter den Ofen, und lauſchte. Um dieſe Zeit war es, daß Hermes, der Verfaſſer des bekannten Handbuchs der Religion,

im Meklenburgiſchen heftigen Widerſpruch und Verfolgung erfuhr, wegen gewiſſer Lehrmeinungen, vor denen man damals erſchrak, die aber ſpäterhin, als vernünftig und mäßig, keinen Anſtoß mehr fanden. Von Hermes war nun häufig im Publikum, beſonders unter den Geiſtlichen, die Rede; er wurde von der einen Partei verdammt, losgeſprochen von der anderen. Zu den Losſprechern gehörte der Vater; Sturm verdammte nicht.

Wenn nun von der Religion überhaupt, und deren Schickſalen eine mächtig anziehende Kraft für den jugendlichen Geiſt ausging, der nicht anders, als empfindend dachte, und denkend empfand: ſo wurde er durch die Lebens- und Leidensgeſchichte des Welterlöſers immer bis in die innerſten Tiefen ſeines Weſens bewegt und erſchüttert. Gern verweilte er bei den Perſönlichkeiten, die in dieſer Geſchichte auftreten, bald mit Unwillen, bald mit Entzücken. Johannes war ſein Liebling, auch den raſchen Petrus mochte er wohl leiden. Zwar die Verläugnung ſeines erhabenen Meiſters ſtörte ihn nicht wenig, aber das Gefühl eines wehmüthigen Mitleides nahm ſeinem Urtheil über ihn alle Schärfe, indem er, ſeiner furchtſamen Schwäche ſich wohl bewußt, heimlich fühlen mochte, daß, in Petrus Falle, auch ihm vielleicht ein Unglückshahn gekräht haben würde. Aber Judas! — ja für den Verräther hatte ihm keine Hölle Flammen genug. Wie erſtaunte er nun, als er in einem Geſpräche zwiſchen ſeinem Vater und dem Pre-

diger Sturm von Jenem Worte der Entſchuldigung zu hören bekam. „Wäre Judas", behauptete Jener, „ein ſo verworfener Menſch geweſen, als die äußere von ihren inneren Vorgängen getrennte Handlung des Verrathes ihn vor uns erſcheinen läßt: würde Chriſtus, der doch ein Herzenskundiger war, einen ſo Verruchten im Kreiſe ſeiner nächſten Umgebungen geduldet haben? Judas Verrath war vielmehr gegen die Feinde ſeines Meiſters, und nicht gegen dieſen gerichtet; jenen wollte er eine bedeutende Summe Geldes abnehmen, um den, durch den Aufwand der Oſterfeierlichkeiten geleerten Beutel, deſſen Caſſenführer er war, wieder zu füllen. Der göttliche Meiſter hatte ſich ja ſo oft auf eine kluge und wunderhafte Weiſe den Nachſtellungen ſeiner Widerſacher entwunden: das, glaubte er mit Zuverſicht, würde auch dies Mal geſchehen; es geſchah nicht; ſein Verrath nahm einen ſchrecklichen Ausgang. Daß er dieſen Ausgang nicht erwartet hatte, daß er ihn vernichtend überraſcht: das beweiſet die Verzweifelung, worin er ſein Leben endete." — Dieſe Beweisführung befriedigte den verſteckten Zuhörer vollkommen. Er bewunderte des Vaters Weisheit, und war recht froh, dem unglücklichen Judas doch einiges Mitleid zuwenden zu dürfen.

So erfreulich und belehrend dieſe Abendſtunde für ihn hingefloſſen war, ſo wenig befriedigend und ſo untröſtlich endete für ihn eine andere ſpätere. Das Geſpräch betraf die Ewigkeit der Höllenſtrafen; von vorn herein, und kaum ausgeſprochen, erfüllte ihn die Idee

von einer Ewigkeit der Qualen mit einem Entſetzen, welches ſich ſeiner dergeſtalt bemeiſterte, daß er von den Gründen und Gegengründen dieſer Behauptung nichts mehr vernahm. Seine Phantaſie war erhitzt; ihm ſchwebten in furchtbaren Geſtalten und Verzerrungen die Scharen der Verdammten vor, die kein Tod mehr erlöſe. Lange verfolgte ihn dieſe Idee, wie ein finſterer Schatten, bis er endlich einen leiblichen Troſt darin fand, zu erfahren, daß groſſe und weiſe Männer, z. B. Hermes, ſolche Behauptung beſtritten hätten, und noch beſtritten; mit welchem Erfolg? — das ließ er vor der Hand dahin geſtellt ſein.

In dieſen Unterhaltungen wurden auch philoſophiſche Fragen erörtert, von denen der angehende Jüngling ſchon wegen der ihm unverſtändlichen Schulſprache wenig oder nichts auffaſſen konnte; indeſſen gelang es ihm doch, einzelne Gedanken aufzufangen, die er in ſeinem gewohnten Muſeum bearbeitete, wenn er ſie auch nicht zu verarbeiten vermochte. Bei dieſer Art von Geiſtesthätigkeit kam ihm ein gewiſſer leichter Muth zu Statten, der ihn vor der Neigung zu Grübeleien bewahrte. Es traf ſich nicht ſelten, daß irgend ein dort aufgefaßter Gegenſtand des Denkens ſeinen unreifen Kräften zu groſſe Schwierigkeiten entgegenſtellte, und er nicht durchkommen konnte; dann ließ er für die Gegenwart den Gegenſtand fallen, vertröſtete ſich auf die reifende Zukunft, und begab ſich zu ſeinem Brockes, ſeinem Lichtwer, ſeinem Gellert; denn jetzt durfte er öffentlich mit dieſen

Männern ſeiner Liebe umgehen. Auch las er Hochzeit- und Begräbnißgedichte, ſo viel er deren habhaft werden konnte. Dabei trieb er fleißig das Leſen der römiſchen Schriftſteller, unter denen Tacitus ſein großer Liebling war, und gab ſchwächeren Schülern Unterricht im Lateiniſchen.

So lernend und lehrend arbeitete ſich der Jüngling durch zwei Jahre mit Fleiß und Anſtrengung heiter und ſorgenlos hindurch. Manches Gelegenheitsgedicht erwarb ihm Wohlwollen und Achtung. Mehr als Alles aber galt ihm die Zufriedenheit und Liebe der Eltern, denen er jeden Erwerb zufließen ließ, den ihm ſeine Stunden einbrachten. Und welche Tage des Entzückens waren es, wenn er die Einnahme eines Monates der Mutter einhändigen konnte, beſonders da der Vater immer kränker und genöthiget wurde, den Privatunterricht, den er ertheilte, einzuſchränken und bald gänzlich aufzugeben.

Im Herbſt des Jahres 1769 hatte die Familie das Unglück, ihren Ernährer zu verlieren, der eine Wittwe mit ſechs unerzogenen Kindern, von denen der jüngſte Sohn kaum vier Jahr alt war, hinterließ. Unſer Jüngling verfertigte ein ſogenanntes Leichencarmen auf des Vaters Tod, welches ihm damals rührend genug erſcheinen mochte. Er hatte dabei die Abſicht, gute Herzen zu bewegen, ſeiner verlaſſenen Mutter, die auf eine Penſion von 36 Thalern jährlich angewieſen war, einige Unterſtützung zufließen zu laſſen. Er bewirkte nichts als Verſprechungen, die ſich nicht bewährten.

Nur eine fromme Seele, die in entfernten Verwandtſchaftsverhältniſſen mit ihr ſtand, nahm ſich ihrer zu Zeiten an. So wie nun dieſe Ehrwürdige unſeren Jüngling mit unendlicher Dankbarkeit und überſtrömender Liebe erfüllte, eben ſo tief verletzten ſein weiches Gemüth jene Täuſchungen. Er, der ſich ſo innig zu den Menſchen hingezogen fühlte, der eine ſo reine, auch von keiner näheren Beziehung aufgeforderte Ehrfurcht für edele Menſchen, und eine Dankbarkeit im Herzen trug, die immer den Schmerz fühlte, ſich nicht würdig und feurig genug ausſprechen zu können: dieſer nur zu lebhafte Jüngling wurde jetzt ſo ſchmerzlich aus dem ſanften Traum einer Hoffnung geriſſen, die um ſo ſüßer war, da ſie dem erſten großen Schmerze ſeines Lebens tröſtend entgegen kam. Dieſe Erfahrung gab ſeinem Vertrauen zu den Menſchen einen Stoß, den er nicht mehr zu verwinden vermochte. Die alten Wundennarben ſeiner früheſten Jugend brachen wieder auf, er zog ſich zurück und verſank in eine Schwermuth, die in manchen Stunden, beſonders wenn er die Mutter in Thränen ſah, einen finſtern Schatten auf die Zukunft warf. Dann aber brachen in anderen Stunden aus dieſem Nachtgewölk wiederum Sonnenblicke hervor, die Alles erhellten und ihn mit Vertrauen erfüllten zu Gott und zu ſich ſelbſt; in ſeine Seele kehrte Entſchloſſenheit zurück und Muth. Solche Stunden der Seligkeit feierte er, wenn er einen monatlichen Ertrag ſeiner Arbeit der Mutter darbrachte.

Die verwaiſete Familie mußte die Schulwohnung verlaſſen, und bezog eine entlegene, beſchränkte Hütte. Die einzige Erleichterung, welche der Mutter unter ihren ſchweren Schickſalen zu Theil wurde, war: daß ihr Vater eine ihrer Töchter, und das Halleſche Waiſenhaus den jüngeren Sohn aufnahm. Der älteſte Sohn, von dem in dieſer Darſtellung beſonders die Rede iſt, blieb noch ein Jahr hindurch bei der Mutter, um dieſe und die drei ihr gebliebenen Kinder zu unterſtützen. Dieſes Jahr wurde für ihn eine Zeit der dunkelſten Trauer, die nachher auch durch die hellſten Stunden ſeines Lebens nur ſchwach verdeckt, nie vertilgt werden konnte. Er verlor in dieſem Jahre ſeine geliebteſte Schweſter, diejenige nämlich, welche der Großvater zu ſich genommen, eben dieſelbe, welcher er, wie bereits früher erzählt worden, in den Tagen der Kindheit eine böſe Stunde verurſacht hatte. Sie ſtarb an der Auszehrung. Als der erſte überwältigende Schmerz vorüber war, ergoß ſich ſeine Wehmuth in ein Gedicht, von welchem folgende Verſe in ſeinem Gedächtniſſe haften geblieben:

Du gehſt nun unter Palmenblüthen,
Kein Unrecht darf ſich mehr Dir nahn!
Weh mir! ich kann nicht mehr vergüten
Das Unrecht, das ich Dir gethan.

Wohl haſt Du mir, Du ſanfte Fromme,
Hier auf der Erde ſchon verziehn;
Doch will ich, wenn ich zu Dir komme,
Abbittend will ich vor Dir knie'n.

Bei dieſer Gelegenheit wird es nicht unnütz ſein, ein Begebniß anzuführen, welches dazu dienen kann, den Glauben an Geiſtererſcheinungen auf die Täuſchungen aufmerkſam zu machen, denen er ſich zu leicht hinzugeben pflegt. Der Trauernde, dem im Wachen und im Traume die liebliche Geſtalt der von ihm genommenen Schweſter vor der Seele ſchwebte, ſaß am Abend ihres Todestages im einſamen Zimmer, und war über dem Leſen der Briefe des Cicero eingeſchlafen. Mit dem Gedanken an ſie war er entſchlummert; ein Traum von ihr erfüllte ſeine Seele im Schlaf. Im Traume ſieht er die Stubenthüre ſich öffnen, die Abgeſchiedene tritt herein, und lächelt mit dem bleichen, ſchönen Geſicht himmliſch freundlich ihn an. Der Traum war ſo lebendig, ſo erſchütternd, daß er erwachte: und noch ſieht er ſie vor ſich ſtehen, die helle ſchöne Geſtalt. Ein freudiger Schrecken zittert durch ſein Gefühl hin; er richtet ſich auf; die Geſtalt, zurückweichend, verſchwindet im Halbdunkel des ſchwach erleuchteten Zimmers. Lange glaubte die Einbildungskraft des ſo mächtig Aufgeregten an die Wirklichkeit der Erſcheinung, bis mehrere Begegniſſe dieſer Art ſein Nachdenken zu einer Erklärung hinlenkten, die ihn vollkommen befriedigte und ſeinen Glauben an ſichtbare Beſuche aus der Geiſterwelt zerſtörte. Jener Traum hatte einen gewaltig tiefen Eindruck auf ſein ganzes, halb ſinnliches, halb geiſtiges Weſen gemacht, ſo daß die Schwingungen der heftig bewegten Nerven das durch ſie vermittelte und bedingte Phantaſie-

bild noch einige Augenblicke nach dem Erwachen feſthielten, bis die ſinnlich, folglich ſtärker einwirkenden Gegenſtände der Umgebung daſſelbe verdrängten. Und ſomit war jene Erſcheinung nichts mehr und nichts weniger, als die im wachen Zuſtande momentane Fortſetzung eines, durch größere Lebhaftigkeit ſtärker hervortretenden Traumes.

Jetzt nun rückte die Zeit heran, daß unſer Jüngling, um ſich der Rechtswiſſenſchaft zu widmen, die Univerſität Halle beziehen ſollte. Er hatte, um daſelbſt zu beſtehen, keine andere Ausſicht, als den Anſpruch auf ein Familienſtipendium von 50 Thalern jährlich, welches das ehemalige Domſtift in Halberſtadt zu verwalten und den dazu Berechtigten auszuzahlen hatte. Das Stift fand ſeinen Anſpruch begründet, nur konnte bedingter Weiſe die Zahlung des erſten Jahrbetrages nicht eher erfolgen, als bis der Studirende ſich wirklich auf der Univerſität befand. Der Gedanke, die Mutter, die Verlaſſene, zu verlaſſen, zernagte ihm das Herz. Der Tag der Trennung kam. Der Großvater ließ dem Abreiſenden ein kleines Goldgeſchenk zufließen, womit er die erſten Bedürfniſſe bei ſeiner Ankunft in Halle beſtreiten ſollte; überdies bezahlte er für ihn die erſte Station auf der Poſt.

Hier darf eine Unbeſonnenheit nicht übergangen werden, die den jungen Menſchen in die größte Verlegenheit, und auf der Hälfte des Weges beinahe in den Fall ſetzte, zu Fuße nach Magdeburg zurück zu kehren,

und daſelbſt des allerverdrießlichſten Empfanges gewärtig zu ſein. Der Unerfahrene, in Geldſachen gänzlich Unkundige, hatte nämlich dem Hange nicht widerſtehen können, von dem nicht reichen großväterlichen Geſchenke allerlei kleine Vertheilungen zu machen, ſo daß er nur ein Geringes an Baarſchaft übrig behielt. Kein Gedanke an die Folgen ſeiner unüberlegten Freigebigkeit fiel ihm ein. Nur eine Vorſtellung erfüllte verdunkelnd ſeine Seele, und ließ keinen andern Gedanken darin Raum finden: Die Mutter! es war die erſte Trennung von ihr.

So beſtieg er, das Herz voll Thränen, in einer kalten regnichten Herbſtnacht, mit einem leichten Sommerkleide, ohne Mantelbedeckung, den Poſtwagen; neben ihn ſetzte ſich ein ältlicher Mann, mit einem tüchtigen Schlafpelze verſehen, und einem Mantel, womit er ſich die Füße bedeckte. Vor ihm und hinter ihm mehrere Reiſende. Die Nacht wurde finſterer und kälter. Der Sturm warf Regenſchauer über Regenſchauer in den offenen Wagen. Der junge Menſch konnte ſich vor dem Unwetter nicht bergen; er zitterte an allen Gliedern. Das jammerte ſeinen Nachbar, der ein edelgeſinnter Iſraelit aus Deſſau war: er entzog ſich ſeine Fußbedeckung und hüllte den Halberſtarrten darein. Dieſer, von Kummer und Kälte ermüdet, entſchlief, und im Schlaf ſank er mit dem Kopf an ſeines Wohlthäters Bruſt. Dieſer wehrte ihm nicht: und ſo ſchlief er ſich über den Reſt der ſtürmiſchen Nacht hinweg. Auf der

Station angekommen, ſtieg die Geſellſchaft aus, und erquickte ſich in der Poſtſtube an Kaffee oder anderem Getränk. Unſer Tiedge zog ſich hinter den Ofen zurück und verlangte nichts, weil er die Unzulänglichkeit ſeiner Caſſe ſchon fürchtete. Sein edeler Reiſegefährte reichte ihm eine erwärmende Taſſe Kaffee. Aengſtlich unterſuchte er ſeine Baarſchaft, und fand ſie bis auf einige Groſchen erſchöpft. Da meldeten ſich nun die Folgen ſeiner leichtſinnigen Freigebigkeit. Er wußte in dieſer großen Noth ſich nicht zu rathen, nicht zu helfen. Als nun endlich die Weiterreiſenden zum Einſchreiben und Bezahlen namentlich aufgerufen wurden, und der Name Tiedge ertönte: da brach ſeine Verzweiflung in einen Strom von Thränen aus. Er meldete ſich nicht, und wurde ſomit als Zurückbleibender von der Liſte geſtrichen. Der edelmüthige Israelit trat zu ihm und fragte: „Ich meine, Sie wollen nach Halle; warum laſſen Sie ſich nicht einſchreiben?“ — „Ich habe kein Geld“, war die weinende Antwort. „Wie konnte man Sie ohne Geld reiſen laſſen?“ fuhr Jener fort. „Wer ſind Ihre Eltern?“ Der Unglückliche erwiederte: „Ich habe nur eine Mutter, die hat auch kein Geld. Mein Großvater hat mir Reiſegeld gegeben, das reicht nun nicht hin.“ — „Der hat ohne Zweifel“, verſetzte der gute Mann, „recht gut gewußt, wie viel Geld man braucht, um von Magdeburg nach Halle zu reiſen; aber Sie junger Menſch haben vermuthlich vor der Abreiſe Ausgaben gemacht, auf die das Reiſegeld nicht eingerichtet war. Doch das iſt nun

einmal geſchehen!" — Er ließ ſich den Namen des Großvaters nennen, und ſagte dann: „Ich will Ihnen das Geld vorſchießen; geben Sie mir einen Zettel." Er gab den Zettel, war außer ſich vor Freude und konnte nicht Worte finden, ſeinem Retter aus der peinlichſten Lage würdig genug zu danken. In dieſer verſtummenden Betroffenheit ſeiner Gefühle empfand er weder Hunger noch Durſt; und er würde halb verſchmachtet angekommen ſein, hätte nicht ſein Wohlthäter auch während der übrigen Reiſe für ihn geſorgt. „Wie ſoll's aber in Halle werden?" fragte er ihn. — „Dort erwarte ich Stipendiengelder", war die Antwort. — „Nun dann halten Sie hübſch Haus", fuhr Jener fort, „machen Sie keine unnütze Ausgaben, und laſſen Sie ſich nichts abborgen." — Bei der Ankunft in Halle empfahl der edele Israelit ſeinen Schützling einer Frau, die eine Wohnung für ihn bei einem Speiſewirthe vermittelte. Der Ehrwürdige, der ſich eines unerfahrenen und unbeſonnenen Jünglings ſo wohlwollend annahm, hat ſich nachher mit ſeiner Schuldforderung an ihn nie und nirgends gemeldet.

In Halle befand ſich der junge Menſch nun in einer neuen, ihm ganz fremden Welt. Durch alles Neue, womit man ſich zu vereinigen hat, und wäre es auch nur ein neues Kleid, wird man Anfangs unbequem berührt, beſonders wenn das Neue von der Art iſt, daß es nicht, wie das Kleid, ſich uns anſchmiegt, ſondern das Fügen an uns iſt. Alles trug dazu bei, dieſe neue

Welt ihm nicht nur unbequem, ſondern zu Zeiten ſogar ſchreckhaft zu machen: Dies geſchah unter Andern, wenn ſich eine Studentenluſtbarkeit mit widerwärtigem Getöſe durch die Straßen bewegte. Ihn überfiel eine unausſprechliche düſtere Wehmuth, in welcher der Gedanke an die verlaſſene Mutter vor Allem am dunkelſten hervortrat. In dieſer Stimmung ſchrieb er ihr einen Brief, der die bitterſten Klagen und die traurigſten Befürchtungen für ſie darlegte. Dann gedachte er ſeines Beſchützers, der auf der Poſt ſich ſeiner ſo vorſorglich angenommen. Er verfaßte ein Schreiben an ihn, das von flammender Dankbarkeit glühte. Als der Brief geſchloſſen war, fiel ihm erſt ein, daß ihm deſſen Name in jenem Sturm ſeiner Gefühle entfallen war. Er mußte ſich begnügen, einen ſtillen Dankaltar in ſeinem Herzen ihm zu errichten; und nie hat er Etwas mehr von dem edlen Manne vernommen.

Auf ſeinen Brief an die Mutter erhielt er eine Antwort, die mit einer hellen Freude ſein Gemüth übergoß, gleich einem wohlthätigen Luftſtrom, der alles Gewölk von dem trüben Himmel hinweg ſpült, und die erquickende Sonne plötzlich hervortreten läßt. Sie ſchrieb ihm, daß ihre frühere Wohlthäterin, jene ehrwürdige Frau, die ſogleich nach dem Tode ihres Gatten ſie unterſtützte, geſtorben ſei und ſie zu ihrer Univerſalerbin eingeſetzt habe. Ein Freude weinender Blick zum Himmel war ſein ſtilles Dankgebet zu Gott. Die mit vielen und großen Nebenvermächtniſſen bedingte Erbſchaft war ſo be-

trächtlich nicht, als ſie dem vergrößernden Auge der erſten Freude erſchien; aber ſie reichte doch hin, die beſchränkten Bedürfniſſe auf eine geraume Zeit zu verſorgen: und dieſe Ausſicht gab ſeinem Leben einen neuen Schwung. Seine Furchtſamkeit, die von allem Umgang ihn zurückhielt, verlor ſich nach und nach. Er machte Bekanntſchaften. Unter den jungen Leuten ſeines Verkehrs waren zwei, zu denen der für Freundſchaft ſo leicht Entzündbare ſich vorzüglich hingezogen fühlte. Beide ausgezeichnete Jünglinge; beide waren es jedoch auf eine ſehr verſchiedene Weiſe. Der Eine, ein gewiſſer Ragotzky aus Schleſien, war in ſeinem wiſſenſchaftlichen Streben fleißig und treu, ordentlich und ſtreng geregelt in ſeinem Haushalt, mäßig und beſonnen in ſeinen Genüſſen, unerbittlich entſagend, wenn es galt, dem Vergnügen eine Vorleſung aufzuopfern. Und ſo hatte er ſich, außer der lateiniſchen Sprache, die er rein und fließend ſchrieb und ſprach, einen Reichthum an Kenntniſſen in jedem Kreiſe der Wiſſenſchaften erworben, vorzüglich in der Rechtskunde, wo er tief eingedrungen war. Eben ſo muſterhaft bewährte er ſich im Umgange: mit Vorſicht dienſtfertig, feſt in ſeinen Entſchlüſſen und Zuſagen, ein redlicher Freund, zuverläſſig und treu. Sein Anſtand war einnehmend. Der ſanfte Ernſt ſchmückte gleichſam mit einer dunkleren Farbe das ſchöne helle Geſicht, und gab ihm das Anſehen einer jugendlich männlichen Kräftigkeit, wodurch er unwiderſtehlich die Herzen gewann; doch machte er nie einen

Mißbrauch davon. Er führte ein ununterbrochenes Tagebuch von ſeinem äußern und innern Leben, und zwar in Zifferſchrift, ſo daß an den Heiligthümern und Geheimniſſen ſeines innerſten Bewußtſeins nie ein Verrath begangen werden konnte.

So war der Eine von den beiden Erwählten, zwiſchen welche Tiedge ſich geſtellt hatte. Der Andere, ein gewiſſer Weſſenberg aus Weſtphalen, ein Jüngling von ausgezeichneter Wohlgeſtalt. Sein offenes, klares Geſicht beſeelten ein Paar feurige, ſprechende Augen. Seine Haltung war edel, und verrieth die feine Erziehung aus einem ſittlich wohlgeordneten anſtändigen Hauſe. Seine Bewegungen, wie lebhaft ſie auch ſein mochten, wenn er ſprach, verloren ſich nie in das Gemeine; das Gemeinſte hingegen wußte er durch ſeine Behandlung zu adeln. Er hatte die Gabe, auffallende Erſcheinungen fremder Perſönlichkeiten ſchnell zu ergreifen und nachzuahmen, wodurch er die Geſellſchaft höchlich ergötzte. Dazu beſaß er eine ganz außerordentliche Leichtigkeit der Auffaſſung. Sein Gedächtniß war ein Magazin von witzigen Einfällen, Anecdoten, Erzählungen, ja ſelbſt von ganzen Romanen, die er auf das Anmuthigſte vorzutragen und ſo die Unterhaltung ganzer Abende reichlich auszuſtatten wußte. Auch ſtanden ihm bei jugendlichen, ſcherzhaften Neckereien die geiſtreichſten und treffendſten Erwiederungen zu Gebote. Im höchſten Grade liebenswürdig war er überall willkommen, wo es ihm gefiel, ſich mitzutheilen. Er ſprach gut. Der-

jenige, den er zu irgend Etwas bewegen wollte, war immer die Beute ſeiner Redegewalt; das hatte ſelbſt Ragotzky, jener Vorſichtige, nicht ſelten erfahren. Er ſtudirte die Rechte, und hatte, ſowie dieſer, auch in andern Wiſſenſchaften nicht unbedeutende Kenntniſſe eingeſammelt, denn er war nicht unfleißig; doch koſtete es ihm wenig Ueberwindung, einer Luſtbarkeit mehrere Vorleſungen aufzuopfern. Genußſüchtig, leichtſinnig und unbedachtſam, war er doch keiner eigentlich ſchlechten Handlung fähig; vielmehr war ſchon manches edle Werk der Vermittelung und manche That einer großmüthigen Selbſtopferung ausgegangen von ihm.

Zwiſchen dieſen beiden Freunden bewegte ſich nun Tiedge's Leben. Den edlen, muſterhaften Ragotzky liebte er mit dem tiefſten Ernſt ſeiner Seele, ſeinen Weſſenberg hingegen mit der vollſten Innigkeit einer erſten Liebe. Für Jenen fühlte er Hochachtung, Bewunderung, Ehrfurcht; für dieſen jene Zuneigung, die vor Allem nach der Liebenswürdigkeit fragt und gern auf einer reizenden Oberfläche verweilt. Jener begeiſterte ihn mit einer gewiſſen Erhebung; dieſer erheiterte ihn; zu jenem blickte er hinauf, zu dieſem wohl zuweilen hinunter. Jener war ſein Vorbild; dieſer, kurz und gut, ſein Geliebter. Nach dem Beiſpiele von Jenem fing er ein Tagebuch an: da lief aber bald Alles, Gereimtes und Ungereimtes, bunt und wild durch einander; und ſo ſehr auch dieſes ihn ſchmerzte, ſo ward es dennoch nicht anders. Als er zu Weſſenberg von Ragotzky und

deſſen Tagebuche ſprach, antwortete jener: „Das iſt recht gut, das mag Ragotzky thun! Ein Mädchen, das mit Sommerſproſſen ſtark beſprengt, oder ſonſt häßlich iſt, kann keine große Freude daran finden, ſich zu beſpiegeln.“ Die Stunden, welche Tiedge im Umgange mit ſeinen Freunden verlebte, zählt er noch immer zu den glücklichſten ſeines Lebens.

Nach einer Verzögerung von drei Monaten liefen endlich die Stipendiengelder von Halberſtadt ein. Er bezahlte ſeine kleinen Schulden, den Tiſch und die vierteljährliche Miethe. Kaum aber hatte Weſſenberg erfahren, daß ſein Freund Tiedge Geld erhalten, ſo ſtellte er ſich bei ihm ein und wünſchte ihm Glück, das erwartete Geld endlich erhalten zu haben, da hingegen unbegreiflicher Weiſe er noch immer auf ſeinen Wechſel warten müſſe. Weſſenberg bot nun den ganzen Zauber ſeiner Liebenswürdigkeit auf, ſeinen Freund zu bewegen, ihm ein, für Tiedge's Verhältniſſe beträchtliches, Darlehn vorzuſchießen: dieſer konnte der Zudringlichkeit ſeines Freundes nicht widerſtehen, er gab das Geld und beging damit eine Unbeſonnenheit noch ſchlimmer als jene, die ihn auf der Poſt mit der ſchrecklichſten Verlegenheit beſtraft hatte. Dieſe war noch nicht aus ſeinem Gedächtniſſe verſchwunden; er hatte nicht vergeſſen die Warnungen und Ermahnungen ſeines iſraelitiſchen Freundes: ſie hätten ihn bewaffnen ſollen gegen die Zudringlichkeit einer übel verſtandenen Freundſchaft; aber die tüchtigſten Waffen in den Händen des Schwachen, des

Feigen verlieren die Schlacht. Dieſe Schwäche des Willens, die jederzeit ihn dahin brachte, ſich von den Eindrücken der Gegenwart überwältigen zu laſſen, war ein Ueberbleibſel aus den Tagen der Unterdrückung, welche die Keime ſeiner Selbſtbeſtimmungskraft nie recht aufkommen ließen: daher denn in einer langen Folge ſeines Lebens Warnungen oder Aufforderungen, die in der Ferne ſtanden, gegen die zudringlichen Eindrücke des gegenwärtigen Augenblicks wenig oder nichts auszurichten vermochten.

So ſchlingt ſich durch ſeine Tage eine lange Reihe von Verlegenheiten und Leiden, von denen manche ſo tief gingen, daß ſie die Ruhe ſeines Herzens angriffen und Veranlaſſung zu den bitterſten Kränkungen gaben. Die Folgen ſeiner letzten Unbeſonnenheit meldeten ſich bald: er konnte eine kleine Rechnung nicht bezahlen, die er auf die Ankunft ſeiner Gelder hin vertröſtet hatte. Mit der Furcht vor ſeinem Gläubiger ſchlich er ſchwermüthig umher. Sein Freund Ragotzky, der ſein ganzes früheres Leben kannte, bemerkte an ihm die Verſtimmung; ihm geſtand er ſeine letzte Schwachheit. Der Freund ſchüttelte den Kopf, erinnerte lächelnd an jenen Vorfall im Poſthauſe und half ihm aus der Noth, begleitete aber ſeine Hülfe mit einigen ſanften Winken für die Zukunft.

Nun ward es wieder hell um ihn; ihm leuchteten wieder alle Sterne des Lebens. Er beſuchte fleißig die Vorleſungen, arbeitete viel, und das ſogenannte Tage-

buch wurde reich an Vorſätzen, Entſchließungen und Abweichungen von beiden, am reichſten an Verſeleien.

Der Herausgeber dieſer Biographie kann es ſich nicht verſagen, in die eigenen Worte Tiedge's hier einen Brief einzuſchalten, welchen derſelbe zufällig in ſeiner Autographen-Sammlung berühmter Perſonen beſitzt und den der angehende Dichter voll ſchüchterner Beſcheidenheit an den Herausgeber des Leipziger Muſenalmanachs, Profeſſor der Rechte Chriſtian Heinrich Schmid in Erfurt, geſchrieben, um für die erſten Kinder ſeiner Muſe ein Aſyl zu erbitten.

Halle, den 26. October 1775.

Hochedelgebohrner Herr,

Hochzuehrender Herr Profeſſor!

Sollten Sie ihren Kranz noch nicht fertig haben und ſollte alſo dies Veilchen, welches ich — ich geſtehe meine Eitelkeit — gerne drein wünſchte, nicht ein zu ſpäter Nachwuchs des Frühlings ſein, der Ihnen, zu einer Blumenleſe, ſeine Roſen und ſchönen Blümchen gebar: ſo bitt' ich auch dieſes Veilchen noch, welches ganz einſam und ſchüchtern ſich der Erde entſtahl, darein mit aufzunehmen. Es beſteht in einer Romanze.*) Ich

*) Es iſt dies die herrliche Romanze Seite 88 im fünften Bändchen ſeiner Werke (dritte Auflage), welche beginnt:

„Auf dem Berge dort oben, da wehet der Wind,
Da ſitzet Mariechen und wieget ihr Kind,
Sie wiegt es mit ihrer ſchneeweißen Hand, —
Den Blick in die Ferne hinaus gewandt."

Anmerkung des Herausgebers.

hab' es hiermit verſuchen wollen, ob meine Fähigkeit hinreichte, in Sammlungen etwas zu liefern, welche das Publicum beurtheilt. Sollte auch Ihr Geſchmack, deſſen Feinheit mir, theils aus den Verbeugungen, die ihm die gelehrte Welt gemacht hat, theils aus eigener Ueberzeugung hinlänglich bekannt iſt, Ihre Wahl von meinem Stücke weit ablenken, ſo werden Sie mir doch die Gelindigkeit nicht verſagen, mich durch ein Paar Worte darüber zu belehren. Ich hätte noch ein Paar kleine Lieder und eine etwas längere Romanze, Ihnen wenigſtens zur Beurtheilung, welche meine überzeugendſte Lehrerin ſein wird, überſchicken können, allein ich will mit dieſem einzigen den Anfang machen. Sie werden die Schüchternheit eines angehenden jungen, vielleicht ſein wollenden Dichters kennen.

Sprechen Sie mir auch alle Fähigkeit in dieſem Fache ab; gut! ſo werde ich mir, ohne alle Sträubung, welche einem feinwollenden Dichter wohl eigen iſt, keine Mühe fernerhin geben. Ich erwarte von Ihnen eine freundſchaftliche Belehrung und bin mit ſchuldiger Achtung

Ew. Hochedelgebohren

gehorſamſter Diener

C. A. Tiedge,

der Rechte Befliſſener."

In der Folge nahm Tiedge auch an dem von Bole und Gotter begründeten, von Göckingk und ſpäter von Bürger und Reinhard fortgeſetzten Göttinger Muſenalmanach Theil, ſowie er nach und nach in die

Olla potrida, in das deutſche Muſeum, in die zu Mannheim herausgegebene „Schreibtafel", in die Ephemeriden, in den von Voß redigirten Hamburger Muſenalmanach, in die Campe'ſche Kinderbibliothek, in das Deſſauer philanthropiſche Journal, in die Berliner Monatsſchrift u. ſ. w. größere und kleinere Dichtungen lieferte.

In ſolcher Faſſung lebte er heiterer und froher als je, drei halbe Jahre. Nur von der geliebten Mutter erhielt er ſelten Briefe, und Antworten auf die ſeinigen nie. Dieſes verurſachte ihm viel trübe Stunden, und erfüllte ſeine ganze Seele mit einer ſchwermuthvollen Sehnſucht nach der geliebten Mutter. Endlich erhielt er ein Schreiben von einer Schweſter; die meldete ihm, daß die Erbſchaftsangelegenheit die gute Mutter mit ſolchen Schwierigkeiten und Verwickelungen umringe, daß ſie nicht durchzukommen wiſſe. Dieſe Nachricht brachte ihn nun vollends um alle Ruhe; er mußte ſeine Sehnſucht befriedigen, wenn er nicht in eine Krankheit verfallen wollte, die ſich bereits ankündigte durch mancherlei Vorzeichen. Er fand eine Gelegenheit zur Reiſe, die er jedoch halb zu Fuß machen mußte. Als er ankam, fand er die Mutter verſunken in eine ſchwarze Melancholie, welcher der Anblick des Sohnes kaum eine wehmüthig freundliche Miene abzugewinnen vermochte; ein Wort kam nicht über ihre Lippen; ihr Auge ſchwamm in Thränen. In ſich gekehrt, unruhig und ſchweigend ging ſie in dem Hauſe umher; Nachts wühlte ſie in den Papieren, die ſich in den Schränken der Erblaſſerin gefunden

hatten. Die Erbſchaft war bei weitem nicht ſo beträchtlich, als die Vorſtellung von ihr, zu welcher der große Titel einer Univerſalerbin die Erwartung erhob. Doch dieſe Entdeckung war nicht die Urſache des Zuſtandes der trübſinnigen Mutter. Eben jene Vorſtellung von der Größe der Erbſchaft hatte den Neid und die Habſucht aufgeregt. Unter Andern war es ein Arzt aus der Verwandtſchaft der Erblaſſerin, der da behauptete, daß er die Verſtorbene ſeit dreißig Jahren, bis zu ihrem Ende mit ärztlicher Hülfe bedient habe, ohne dafür irgend eine Vergeltung weder gefordert, noch erhalten zu haben, indem dieſelbe immer nach jeder überſtandenen Krankheit ihn auf ihre künftige Nachlaſſenſchaft mit klaren Andeutungen angewieſen habe. Er gab eine Rechnung zu den Acten, deren Anſprüche, nach Auszahlung der Nebenvermächtniſſe, den Reſt der Erbſchaft gänzlich erſchöpfte. Das Gegentheil ſeiner Behauptung, wovon Jeder, der die Verhältniſſe kannte, überzeugt war, konnte jedoch, weil es an beweiſenden Papieren fehlte, juriſtiſch nicht dargethan werden. Er nahm keinen Anſtand, den ihm zuerkannten Erfüllungseid ſchwören zu wollen.

Nun war es nicht allein der bevorſtehende Verluſt der ſchönen Hoffnung, der die Betroffene ſo zerſchmetternd darnieder warf, ſondern auch die Handlungsweiſe des Arztes hatte ſie um ihre Faſſung gebracht; ſie machte hier eine Erfahrung, von welcher ſie bisher unmittelbar noch nicht berührt worden war. Dieſe Erfahrung hatte

für die Gemüths- und Geiſteskräfte der frommen Frau Etwas ſo ſchreckhaft Betäubendes, daß ſie erlagen.

An dem zur Eidesleiſtung feſtgeſetzten Tage war ſie beſonders unruhig; dann ging ſie um die Mitternachtsſtunde ohne alle Begleitung in das eine der zu der Erbſchaft gehörigen beiden Häuſer, durchſtörte daſelbſt die kleinſten Zimmer, wie die größten, und ſtand endlich in einem entlegenen Gemache, vor einem verſchloſſenen Wandſchranke. Auf den zweiten oder dritten Griff in die große Menge von Schlüſſeln, die vorhanden waren, faßte ſie den, der den Schrank öffnete. Da entdeckte ſie nun Jahrgänge von Büchern, in welche die Verſtorbene ihre Einnahmen und Ausgaben auf das Ordentlichſte eingetragen; da fand ſich auch nicht nur der Gehalt, den die Verſtorbene jährlich dem Arzte gezahlt, mit den dazu gehefteten Belegen, aufgeführt, ſondern auch die zum Theil großen Geſchenke, ſo ihm von der ſehr freigebigen Frau zugefloſſen, fanden ſich in jenen Büchern verzeichnet. Welchen erſchütternden Eindruck dieſe Entdeckung auf die Seelenkranke gemacht, läßt ſich leicht denken. Sie kam frühmorgens mit einem großen Korbe, voll von jenen Büchern, in ihre Wohnung, wo ſie mit der bewegteſten Lebhaftigkeit ihren Kindern ihre Entdeckung erzählte. Sie ließ ſogleich ihren Advocaten kommen, der ſich recht aufrichtig mit ihr dieſes Fundes erfreute. Sie wünſchte Schonung für den Arzt; der Advocat aber lezte erſt an der Gerichtsſtätte, wo jener den Eid abzulegen in Bereitſchaft ſtand, die ſeine Anſprüche nieder-

ſchlagenden Beweiſe vor. Was er dagegen vorbrachte, war ein lautbares Verſtummen der Beſchämung, womit er die Stätte verließ.

Fried' und Heiterkeit kehrten nun in das Herz und in die Hütte der geretteten Wittwe zurück; ſie warf ſich die Verzweifelung vor, mit welcher ſie ſich an der Vorſehung verſündigt hatte, die auf eine ſo wunderhafte Weiſe ihre Erhaltung herbeigeführt. Mit geſtärktem Vertrauen und einem feurigen Dankgebete erhob ſich ihre Seele zu Gott. Jetzt erſt vermochte ſie ſich ihres Sohnes recht herzlich zu freuen, der noch einige Wochen bei ihr verweilte und ſich dann wiederum zur Fortſetzung ſeiner Studien nach Halle begab.

In Halle verlebte er noch ein glückliches Jahr mit ſeinen Freunden, wohnte ununterbrochen den Vorträgen der Rechtswiſſenſchaft bei, und beſuchte zum zweiten Male die Vorleſungen über Metaphyſik bei dem Profeſſor Chriſtian Gottfried Schütz. Die Beſchäftigung mit philoſophiſchen Unterſuchungen und Erörterungen war in dem geſammten wiſſenſchaftlichen Verkehr diejenige, die ſeinen jugendlich aufgeregten Geiſt am lebhafteſten anzog. Mit einem Kopf voll Metaphyſik wanderte er fleißig nach einer kleinen Inſel, die Rabeninſel genannt, welche die Saale bei Böllberg ohnweit Halle bildet. Dieſer Ort wurde damals weniger, als ſpäterhin, beſucht. Dort, in dem dichteſten Gebüſch, in der Umgrünung von den Zweigen hoher Eichen, ruhete er gleichſam in den Umarmungen der Natur. Dort wurden

fremde Gedanken verarbeitet, Selbſtgedachtes zur Reife gepflegt. Von dort aus flatterte manches der Liebe und Freundſchaft geweihte Lied, welches ſich hier und da, unter andern in das Mildenheimſche Geſangbuch niederließ; vor Allem feierten ſeine früheſten Harfenlaute die Freundſchaft. Beſonders liebte er, die höheren Beziehungen in den menſchlichen Verhältniſſen aufzufaſſen, und, wie gut oder ſchlecht es auch gelingen mochte, auf ſeine Weiſe poetiſch darzuſtellen.

Ein zweiter Lieblingsaufenthalt ſeiner einſamſten Stunden war unter einem grottenartig gewölbten Felſenüberhang dicht an der Saale bei Giebichenſtein. Dort war er noch ſicherer ſeiner ſüßen Einſamkeit, zu der er ſich von den früheſten Zeiten her ganz beſonders hingezogen fühlte; ſie war die Geliebte ſeines Geiſtes, mit welcher er in einer fruchtbaren Ehe lebte. Und ſo war es ihm zu einem unabweislichen Bedürfniſſe geworden, aus jedem Tage, mit welcherlei Geſchäften oder Zerſtreuungen er auch überhäuft ſein mochte, wenigſtens eine einſame Stunde zu retten.

Ueberall und immer, wie auch der Wechſel ſeiner Schickſale ſich wendete, hat er ſich einen Tempel der Stille bereitet: da traten lebendig und leuchtend vor ſeine Seele die großen Erſcheinungen der höhern Menſchennatur; da gingen ihm Ideen und Entwürfe durch den Kopf, von denen wenige es bis zur Unternehmung brachten. Zur Ausführung gelangte keine. Ein wunderbares, unbeſtimmtes Treiben drängte ihn hierher, dort-

hin, dieſſeits, jenſeits. Seine Phantaſie griff unruhig umher, das Rechte zu faſſen, das ſeinem innerſten Weſen zuſage. Eine ländliche Gegend, wo hinein freilich immer noch die heitern Farben ſeiner frühern Schäferwelt ſpielten, oder eine düſtererhabene Felſennatur mit Waldnacht umdunkelt, beſtimmte ihn, ſich der Malerei zuzuwenden. Dann war wiederum ein Flötenton, der aus der Nachbarſchaft durch die Stille der Nacht erklang, hinreichend, ihn für die Muſik zu gewinnen. Die innigſte Freude an den Leiſtungen dieſer beiden Künſte blieb ihm; aber das Streben, in einer derſelben ſich ſchaffend zu bewegen, ſcheiterte an Bedingungen von Innen und Außen.

Dagegen hielten ihn die Reize dichteriſcher Verſuche dauernder feſt. Allen Erſcheinungen und Begegniſſen des Lebens wußte er eine poetiſche Seite abzugewinnen: er dachte in Bildern, und bilderte im Denken. Das tadelten an ihm ſeine Freunde. Weſſenberg beſonders neckte ihn damit, und ahmte oft ſpottend ſeine Ausdrücke nach, wenn er von den gemeinſten Dingen ſprach, ſo daß das Lächerliche davon auf das Grellſte hervortrat. Solche Neckereien und Erörterungen fielen gewöhnlich in Ragotzky's Gegenwart und auf deſſen Zimmer vor. Da war es eben, wo Weſſenberg ihm einsmals ſagte: „Du wirſt noch dahin kommen, daß Dir kein proſaiſcher Styl mehr gefällt, indem Du keinen andern ſchreibſt, als der nicht zugleich ein Bilderbuch iſt. Du biſt ja der Philoſophie zugethan, und dieſe liebt durchaus nur den

Umgang mit abgezogenen Begriffen, und macht ſich mit Bildern ſo wenig als möglich zu ſchaffen. Eine Metaphyſik in Verſen! welch' ein Ding! Kannſt Du Dir ein ſolches denken? ich nicht!" Tiedge ſagte etwas zaghaft: „Lichtwer!" „Ja Lichtwer", fiel ihm der Bilderſtürmer in die Rede, „da kommſt Du mir mit einem Vorbilde deſſen, was nicht ſein ſollte! Lichtwer's Recht der Natur oder der Vernunft, wie es heißt, was iſt es? Philoſophie? Poeſie? Keins von beiden! Als Philoſophie iſt es, ohne alle philoſophiſche Schärfe, eine Zuſammenreihung längſt bekannter Gedanken und Hypotheſen; als Poeſie — ſchneide die Reime davon hinweg: ſo bleibt ein Niederſchlag von Proſa zurück, der nicht proſaiſcher ſein kann. Wollte ich in Bildern reden, wie Freund Tiedge, ſo würde ich ſprechen: Lichtwer's Recht der Natur iſt ein Poſtwagen, den das Vorſpanngeklingel der Reime durch eine Märkiſche Sandebene ſchleift! Ich lobe mir Baumgarten, und laſſe Dir Lichtwer!" — „Das iſt zu arg!" rief Tiedge. „Ehrwürdiger Lichtwer! Freund Weſſenberg glaubt, daß er Recht hat, weil er Witz hat." „Ja", ſagte Ragotzky dazwiſchen, „Weſſenberg! Du ſpielſt dem ehrwürdigen Lichtwer zu arg mit! Es ziemt ſich nicht, über einen Autor von Verdienſt, der ſich ſchon durch ſeine Fabeln unbeſtreitbare Anſprüche auf unſere Hochachtung erworben hat, ſo ſchnöde herzufahren. Sein gewagter poetiſch philoſophiſcher Verſuch verdient keineswegs Verachtung. Du mein lieber Weſſenberg haſt Klotzens Briefe gefunden:

wirf ſie weg.“ „Wir wollen“, ſagte hierauf Tiedge, „den guten Lichtwer nicht fallen, vor der Hand nur fahren laſſen; aber Utzens Theodicee?“ — „Iſt keine Theodicee“, verſetzte Weſſenberg, „ſondern ein leibliches dithyrambiſches oder deklamatoriſches Gedicht, welches eine durch vorhergegangene Betrachtung aufgeregte Empfindung ausſtrömt. Utz fliegt mit ſonnenrothem Angeſichte geradeweges zur Gottheit auf: er hat alſo die Leibnitziſche und alle möglichen Theodiceen ſchon hinter ſich, oder fliegt ihnen vorbei.“ Ragotzky nahm das Wort, und ſagte, zu Weſſenberg ſich wendend: „Wenn Du aus dem philoſophiſchen Vortrage alle Bilder, ich will eben nicht ſagen, ganz mit Unrecht, verbannt wiſſen willſt: ſo ſollte Dir der Witz hier ebenfalls nicht zuläſſig ſein; denn er iſt in dem Heiligthume der Philoſophie vielleicht noch mehr, als der Bilderdienſt, ein profaner. Du aber, wie wir in dem Gleichniß des Laſtwagens geſehen haben, bedienſt Dich ſeiner ohne Bedenken; nur daß Du Deine witzige Dialektik hinter ſchlauen, gleichſam ablehnenden, doch mit beiden Händen zu greifenden Wendungen verbirgſt.“ —

Solche wiſſenſchaftliche Streite endeten unter den drei Freunden gewöhnlich, wie es überhaupt zu geſchehen pflegt, damit, daß Jeder bei ſeiner Meinung beharrte.

Obgleich Tiedge die Uebertreibungen ſeines Freundes Weſſenberg für Das erkannte, was ſie waren, ſo wurde er doch nicht ſelten von den Künſten der Gewandtheit ſeines Gegners empfindlich getroffen; indeſſen ließ

er ſich ſolche Fechterſtreiche, wie er jene Wendungen und Einfälle nannte, dazu dienen, immer aufmerkſamer auf den Gang ſeines Geiſtes zu werden, ſich mehr und mehr an logiſche Strenge zu gewöhnen, und nach philoſophiſcher Schärfe zu ſtreben. Weſſenberg war durchaus im Denken und Empfinden der ergreifbaren Wirklichkeit zugewendet; das Gebiet der Ideen nannte er das Land der Träume, Begeiſterung einen Rauſch, der oft Mord und Todſchlag, freilich nur an der geſunden Vernunft, beginge, bei welcher Gelegenheit er dann immer von Klopſtockiſchen Jüngern einen Vorrath poetiſcher Lächerlichkeiten in Bereitſchaft hatte, die er muthwillig genug deklamirte und ſo ſarkaſtiſch auslegte, daß er zuletzt ein allgemeines Gelächter erregte.

Bei Nagorzky, auf deſſen Zimmer es jederzeit am ordentlichſten ausſah, verſammelte ſich ein Mal in der Woche ein Kreis von Freunden, zu denen vor Allen Weſſenberg gehörte. Da wurden wiſſenſchaftliche Gegenſtände durchſprochen, oder Neuigkeiten aus der literariſchen Welt vorgeleſen. In dieſer Verſammlung las ein Mal Tiedge die Schlußverſe von dem zweiten Geſange der Klopſtockiſchen Meſſiade, die leider in den neuſten Ausgaben fehlen. Der raſende Abramelech faßt in der Wuth den Entſchluß, die Seele des Meſſias zu vernichten. Er ſpricht zu Satan:

„ich tödte die Seele,
die vernicht' ich; des Sterblichen Staub zerſtreue Du mühſam!
Und wenn der Ewige ſie vor andern Seelen erwählte,

Wenn er ſie, ſich zu verherrlichen, ſchuf; ſo ſoll er voll Jammer
Um ſie in einſamer Ewigkeit klagen! drei ſchreckliche Nächte
Soll er um ſie klagen! Wenn er ſich in Dunkel verhüllt hat,
Soll drei ſchreckliche Nächte kein Seraph ſein Antlitz ſehen;
Dann will ich durch die ganze Natur ein tiefes Geheule
Hören, ein tiefes Geheule am dunkeln, verfinſterten Throne,
Und ein Geheul in der Seelen Gefild, ein Geheul in den Sternen.
Da, wo der Ewige wandelt, das will ich hören und Gott ſein!" —

„Das iſt wahre, höchſte Poeſie!" rief Tiedge in ſeiner Entzückung aus. „Ja", verſetzte darauf Weſſenberg, „die höchſte Poeſie! die höchſte Begeiſterung; aber Adramelech hat Baumgarten von der monadiſchen Unzerſtörbarkeit der Seele nicht geleſen." „Und Klopſtock", erwiederte Tiedge, „hat nicht für das Publicum gedichtet, das Weſſenberg heißt. „Odi profanum vulgus!" würde er Dir zurufen, wenn er gegenwärtig wäre."

Ein andres Mal, in eben dieſer Verſammlung, zog Tiedge einen Hymnus an Gott von Einem ſeiner Bekannten aus der Taſche, und fing an zu leſen: „Singen muß ich, muß ſingen den Ewigen!" — Weſſenberg unterbrach ihn und ſagte: „Muß iſt ein bitteres Kraut." Es entſtand ein ſchallendes Gelächter. Der Vorleſer rief ihm zu: „Adramelech!" und ſteckte das Gedicht ein. Das mochte hingehen; daß er aber auch mit ſeinem ſchlagenden und ſchneidenden Witz an die größten Dichter ſich wagte, das ließ weder Ragotzky noch Tiedge unbeſtraft.

Weſſenberg liebte es, die erhabenſten Gedanken eines großen Dichters in die gemeinſte Proſa, in die Sprache des niedrigſten Lebens überzutragen, um Lachen zu erregen, welches ihm freilich immer gelang. Tiedge wurde dadurch oft ſo empört, daß er ſich einer überſtrömenden Empfindlichkeit nicht erwehren konnte. Bei einer ſolchen Veranlaſſung ſagte er ihm einsmals: „Du kaufſt Deinen Beifall ſehr wohlfeil. Es iſt nichts leichter, als das Große, das Erhabene zu parodiren, wozu kein ſonderlicher Aufwand von Einbildungskraft, Witz und Erfindung erforderlich iſt. Der Parodiſt gewinnt ſein Spiel, wenn er die Hoheit ſeines Gegenſtandes in Verbindung mit der Niedrigkeit gemeiner Lebensverhältniſſe bringt: denn daraus tritt ſodann ein Gegenſatz hervor, der das Lachen erregt. Man lacht über das Niedrige, welches an dem Hohen hinaufkriecht, nicht über das Hohe, welches der Parodiſt zu dem Niedrigen herabzuziehen vermeint. Nur an dem wahrhaft Hohen kann ſich der freche Muthwille ſo verſündigen; ja man möchte faſt ſagen: die Probe des Erhabenen iſt, daß es parodirt werden kann. Ein Werk der Mittelmäßigkeit — man ſchreitet achtlos darüber hin: es kann nicht parodirt, nicht lächerlich gemacht werden.“

Unſer Weſſenberg verdiente für den ſakrilegiſchen Einbruch in das Heiligthum unſers größten und erhabenſten Dichters ſeine Strafe zu finden in der Genoſſenſchaft des Gebietes, dem der Sarkasmus nichts anhaben kann.

Tiedge kam aus einem Meinungsſtreite mit Weſſenberg nie ohne Niederlage zurück. Dieſer war ein kalter, ruhiger Dialektiker, den nichts, weder Schimpf noch Glimpf, außer Faſſung brachte; dahingegen bei Tiedge in jedem Streite ſogleich das Gefühl in Bewegung gerieth, und ihn um die Gegenwart des Geiſtes brachte, durch die ſein Gegner ſo unüberwindlich und ſiegreich wurde. Am Schreibtiſch aber, wo das geſchriebene, nicht das tönende Wort zu ihm ſprach, befand er ſich mit ihm auf einer Linie. Hier hatte er es mit dem bloßen Begriffe zu thun, der keine Seitenſprünge machte, und nicht, wie ſein Widerſacher, mit einer im Voraus ſiegfrohen und etwas ſatyriſchen Miene ihm gegenüber ſtand. Solche literariſche Fehden der mündlichen Unterhaltung endeten nicht ſelten in perſönliche Zwiſte. Tiedge beſchuldigte ſeinen Gegner, daß es ihm nicht darum zu thun ſei, die Wahrheit, ſondern ſich, ſeinen Witz, ſeine geiſtige Ueberlegenheit geltend zu machen, und merkte in ſeiner Leidenſchaftlichkeit nicht, daß er trotz ſeiner vielleicht innigern Liebe zur Wiſſenſchaft, den nämlichen Vorwurf verdiene. Zu dieſer Erkenntniß verhalf ihm in einer vertraulichen Stunde ſein redlichſter Freund Ragotzky, und vermittelte auf dieſe Weiſe, daß das Verhältniß zwiſchen Tiedge und Weſſenberg, welches durch die Empfindlichkeit des Erſtern aus einander zu gehen drohte, wieder näher zuſammen trat. „Leidenſchaftlich", ſagte Ragotzky zu Tiedge, „wird man nicht leicht für ein Zweites, ſondern nur für ſeine eigene

Haut. Wenn Du im Wortkampfe leidenſchaftlich wirſt, ſo erinnere Dich, daß Du Deine Meinung nicht mehr als ein Zweites betrachteſt; Deine Meinung, Dein Fürwahrhalten biſt Du ſelbſt: und ſo fällſt Du dann in denſelben Fehler, der Dich an unſerm Weſſenberg beleidigt." Tiedge ward überzeugt, und verſprach ſeinem Freunde, gegen ſich ſelbſt auf der Hut zu ſein. Kam es aber dazu, jener Ueberzeugung zu folgen, ſo hatte er ihr Andenken ſchon wieder aus dem Geſichte verloren, wenn ſie nicht in der Perſon ſeines Ragotzky leibhaftig ihm vor Augen ſtand.

Am häufigſten und eifrigſten wurden in jenem Freundeskreiſe Gegenſtände der Metaphyſik verhandelt; und ſo brachte Tiedge eines Tages die Lehre von der ſittlichen Freiheit des Menſchen zur Sprache. Sein Widerſacher war wiederum Weſſenberg. „Die Lehre von der moraliſchen Freiheit des Menſchen", ſagte er, „iſt eine hinfällige Behauptung, die keinen Halt, weder in ſich, noch in den Analogieen der Natur hat. Innerlich iſt ſie auf kein abſolutes Bedürfniß, auf keine unbedingte Nothwendigkeit gegründet, und eben ſo wenig findet ſie ihre Rettung außen in den Analogieen der Natur, die mit allen ihren Weſenheiten an unablösbare, unverbrüchliche Geſetze gebunden iſt. Der Menſch iſt ein Sohn der Natur. Konnte die Mutter ihm Etwas mitgeben, was ſie ſelber nicht hat? Wird der Strom ein anderes Weſen, als der Quell, dem er entrann?" Tiedge verſetzte hierauf: „Wenn Du das für den ganzen

Menſchen nimmſt, was an ihm die Sinne wahrnehmen: ſo haſt Du Recht; aber in dem Weſen, welches die Menſchenbildung darſtellet, wohnet eine Kraft zu denken, eine Kraft, die umgebende Welt gleichſam nachſchaffend oder wiederſchaffend ſich vorzuſtellen, eine Fähigkeit, in der Vorſtellung Gegenſtände zu vergleichen, zu verbinden und daraus ein Drittes herzuleiten, ein Vermögen, ſich bewußt zu ſein, mit einem Worte: es wohnet in der Menſchengeſtalt ein geiſtiges Leben, ein höheres, wovon die Natur allerdings keine Analogie aufzuweiſen hat."

Dagegen behauptete Weſſenberg: „Was Du das geiſtige Leben des Menſchen nenneſt, ſcheint mir nichts weiter, als das Reſultat zuſammenwirkender Kräfte zu ſein. Eben ſo würden wir den Duft, das geiſtige Leben der Roſe zu nennen, befugt ſein." „Du meinſt alſo", ſagte Tiedge, „das geiſtige Leben des Menſchen ſei das Ergebniß der, an der Materie haftenden, zuſammenwirkenden und nach einem Punkte der Einheit unwillkürlich hinſtrebenden Kräfte? Wäre dem wirklich alſo, dann müßte es in dem Menſchen immerdar recht ordentlich zugehen; er würde eine Art von Mühlenwerk darſtellen, wo die Räder nach ihrer Beſtimmung in einander greifen; indeſſen iſt in dem, von den zuſammenwirkenden Kräften erſtrebten Punkte der Einheit oft ein merkwürdiger Zwieſpalt wahrzunehmen, der einige Philoſophen veranlaßte, kurz und gut zwei Seelen in der menſchlichen Natur anzunehmen. Ich berufe mich auf Deine eigene Erfahrung. Dein Bewußtſein wird Dir

ſagen, wie oft Du mit Dir ſelbſt in Kampf gerathen biſt, Dies oder Jenes zu thun, oder nicht zu thun. Wenn nun jene, an der Materie haftenden, zu einem Punkte der Einheit hinſtrebenden zuſammenwirkenden Kräfte ihre beſtimmte Anweiſung haben: wie kommt es nur, daß es unter ihnen doch zuweilen rebelliſch wird?"

„Ja, ja," fiel lachend Weſſenberg ein, „das Mühlenwerk der menſchlichen Organiſation iſt in den, nicht ſehr reinen, Strom der Ereigniſſe hingebaut, der zu Zeiten Schlamm in das Rädergetriebe zu bringen pflegt: da geht es denn freilich nicht, wie es gehen ſollte. Aber wenn ich Dir auch zugebe", fuhr er fort, „daß in dem Menſchen zwei Naturen walten, eine geiſtige und eine nichtgeiſtige, die in einer Art von gegenſätzlichem Verhältniſſe zu einander ſtehen; wenn ich Dir auch alle Folgerungen, die Du aus Deinen Abſtractionen und Concretionen herleiteſt, einräume: ſo fehlet doch noch Viel, um die moraliſche Freiheit des Menſchen über alle Zweifel zu erheben. Gott, der Schöpfer der Welten, hat von Anbeginn, oder wenn man lieber will, von Ewigkeit her, ſein unermeßliches Werk mit allen Folgen ſeiner Dauer bis zu der kleinſten Einzelheit hinab überſchauet: — wenn nun alſo Gott das ganze Sein und Weſen des Menſchen vorher geſehen hat, ſo war ja die Lebensbahn deſſelben vorgezeichnet, ſie war fertig, ehe der Menſch ſie betrat: wie kann demnach von einem freien Walten ſeines Willens die Rede ſein?"

„Du ſchiebſt", antwortete Tiedge, „den Standpunkt, von welchem der Gegenſtand der ſittlichen Freiheit des Menſchen zu betrachten iſt, in ein Gebiet hinüber, welches unendlich weit außerhalb dem Bereiche unſerer Verſtandeskräfte liegt. Wir kennen nur unſer Verhältniß, wie wir zu Gott ſtehen, als Geſchöpfe ſeiner Hand, als Kinder eines Vaters, als Genießer ſeiner Wohlthaten; von dem Verhältniſſe der Gottheit, wie Gott mit ſeiner Allwiſſenheit zu uns ſteht, davon können wir, weil wir Menſchen, nicht Gott ſind, durchaus nichts wiſſen. Das von daher genommene Argument gegen unſere ſittliche Freiheit muß demnach in ſich ſelbſt zerfallen. Dagegen bieten ſich in unſerem innerſten Weſen, in unſerem tiefſten Bewußtſein die helleſten Nachweiſungen unſerer geiſtigen Selbſtſtändigkeit dar.

„Neigung und Geſinnung ſind die beiden Grundelemente des menſchlichen Daſeins: jene gehöret der Erde an, iſt im Naturdienſt befangen, dieſe, indem ſie ſich einem höheren Leben zuwendet, hat der Erde nichts zu verdanken: welchem von den beiden Grundelementen in dem Kreiſe unſerer Thätigkeit die Herrſchaft gebühret, darüber iſt wohl kein Streit; denn haſt Du jemals eine Großthat bewundert, an die der Thäter, ungeachtet des Widerſpruches ſeiner ſinnlichen Natur, ſein Leben ſetzte: ſo haſt Du dadurch eingeräumt, daß es für den Menſchen Etwas gebe, das höher liegt, als der Blumenanger, wo der Genuß weidet, den der

Menſch mit dem Thiere gemein hat. Dort in dem Höheren waltet, dem Gebiet angemeſſen, des Menſchen höhere Natur: die Geſinnung; hier auf der Weide des Genuſſes die niedere: die Neigung. Wenn beide in Zuſammenſtoß gerathen, wer mag behaupten, daß das Niedere ſich ſtellen dürfe über das Höhere? Die Geſinnung ſoll herrſchen, und Herrſchaft läßt ſich ohne Freiheit nicht denken: es iſt alſo Etwas in dem Menſchen, das frei iſt; und dieſes Etwas iſt der Menſch ſelbſt, er iſt es in der höheren Bedeutung des Wortes. Die Geſinnung lebt in und von ihrer inneren Kraft; die Neigung hänget an Reizen von Außen; die Geſinnung will; die Begierde muß, wo kein Wille ſie hält. Sie iſt mit dem Thiere, mit dem Engel iſt die Geſinnung verwandt. Die That einer hohen Geſinnung feſſelt vielmehr unſere Aufmerkſamkeit, als ein tüchtiges Werk der geübteſten Kunſt. Wir betrachten ein ſolches mit Wohlgefallen, und fragen nur beiläufig nach dem Meiſter; begegnet uns aber der Ruf einer hohen That: ſo wendet ſich das Entzücken der Bewunderung ſogleich zu der Geſinnung, aus der ſie hervorging. Wenn Scipio der heftigſten und mächtigſten Leidenſchaft die That abkämpfte, welche die, durch das ſogenannte Kriegs- und Eroberungsrecht in ſeine Gewalt gegebene, ſchöne Braut des celtiberiſchen Fürſten dem Bräutigam unentheiliget zurückgiebt, ſo ſagen wir: Scipio hat höher über ſich ſelbſt, als über ganz Afrika triumphirt. Die Geſinnung, die Geiſtesfreiheit

iſt es, die hier in der ſchönen Verklärung des erhabenſten Sieges erſcheint. Während die ſinnliche Neigung, die Begier, der leidenſchaftliche Trieb, die Knechtſchaft im Naturdienſte nicht verläugnen kann, trägt die Geſinnung über Reiz und Genuß ihr freies, königliches Haupt empor."

Weſſenberg nahm das Wort, und ſagte zu Tiedge: „Du haſt eine gewandte Beredſamkeit gezeigt; indeſſen wirſt Du nicht in Abrede ſein können, daß die Krone auf dem Haupte Deiner Königin nicht immer ſehr feſt ſitze. Gegen einen Scipio ließe ſich eine große Schaar Antiſcipionen aufſtellen."

„Ich weiß es", verſetzte hierauf Tiedge, „daß es in moraliſcher Hinſicht Freie giebt, die ſich freiwillig in die Knechtſchaft begeben; zahlreich iſt das Geſchlecht des Eſau, der für ein Linſengericht ſein Recht der Erſtgeburt verkaufte; doch ein Haupt, deſſen Krone wankt, iſt immer ein gekröntes, wenn gleich ſchwaches Haupt. Ja das Schwanken ſelbſt macht, daß wir erſt recht lebhaft empfinden, welches Kleinod wir feſtzuhalten haben, und läßt uns deſſen erſt recht inne werden. Auch die Bewunderung, welche die Antiſcipionen jenem Hohen nicht verſagen können, führet oder vollendet den Beweis für meine Behauptung. Aber noch Eins, mein geliebter neckender Widerſacher, Du biſt ein Juriſt und haſt es mit der Geſetzgebung, mit der Auslegung und Anwendung der Geſetze zu thun. Alle Geſetzgebung gründet ſich auf die Vorausſetzung der menſchlichen Willens-

freiheit, und iſt ohne dieſe ſo wenig denkbar, als eine Ethik, ein corpus juris für Affen und Hunde. Die Geſetzgebung nimmt unbedenklich an, daß dem menſchlichen Weſen eine ſelbſtſtändige Kraft inwohne, die da fähig und vermögend ſei, den ihm ebenfalls innig beiwohnenden rohen, auf thieriſchen Genuß ausgehenden, Naturtrieb der Beſonnenheit und Maßgebung zu unterwerfen, ihn zu beherrſchen. Und ſo wendet ſich in einem menſchlichen Verein die äußere Satzung an die innere jedes einzelnen Menſchen, mit der ſie, inſofern ſie rein menſchlicher Art iſt, übereinſtimmt. Dieſemnach iſt es nicht das Geſetz, welches die Entſchließung, das Wollen des Menſchen beſtimmt, ſondern es iſt die durch das Geſetz veranlaßte Selbſtbeſtimmung, die den Menſchen dazu bringet, unter gewiſſen vorwaltenden Umſtänden dieſes oder jenes zu thun, oder nicht zu thun. Wenn nun die Allgemeinheit dieſer Wahrnehmung unter allen Völkern, vom Griechen bis zu dem Eskimo, nicht zu läugnen iſt: ſo findet die Behauptung der menſchlichen Willensfreiheit ſchon allein hierin, außer jenen früher angeführten Thatſachen, eine ſtarke Begründung.“ —

Wie ſcharfſinnig, geiſtreich und ſieghaft auch Tiedge mit dieſer ſeiner Schlußfolgerei ſich in ſeiner Eitelkeit vor ſeinem Gegner erſcheinen mochte, ſo wollte dieſer ſich noch nicht für überwunden halten und ſagte: „Was die Vorausſetzung betrifft, womit ſich ein Geſetzgeber an die Willensfreiheit oder Willensfähigkeit der Unterthanen

wenden ſoll: ſo iſt dieſe, die Vorausſetzung nämlich, keineswegs über allen Zweifel erhaben. Es laſſen ſich Geſetze denken, und ſind wohl oft ſchon zur Erſcheinung gekommen, wo dem Sollen ſchwerlich ein Wollen entgegen kommt. Wenn z. B. eine Regierung die Verordnung einer Abgabe bekannt macht, ſolche für den Uebertretungsfall mit dem Geſetz einer Strafe in Gelde begleitet, und dabei verfügt, daß jeder Unterthan gehalten ſein ſolle, ſeinen Nachbar verrätheriſch zu belauern und den zu ſeiner Wiſſenſchaft gelangten Uebertretungsfall heimlich der Behörde anzuzeigen, wogegen dem Angeber nicht nur Verſchweigung ſeines Namens, ſondern auch — um die Unwürdigkeit eines ſolchen Spionirgeſetzes recht voll zu machen — ein Theil der Strafgelder geſetzlich zugeſichert wird; denke Dir ein ſolches Geſetz mit allen Folgen von Habſucht, Argwohn, Haß und Verfolgung, die es hinter ſich ſchleppend unter die Genoſſen einer Bürgerſchaft ausſtreuet!“

Tiedge erwiederte dagegen: „Du ſtellſt mir da die allerſchlimmſte von allen Verirrungen auf, womit eine Regierung ſich an der ihr zuſtehenden geſetzgebenden Macht verſündigt, eine Verirrung, welche ſie einer offenbaren Selbſtentehrung preisgiebt. Jedoch iſt mir kein Fall einer ſolchen Verruchtheit bekannt. Nur das Verbrechen der Staatsverrätherei darf eine Maßregel rechtfertigen, die jeden Staatsbürger verpflichtet, ein ſolches zu ſeiner Entdeckung gelangtes Verbrechen anzuzeigen. Jedoch dieſer Fall gehört nicht unter die

Umfaſſung Deines Widerſpruchs, und dieſer hat überſehen, daß ich von äußern Satzungen rede, welche die innern des Menſchen anſprechen, inſofern jene rein menſchlicher Art ſind, wobei ich jedoch keineswegs in Abrede ſtellen will, daß unter dieſem Deckmantel oft allerlei politiſche und polizeiliche Verordnungen eingeſchoben werden, welches zu gewiſſen Zeiten und unter gewiſſen Umſtänden nicht zu tadeln ſein mag. Der Menſch iſt gehorſam, das Thier folgſam, jener dem Geſetze, dieſes dem Zwange.“ —

So endete nun dieſer philoſophiſche Freiheitskampf ziemlich freundſchaftlich, obgleich Weſſenberg es auch an verfänglichen Wendungen und witzigen Fechterſtreichen, um die Lacher zu gewinnen, nicht fehlen ließ, denen es aber dies Mal nicht gelang, den Vertheidiger der Willensfreiheit außer Faſſung zu bringen, indem derſelbe die für ihn geſtimmte beifällige Theilnahme in den Blicken der ganzen Geſellſchaft las. Dieſe ſichtbare Theilnahme unterſtützte ſeine Beſonnenheit, und half ihm feſthalten die Geiſtesgegenwart, die ſonſt ihn ſo leicht verließ. Weſſenberg reichte ihm die Hand mit den Worten: „Du haſt Deine Behauptung gut durchgeführt.“ Die Geſellſchaft erklärte ihn für den Sieger; vorzüglich aber entzückte ihn der Beifall, den ihm ſein Ragotzky zugeſtand.

In der Freude, oder vielmehr in der Eitelkeit ſeines Herzens beſchloß er, den an jenem Verſammlungstage durchkämpften Meinungsſtreit, von dem er zuvor ſchon

einige Züge auf das Papier geworfen, ausführlich in einen Aufsatz zu bringen und diesen dem Professor Schütz zur Beurtheilung vorzulegen. Ragotzky, dem er diese Absicht vertraute, sagte ihm ohne Umschweif: „Glaube mir, lieber Tiedge! es ist nicht Liebe zur Wissenschaft, welche Dich zu diesem Entschlusse bringt, sondern Eitelkeit treibt Dich dazu, nichts Anderes, als Eitelkeit! Auch verlangst Du vom Professor Schütz nicht sein Urtheil, sondern seinen Beifall, dessen Du, weil Du uns befriedigt hast, ziemlich gewiß zu sein glaubst. Indessen schreib, wenn es Dich treibt; aber behalte Deine Schrift im Pulte! Ueberhaupt", fuhr er fort, „muß ich Dir rathen, nicht zu viel Zeit philosophischen Spekulationen zuzuwenden, wobei doch am Ende nichts mehr herauskommt, als was der gemeine Menschenverstand herausbringt, wenn er mit einem klaren, geistigen Anschauungsvermögen begabt ist." — Der von seinem Freunde mit so vielem Ernst über ihn ausgesprochene Vorwurf der Eitelkeit schmerzte Tiedge'n nicht wenig. Er prüfte sich mit aufrichtiger Strenge und mußte, was ihm noch mehr schmerzte, sich getroffen fühlen.

Er schrieb, und zwar in gesprächlicher Form, seinen Aufsatz, der ihm unter den Händen zu einer nicht berechneten Stärke anwuchs, denn sein Ideengang, der auf seinem Wege nothwendig den wichtigen Fragen über Gott, Tugend und Unsterblichkeit begegnen mußte, führte ihn immer tiefer in das Gebiet seiner Betrachtung hinein. Bei dieser Gelegenheit kam ihm der Gedanke:

ein Werk oder Werklein zu ſchreiben, welches, wo möglich in poetiſcher Form, ſich über jene großen Fragen vernehmen ließe, die jeder denkenden Seele ſich aufdringen. Die lebhaftere, eindringliche, den Lehrton durchaus verſchmähende und zu dem Gefühl redende Sprache der Muſen, das mit leichtem, beſcheidenen Schmuck ſchimmernde Gewand der Darſtellung, die raſche, logiſche Bewegung der Gedanken — dieſes Alles, glaubte er, müßte einem ſolchen Werke eine allgemeinere Zugänglichkeit verſchaffen. Dieſer Gedanke füllte ſeine ganze Seele aus, machte ihn ungewöhnlich ſchweigſam, in ſich gekehrt und ungeſellig, ſo daß er ſeinen Freunden auffallend verändert erſcheinen mußte. Ihre zudringlichen Fragen fertigte er mit unbeſtimmten Antworten ab. Nur ſein Ragotzky ließ ihn ungeſtört ſeinen ſtillen Weg gehen, wohl wiſſend, daß er für ihn nicht lange Etwas geheim halten könne. So ging der Sinnende mehrere Wochen umher; dann entwarf er eine Charakteriſtik des Gedichtes, das der Gegenſtand ſeines ausſchließenden Gedankens war, und trug ſie in ſein Tagebuch ein. — Ein ſolches Gedicht, ſagte dieſe Charakteriſtik, ſtellet keinen oberſten Grundſatz auf, aus welchem in abſteigender Linie die beabſichtigten Herleitungen gefolgert werden, ſondern es ſpricht ſeinen Hauptgedanken aus, deſſen Wahrheit, Wichtigkeit und Begründung in der Entwickelung deſſelben, wie Strahlen aus einem Lichtpunkte, hervorgehen. Hieraus ergiebt ſich nun, daß ein ſolches Gedicht kein eigentliches

Lehrgedicht ſein wird, welches, um ſeinen poetiſchen Rang zu beurkunden, ſich auf Reim und Metrik beruft; ſondern es wird eine helle, begeiſterte Darſtellung umfaſſen, es wird Feierſtunden der Gottesoffenbarungen, die tiefe Bedeutung des Menſchenlebens, den ſtillen Triumph der Geſinnung, dieſes Höhere, worin Gott iſt, die geheimnißvolle Ahnung von einer Geiſterwelt, die unendliche Sehnſucht nach Licht, Liebe, Freiheit und Frieden, mit einem Worte: es wird den unvollendeten Himmel angefangener Seligkeiten darſtellen, der in einer unentweihten Menſchenbruſt wohnt.

Dann ging er an die ſchwierige Arbeit, an die Entwerfung des Planes und an die Wahl der Form. Gewiſſermaßen war der Plan des Gedichtes in jener Charakteriſtik deſſelben ſchon angedeutet. Das Werk beginne mit Gott, dem ewigen Urquell alles, ſowohl des allgemeinen, als des beſonderen, menſchlichen Lebens, das ſeine ewig fortſchreitende Vollendung in der Tugend findet, die ihre Wurzel hat in der Freiheit.

Nun kam es darauf an, Einkleidung und Versart, überhaupt eine Form zu wählen. Die geſprächliche Einkleidung, worin jener Aufſatz, die Freiheit betreffend, gefaßt war, fiel bei einer poetiſchen Behandlung, die mit Vermeidung jedes vorlauten didaktiſchen Anklanges, lyriſch gehalten ſein ſollte, von ſelbſt weg; gleichwohl aber gewährt ſie den Vortheil, den Leſer, der gern Partei nimmt, in die Verhandlung zu ziehen, und ihm ſomit eine gewiſſere Theilnahme abzugewinnen. Sollte

nun dieſer Vortheil dem zu bearbeitenden Werke zugewendet werden, ſo mußte es Etwas von jener geſprächlichen Einkleidung an ſich tragen. Um dies zu bewirken, wurde beſchloſſen, dem eigentlichen Gedichte, welches, ſeiner lyriſchen Natur wegen, ſich in Geſänge abtheilen würde, einen Trauergeſang vorangehen zu laſſen, der in den Klagen eines Zweiflers die Einwürfe enthielte, die gegen verſchiedene Sätze der Darſtellung auftreten könnten. In dieſem Vorgeſange müßte ſich, jedoch nur leiſe bemerkbar, die Linie hinziehen, auf der ſich die antwortenden Geſänge fortbewegten. — Die Wahl der Versart war bald getroffen: dem zweifelnden Klagegeſange ziemte der elegiſche Trochäus, den übrigen Geſängen bot der freudig, doch gehalten auftretende Jambus ſich dar.

Sorgfältig bewahrte er dieſe Vorbereitungen in dem ehemaligen Tagebuche, welches längſt ein Magazin von allerlei reifen und unreifen Früchten ſeines Forſchens und Nachdenkens, von angefangenen und halb vollendeten, poetiſchen und proſaiſchen Aufſätzen geworden war. Der Gedanke jener Vorbereitungen hatte bald eine gewiſſe Schooßkindſchaft in ſeinem Herzen gewonnen, und begleitete ihn unabläſſig, beſonders zu den Oertern ſeiner Einſamkeit hin.

Das Auffaſſen einer Idee, die Entwerfung des Planes, kurz die Vorarbeit einer Arbeit war ihm immer ein ſüßes Geſchäft, welches ihn oft mit einem kindiſchen Entzücken erfüllte; aber das Zurweltbringen

ſchreckte ihn. Wenn es zur Ausführung kommen ſollte, dann überfiel ihn jedes Mal, auch bei dem geringfügigſten Unternehmen, eine Zaghaftigkeit, die jenes kindiſche Entzücken ihm nie ungeſtraft hingehen ließ. So ſtand er alsdann, wie ein blöder Jünger, vor ſeiner eigenen Idee mit der Furchtſamkeit, die ſeit den Tagen ſeiner Unterdrückung nicht mehr von ihm gewichen, und ihn vor dem Beginne eines Werkes neckte, bis er den erſten glücklichen Griff an die Arbeit gethan. Dann aber trug ihn die heiterſte, zuverſichtvollſte Unbefangenheit über alle Schwierigkeiten ſeines Unternehmens mächtig empor.

Er begann den erſten Geſang, die Klagen des Zweiflers, deren ſchwermuthvolle Töne mit einer gewiſſen Geläufigkeit und Fülle ſeiner Empfindung entquollen, einer früher gehörten und im Gedächtniß der Gefühle noch umherklingenden Muſik gleich, indem ſie die Wehmuth des Zuſtandes ausdrückte, durch den ſeine eigene Seele gegangen, ehe ſie zu der Ruhe, die mit klarem Blicke das Leben des Geiſtes erkennt, und zu den Tröſtungen gelangt war, die uns glücklich und ſiegreich hinweg helfen über die abſchreckenden und anlockenden Täuſchungen des Lebens.

Unter ſeinen Freunden war Nagotzky der erſte, dem er Kunde von ſeiner neueſten Beſchäftigung gab, und dem er den Plan ſeines Werkes und das Fragment des erſten Geſanges vorlegte. Der Freund ſchüttelte den Kopf und ſagte: „Ich ſetze voraus, daß Du die Schwie-

rigkeiten nicht übersehen haſt, die ſich Deiner Arbeit entgegen ſtellen werden: und ſo bewundere ich Deinen Muth, der, wie Dein Plan vorſchreibt, es unternimmt, abſtracte Begriffe in eine lebendige, faſt möcht' ich ſagen, geſtaltartige Darſtellung zu faſſen, und wiederum dieſer Darſtellung eine ſcharfe philoſophiſche Beſtimmtheit, das iſt, eine unzweideutige Wahrheit mitzugeben, die hinter keinem poetiſchen Bilde hervor ſchielen darf. Das Fragment da, dieſer Anfang Deiner Arbeit, der keineswegs ein Siegesanfang iſt, kann Dir — wie leicht er auch Deiner Feder entfloſſen ſein mag — den Muth nicht einflößen; denn nichts iſt leichter als zu zweifeln und die Zweifel tragiſch genug zu beklagen."

„Ich weiß das, mein Lieber", ſagte Tiedge, „und will mit meinem Vorgeſang nichts weiter, als den Leſer aufregen, ihn empfänglicher machen für die folgenden Geſänge."

„Aber wirſt Du nicht", verſetzte Ragotzky, „die Stimmen unſerer Geſellſchaft über Deine Idee abhören?"

„Sehr gern", antwortete Tiedge.

„Nur Weſſenberg's Witz — kann Dich —" fiel Ragotzky ein, „in gegenwärtigem Falle um ſo weniger irren, da Du dieſelben Gedanken ſchon früher gegen ihn durchgefochten haſt und eine wiederholte Verhandlung derſelben nur eine Verfolgung Deines Sieges iſt."

In der nächſten Verſammlung trat Tiedge mit ſeiner Idee hervor, theilte ſeinen Plan mit, und las das ſchon

weiter ausgeführte Fragment des ersten Gesanges vor, der damals mit folgenden Versen anfing:

„Was ist Wahrheit? wohnt sie hier auf Erden?
Ach und will sie eigensinnig nur
Stets gesucht und nie gefunden werden?
Oder ist im Himmel ihre Spur?“

Tiedge hatte kaum diese Zeilen gesprochen, so rief eine mißbilligende Stimme: „Was soll ein solches Ungewißmachen nützen? Haben wir der Ungewißheiten nicht genug? Wozu soll es dienen, Glaubenssätze zweifelhaft zu machen, auf denen der innere Friede mancher guten Seele ruht? Ist es verdienstlich, ihr diese Ruhe zu verkümmern? Ist es verdienstlich, einen harmlosen Wanderer niederzuwerfen, um ihn aufrichten zu können?“

Der Verfasser des Fragmentes wurde durch diesen Angriff nicht wenig betroffen, doch nicht außer Fassung gebracht. Ruhig erwiederte er dem tadelnden Freunde: „Es kann wohl nicht meine Absicht sein, die Summe der Zweifel und Ungewißheiten zu vermehren; mein Zweck ist vielmehr: die vorhandenen für Denjenigen, der auf seinem Lebensgange dergleichen begegnet, soviel an mir ist, zu entkräften. Wer von einer Krankheit genas, pflegt ja dem an ähnlichem Uebel Leidenden gern die Mittel anzupreisen, so ihm zur Genesung verhalfen. Ein nicht fest Stehender wird niedergeworfen werden von jeder Veranlassung, die nicht ein Mal eine aufrichtende Hand mitbringt. Nur der Trost, den ein Mit-

klager dem Klagenden darbietet, haftet in der verwundeten Seele."

„Bravo! bravo!" riefen mehrere von der Gesellschaft. Dagegen trat Wessenberg auf und sagte zu Tiedge: „Du weißt, was ich von Lehrgedichten überhaupt halte. Unpoetisches kann durch Poesie nicht poetisch gemacht werden; sonst ließe sich ja wohl über das ehrbare Schlosserhandwerk ein Lehrgedicht schreiben."

„Allerdings", antwortete Tiedge, „das würde was zu lachen geben. Eben so hätte — um ein Gleichniß aus einer höheren Stellung, als die meinige ist, zu nehmen — ein griechischer Wessenberg von dem Verfasser der Ilias sagen mögen: dieser Sänger könnte uns ja wohl eine Batrachomyomachie schreiben; er hat sie geschrieben, und wir lachen."

Wessenberg fuhr fort: „Philosophie und Poesie sind zwei einander widerstrebende Elemente! Du wirst ein Werk liefern, welches nicht Poesie, nicht Philosophie ist — ein Zwittergeschöpf!"

„Ist der Mensch", erwiederte Tiedge, „ein Zwittergeschöpf, weil er aus Leib und Seele besteht? Auch gehen, nach meinem Dafürhalten, Poesie und Philosophie nicht nur friedlich mit einander, sondern ich kann mir auch, mit Ausnahme jener anakreontischen Spielereien und was dahin gehört, keine wahre Poesie ohne Philosophie denken."

„Das ist Deine Ansicht", fuhr Wessenberg fort:

„aber wie wirſt Du es anfangen, die ſchwerfällige, abſtruſe Mundart der Philoſophen, die mit Soriten und Syllogismen in barbara verkehrt, in die leichte, tanzende, ſchwebende, melodiſche Sprache der Muſen zu überſetzen?"

„Das iſt eben die Aufgabe, die ich mir geſtellt," antwortete Tiedge. „Ich weiß ſehr wohl, es iſt nichts ſchwerer, als das Leichte, in der Erſcheinung nämlich."

„Uebrigens", ſagte Weſſenberg, „muß ich geſtehen, daß der Plan Deines künftigen Werkes, ſo wie deſſen Charakteriſtik, die aus jenem gezogen iſt, ſich wie ein entferntes Gebäude auf einer ſonnigen Anhöhe recht hübſch ausnimmt. Wir werden ja ſehen, wie es ſich darſtellen wird, wenn wir mit Dir droben ſein werden. Aber noch Eins muß ich Dir ſagen: Du wirſt zwei Gattungen von Kunſtrichtern in die Hände fallen: den Belletriſten und den Philoſophen vom Handwerk. Die Erſteren, von denen jeder ſeine eigenen Grundſätze behauptet, werden die Form Deines Produktes beſtreiten; die Letzteren, jeder wiederum aus ſeinem abgeſonderten Syſtem hervortretend, dürften die Materie angreifen. Lukrez, ſcheint es, hat Beiden genügen wollen. Die Muſenjünger fertigt er mit ſchönem poetiſchen Beiwerk, mit hohen dichteriſchen Tiraden ab; dahingegen laſſen ſich in anderen Stellen ſeines Gedichtes offenbar ganze Reihen von Syllogismen für die Philoſophen nachweiſen."

Tiedge antwortete: „Zwiſchen Beiden gehen Menſchen; auf die habe ich meine Rechnung geſtellt.“

Endlich fragte noch eine Stimme den Fragmentiſten: „Haſt Du Pope's Verſuch über den Menſchen geleſen? Dies Werk iſt eins der trefflichſten in der engliſchen Literatur; es ſcheint mit Deiner Idee zuſammen zu fallen. Wir Deutſche haben noch kein Werk dieſer Art.“

„Ich habe“, erwiederte Tiedge, „außer Horazens Epiſteln und Satyren nichts geleſen, und will, bevor ich mit meiner Arbeit fertig bin, nichts leſen, was mit meinem Gegenſtande verwandt iſt, um keinen Einfluß, keine fremde Richtung zu mir eindringen zu laſſen.“

Die ganze Geſellſchaft war größten Theils mit dem Verfaſſer des Fragmentes zufrieden. „Du haſt Deine Sache gut geführt!“ rief Einer ihm zu. „Nun friſch an's Werk!“

Ob nun gleich dieſer ziemlich allgemeine Beifall, den ſein Beginnen fand, ſeinen Muth mit einem gewiſſen Selbſtvertrauen ausrüſtete, welches ihm ſonſt nicht eigen war: ſo konnte er dennoch auch dies Mal ſich des, ſonſt ſehr unlöblichen, im gegenwärtigen Falle aber vermuthlich ſehr glücklichen Aufſchiebens nicht erwehren. Und wenn er in der Folge zufällig an die Ausführung ſeines Planes erinnert wurde, ſo ließ er ſich immer gern ein anderes Geſchäft dazwiſchen kommen.

Die nächſte Veranlaſſung, ſein Werk aus den Augen zu verlieren, gab ein Ausflug, den er mit Ragotzky, Weſſenberg und einigen Anderen zur Meſſe nach Leipzig

machte. Das Meßgewühl regte ſeinen Geiſt mächtig auf, und füllte ſeine Einbildungskraft mit Bildern eines für ihn ganz neuen Lebens. Ragotzky führte ihn in das Theater. Die Operette „Liſuart und Dariolette" ward aufgeführt. Es iſt nicht zu beſchreiben, wie dieſe Darſtellung auf ſeine Phantaſie wirkte. Er vermochte ſich kaum zu halten, um die Ausrufungen des Entzückens, das ſeine Seele bewegte, nicht laut werden zu laſſen. Lange noch klangen die lieblichen Arien und Lieder in den Tiefen ſeiner Seele umher. Abends, als er mit ſeinen Freunden beim Nachteſſen ſaß, und die Rede auf das Schauſpiel kam, umgaukelten ihn von Neuem die Bezauberungen der Bühne. In der „Dariolette" war ihm eine Pſyche erſchienen, die, den Umarmungen eines Engels entwendet, ſich in den ſüßwehmüthigen Tönen: „O! Bild voll göttlich hoher Reize" nach ihrer himmliſchen Heimath zurück ſehnt. Ragotzky lächelte, Weſſenberg lachte ihn aus, und ſagte: „Was die Umarmung betrifft, ſo kann es damit ſeine Richtigkeit haben; nur mit dem Engel — das war ſein Ausdruck — dürfe es wohl nicht eben ſo richtig ſein."

„Böſer Geiſt, der Du biſt!" erwiederte Tiedge, „daß Du immer Unkraut unter meinen Waizen ſäen mußt!"

„Es iſt nicht meine Schuld", verſetzte darauf Weſſenberg, „daß Du Unkraut für Waizen anſiehſt, weil jenes in eben dem ſchönen Frühlingsgrün prangt, wie dieſer. Deine Käſichterziehung hat Deine Weltkenntniß verſpätet."

„Das Theater", fuhr Tiedge in ſeiner Begeiſterung fort, „könnte und ſollte eine Bildungsanſtalt für das Volk ſein, eine Sittenſchule."

Weſſenberg lachte: „Ja, ja, Theaterpredigten werden die Leute fromm machen." — Tiedge, durch dieſen Spott verletzt, ſchwieg.

Den folgenden Tag führte Ragotzky ſeine beiden Freunde Weſſenberg und Tiedge nach einem öffentlichen Garten vor Leipzig, und bewirthete ſie dort in einer ziemlich geräumigen Laube, wo ſich bereits eine Geſellſchaft von Männern nebſt einem Frauenzimmer vorfand. Auf die Männer achtete Tiedge nicht, aber die weibliche Geſtalt machte einen unangenehmen Eindruck auf ihn. Sie war nicht mehr jung, welches der Putztiſch, der ſie jugendlich genug ausgeſtattet, mit dem beſten Willen nicht zu läugnen vermochte: ihre Geſtalt wohl gebaut; aber von ihrem Geſichte, welches nichts weniger als ſchön war, hatte ſich die ehemalige beſtimmte Phyſiognomie gänzlich verloren. Die natürliche ſchüchterne Jungfräulichkeit hatte ſie durch eine Künſtlichkeit erſetzt, die ſich als ſolche dem oberflächlichſten Blicke verrieth. Sie that und ſagte Manches, was ein ſehr junges, unerfahrnes Mädchen auch wohl ſagt und thut; aber wie anders erſcheint dieſes in den Bewegungen und in der Haltung einer friſchen unverdorbenen Jugendnatur; und wie anders klingt jenes von den Lippen der Unſchuld! — Die Tiſche in der Gartenlaube ſtanden ſo nahe beiſammen, daß von einem Tiſche zu

dem andern bequem herüber geſprochen werden konnte. Zwiſchen beiden Geſellſchaften bewegte ſich die Unterhaltung hin und her. Das Geſpräch betraf das geſtrige Singſpiel. Auch die Dame gab ihre Worte dazu, die in der That ſehr treffende Urtheile enthielten.

Tiedge ſagte zu ihr: „Sie waren geſtern im Theater, was ſagen Sie von der himmliſchen Dariolette?“ —

Sie ſchlug die Augen nieder; aber zwiſchen den Augenliedern kroch ein Blick hervor, der dem Fragenden mißfiel; und einer von den Männern ſagte lachend: „Die Dame, zu der Sie ſprechen, iſt es, die geſtern die Dariolette geſpielt hat.“

Tiedge machte eine ſtumme, dumme Verbeugung, unter allen, die er in ſeiner Blödigkeit jemals gemacht, wahrſcheinlich die dümmſte. Den Spötter Weſſenberg, der ihm gegenüber ſaß, wagte er nicht anzuſehen, um von deſſen ſatyriſchem Blicke nicht getroffen zu werden.

Ob dieſes Zuſammentreffen zufällig oder zwiſchen Weſſenberg und Ragotzky verabredet war, hat Tiedge nie mit Gewißheit erfahren. — Die Geſellſchaft kehrte an demſelben Abend nach Halle zurück. Dort fürchtete Tiedge die erſte Zuſammenkunft mit Weſſenberg, die er, da er bei Ragotzky wohnte, nicht vermeiden konnte. Die erſte Frage, die Weſſenberg an Tiedge richtete, war: „Nun, lieber Tiedge, was ſagſt Du von der himmliſchen Dariolette?“

„Schweigen wir davon", erwiederte Tiedge. Weſſenberg ſchwieg nicht, ſondern erzählte aus dem Leben dieſer Schauſpielerin häßliche Geſchichten, die er, um Tiedge von ſeiner thörichten Begeiſterung zu heilen, recht ſorgfältig in Leipzig eingeſammelt hatte.

Tiedge war freilich aus ſeinem Himmel gefallen. Abermals ein verlornes Paradies, welches ihn lehrreich genug an den Verluſt jener Schäferwelt in ſeiner Knabenzeit erinnerte! Jedoch die leidenſchaftliche Vorliebe für das Theater, die er aus Liſuart und Dariolette mitgenommen, blieb dieſelbe. Den Hauptantheil an dieſer Vorliebe hatte das Singſpiel. Geſchmack kann nicht erlernt werden, ihn giebt die Natur, zur Reife bringt ihn die Zeit. Tiedge's ungereifter Geſchmack und ſeine Freude an der Muſik vereinten ſich hier, ihn hinweg ſehen zu laſſen über die Ungereimtheit und Unnatur des Singſpiels, wo ſo Vieles geſungen wird, was eben ſo gut geſprochen werden könnte, und umgekehrt. Die Oper mag hingehen! Man befindet ſich dort in einer ſingenden Welt, die an die ſprechende, wie in jenen Halbopern, gar nicht erinnert; und ſo ſtellt die Oper eigentlich keine Unnatur, ſondern eine fremde Natur dar. In Tiedge's Phantaſie ſtellte ſich von jetzt an Alles, was ſich nur irgend dramatiſch behandeln ließ, zu einem Singſpiele zurecht. Er machte Entwürfe, erfand ſich Fabeln, oder ergriff eine auffallende und anziehende Tagesgeſchichte, um ſie zu dramatiſiren. Ein Entwurf der letzten Art trieb ſich lange in ſeinen Papieren umher.

Das Singspiel, welches daraus entstehen sollte, hieß „die schöne Müllerin", und gründete sich auf die Geschichte eines Studirenden, der sich in die schöne Tochter eines wohlhabenden Müllers bei Halle verliebt hatte. Der Vater des Mädchens antwortete dem verliebten Jüngling auf seine Werbung, er werde seine Tochter keinem Andern geben, als einem Müller. Der junge Mensch war sogleich bereit, bei dem künftigen Schwiegervater in die Lehre zu treten. — „Nicht also!" sagte dieser, „lernen Sie das Müllerhandwerk, wo Sie wollen, nur nicht bei mir!" Jener bestand in einer benachbarten Mühle die drei Lehrjahre, stellte sich als Müller der Braut dar, und die Heirath kam zu Stande. Ein Lied aus Tiedge's Singspiele: „die schöne Müllerin", steht in dem Mildheimschen Liederbuche und fängt an:

„Ich bin der Hexe gar zu gut;
Ich wollt', ich wär' es nicht;
Seh' ich sie nur, so steigt das Blut
Mir alles ins Gesicht."

Die dramatische Poesie hatte nun schon jenes Gedicht, dem er so viel Vorbereitung und Nachdenken zugewendet, ganz in den Hintergrund gedrängt und war so gut wie vergessen; aber auch die Beschäftigungen mit dramatischen Versuchen mußte er bald aufgeben. Es harrte seiner eine magere Zeit. Die schönen Tage seiner freieren Thätigkeit hatten ihr Ende erreicht. Er verließ die Universität und ging nach Magdeburg zurück. Da war es nun seine Aufgabe, nicht nur seinen eigenen

Unterhalt, ſondern auch Unterſtützungen für die Lieben, die ihm am Herzen lagen, zu erwerben. Sein Vormittag gehörte den unbelohnten Uebungsarbeiten in juridiſchen Geſchäften bei einem Advocaten; ſeine Nachmittagſtunden nahm der Unterricht in Anſpruch, den er zur Deckung ſeiner Bedürfniſſe in der lateiniſchen und franzöſiſchen Sprache ertheilte, und ein großer Theil der Nacht wurde beſtellten Ueberſetzungen, hauptſächlich aber der Ausarbeitung und dem Abſchreiben proceſſualiſcher Satzſchriften gewidmet.

Unter ſolchen Anſtrengungen, die in keiner Rückſicht ſeinen Kräften und Zwecken förderlich ſein konnten, hatte er endlich drei Jahre verlebt, als ſich ihm eine ziemlich nahe Ausſicht auf eine kleine Anſtellung bei einem Juſtizamte eröffnete. Er warb, ſeine Werbung ſchlug fehl. Dies warf ſeinen Muth, auf der betretenen Bahn fortzuſchreiten, gänzlich darnieder. Er beſchloß, andere Wege zu verſuchen, um, was er ſich zum Zwecke ſeines Lebens gemacht, zu erreichen, und übernahm im Jahre 1781 die Stelle eines Hauslehrers in der Familie des Kammerdirectors von Arnſtedt in Ellrich.

In dieſem kleinen Orte machte er, jedoch erſt nach einem Jahre ſeines dortigen Aufenthalts, die Bekanntſchaft mit Göckingk, der bei der Kammer daſelbſt als Secretair und Director der Kanzlei angeſtellt war. Wie ſehr er ſich auch der Nähe des Sängers der Lieder von Amarant und Nantchen erfreute: ſo glückte es ihm doch nicht, zu einem eigentlichen Genuſſe dieſer Nähe zu

gelangen; denn Göckingk lebte mit dem Hauſe, in welchem Tiedge ſich befand, in ſehr trennenden Verhältniſſen. Dieſer Umſtand, das erſte anſtößige Begegniß, welches der Unerfahrne auf ſeiner neuen Laufbahn antraf, war ihm eben ſo unerfreulich als unbegreiflich. Indeß, es war nun einmal ſo. Göckingk fand ſich veranlaßt, die Annäherung des jungen Muſenfreundes auf eine zwar nicht verletzende, doch beſtimmte Weiſe abzulehnen, demohngeachtet aber verſagte der edle Dichter ihm ſeine Gefälligkeit nie. — Hier mögen den Faden der Erzählung einige Briefe fortſpinnen, welche Tiedge einem Freunde, Namens Johannes Mohr in Magdeburg, von Ellrich aus ſchrieb, und die zugleich die damalige Stimmung ſeiner naturfrohen Seele ausdrücken.

Ellrich, im Mai 1782.

Ich habe Dir, mein liebſter Freund, nicht eher ſchreiben mögen, weil ich ſelbſt erſt recht wiſſen wollte, was ich Dir melden könnte. Zuerſt will ich Dir denn die Neſtgegend beſchreiben, wo Dein Wandervogel, den nicht, wie die Schwalben, ein Naturruf, ſondern das Schickſal austrieb, ſich niedergelaſſen. Ellrich, die kleine Hauptſtadt der kleinen preußiſchen Provinz Hohnſtein und der Sitz einer Domänenverwaltung von einem Director und drei Räthen, liegt am Fuße des Harzes, der hier in mehr und minder beträchtlichen Höhen, wie in Sprüngen gleichſam den Anlauf zu ſeiner höchſten

Höhe, der Brockenſpitze, nimmt. Es war eine dunkle Regennacht, als ich auf meiner Hierherreiſe über das Harzgebirge an dem alten Bructerus vorüber fuhr. Ich konnte vom Poſtwagen aus nur ſeine undeutlichen Umriſſe am Nachthimmel, wie ein finſteres Oſſianiſches Wolkenbild ſehen. Aber die Tag und Nacht arbeitenden Blechhütten und Schmelzöfen warfen Ströme von Feuerfunken aus, die gegen die ſchwarze Nacht wunderbar ergreifend abſtachen. Es war, als läge der gebändigte Typhon lebendig unter den Felſen begraben und ſtieße ſeinen Flammenodem aus einer Oeffnung hervor; ferner ſchlugen dazu aus den Blechhütten die dumpfen cyclopiſchen Hammerſchläge durch die furchtſame Stille der Nacht.

Ich führe Dich vom Brocken, der vor Kurzem ſeine Walpurgisnacht gefeiert hat, nach Ellrich zurück. Dieſer Ort iſt mit reizenden, zum Theil wirklich erhabenen Naturbildungen von Bergen und Thälern umgeben. Der Eindruck, den dieſe Gegend auf mich machte, war mir neu, und darum ſo gewaltig und tief. Die Offenbarungen der Herrlichkeit Gottes in ſeiner Schöpfung hatten noch nie ſo ſtark, ſo lebendig zu mir geredet, und waren mir noch nie in dieſem Glanze erſchienen, der mein Gemüth mit ſolcher Seligkeit und meine Phantaſie mit einem ſo jugendlich friſchen und ſonnenhellen Leben erfüllt.

Es iſt Mai. Der Frühling, — wie ganz anders, als bei Euch Flachländern dort, iſt er hier! Wie ein junger

Bräutigam mit feurigen Blicken trat er, von einem tauſendſtimmigen Sängerchor des Waldes begrüßt, auf die geſchmückte Feſtbühne der Welt. Ich ſah ihn. Die Hügel umher ſtanden wie zum Tanze bekränzt und gereiht, und ſchienen dem entzückten Beſchauer wirklich in einem ſtillen Tanze zu ſchweben, indem ſie den verſchiedenen Wendungen ſeiner wandernden Anſicht immer andere Seiten und veränderte Stellungen zukehrten. Noch in Entzückungen verloren begab ich mich in mein einſames Zimmer zurück, um, was meine Seele bewegte, der Muſe zu vertrauen; aber nichts wollte gelingen. Ich konnte vor Gefühl nicht zu der Empfindung kommen, welche durch die Phantaſie vermittelt wird. Ich war noch wie betäubt; und es muß ſtill ſein um den Geiſt, der ſchaffen will. Man kann nichts darſtellen, was nicht aus einer gewiſſen Ferne ſeine Geſtalt in den Spiegel der Phantaſie wirft.

Von Göckingk kann ich Dir noch nichts ſagen; ich habe ihn nur ein Paar Mal von ferne geſehen. Er iſt eine lange Geſtalt und geht einen raſchen Gang. Stark vorwärts geneigt trägt er den Kopf, als ob dieſer immer ſtrebte, den Füßen vorzueilen. Deutet dieſes wohl nicht ein wenig die Ungeduld des ausgezeichneten Menſchen an, eine Ungeduld, die, verfolgt von dem kleinlichen Lebensverkehr, nicht anders als in fliehender Stellung erſcheinen kann? Man hat mir abgerathen, Göckingk zu beſuchen; und in unſer Haus kommt er nie anders, als wenn er eingeladen iſt, welches ſehr ſelten geſchieht.

Die fatalen Verhältniſſe! Ich wollte, daß es gar keine gäbe, die menſchlichen ausgenommen. Leb' wohl.

Ellrich im Juni 1782.

Noch immer durchſtreife ich mit meinen liebenswürdigen Zöglingen die reiche Gegend umher. Viel Schönes habe ich bereits geſehen. Vor einigen Tagen beſuchte ich die, durch Göckingk's Romanze bekannte, Kelle — eine häßliche Benennung für eine ſo ſchöne Darſtellung der Natur! ſie ſoll für mich die Neptunsgrotte heißen. Dieſe Grotte iſt eine tiefe weite Höhle in dem mit Eichen und Buchen bewaldeten Kalkgebirge, der Kohnſtein genannt. Göckingk, der in der Nähe ein Landhaus bewohnt, hat einen ziemlich bequemen Stufengang ausbauen laſſen, der zu der friſchen klaren Quelle führt, die mit ihrer ſtillen Waſſerfläche die ganze Höhle ausfüllt. Aber in der hohen Wölbung iſt eine Oeffnung, angebracht oder entſtanden, durch welche der Tag fällt und wie ein geiſtiges Mondbild auf der unbewegten Waſſerfläche ſchwimmt. Tief hinten in der Höhle nichts als Waſſer und Nacht. Man fühlt ſich, wie von der Unterwelt Nähe, ſo ſchauerlich kalt umweht, daß man umher ſuchen möchte nach der ſtygiſchen Uferſtelle, wo der Kahn anliegt, in welchem der alte Fährmann die Seelen der Verſtorbenen zu der Schattenwelt fährt. Dieſer Quell ſtellt das ſchöne Bild eines ſtillen thätigen Lebens dar; oben auf der Oberfläche

heilige Ruhe, tief im Innern aber wallet ein ſtilles wirkſames Leben; es ſendet vermittelſt eines Canals, der ſich quer durch das Gebirge hinzieht, ſeine Fruchtbarkeit und Erfriſchungen den jenſeits grünenden Wieſen zu. Ich beſtieg die mit Buchen bewachſene Decke der Grotte. Die Oeffnung dort oben iſt mit einer Umzäunung eingefaßt, um das weidende Vieh von der gefährlichen Stelle abzuwehren. Das ganze Kohnſteingebirge ſtellt übrigens ſo wunderbar romantiſche Formen und Geſtaltungen dar, daß es wohl zu dem bekannten, alten Roman „die Inſel Felſenburg" begeiſtern konnte, deſſen Verfaſſer ein Buchdruckergeſelle in der freien Reichsſtadt Nordhauſen geweſen ſein ſoll.

Im Juli 1782.

Meine Gedanken ſind bei Dir, mein geliebter Freund, und indem ſich mein Geiſt noch in heller Lebendigkeit regt, verkündet mir der Wächter, daß es Mitternacht iſt, eine Zeit, die dem Geiſte die rechte Stimmung giebt, von Dingen zu ſprechen, welche die Nacht der Vergangenheit deckt, die aus ihren Finſterniſſen nichts mehr entſchlüpfen läßt, als die Schatten verſtorbener Tage. Wenn man — wie die Menſchen in Gnadau ſprechen — zu dem Ausgangspförtchen tritt, welches ſich hinter einem Heimgegangenen zuſchloß: dann ergreift es uns, wie eine unſichtbare Gewalt! Ja, Freund, das iſt der heilige Ernſt des Lebens, der dort

an unſer Herz bringt! Wie ſehr aber wird dies Gefühl erhöht und verſtärkt, wenn wir die Stätte bewandeln, wo mit ihrem vielartigen Leben und Streben eine Vorwelt begraben liegt. Als ſie entſtand, war ſie an ihrer Stelle, und hatte Recht, zu ſein, wie ſie war; aber ſie alterte, wie ein Menſch alt wird, wankte, ſank, und ward begraben. Die Trümmer der Form, worin ihr Daſein wohnte, dienen zu Leichenſteinen ihrer vielfachen Gruft. Ich habe heute die Ruinen des Kloſters Walkenried beſucht. Ein ſehr anmuthiger Weg führt dahin, der ſich an dem Fuße eines, mit wildem Roſengebüſch und anderm Geſträuch bewachſenen Bergrückens fortzieht. Dieſe Kloſterſtelle liegt eine kleine Stunde von Ellrich, aber ſchon auf Braunſchweigiſchem Gebiete und war ehemals eine berühmte reiche Abtei des im Anfange des ſechſten Jahrhunderts geſtifteten Benedictinerordens, der zu ſeiner Zeit, das iſt zu der Zeit der finſterſten, roheſten Barbarei, für den Ackerbau, für die Erziehung und für die Literatur höchſt wohlthätig gewirkt hat: für die Literatur beſonders in ſo fern er durch Vervielfältigung der Abſchriften der alten griechiſchen und lateiniſchen Schriftſteller das Meiſte dazu beigetragen, daß die koſtbarſten Reſte des claſſiſchen Alterthums dem nahen gänzlichen Untergange entriſſen wurden. Aus dem Kloſter Walkenried — nachdem es die Stürme des wilden Bauernkrieges niedergeworfen — iſt ein herzogliches Domänenamt auferſtanden, welches von einem Juſtizamtmann und einem Oekonomiebeamten

verwaltet wird. Die weit umhergeſtreuten Ruinen von Pfeilern, Säulen und Bogen bezeugen des ehemaligen Daſeins Fülle, Herrlichkeit und Größe. Zum Theil erhalten und unterhalten, befindet ſich unter dieſem Getrümmer in einer Kapelle das merkwürdige Denkmal eines frommen betenden Fleißes: es iſt eine Kanzel, die ein Schäfer aus gutem hartem Holze mit einem Meſſer geſchnitzt hat. Welche Geduld! welche Ausdauer! Nicht wahr! das iſt ein Glaube, der in Iſrael nicht mehr gefunden wird! Das ganze Werk, die Zierrathen, die Figuren, Alles iſt mit einer Zartheit, mit einem Sinnreichthum, überhaupt auf eine Art behandelt, die in Erſtaunen ſetzt. — Fromme, heilige Seele, die ſolches Werk der Frömmigkeit ſchuf, wer du auch warſt, du haſt gebetet; die Mönche, die ſich hoch über dich ſtellten, haben Gebete geſprochen. Von ihnen iſt keine Spur mehr vorhanden. Du haſt dir ein Denkmal geſtiftet, welches von deiner Geſinnung ſpricht, wenn es auch deinen Namen nicht nennt. Ja ſie, die allein vor Gott gilt, die Geſinnung hat deine Arbeit geheiligt; Beharrlichkeit hat ſie vollbracht, dein Glaube hat dir geholfen. Die Stürme des wildeſten Aufruhrs ſind ſchonend, gleichſam ehrfürchtig, an deinem Werke vorüber gezogen; — noch beſteht es fort!

Verzeihe, mein guter Bruder, daß ich Dich ſo lange in dieſer Wüſte der Zerſtörung feſtgehalten; und doch bin ich noch nicht fertig. Sage mir doch, Liebſter, wie es geſchieht, daß Ruinen für uns ſo viel Anziehendes

haben? daß ſie der Betrachtung einen volleren, tiefer gehenden Genuß gewähren, als eine moderne Schöpfung mit allen ihren Prachtmalen voll Anſpruch und Glanz! Hier ſcheinet mir eine vielfache Urſache zum Grunde zu liegen. Eine Schöpfung der Gegenwart ſteht in ihrer Beſchloſſenheit vor uns; die geübte Betrachtung überſchauet ſie, faſt möchte ich ſagen mit einem Blick; die Verhältniſſe der Einzelheiten zu dem Ganzen und umgekehrt, dann die Beziehungen derſelben auf den Zweck ihres Daſeins, auf die Bedürfniſſe, die ſolche Darſtellung hervorrief, und endlich ihre mehr oder minder genügende Uebereinſtimmung mit den Geſetzen der Schönheit: Alles dieſes liegt offen da vor dem kundigen Blick. Und was ſich nun endlich in und mit der mehr oder minder zuſammengeſetzten Herrlichkeit begeben wird: wir wiſſen es ſchon; wir haben uns daran, in hundertmaligen Wiederholungen, müde geſehen und gehört: wir ſind fertig damit. Ganz anders verhält es ſich mit einer ausgeſtorbenen räthſelhaften Verſammlung von Ruinen, die uns umgiebt. Wir fühlen uns wunderbar ergriffen; die Phantaſie beginnt ihr Spiel; es iſt, als wehe ein Odem der Lebendigkeit dahin durch die Trümmer; ſie ſind nicht mehr ſtumm; ihre ſtille geiſtige Sprache redet, wie aus der Ferne das romantiſche Echo. Die Nachrichten aus der alten todten Zeit werden lebendig, und ſo iſt, wie mit einem Zauberſchlage, der Sohn der Gegenwart zugleich ein Lebensgenoß der Vergangenheit; ſein Geiſt erweitert ſich; er umfaßt zwei Welten.

Forſchend blickt er in der Verwüſtung umher: da giebt es zu denken, zu vermuthen, zu errathen. Immer thätiger wird die Einbildungskraft: ſie hört, ſie ſieht. Die Pfeiler, die gefallenen Säulen richten ſich auf; die geſtürzten Bogen erheben und wölben ſich wieder, durch die grauen Hallen wandeln alte Menſchen in alten Gewändern. So gewährt ſich uns, nicht wie bei der modernen Schöpfung ein paſſiver, ſondern ein thätiger, gewiſſermaßen ſchöpferiſcher Genuß. Der Witz, der Scharfſinn, die Einbildungskraft, das Zuſammenſtellungsvermögen, überhaupt alle geiſtige Thätigkeiten und Kräfte ſetzet das Anſchauen der Ruine in Bewegung. Um beide Erklärungen in wenig Worten zuſammen zu faſſen, könnte man ſagen: Ein bedeutendes Werk von neuer Schöpfung, in ſo fern es eine ununterbrochene klare Uebereinſtimmung der einzelnen Theile unter ſich wahrnehmen läßt, gewähret den Genuß der Schönheit, die anmuthig den äußern Sinn anſpricht. Der Reſt von einer untergegangenen Schöpfung, die dunkle Ruine, die gleichſam in halbverſtändlichen, abgebrochenen Worten zu der Phantaſie redet, erfüllet uns mit den Schauern der Erhabenheit, vorausgeſetzt, daß ſie Andeutungen von Großheit enthält. Das Schöne reizt (belebt den Genuß) und gefällt: das Erhabene zieht an (bewegt die Phantaſie) und erhebt. Eine Verwandtſchaft zwiſchen dem Schönen und Erhabenen vermittelt ein Zug, ein Ausdruck von Großheit, den dieſes, das Erhabene, als noth-

wendig einſchließt, Jenes, das Schöne, als zufällig nicht ausſchließt. Vergnügen heißt das Gebiet, in welchem die Schönheit herrſcht; Bewunderung iſt das Hochland, wo die Erhabenheit thront.

Ich kehre nach dieſer Abſchweifung zu der Ruine zurück, um noch eines beſondern, feierlichen Eindrucks zu erwähnen, den wir empfinden, wenn wir uns dem verwitternden Nachlaß eines untergegangenen, mannigfaltigen Lebens nahen; es ergreift uns ein Gefühl, als träten wir da unter die Nachzügler einer weggehenden Welt, die da einwandert in die Schattenwelt der Geſchichte. Lebe wohl! Du erhältſt bald wieder ein Schreiben von mir; denn vor Dir muß ich ſie ausſchütten die Fülle, die mich drängt.

Im Juni 1783.

Ein neuer Genuß, liebſter Mohr, erwartet mich, oder vielmehr ich erwarte ihn. Wir gehen auf's Land. Da wird vollends die Natur eine recht nachbarliche Freundin mir ſein. In ihrem ſchönen Gefolge hat ſich mir die Muſe wieder genähert, ohne Zweifel um mir zu vergelten meine Liebe zu ihr. Wie nun ich den freundlichen Blick ihr vergolten, das wirſt Du aus dem beigefügten beſchreibenden Gedichte erſehen. Sie konnte mir nur die Empfindung einflößen; aber die Worte — ach! ſie zeigen Dir vielleicht, daß meine

Vergeltung hätte beſſer ausfallen ſollen. Ich ſandte das Gedicht an Göckingk, durch deſſen Vermittelung es im deutſchen Muſeum erſcheinen wird. Ich habe das nicht verlangt; aber er fühlt gewiß, daß er mir dadurch eine große Freude bereite. Mit heißer Ungeduld erwarte ich die Erſcheinung. Vor Kurzem habe ich wieder meine Lieblingsſtelle in dem nahen Waldgebirge beſucht. Es iſt ein enges tiefes Thal, oder vielmehr eine Bergſchlucht, in deren Mitte ſich ein kleiner See des klarſten Waſſers ausbreitet. Die Felſenwände umher ſind mit ſchöner kräftiger Eichen- und Buchenwaldung, auch einzelnen Tannen, gekrönt. Die Sonne hielt ſchon, als ich eintrat, mit ihrem Abendglanze hinter dem Berge. Von oben nickten die ſchwebenden Kränze der Zweige herein, und ſpiegelten ſich in dem ſchwarzdunkel ſchimmernden See, über den ſo leiſe die Luft ging, daß ſie nicht ein Wellchen bewegte. Die Einſamkeit herrſchte; denn die Stimmen des Waldes waren zur Ruhe gegangen, und der Frühling hält ſein junges Laub feſt, ſo daß kein entwehtes Blatt auf dem See ſchwamm, und oben überhin kein Vogel flog. Natürlich, daß mich dies Alles an den alten fabelhaften Avernus erinnerte, den Virgil mit ſo viel Schrecken, Nachtgrauen und Schauder umgiebt, daß kein Vogel ſich über ihn hinwagt, und kein Laubblatt Ruhe findet auf ſeiner dämoniſchen Fluth. Meine Einbildungskraft vergrößerte Alles umher: mir war es, als ob ſich dort hinter den finſtern Tiefen der Waldſchlucht bergen müſſe

die ſibylliſche spelunca scrupea, tuta lacu nigro nemorumque tenebris.

Aber ein ſanftes Gegenbild iſt mein lieblicher See; da würde, wenn Dir, o Ruhe, Deiner gedankenreichen Stille ein Gottesdienſt bereitet werden ſollte, die Tempelſtelle ſein. — Wahrlich! Freund, wer mit hellen, offenen Augen in das große Naturleben, in dieſen Spiegel der Gottheit ſchaut, der fühlt ſich hinweggehoben über Alles, was Menſcheneinrichtungen Kleines oder angeblich Großes aufgeſtellt haben; er fühlet ſich ſelig und fromm: Beides iſt ja wohl Einerlei. Ja, mein geliebter Freund, wenn ich ſo geiſtig berauſcht zurückkehre von den Betrachtungen der Natur, und mir aus dem nüchternen Menſchenleben eine unerfreuliche Kunde entgegen tritt von Zwieſpalt und Irrung: dann begreife ich nicht, wie eine Seele, durch welche nur einmal die Andacht ſolcher Betrachtungen ging, fähig bleibt, Störungen zu ſich eindringen zu laſſen, die aus kleinlichen Menſchenverhältniſſen hervorgehen. Lebe wohl!

An die Natur.

Hier an Herchyniens geſunden,
Zufriednen Höhen lebt Dein Freund mit der Natur,
Hier irr' ich nun zu ganzen Stunden
Durch Flur und Wald und Wald und Flur.
Vor Allem weil' ich gern in meinem kleinen Thale,
Verſteckt in einem Buchenhain.
Dies Thal — o laß, daß ich's Dir male —

Drängt ſich in eine Felſenbucht hinein,
Und oben auf den Felſenhäuptern neigen
Die alten Buchen ſich, als wollten allzumal
Sie in dies wunderſchöne Thal
Mit ihren Kronen niederſteigen:
Dies Thal, das, wenn es oben ſtürmt,
Ihr Stolz mit tauſend Armen ſchirmt.
Und welche Stille! da ſauſt das Gekreiſche
Der lauten Welt nicht um mein Ohr:
Nur leiſe wallt, mit lieblichem Geräuſche
Ein Bach aus einer Felſengrott' hervor.
Noch tiefer blinkt ein See, um den aus dunkeln Hainen
Ein Chor Hamadryaden ſchleicht
Und der, — verſteht ſich, nur im Kleinen —
Dem grauſigen Avernus gleicht.
O Freund! wie mich der Anblick rührte,
Als mich zum erſten Mal
Das Ohngefähr zu dieſem Thal
Und ſeinen ſüßen Wundern führte!
Ein niegefühlter Schauer fuhr
So wunderbar durch meine Glieder,
Wie ein erhab'nes Schrecken nieder.
Da rief ich: o Natur! Natur!
Wer Deine Freuden kennt, der braucht dem großen Haufen
Der Glanzgeſtalten nicht für ſeine Ruh
Die falſchen Freuden abzukaufen:
Schön, über Alles ſchön biſt Du!
Wohl dem, der, von der Welt geſchieden,
Sich treu zu Dir und Deiner Stille hält:
Denn ſucht er Ruhe — Ruh und Frieden
Sucht er vergebens in der Welt.
Er läßt den reichen Schwelger prahlen,
Der da in ſeinem Himmel lebt,
Wo er ſich hinter Auſterſchalen

Bis an das fette Kinn begräbt,
Und in der ſchwelgeriſchen Halle
Mit Aberwitz die Stunden würzt,
Die er auf einem Rheinweinfalle
Hinunter in den Magen ſtürzt.
Die Ruh in meinem Thal', o die erhab'ne Stille,
Die macht es auch in mir ſo ſtill,
Daß mein der Sieg iſt, wenn die Grille
Mein ſchwaches Herz beſchleichen will.
Da ſpricht zu mir, der Gegenwart entwunden,
Ein heller Traum von ſchönern Stunden.
Wann ich an Deinem Fenſter ſtand,
Und jenes ſüßen Tones lauſchte,
Der Deiner Laute leiſ' entrauſchte:
Noch fühl' ich, was ich da empfand;
Noch fühl' ich jenen Druck der Hand,
Wenn ich in Deine offnen Arme,
Von einer Hoffnung weg, die mich betrog,
Mit naßgeweinter Wange flog.
Wer heilt mich jetzt von meinem Harme,
Denn Du biſt fern! Dir blüht ein Myrtenhain;
Da bauteſt Du mit Fanny Dich hinein.
Nur ich Verlaßner bin allein.
So ſchmieg' ich mich denn eng und enger
An die Natur mit meinem Schmerz!
Ach! ſelbſt der nachbarliche Sänger,
Verſchließen muß er mir ſein Herz!
Wem ſag' ich mein Gefühl, wenn in dem Abendglanze
Sich ſanft der Wirfel einer Buche neigt,
Und Luna ſtill im vollen Strahlenkranze
Den feierlichen Thron beſteigt? —
O Freundſchaft! — Freund, nicht das, was mit dem leeren Schmucke
Der Etikette kindiſch ſpielt;

Nein, das iſt ſie, was ich bei Deinem Händedrucke,
Bei Deinem Seelenkuß gefühlt.
Jetzt drückſt Du mir nicht mehr die Hand: ſo ſchwinden
Die liebſten Freuden, eh' wir kaum
Ihr Süßeſtes mit ganzer Seel' empfinden;
Das ſchönſte Glück — was iſt's? ein kurzer, ſchöner Traum.
So laß uns denn in ſüßem Wahne träumen,
Bis unſer Bächlein ſich verſchleicht!
Bis uns ein Engel unter Himmels-Bäumen
Die goldne Lebensſchaale reicht!

Im Auguſt 1783.

Aus Deinem letzten Briefe, der dem meinen begegnet iſt, erſehe ich, daß Du gern mehr von mir vernommen hätteſt über die Menſchen, die ich hier kennen gelernt, über die Hausgenoſſenſchaft, zu der ich jetzt gehöre, und vorzüglich über das beſungene und ſingende Nanchen wünſcheſt Du mehr zu wiſſen, als in ihren Liedern ſteht; ich auch! aber ich werde ſie wohl nie ſprechen. Was Du von einer gewiſſen, übertriebenen Adeligkeit gehört haſt, iſt übertrieben; es findet eine ſolche hier viel weniger ſtatt, als bei jenen Herren und Frauen v. A, E, I, O, die Du kennſt, und die ich beſſer durch Mitlauter hätte bezeichnen ſollen. Ueberall, und auch in der moraliſchen Welt, giebt es ein Oben und Unten; da iſt es nun freilich wahr, daß bei dem Hin- und Herſchieben der Stellungen in den höhern Verhältniſſen nicht ſelten das Unten zu Oberſt gekehrt wird.

indem Recht und Verdienſt ſehr oft verhindert werden, die ſchiebenden Kräfte zu ſein. An der ſchnöden, überhaupt unziemlichen Anmaßung iſt ſolche Verſchobenheit am ſicherſten wahrzunehmen. Auf der andern Seite iſt es aber auch wiederum wahr, daß das Oben ein Vorurtheil gegen ſich hat, dem die unentſchiedenſte Veranlaſſung hinreichend iſt, um jenes der unziemlichen Anmaßung zu bezüchtigen. Das Haus des Kammerdirectors (von Arnſtedt) in Ellrich iſt das erſte Haus der ganzen kleinen Provinz; folglich bewegt ſich Alles, was beamtet und nicht beamtet iſt, um daſſelbe; ſonach bildet es, in verjüngtem Maßſtabe und ohne ſich eben dünkelhaft dazu zurecht zu ſtellen, einen Hof, und läßt eine gewiſſe Hoffähigkeit, oder beſſer geſagt, ein Hofrecht, Statt finden. Hofrechtlich ſind hier, außer den Königlichen Räthen, die erſten Magiſtratsperſonen der kleinen Provinz. Die Kammerſecretaire ſind ausgeſchloſſen; nur Göckingk wird zu Zeiten eingeladen, welches er ſeiner auswärtigen Bedeutſamkeit zu danken hat. Auch die Frauen, ſelbſt die der Räthe, weil ſie ohne Geburt ſind, ſcheinen nicht hofrechtlich zu ſein, denn ich habe noch keine geſehen. Das Haupt der Familie, der ich als Beiwerk angeſchoben bin, iſt ein ernſter, gerechter, dienſteifriger Mann; ſeine Gattin eine wahrhaft mütterliche Frau, eine edle, ehrenwerthe, fromme Matrone, von dem allerwürdigſten Anſtande. Die Töchter ſind liebenswürdig, voll ſchöner Geſinnungen und Anlagen; die beiden jüngſten, mir anvertrauten

Söhne wackere, gutartige, freundliche Knaben. Uebrigens drehen hier ſich noch mancherlei Geſtalten um einander, von denen ſich nichts ſagen läßt, als daß ſie ſich eben drehen und wenden. Nur ein gewiſſer Kanzelliſt König hat meine Muſikliebhaberei vorzüglich angeſprochen. Er giebt der jungen Familie Unterricht in der Muſik, ergötzt die ältern Herrſchaften durch ſeine Virtuoſität auf dem Klavier, und hat bereits mehrere beliebte Sonaten für das Fortepiano geſchrieben. Eine von ihm in Muſik geſetzte Sammlung von Göckingkſchen Liedern, iſt in Leipzig erſchienen. Auch hat er dem Liede: „Nicht blos für dieſe Erdenwelt" eine höchſt einfache, faßliche und ſehr einſchmeichelnde Melodie gegeben. Die Veränderungen, ſo ich mit dem Texte vorgenommen, und Du vermuthlich nicht mehr bei der Hand haſt, lege ich zu den hier beigefügten Noten der ſchönen Melodie.

1.

Nicht blos für dieſe Erdenwelt
Schlingt ſich der Freundſchaft Band,
Erſt wenn ihr Kleid von Staub zerfällt,
Wird heller ſie erkannt.

2.

Da, wo wir Alles heller ſchaun,
Da wird es offenbar,
Was uns die Freundſchaft in dem Grau'n
Der Erdennächte war.

3.

Wie wird uns ſein, wenn Arm in Arm
Das neue Leben mild
Und ſeligreich den Trennungsharm
Der Freundſchaft uns vergilt!

4.

Ja, wenn der höhern Harmonie
Der Seelen wir uns freun:
Wird unter Brüderengeln ſie
Der ſchönſte Engel ſein.

5.

Wem früher ſeine Stund' erſcheint,
Der wird dem ſpätern dann
Entgegen rufen: Komm, o Freund,
Daß ich dich kränzen kann!

Bei der dritten und fünften Strophe hat der Componiſt einige Abweichungen von dem Gange der Melodie angebracht, die von ungemeiner Wirkung ſind.

Nun noch über Nantchen und Amarante ein kleines Wort, welches, ſo wenig es auch iſt, Dir doch lieber ſein wird, als alle Worte, die Du bisher zu leſen hatteſt von mir. Vor Kurzem begegnete ich der deutſchen Sappho mit ihrer Schweſter auf einem Spaziergange. Zwiſchen beiden ein allerliebſter, fünfjähriger, wilder Knabe in ſo muthwilliger ſteter Bewegung, daß ihm die Locken um den Kopf flogen. Nantchen ſchwebt wie eine Anadyomene daher; ein edler durchaus ungezwun-

gener Anſtand ſchmückt die reizende Geſtalt; ein feuriger, mit lieblicher Milde beſänftigter Blick ſtrahlt aus dem vollblühenden Geſicht, über welches ſich ein Himmel voll Freundlichkeit ergießt. Die Schweſter, gleichfalls eine edle holde Geſtalt, hat für mich noch mehr Anziehendes, als Jene; und hätte ich aus vorherigen Beſchreibungen nicht ſchon eine Vorſtellung von Nantchen gehabt, ſo würde ich die Schweſter der Sängerin für die Sängerin gehalten haben. Die Gute muß durch Leiden gegangen ſein; denn ihre ſanfte Miene, ihr ganzes Weſen drückt eine gewiſſe, vielleicht zu weiche, Zartheit aus. Du haſt ein Bild von ihr, wenn Du die Pſyche denkſt, die nach überſtandenem Trübſal in ihren bleichen, doch ſchönen Zügen noch Spuren der trüben Vergangenheit trägt.

Um wieder auf Göckingk zu kommen, muß ich Dir ſagen, daß ſein Ruf, der in Deutſchland ſo weit umher klingt, hier wenig Wiederklang findet; ein Quidam hat ſich ſogar beikommen laſſen, ſeine Sinngedichte zu Mißgeſtalten umzuſchaffen, welches er Parodiren nennt. Der muthwillige Knabe, der einer Statue mit Kohlenſchwärze einen Bart anſchmiert, iſt ein ſolcher Parodiſt. —

Im September 1784.

Sehr lange habe ich Dir nicht geſchrieben. Mir iſt in meinem Landleben nichts begegnet, was mir zu

ſchreiben und Dir zu leſen die Mühe gelohnt hätte, außer daß ich ein Paar Mal bei der Tiſchgeſellſchaft eine Dichterin, ein Fräulein Chriſtiane von Hagen geſehen habe, die ihre Gedichte ſammelt und, gegen Vorausbezahlung der Exemplare, herauszugeben gedenkt. Von dem Ertrage iſt ſie Willens, ein Roſenfeſt zu ſtiften. Nicht wahr, das iſt recht ſchön, mit Roſen nach dem Lorbeer zu werfen? — Aber eine finſtere Trauernachricht habe ich von hier aus Dir zu melden. Die Mutter meiner Zöglinge iſt plötzlich am Schlagfluſſe geſtorben. Auf das Tiefſte hat dieſer Todesfall mich erſchüttert. Die Verſtorbene war ſtill fromm; ſie hatte nichts zu verſtecken, nur ihre Wohlthaten verbarg ſie; ausgezeichnet als Freudengeberin, wie als Dulderin. Ihre Töchter haben die Bedingung ihrer Vortrefflichkeit geerbt. Zur Begräbnißfeier verfertigte ich eine Kantate, die, von König componirt, in der Dorfkirche des Erbbegräbniſſes aufgeführt wurde. Für den Aelteren meiner Zöglinge machte ich eine Trauerrede, die der Knabe ſo vortrefflich hielt, daß ihm der allgemeinſte Beifall zu Theil ward; auch mir fiel von dieſem Beifall ſoviel zu, daß man mir etwas mehr Bedeutung, als zuvor, einräumte. Beides wurde gedruckt. Du erhältſt mit dieſen Zeilen ein Exemplar, welches ich bitte, wenn Du es geleſen haſt, meiner guten Mutter zu übergeben. Lebe wohl!

Im Februar 1784.

Eine große Freude, ja wahrlich eine große, hat mich überraſcht! Denke Dir: der ehrwürdige Sänger der Kriegslieder, die unſern, über alle Potentaten ſo hoch erhabenen, Friedrich preiſen, hat mir geſchrieben und eine Sammlung ſeiner Epiſteln geſandt! Hier haſt Du ſeinen Brief und meine Antwort darauf, die ſich hier in einer beträchtlichen Abkürzung Dir mittheilt.

Gleim an Tiedge.

Ich habe von Ihnen, lieber Tiedge, ein Gedicht im deutſchen Muſeum geleſen, welches Hoffnungen erweckt. Die Natur ſcheint die Muſe zu ſein, welche Sie begeiſtert: und ſo könnten Sie vielleicht unſern Kleiſt fortſetzen. Unſere guten alten Dichter ſind todt oder verſtummt; es iſt gut, daß junge Talente an ihre Stellen treten. Zum Beweiſe, daß ich noch nicht gern ſtumm ſein möchte, überſende ich Ihnen hierbei ein Exemplar meiner Epiſtelſammlung. Mich kann die Muſe nur ſelten beſuchen; ich bin gezwungen ein zerſtreutes Leben zu führen.

Denn mich umdrängen ganze Haufen
Von Weltgeſchäften hier und dort;
Und überdies: vor grauem Haare laufen
Die Muſen und die Nymphen fort.

Könnten Sie mich nicht einmal beſuchen? Ich hätte wohl manchen Plan mit Ihnen zu verabreden. Leben Sie wohl! —

Antwort.

Alles ſchläft; von ihrer Runde
Schlummert auch die Neugier ein:
Vater Gleim, Dir ſoll die Stunde
Dieſer Stille heilig ſein!
Tageslaſt hab' ich getragen,
Und nun hat die ſanfte Hand
Meiner Ruhe von dem Wagen
Meiner Pflicht mich abgeſpannt.

Komm, du zärtlichſte der Muſen,
Die zuweilen mich beglückt,
Wenn ſie gleich an ihren Buſen
Gleimen, ihren Liebling, drückt;
Doch entrinnt Dir, Freund, der tiefe
Seufzer und das trübe Wort:
Vor den grauen Haaren liefe
Jede Nymph' und Muſe fort.
Hat Kalliope den grünſten
Lorbeer ihrer ſchönſten Zeit,
Den ſie heiligen Verdienſten
Aufbewahrt, nicht Dir geweiht?
Tönt nicht jetzt noch — voll vom Gotte
Mit der Leier — manches Lied,
Das die Muſen zu der Grotte
Deines Gartenhaines zieht?

Sieh, mit Heiterkeit und Helle
Strahlet Dein Geſchenk mich an;

Und doch trübet ſich die Quelle,
Der das ſchöne Licht entrann!
Ehrender ſind die Geſchenke,
Die Du liebend mir geſandt,
Als das ſchwere, ungelenke
Rieſenthier aus Morgenland,
Das an Göckingk zum Geſchenke
Siams Majeſtät geſandt.

Nach wie vor nimmt ſeine Mütze
Zwar kein Bettler vor mir ab;
Doch vor Göckingk — wie vom Blitze
Fährt nicht nur von ihrem Sitze,
Wie er ſelber Nachricht gab,
Die betreſſ'te Sammetmütze,
Selbſt der Federhut herab.
Welch' ein Lärm, wenn uns ein Kaiſer
Hoch in ſeine Gnade ſetzt!
Das iſt mehr, als wenn ein Weiſer
Unſer Streben ehrt und ſchätzt!
Fama — hier in unſerm Oertchen
Iſt ſie keineswegs ſtumm —
Dennoch trägt ſie noch kein Wörtchen,
Daß ein Gleim mich liebt, herum.

Mich, Freund, haben Deine Briefe
Deſto inniger bewegt
Und in meines Geiſtes Tiefe
Mächtig jede Kraft erregt,
Daß die Zukunft mir ſchon heller
Vor dem Geiſte ſchwebt, und ſchneller
Ihr mein Herz entgegen ſchlägt.

Wenn erſt das Geräuſch der Quellen
Wieder durch die Haine rinnt,

Neues Haar der Baum gewinnt,
Und wenn meine Lieblingsſtellen
Wieder grün und blumig ſind:
Dann will ich, ihr lieben Briefe,
Mich mit euch der Stadt entziehn,
Und zu der verſteckten Tiefe
Meines Buchenwaldes fliehn.

Freund, geweiht durch Deinen Segen,
Und gekräftigt durch Dein Lied,
Eil' ich meinem Ziel' entgegen,
Wo es mir ein Gott beſchied.
Schmückt in einem Thal der Hirten,
Wenn ich lange nicht mehr bin,
Meinen Namen noch mit Myrten
Eine junge Schäferin,
Die ich froh und fromm geſungen:
O dann hab' ich Viel errungen!
Das wird meinen Todestraum
Noch mit ſchönen Bildern ſchmücken
Und den höhern Lebensraum
Meiner Thätigkeit beglücken.

Welche Schmach iſt's, ohne Muth
Etwas Tüchtiges zu wollen,
Mit der großen Lebensfluth
Trägbequem hinab zu rollen,
Wie die Fluth uns eben treibt
In dem Spiel mit allen Winden,
Daß von uns, wenn wir verſchwinden,
Keine Spur des Lebens bleibt.

Früh ſchon lief von den Vocabeln,
Gleim, Dein zarter Jünger fort;

Und behielt aus Deinen Fabeln
Manches weisheitvolle Wort.
Ja noch kann es mich beglücken,
Wie der Knabe so da saß,
Um sich her die Welt vergaß,
Und mit brennendem Entzücken
Dein Gedicht von Doris las,
Die da, wie im Heiligthume,
Gottes, in dem Garten stand,
Und in jeder Nelkenblume:
Groß ist Gott, geschrieben fand.

Hier nun trink' ich, wie ein Zecher
Seinen starken Labewein,
Gleim, aus Deinem vollern Becher
Aechte Lebensweisheit ein. —
Weg mit Deiner reichsten Gabe,
Goldner Traum! entferne dich,
Schlummergott, auf daß ich mich
An dem Göttermahle labe,
Das mir Gleim bereitet hat!
Trockne lieber voll Erbarmen
Eines Kranken, eines Armen
Naßgeweinte Lagerstatt!

Sieh! was flimmert in mein Fenster?
Ach! wie schnell die Zeit entfließt!
Schon der Morgenstern! du schönster
Tagverkünder, sei gegrüßt!
Hast mich zwar zu früh beschlichen,
Doch sieh hier den letzten Reim!
Nun bring' einen wonniglichen
Guten Morgen meinem Gleim!

An denſelben ſchrieb er am 7. December 1784: „Gegeißelt von einer ſchmerzhaften Augenkrankheit habe ich ein ganzes Vierteljahr weder leſen noch ſchreiben dürfen; Ihren erſten lieben Brief, theurer Vater Gleim, habe ich drei ganze Wochen in der Taſche herumgeſchleppt, und durfte und konnte ſeiner, wie ein anderer Tantalus die ſchönſten Früchte, bei dem ſtärkſten Heißhunger nicht genießen. Mein Elend war unausſprechlich. Die erſten Zeilen, dieſes Erſtlingsopfer meiner, wiewohl noch nicht völlig, hergeſtellten Geſundheit, ſeien Ihnen gebracht, mein theurer Vater. In ihrem zweiten Briefe vom 6. Dec., den ich ſo eben erhielt, als ich mit meiner Seele in Halberſtadt war, reden Sie von einer ſchönen Hoffnung, mit mir dieſen Winter den Muſen zu leben. Schöner als mir kann wahrlich Ihnen dieſe Hoffnung nicht erſcheinen. Wie eine freundliche Gottheit beſuchte ſie mich in meiner nächtlichen ſtillen Einſamkeit, da ich ſchon glaubte, von jeder Hoffnung verlaſſen zu ſein. — O mein theurer Vater, bedauern Sie mich, ich muß dieſen Winter auf meiner Galeere noch aushalten. Ich habe bei meiner Krankheit beinahe ein volles Vierteljahr verſäumt, und bin dadurch bei meiner Pflicht in einen Rückſtand gekommen, den man mir gewiß nicht ohne Vorwürfe ſchenken würde; zudem liegen mir meine Eleven, ſeitdem ich meinen Vorſatz bekannt gemacht habe, mit Thränen flehend vor den Füßen, doch nur bis Oſtern bei ihnen zu bleiben. So ſehe ich mich alſo genöthigt, meiner ſchönſten Hoffnung die Hand bis Oſtern wieder zu entziehen,

aber da ſoll ſie mich, dieſe ſüße Retterin, Ihnen und der Freiheit zuführen.

Daß wir die herrliche Eliſa*), deren ſchöne Seele Sie aus dem Muſeum werden kennen gelernt haben, hier bei uns gehabt haben, hat Ihnen Göckingk geſchrieben; ich freute mich, ſie von Angeſicht zu Angeſicht zu ſehen. Beim erſten Anblick fiel mir Ihr ſüßes Liedchen: „Ich weiß ein Mädchen ꝛc.“ und daraus der Vers ein: „Ihr Buſen Tugend ſtirbt davon u. ſ. w.“, und nun denken Sie ſich die ſchönſte Seele von den Muſen und Grazien in dieſen ſchönen Buſen hineingehaucht, da haben Sie das Original zu dem Ideal, das in Ihrer Seele ſtand, als Sie das erwähnte Liedchen machten. Die Poſt will fort. Nur noch das Verſprechen: daß die Pauſe in unſerm Briefwechſel nie ſo groß wieder werden ſoll.

Ganz mit Leib und Seele Ihr

Tiedge.“

Nachſchrift.

Hätten wir doch Hoffnung, Sie dieſen Winter einmal hier zu ſehen. Reizt Eliſa nicht ein wenig? Die wird den Winter hier zubringen.

---

*) Frau von der Recke, geborne Reichsgräfin von Medem, Tiedge's nachmalige unzertrennliche Freundin.

In einem andern Briefe an Gleim vom 24. Juni 1785 ſchrieb er: „Heute habe ich mich an den Blumen ergötzt, die Sie auf des edeln Spiegel's Grab geſtreut haben, o! wie ſo ganz würdig des Andenkens des edlen Menſchenfreundes. Hätte ich Frühlingsblumen zu verſpenden, ſo ſchön wie Ihre Herbſtblumen, ohne Prämie brächte ich dem großen Leopold (von Braunſchweig) und dem ſanft entſchlummerten Spiegel ein Todtenopfer. — Was ſagen Sie, Vater Gleim, zu den Prämien in dieſer Art? Dem Herzen deſſen, der ſie ausſetzt, mögen ſie Ehre machen, aber ſeinem Kopfe gewiß nicht! Wer Beruf in ſich fühlt, einen ſolchen Tod zu beſingen, wie ihn der unvergeßliche Leopold ſtarb, beſingt ihn gewiß ohne zu fragen, ob eine Prämie ihn belohnen wird? — und wem die Prämie erſt den Beruf giebt, der beſingt ihn gewiß ſchlecht!

Konnte Spiegel's Verdienſt ſicherer der Vergeſſenheit entriſſen werden, als wenn es ſich an einen Lorbeer lehnte, der es werth iſt, Verdienſte des Herzens in Schutz zu nehmen, und der es vermag? Verdienſte des Herzens, die denen des Geiſtes ſo ſehr oft den Vorzug abgewinnen, finden nur gar zu ſelten diejenige Schätzung und Dankbarkeit, die ſie nach dem Verhältniſſe des Beitrages, den ſie zur Summe des Menſchenglücks gegeben haben, verdienen: da hingegen dieſe ihren Kranz nicht von fremden Händen zu erwarten brauchen, und doch fand die Tugend ihren Freund oft ganz wo anders als unter dem glänzenden Ehrenkranze.

O mein theurer Vater, ich bin ſehr dafür, daß edlen Herzen Denkmale geſetzt werden; ſie ſind zugleich Denkmale des Herzens deſſen, der ſie ſetzt, ohne daß er daran denkt. Mit trauriger Freude freue ich mich darauf, mit Ihnen zu des edlen Spiegel's Todesſchlummer zu wallfarthen, um da in einer der ſtillen Grotten ſeinen Lebenslauf erzählen zu hören, von Ihnen zu hören, was je der Menſchenfreund that, daß ihn Tauſende beweinen und ſelbſt ſein König bedauert.

Unter ſeinen Ahornbäumen
Wandelt oft mein ſtiller Geiſt,
Schwinget ſich, in hellen Träumen,
Vater Gleim, empor zu Deinem
Spiegel und zu Deinem Kleiſt.
Beide trinken nun aus einem
Labequell den hohen Geiſt;
Wo ſie, an den Lebensbächen,
Schon für Dich ein Plätzchen weihn;
Von den Nachgebliebnen ſprechen
Und ſich ihrer Nachkunft freun.
Wenn der Frühling wieder neuen
Schatten um den Ahorn webt,
Um die Ruhe zu umſtreuen,
Die bei Spiegel's Grabe ſchwebt:
O dann, Vater! laß uns jeden
Abend zu dem Haine gehn
Und von jener Zukunft reden,
Wo wir Spiegel'n wieder ſehn!
Wem, beim Glanz des leeren Schaumes,
Todesgraun den Frieden ſtört,
Der wär' ewig dieſes Traumes,
Der dies Leben ausmacht, werth!

Doch ich vergesse beinahe, daß ich einen Brief und kein Gedicht schreiben wollte. Ihren Brief, mein Theurer, erhielt ich auf einem Spaziergange und sogleich nahm ich die Blumen heraus und weidete mich daran.

Reicher als Er, und weiser, sind Tausende!
besser nicht Einer!

Dies sollte seine Grabschrift sein; eine schönere könnte die Wahrheit ihm nicht setzen."

In einem andern Briefe an Gleim vom 14. October 1785: „Ein ehrwürdiges Grab, mit ehrwürdigen Blumen bestreut, ist ein melancholisch schöner Anblick. Meine Seele wanderte (bei Durchlesung von Gleim's Gedicht auf den Tod des Herzogs Leopold von Braunschweig) mit heiligen Thränen unter ihren geweihten Düften und freute sich, daß Sie, edler Mann! die Musen der unrühmlichen Mühe überhoben, aus ihren Mitteln ein bezahltes Klageweib hinter dem Sarge der Tugend her weinen zu lassen. Nein! Eine nahe Verwandte von ihr, die Muse Gleim's, mußte die Tugend Leopolds zu Grabe trauern. Dies wünschten außer meinem Herzen gewiß noch Mehrere und verdanken Ihnen nun die Erfüllung ihres Wunsches. Für den Voßischen Almanach habe ich jetzt nichts als eine componirte ländliche Elegie und ein anderes kleines Gedicht; von beiden aber zweifle ich, daß sie der Aufnahme in den Almanach würdig sind; was ich einigermaßen für würdig hielt, hab' ich Bür-

ger'n ſchon längſt zugeſchickt. Von Ihnen hängt es ab, was Sie mit den beiden unbedeutenden Stücken machen wollen, und ich ſchicke Sie Ihnen auch nur zu dem Ende mit. — Den Vorſchlag, einige meiner erſchienenen Gedichte zu ſammeln, nehme ich in der Art, wie Sie mir ihn thun, gern an: nur muß ich erſt bei Ihnen ſein.

Göckingk ſchreibt mir, daß er in Wien geweſen iſt und die beſten Köpfe daſelbſt kennen zu lernen das Glück gehabt hat. Er macht ein Neid erweckendes Gemälde von der Eintracht und Zuſammenverbindung der daſigen Gelehrten.

Ewig ganz Ihr

Tiedge."

An Johannes Mohr.

Im October 1785.

Länger kann ich die Laſt der Briefſchuld, die Du mir anzurechnen haſt, nicht tragen. In Deinen Briefen ſagſt Du mir ſo oft, daß Du mit meinen Zuſchriften und Mittheilungen zufrieden biſt: Das hätte ſchon allein mich abhalten ſollen, Schulden auf Schulden zu häufen. Aber verurtheile mich nicht! Ich habe Vieles anzuführen, was mir zu einer losſprechenden Entſchuldigung dient. Mein Tagewerk, mit dem, was darum und daran hängt, verſchlingt zehn Stunden des Tages: alſo iſt die Nacht meine Zeitlieferantin für Briefe und für die Beſuche der Muſe. Und welche von den Muſen iſt

es, die jetzt mich in Thätigkeit setzt? Die dramatische, die mich, wie Du weißt, schon früher an sich zog, vor dem processualischen Lärm aber, in den ich mich zu mischen hatte, die Flucht nahm und mich seitdem gänzlich verließ. Sie hat sich glücklich wieder eingestellt, glücklich — nämlich in keiner andern Beziehung, als für mein dermaliges Bedürfniß. Für dieses hat sie Etwas von dem Zauber der Davidischen Harfe mitgebracht, welche Sauls bösen Geist zu bannen vermochte. Der Todesfall, von dem ich Dir in einem vorigen Briefe bereits Nachricht gegeben, hatte unser ganzes Haus mit der tiefsten Trauer erfüllt, die aber mit ihrer unbesiegbarsten Gewalt auf dem Gemüth des Mannes lag, der den Verlust seiner Lebensgefährtin nicht verschmerzen konnte. Auf seinem ganzen Wesen starrte der furchtbare stumme Schmerz in einer Verfinsterung, aus der sein Unmuth schreckliche Blicke nach jedem heitern Gesichte warf. Er sprach nicht und in seiner Nähe sprach Niemand. Die peinlichste Zeit des Tages war die Tischzeit: da wagte sich kaum ein leises Geflüster aus dem Verstummen hervor, welches jede Lippe verschloß. Ein preiswürdiges Leben wird im Dunkel des Todes, wie ein Stern in dem Schatten der Nacht, erst recht sichtbar: so sah denn auch der Unglückliche erst, als die vortreffliche Gattin dahin war, was er an ihr verloren. Er war trostlos, wie der Verzweifelnde, den zürnende Erinnerungen verfolgen, Mahnungen der Versäumnisse gegen ein edles Herz, das nun nicht mehr schlägt. Vor seinen

Vergütungen verſchließt ſich das Grab. Die Kinder zitterten, dem Vater ſich zu nahen; darüber kam ſein Geburtstag heran. Er hatte Monate lang nicht geſprochen; jetzt ſtieß er ein Paar heftige Worte heraus, welche drohend die Feier dieſes Tages unterſagten, und die frühere Reiſe nach ſeinem Landgute geboten. Die drei älteren Töchter deuteten mir an, mit meinen Zöglingen ja nichts, ſei es was es wolle, zum Geburtstage des Vaters zu veranſtalten. Ich erwiederte: „Ein gewöhnliches Gratulationsfeſt, etwa mit einem Gedichte begleitet, würde für das kranke Gemüth allerdings von der übelſten Wirkung ſein. Wenn wir aber etwas durchaus Unerwartetes bewerkſtelligen könnten, welches mit einer ſchlagenden Ueberraſchung ſich ſeiner Empfindung bemächtigte, und ſo gewiſſermaßen ihn gewaltſam aus ſeiner Verſunkenheit empor riſſe: ſo würde das ohne Zweifel in ſeinem ganzen, finſtern Ideenkreis eine Erſchütterung hervorbringen, die für ihn vielleicht von den heilſamſten Folgen ſein dürfte." — „Was wollen Sie denn machen?" fragten ſie. „Ein Schauſpiel", ſagte ich, „worin vom Geburtstag nicht die Rede ſein wird, ein Schäferſpiel mit Geſang. Drei Perſonen: eine von Ihnen und meine beiden Zöglinge ſollen darin auftreten. Der Kanzelliſt König wird die Lieder und Geſänge in Muſik ſetzen, übrigens wird Alles gut gehen!" — Es gelang mir, den guten Kindern einzureden, wovon ich ſelbſt nicht ſehr überzeugt war. Das Werk kam zu Stande; wir reiſten aufs Land; der Geburtstag erſchien.

Das Theater wurde im Eßſaale von Tannengezweig erbaut. Einige Hausgenoſſen ſind muſikaliſch; dazu wurden noch ein Paar Schullehrer aus der Nachbarſchaft genommen. Je näher die Stunde der Aufführung kam, deſto furchtſamer wurden meine kleinen Schauſpieler; mir ſelbſt war nicht wohl zu Muthe. Schon ſtand Alles in Bereitſchaft und das ganze Völkchen in banger Erwartung. Endlich wurde der gefürchtete Mann durch eine Nichte, gegen die er in ſeiner mürriſchen Laune am wenigſten hart war, unter einem, ich weiß nicht welchem, Vorwande in den Saal hinauf geſchoben. Die Thüre öffnete ſich; die Muſik begann und nahm einen rauſchenden Anlauf. Er trat ein mit einer rauchenden Tabakspfeife und einem Blicke, in dem ſich der ganze Unmuth ſeiner Seele wie in einer Gewitterwolke zuſammengezogen hatte. Den Ausbruch verhinderte die überraſchende, lebhafte Muſik. Er wurde zu ſeinem Sitze geführt. Eine wunderbare Beſtürzung ſogleich beim Eintritt in den hellen Saal bemächtigte ſich ſeiner; er ließ die Pfeife aus der Hand fallen und ſein Auge ſtarrte unverwandt hin nach dem kleinen grünen Theater, nach der lieblichen Schäferin, die dort im hirtlichen Feſtſchmuck ſich reizend bewegte. Sie ſang; er wußte, er ahnete in der Ueberraſchung nicht, daß die allerliebſte kleine Geſtalt ſeine Tochter war. Er wandte ſich mit einem Fragezeichen an die neben ihm ſitzende Nichte; „es iſt Hannchen", flüſterte dieſe ihm zu. Da brach der verhärtete Schmerz, und die Betroffenheit ſeiner verwor-

renen Gefühle lös'te sich auf in einen Strom von Thränen. Als das Stück zu Ende war, streckte er die Hände nach den holden Kindern aus, denen er diese sanfteren Bewegungen seines Herzens verdankte, schloß sie in seine Arme und bedeckte sie mit Küssen und Thränen. Während der Abendtafel war von nichts Anderem die Rede, als von dem Schauspiele und der allerliebsten kleinen Schauspielergesellschaft, die so vortrefflich gespielt hatte. Es war seit Monaten das erste Gespräch, welches sich um den Eßtisch bewegte. Der gerührte Vater winkte von den Kindern Eins nach dem Andern zu sich und überhäufte es mit den zärtlichsten Liebkosungen. Nach aufgehobener Tafel mußte das Stück wiederholt werden. Einen vollständigen Beweis von der gelungenen Umstimmung seines Gemüthes legte er den folgenden Tag dadurch ab, daß er nach langer Zeit zum ersten Male wiederum Hauskleider anlegte und seine Beamten und Geschäftsleute vor sich kommen ließ. Die kleine Operette aber, — „Hannchen und Theon" heißt sie, — gewährte ihm von Mittwoch der ersten Aufführung bis zum Sonnabend jeden Abend einen immer erneuerten Genuß. Für den Sonntag ließ er eine ansehnliche Gesellschaft zur Mittagstafel und einer Abendunterhaltung einladen. „Hannchen und Theon" wurde zum fünften Male aufgeführt, und die kleine Schauspielergesellschaft mit allgemeinem Beifall beschenkt. Nun war aber zu fürchten, daß eine so häufige Wiederholung endlich doch auch für den Mann, den

wir zerſtreuen wollten, Sättigung herbeiführen, und daß er, umgeben von ſo vielen Schmerz erregenden Erinnerungſtellen, zurückfallen könnte in die alte verfinſterte Laune. Meine Sorge alſo mußte ſein, durch Abwechſelung dieſe dramatiſche Unterhaltung im Gange zu erhalten. Mit Hülfe meines rüſtigen Componiſten gelang es mir, binnen einer gewiſſen Zeit mehrere kleine Singſtücke zu Stande zu bringen. Du kannſt es Dir ſelbſt denken, daß bei dieſer Arbeit meine Phantaſie keinen freien Spielraum haben konnte, indem die Oertlichkeit, der dürftige Theaterbau, das Publikum, das ich vor mir hatte, die kleine Geſellſchaft, die vier Perſonen ſtark iſt, und andere Umſtände mir ſehr beſchränkende Geſetze vorſchrieben. „Hannchen und Theon" habe ich nach Deſſau geſchickt, da iſt es in das philanthropiſche Journal eingerückt. Einen Abdruck davon habe ich meiner Mutter geſandt, die wird ihn Dir mittheilen, wenn Du ihn leſen willſt. Auch in die Campeſche Kinderbibliothek habe ich manches geliefert. Da findeſt Du, wenn Dir dies Werkchen zufällig in die Hände laufen ſollte, eine Erzählung von mir: „Der ſterbende Greis." Gewiſſe Anſpielungen, die darin Dich anſprechen werden, kann Niemand beſſer verſtehen, als Du. Lebe wohl!

An Tiedge's Mutter.

Verzeihen Sie, geliebte Mutter, mein langes Stillschweigen. Ich habe Vieles und Vielerlei zu schaffen gehabt, was mich vom Schreiben abhielt. Mit diesem Briefe übersende ich Ihnen ein kleines Schauspiel von meiner Dichterei, welches meine Zöglinge aufgeführt haben. Wie ich zu dieser Arbeit gekommen bin, lassen Sie sich das von meinem Freunde Johannes Mohr erzählen, dem ich ausführlich darüber geschrieben habe. Ich schiebe dem Büchlein die Geldstücke in die Tasche, die es mir eingebracht hat. Die Post braucht nichts davon zu wissen; auf dem Umschlag soll nur stehen „Gedruckte Sachen." Ich weiß selbst nicht, wie viel es ist; Sie werden es schon erfahren. Lassen Sie es dies Mal so hingehen, wenn ich Ihnen nicht viel schreibe; die freudige Ungeduld, mein Packet auf die Post zu geben, läßt mir keine Ruhe. Schon jetzt fange ich an die Stunden zu zählen, bis zu dem Augenblick, wenn der liebe alte Kahlkopf, wie Sie den Briefträger nennen, Ihnen mein Packet einhändigt. Wie wird mir das Herz schlagen, wenn ich diesen Abend gegen 9 Uhr den Postwagen werde durch die Straßen poltern hören. Doch ich schäme mich, Ihnen mehr davon zu sagen, wie kindisch sich meine Freude geberdet. Könnte ich doch einen Abglanz des Entzückens, das, während ich hier schreibe, alle meine Adern durchbrennt, diesem Briefe mitgeben, es würde in Ihrem Herzen und in Ihrem Stübchen so hell werden,

und heller als in einer erleuchteten Feſthalle vornehmer Leute. Wahrhaftig! es giebt Freuden der Armuth, die ein König beneiden könnte, wäre jemals nur ein Tropfen aus dieſem Götterkelche auf ſeine Lippen gefallen. Leben Sie wohl! Mir geht es gut. Jetzt bin ich ein Seliger.

An Johannes Mohr.

Daß Nantchens Sapphiſche Leier neben der Sängerin im Grabe ruht, wirſt Du längſt aus den Zeitungen wiſſen. Die Stelle an Göckingk's Seite wird die Schweſter einnehmen, eine ſchöne Seele, die nicht ſingt, die aber, wenn mich nicht Alles täuſcht, ein Leben voll ſanfter Harmonien in Göckingk's Tage bringen wird. Der Abgeſchiedenen habe ich ein Paar Worte nachgerufen, die ich dem trauernden Sänger nicht mitgetheilt, um ſein wehmüthiges Verſtummen nicht zu ſtören. Hier ſind ſie:

Weggewendet hat ſich Philomele
Von der ſtürmevollen Erdenflur,
Aufgeſchwungen Sappho's Liederſeele
Zu der höhern Lenznatur.
Himmelsharfen feiern ihr Erſcheinen
Unter Amaranthenlauben dort;
Aber hier in unſern Sängerhainen
Tönen ihre Lieder fort.

Jetzt läuft hier das Geſchwätz um: Nantchens Lieder in den Liedern zweier Liebenden ſeien nicht von ihr,

ſondern von Göckingk. Was geht das mich an! ich will demohngeachtet glauben, Ramlers Seele zu hören in dem Liede:

Horchend lauſcht' ich manche Nacht,
Ob ſich Anna nicht mehr rühre u. ſ. w.

Aber es ſollte mit der Strophe ſchlieſſen:

Dieſe Netze ſtrickt' ich dann,
Und bei jedem Knoten flogen
Tauſend Seufzer zu dem Mann,
Der mich ſelbſt in's Netz gezogen.'

Du fragſt mich nach dem Roſenfeſte, wovon ich Dir in irgend einem Briefe geſchrieben habe. Es iſt allerdings zu Stande gekommen. Obwohl ich es nur aus der Ferne beobachten durfte, ſo hat es mir doch Veranlaſſung gegeben zu der Erzählung: „Das gute Roſenmädchen" in der Campe'ſchen Kinderbibliothek. Das Feſt war nach Maſsgabe der dazu vorhandenen ſehr beſchränkten Mittel feierlich genug. Die Dorfgemeine war verſammelt, in ihrer Mitte triumphirte die der Krönung gewärtige Jungfrau. Der Geiſtliche hielt eine Rede. Die Stifterin, das poetiſche Fräulein von Hagen, hatte zur Weihe des Tages ein Gedicht verfertigt, welches ſie in wenigen Abſchriften vertheilen lieſs; dann fiel die Muſik ein. Das erkorne Mädchen ward mit der Roſenkrone geſchmückt und ſo im Triumph ihrem Bräutigam zugeführt. Das Ganze ſchloſs großartig, wie eine Oper, mit Muſik und Tanz. So weit ging Alles gut. Wie nun aber hinter jeder Erdenfreude

ein dämonisches Wesen lauert, um entweder die Freude selbst oder doch ihr Andenken zu vergiften: so war es auch hier. Nach wenig Monaten, welche die verspätete Vermählung nicht decken konnte, ward es ruchbar, daß unter der Rosenkrone sich keine Vestalin bewegt hatte. Das war fatal, und verdroß die edle Stifterin so sehr, daß sie die Rosen von ihrer Stiftung wegriß und aus dieser nun eine Hülfsquelle für betagte, dürftige Frauen hervor rinnen ließ. Und das ist auch gut! —

Im Mai 1786.

Herrliche Briefe von Gleim und Boie, dem Herausgeber des deutschen Museums, haben mir die vergangene Nacht zu einer erleuchteten, seligen Christnacht geweiht. Die Nacht, die, nach dem Sprüchworte, keines Menschen Freundin sein soll, ist meine innigste Vertraute. Wenn Alles um mich her in Schlaf begraben liegt, dann ist in meinen Augen noch heller Tag, und das Leben trägt mich auf seinen lebendigsten Flügeln. Jeden Seelengenuß, jede Geistesthätigkeit spare ich mir auf für die Nacht; auch jetzt ist es Nacht, indem ich dieses Dir schreibe. Gleim fodert mich in seinem Briefe dringend auf, zu ihm nach Halberstadt zu kommen, und reizt mich dazu mit angedeuteten Planen, die mir unabhängige Tage verschaffen sollen. Boie sagt mir freundliche, aufmunternde Worte: doch findet er meine poetischen Briefe in dem Museum ohne Ausnahme zu lang,

eher vielmehr zu weitläufig, und in Abſicht ihres Inhalts einander zu ähnlich. In Beiden hat er Recht; Beides ſoll mir nicht wieder begegnen. Inſonderheit ſchäme ich mich der unverzeihlichen Weitſchweifigkeit, mit welcher ich den armen Leſer an einer klingenden Kette von Reimen fortſchleppe, wenn er ſich fortſchleppen läßt. Aber ſo geht es, wenn man in der Freudigkeit, faſt möchte ich ſagen, in dem Uebermuth ſeines Herzens die Feder laufen läßt: da verirrt ſie ſich denn unvermeidlich bald in die Länge, bald in die Breite. Der angehende Poet kleidet einen Gedanken, der ihm gefällt, in ein Bild; ihm fallen andere Bilder ein, die denſelben Gedanken wiederholen; er weiſ't keines ab, und glaubt, bei jedem andern Bilde etwas Anderes geſagt zu haben; der künftige Leſer aber kommt nicht von der Stelle. Bei der abermaligen Durchleſung meiner erſten, faſt drei Bogen langen Epiſtel an Gleim empfand ich ſchon vor der Erinnerung von Voie, obgleich etwas dunkel und leiſe, eine gewiſſe compunctio conscientiae poeticae, wegen der unerträglichen Weitſchweifigkeit, womit ſich dieſe Epiſtel recht abſichtlich breit macht. Ich habe die Schwätzerin aber dahin gebracht, ſich kürzer zu faſſen, wie Du aus der Abſchrift, ſo ich verlangſt Dir zugeſandt, erſehen wirſt. Ach! ich habe zu früh drucken laſſen! „Nonum prematur etc.“, dies horaziſche Evangelium ſollte auf Schulen den jungen Leuten recht oft gepredigt werden!

Im Juni 1786.

Du biſt in vollem Ernſte ungehalten auf mich, und wirfſt meiner Feilenarbeit vor, zu tief eingeſchnitten zu haben; aber laß das gut ſein, Freund! beſſer zu tief, als zu flach! Ich habe freilich ein unbarmherziges Gericht über meine Arbeiten ergehen laſſen; einige traf ſogar ein unerbittliches delenatur! Aber laß mich nur ſchalten! Am Ende hoffe ich doch, Dich zufrieden zu ſtellen. Wenn die Grundidee Rettung verdient und die Ausführung nicht: dann wird an dieſer die Niederreißung vollzogen, und auf die Bauſtelle ein neues Werk hingeſtellt. Hier ein Paar Proben von meinem Verfahren, welches Du Grauſamkeit nennſt.

An meinen Johannes Mohr.

Vom Getön der Lerchenlieder
Schallt die blaue Himmelsflur;
Alle Stimmen jauchzen wieder
Durch das Leben der Natur.
Von dem niedern Blumentriebe
Bis zur hohen Menſchenbruſt
Waltet Eine Gefühl der Luſt,
Eine Seele, die heißt Liebe.

Liebe iſt eine Nachtigall
In des Lebens Blüthentagen;
Aber muntre Lerchen ſchlagen
Lange nach dem Blüthenfall;
Tief in Wolkenluft verborgen
Füllet noch der Jubelklang

Ihren Sommerlaß den Morgen
Und den Abend mit Geſang.
Eine heitre Liederſeele
Iſt die Lerchennatur,
Reizend, wie die Harmonie
Der geprieſ'nen Philomele,
Doch gefreuter noch, als die.
Nachtigallenton verbreitet
Durch den Nachthain ſeinen Klang;
Lerchenfröhlichkeit begleitet
Tagesleben mit Geſang.

Soll von unſern Seelengaben
Ich' ein treffendes Symbol
Aus der Welt der Thiere haben:
Wie verſorgen wir ſie wohl?

Mit der Weisheit iſt die Eule,
Die das Alterthum ihr gab;
Nur das düſtre Nachtgeheule,
Das gewöhne ſie ſich ab!
Denn von allen den Begleitern,
Die mit uns durchs Leben gehn,
Soll die Weisheit uns erheitern,
Heiter Luſt und Leid beſtehn!
Mit der ſeufzerreichen Liebe
Sei die Nachtigall gepaart:
Aber meine Lerche bliebe
Für die Freundſchaft aufbewahrt!

Sieh, dort unter Kirſchenblüthen
Geht ein ſelig Liebespaar;
All' die hellen Zweige bieten
Ihnen ſich zu Kränzen dar.

In Entzückungeträume ſötet
Sie die Nachtigall hinein;
Kaum daß ſich die Kirſche röthet,
Wird das Lied verklungen ſein.
Stirbt nun hin der aufgelöſ'te
Traum voll Träum' in matten Glanz:
Komm, du Freundſchaft, dann, und tröſte
Sie mit Deinem Epheukranz!
Freundſchaft iſt ein Lied, das länger
Unſern Lebensgang verſchönt,
Als der ganze Chor der Sänger,
Der den Sommerhain durchtönt!

Ziehn wir denn getreu und bieder,
Mit dem ächten Freundesſinn,
Wie zwei heitre Lerchenlieder
Fröhlich durch das Leben hin!
Bricht einſt Deines Vordermannes
Lebensfaden früher ab:
Dann ſo ſtreue, mein Johannes,
Epheublätter auf mein Grab!
Oder ſollteſt, von uns beiden
Zwillingsſeelen, Du von hier
Früher, als Dein Liedge ſcheiden:
Dann bring' ich den Epheu Dir.

An Denſelben.

Als der Menſch aus Götterparadieſen,
Wo ſein Wahn den erſten Apfel gebar,
Aufgeſtoßen und verwieſen
Aus der reinern Götterſchaar,
Ein verlaßner Erdenkling war:
Da erbarmte Gott ſich ſeiner:

Und der gnadenreiche Vater ſprach:
„Folge von den Engeln Einer
Dem verlaßnen Menſchen nach,
Daß der Arme gänzlich troſtlos nimmer
Zwiſchen Luſtgewühl und Wüſteneі
Sich verlieren mög', und daß dort immer
Noch ein Pfand des Himmels mit ihm ſei,
Welches — wie nun auch ſein Weg ſich bahne —
Blumig, oder hart und dornenvoll,
Ihn an die verlorne Heimath mahne,
Die er wiederum erringen ſoll."
So ſprach Gott. Ein Engel voll Erbarmen,
Freundſchaft wird der Tröſtende genannt,
Reichte zum Geleite nun dem Armen,
Der das Paradies verlor, die Hand.
Dunkeln ſich dem Menſchen alle Sonnen:
Hier um dies Geleit' iſt Licht und Ruh;
Doch es wendet ſeine Himmelswonnen
Nur geweihten, edlen Seelen zu.
Wann die Liebe zu dem Myrtenkreiſe
Mit der Rechten winket: o beglückt
Iſt die Liebe, wenn die Freundſchaft leiſe
Ihren Kranz ihr in die Linke drückt!

An Denſelben.

Ja, die Freundſchaft iſt der Engel,
Der, vom Loos der Sterblichen gerühret,
Durch des Daſeins Labyrinthgeſchlängel
Tröſtend ſeine Menſchen führt;
Und ſie ſteht im engen Bunde
Mit der Weisheit, die uns kräftig ſchirmt,
Wenn das Schrecken einer finſtern Stunde
Unſre Lebensluft umſtürmt.

Sinkt des Muthes Kraft darnieder;
Hemmt ein Fall des Pilgers Lauf:
Sie, die Freundschaft, hebt uns wieder,
Richtet den Gefallnen auf.

O, sie naht sich uns mit ihrem Frieden,
Wenn, beim Unbestand hienieden,
Alle Freudengötter fliehn!
Laß uns denn, wie zwo vereinte Quellen,
Ruhig auch durch minder grüne Stellen
Unsrer Wiesenfläche ziehn!
Achten nicht der harten Kieseln
Unter uns! im Sonnenschein,
Oder wenn Gewitter dräun,
Laß uns fröhlich weiter rieseln!
Und willkommen soll das Vieh uns sein,
Welches aus der Ulme Zweigen
Uns entgegen schallt; allein
Kümmern soll es uns nicht, schweigen
Furchtsam auf der ganzen Flur
Alle freien Stimmen der Natur!

Diese drei Stücke treten an die Stelle eines an Dich gerichteten langen Gedichtes im Museum. Ich hoffe, Du wirst mit der Stellvertretung zufrieden sein.

Im November 1786.

Ich mag die Monate nicht zählen, seitdem ich Dir kein Lebenszeichen von mir gegeben habe; aber man lebt ja nicht, wenn man vernichtet ist. Ich war unter eine

Folter von Qualen gefallen, die kein anderes Gefühl zu mir einließen, als eben das Gefühl meiner äußern und innern Zerstörung. Durch einen schmählichen Rückfall in meinen alten, verhärteten Fehler der Unbesonnenheit und des übereilten Vertrauens, habe ich mich an dem heiligsten Zwecke meines Lebens versündigt, unversöhnbar versündigt. Vernimm meine Geschichte. Es hatte sich eine Schauspielergesellschaft hier eingenistet. Da Du meine Neigung für diese Art von Genuß kennst, so wirst Du schon vermuthen, daß ich die Veranlassung, mich mit dieser Gesellschaft einzulassen, keineswegs abwies. Ich verfertigte Prologe und Epiloge für sie; übernahm die Umarbeitung verschiedener Theaterstücke, wie es das Bedürfniß des dürftigen Personals nothwendig machte, und bettelte sogar für sie um Vorschuß. Daß ich mit meiner Gabe nicht zurückblieb, versteht sich, obgleich eine innere Stimme vernehmlich genug mir zuflüsterte, daß ich, was ich gab, von einem heiligen Altare nähme. Bald kamen Einzelne von der Gesellschaft, welchen der Herr Director mich als Mitdirector angegeben hatte, und forderten ihre Bezahlung von mir. Unter ihnen befand sich ein Mitglied mit dem angenommenen Namen „Jacobi", der meine Theilnahme in vorzüglichem Grade gewann. Er erzählte mir aus seinem Schicksale Abälardische calamitates vitae, die aus einer herrnhutischen Erziehungsanstalt hervorgegangen waren, und ihn genöthigt hatten, zu entrinnen. In dieser brodlosen Unabhängigkeit trieb er gar Vielerlei, ward sogar Schriftsteller. Aus Briefen

von einem Buchhändler bewies er mir, daß der Roman „Rückkehr in mein Vaterland", der zu seiner Zeit viel gelesen worden, aus seiner Feder geflossen sei. Liebe zu einer Schauspielerin trieb ihn auf die Bühne. Später schrieb er: „Entdeckte Geheimnisse des Dr. Bahrdt'schen Treibens in Heidesheim" — das, denke ich, war der Titel der Schrift. — Als er mir dies Werk nannte, fragte ich ihn: „Kennen Sie den Dr. Bahrdt?" — „Nein", war die Antwort. — „Waren Sie in Heidesheim?" — Gleichfalls: „Nein!" — „Woher denn haben Sie die Geheimnisse?" — „Aus meinem Kopfe", sagte er. „Es war um die Zeit, als das Publicum Alles, was von Bahrdt und über ihn geschrieben wurde, begierig las. Der Buchhändler, dessen Briefe ich Ihnen vorgelegt, forderte mich auf, über den Dr. Bahrdt zu schreiben, wahr oder falsch, thut nichts! es geht!" — „Armes Publicum", rief ich aus, „wie mußt du dich betrügen lassen!" — „Muß?" erwiederte er, — „es muß nicht! es will! Das Publicum ist ein altes Weib, dem mit Klatschereien am besten gedient wird." — „Schämen Sie sich!" zürnte ich ihm entgegen, „das Publicum so zu verunglimpfen! Einige müssige Köpfe, die nach solcher losen Waare greifen, sind keineswegs das Publicum!" —

Wie bedenklich mir nun auch der schriftstellerische Charakter dieses Mannes erschien: so ging mir doch sein Schicksal zu Herzen. Ich weiß wohl, daß die Noth keinen Sünder machen soll; aber ich verdamme den

Sünder nicht, den die Noth macht. Aus Mangel an Schauspielerfähigkeit mußte Jacobi das Theater verlassen, das er hier zum letzten Male betreten. Indem ich nun umher sann, dem Bedrängten zu helfen, fand ich meine Quellen erschöpft. Nun bemerkte ich erst recht fühlbar, was mich im Taumel theatralischer Zerstreuungen und Genüsse nie lebhaft genug berührt hatte; ich sah nun im hellsten Lichte, daß ich mit sacrilegischen Händen vergeudet hatte, was von mir zwar erworben, aber durch ein heiliges Gelübde nicht mein Eigenthum war. Ja, es fehlte nicht viel, so hätte ich mich zu Bürgschaftleistungen verstanden, die rettungslos meine Ruhe zerstört haben würden. Ein wohlgesinnter Kaufmann warnte mich noch zeitig genug vor der Gefahr, solchen Verpflichtungen mich hinzugeben, die nicht nur meine Geldkräfte in die größte Verlegenheit setzen, sondern auch, was noch mehr Rücksicht verdiene, meinen Ruf in kein vortheilhaftes Licht stellen würden. „Auch", fügte er hinzu, „könne er es mir nicht bergen, daß schon jetzt über mein Verhältniß zu der Schauspielergesellschaft, bei der sich bekanntermaßen ein Frauenzimmer von zweifelhaftem Werthe befinde, solche Gerüchte in Umlauf seien, die, wenn ich sie wüßte, mich sehr beunruhigen würden." Diese Aeußerung schlug, wie ein zerschmetternder Blitz, in meine sorglosen Träume. Ich dankte dem redlichen Manne, und verschloß, meine Schwäche fürchtend, vor dem Director und seiner Genossenschaft meine Thüre. Bald war die Gesellschaft entflohen, und ich saß in

Schulden und Schuld, zum erſten Male beides zugleich. Die ſündhaften theatraliſchen Zerſtreuungen und Genüſſe, die mich vor mir ſelbſt verdeckt hatten, waren verſchwunden; ich fuhr, wie vor einer Schreckensgeſtalt, vor meinem eigenen Daſein, welches an einer Kette von ruheloſen Tagen und ſchlafloſen Nächten qualvoll dahin ſchlich, zurück. Wenn ſich meine Gedanken nach der lieben Gegend lenkten, wo mütterliche Hoffnungen der Erfüllung zärtlich entgegen harrten, und ich dann die, von mir ſelbſt mir zugezogene, peinliche Nothwendigkeit fühlte, jene heiligen Erwartungen täuſchen zu müſſen: dann hätte ich verſinken, tief verſinken mögen in die Bewußtloſigkeit der Vernichtung. Glücklicherweiſe kam, als mein Nothſtand den höchſten Punkt erreicht hatte, eine beträchtliche Honorarſendung von meinem vortrefflichen Voie aus Meldorf, die mich wenigſtens von dem Schmerze, jene geheiligten Hoffnungen gänzlich zu täuſchen, rettete und einen ſchwachen Schimmer in meine finſtere Seele warf; aber die Nacht meiner Sorgen und meines Gewiſſens vermag keine Sonne mehr zu vertilgen. Wie werde ich jemals mit einiger Ruhe in mein Leben zurück ſchauen können; denn meine Blicke werden immer die Stelle berühren, wo die ſtrafbarſte Unbeſonnenheit, die Verſündigung an meinem heiligſten Lebenszweck, ihr Denkmal zurück ließ. Ueber dem Allen und durch das Alles verfiel ich in eine Krankheit, zu der ſich der Keuchhuſten geſellte, der mich ſechs Wochen hindurch gepeinigt und jetzt noch nicht ganz verlaſſen hat. Sollteſt Du

mich ſehen: Du würdeſt Deinen Freund nicht erkennen in dem Skelette, das hier umherſchleicht. Ich habe ſchwer gebüßt. Ach! daß man den Frieden Gottes erſt recht erkennt, wenn man ihn verſcherzt hat! Tröſte mich nicht! es giebt keinen Troſt, der Geſchehenes ungeſchehen machen kann. Lebe wohl und genieße froh Deiner Seelenheiterkeit im Schooße des ſeligen Friedens. —

Der ehrwürdige Gleim hat mir ſchon wieder einige Male geſchrieben, und ſeine Einladungen wiederholt. Ich bin bereits ſchon mehr als halb entſchloſſen dazu.

Im December 1786.

Vor allen Dingen, mein geliebter Johannes, ſage ich Dir meinen innigſten Dank für die ſchleunige Beantwortung meines letzten, unerfreulichen Briefes. Dein Schreiben ſagt mir herrliche Worte, — Worte des Lebens, die aus Deinem Innerſten kamen, wo ſie in die edelſte Welle deines Herzblutes getaucht ſind. Ach! vergieb, — doch Du haſt ſchon vergeben, daß ich Deine Tröſtungen zurück wies, die ich dafür aber auch jetzt deſto dankbarer aufgenommen habe! Ja, Du haſt Recht: das Zurückſchauen auf eine dunkle Stelle unſers Lebens ſoll unſern Muth nicht brechen. Die beſſere, die wahre Reue ſchlägt den Muth nicht nieder, ſie macht ihn entſchloſſener, feſter, heiliger! Laß mich, edler Freund, meinen Dank Dir wiederholen für die Worte der Wahr-

heit und Liebe. Mein Geſetz ſei fortan: das Rückwärts ſoll den Blick ſchärfen für das Vorwärts; Rückſicht ſoll Vorſicht gewinnen. Schon dämmert eine milde Heiterkeit in meinem Gemüthe auf; und ich möchte mir faſt vorwerfen, daß ich jetzt ruhiger bin. Ach! der Menſch iſt ein wunderliches Geſchöpf; zu leicht rechnet er ſich Entſchließungen zum Beſſerwerden als Beſſerung an. Unſere guten Vorſätze ſind immer beſſer, als wir. —

Nun muß ich Dir noch eine erfreuliche Begebenheit erzählen, der Dein Brief zum Vorläufer diente, und die mich höchſt unerwartet und angenehm überraſchte. Denke Dir, Freund, mein freudiges Erſtaunen! Ich ſitze da vor meinem Tiſche, in den Inhalt Deines Briefes und in meine eigenen Gedanken vertieft. Es war früh Morgens; ich ganz allein, meine Kinder waren zum Frühſtück gegangen: da tritt Göckingk's Diener in mein Zimmer, ladet mich zum Mittageſſen ein, und fügt ſogleich hinzu, daß der Herr Canonicus Gleim aus Halberſtadt bei ſeinem Herrn angekommen ſei. Halb froh, halb furchtſam nahm ich die Einladung an. „Wird noch Jemand da ſein?" fragte ich. — „Die kurländiſchen Damen," antwortete er. — Das vermuthete ich; denn ich wußte ſchon früher durch ein Gerücht voll Kleinſtädterei, daß die berühmte Eliſa von der Recke, eine geborne Reichsgräfin von Medem, Göckingk's und Lavater's Brieffreundin, des Erſteren wohleingerichtetes Landhaus „Wülferode" bezogen hatte, um

daſelbſt den Frühling zur Badereiſe nach Carlsbad zu erwarten. Du wirſt dieſe hohe fromme Frau kennen aus ihren von Hiller in Muſik geſetzten geiſtlichen Liedern *). Ohne Zweifel vermutheſt Du, daß mich bei dieſer Einladung meine gewöhnliche Blödigkeit gepeinigt haben wird: ſo iſt's; ich war zwei Mal nahe daran, abſagen zu laſſen. Doch ich ging. Als ich eintrat, wendete Göckingk mir ſogleich ein höchſt freundliches Geſicht zu. Das ermuthigte mich. Gleim reichte mir traulich die Hand; und die hohe Frau, die ich nie geſehen, und dennoch gleich erkannte, lächelte himmliſch freundlich auf mich herab. Als dieſer Blick mich berührte, ſah ich nichts weiter, ſo zeichnete ſie ſich vor allen weiblichen Geſtalten aus, welche ſie umgaben. Du glaubſt vielleicht, daß der Putztiſch ihr, als der erſten Perſon, dieſe Auszeichnung angehangen. Keineswegs! Nie habe ich eine einfachere weibliche Kleidung geſehen. Ein wahrhaft fürſtliches Weſen iſt ihr Schmuck. Denke Dir eine erhabene, junoniſche Geſtalt, vereint mit der Lieblichkeit und Anmuth einer Pſyche oder Hebe. Dieſe zarte Anmuth mildert jene majeſtätiſche Hoheit, die dann wieder dieſe Anmuth verherrlicht. Ihr Anſtand iſt eine wahrhaft vornehme Haltung und doch ſo

---

*) J. Adam Hiller hat von dieſen Gedichten, mit Hinzufügung einer Cantate und Hymne von Reander, im Jahre 1783 bei Dyk in Leipzig eine vollſtändige Ausgabe veranſtaltet. A. d. H.

natürlich. Sie weiß nicht, welche mächtige Wirkung ihre Persönlichkeit hervorbringt; und doch ist es, als verdoppelte sie ihre himmlische Freundlichkeit, um den Eindruck ihrer Erscheinung zu mildern, der Alles um sie her darnieder hält. Und dieses ganze geistige Leben und Sein stellt sich dar in der allereinfachsten Form. Ein glänzendes kastanienbraunes Haar, von einem blauen Bande zusammen gehalten, ist ihr Diadem. Ein durchaus zierrathloses, um den Hals geschlossenes Gewand, das ich deutsch nicht nennen darf, von den Bewohnern jenseits des Rheins „chemise“ genannt, fließt an der feinen Gestalt zwanglos herab. Aber ihr Gesicht — obwohl nicht mehr im Frühlinge der Zeit, ist blühend, offen und ausdrucksvoll. Wohlwollen ist in diesem Gesichte der hervorstechendste Zug, um den sich ein zartes Leben bedeutungsvoller, harmonischer Mienen bewegt. Die Stirn fein gewölbt, heiter, klar, fast möchte ich sagen, gedankendurchsichtig. Und welch' ein Auge! groß, dunkelblau, sprechend, eine sichtbare Seele. Man fühlt sich wunderbar von ihrem Anblick betroffen.

Sie reiset mit einem Gefolge von zwei Frauenzimmern und einem ehrwürdigen Arzte*), der sehr schlecht spricht und sehr richtig denkt. Höchst belehrend ist's, ihn seine Erfahrungen vortragen zu hören, wie nachlässig und stotternd auch sein Ausdruck ist. Von den

*) Hofrath Lieb aus Mietau. A. d. H.

beiden Frauenspersonen ist die Eine, Julie genannt, eine wahre Wohlgestalt, schön, reizend sogar, wenn sie schweigt; die andere hingegen, Sophie*), nichts weniger als schön, wird anziehend, wenn sie spricht, wenn sie erzählt. Jene mag schnell eine vorübergehende, flammende Leidenschaft entzünden; diese wird erst im näheren Umgang eine sonnenwarme Liebe wecken, welche bleibt. Sie scheint die innigere Herzensfreundin der hohen Elise zu sein.

Indeß Göckingk die kurische Gesellschaft auf das geistreichste unterhielt, setzte ich mich zu meinem väterlichen Gleim. Ja, Freund, das ist ein Mann von der Art, mit welcher die Natur nicht eben freigebig ist. Wenn es gilt, einem Gelehrten, dem sein Weiterkommen erschwert wird, fortzuhelfen, oder ein junges Talent aufzumuntern: dann setzt er Alles daran, Empfehlung und Geld. Er ist sehr lebhaft, feurig in That und Wort, ein Jüngling in den sechziger Jahren, und mehr ein vir juvenis, als ich. Er hat viel mit mir über die Ausgabe seiner Werke gesprochen; von einem andern Plane habe ich noch nichts erfahren. Ich kann Dir's nicht ausdrücken, wie liebevoll, wie gütig er gegen mich

---

*) Es ist dies die aus dem Leben der Frau Elise von der Recke bekannte geistreiche Dichterin Sophie Becker, deren Reisetagebuch von ihrem nachmaligen Gatten, dem Gerichtsdirector Schwarz in Halle, dem Verfasser des „Adim," unter dem Titel: „Briefe einer Kurländerin" u. s. w. bei Vieweg in Braunschweig herausgegeben wurde. A. d. H.

war. Ich habe mich ihm mit Leib' und Seele verſprochen, und bin feſt entſchloſſen, Ellrich mit Halberſtadt ſobald als möglich zu vertauſchen. Schade, daß Klamer Schmidt, den ich aus ſeinen petrarchiſchen Gedichten und poetiſchen Briefen ſchon kannte, Gleimen nicht begleiten konnte; dieſer hatte daher einen Referendarius Schwarz aus Halberſtadt zum Reiſegefährten mitgebracht, der ein junger Mann von Geiſt zu ſein ſcheint. Es wurde Viel geſprochen, erzählt, geſcherzt und gelacht, wie es ſich von der Geſellſchaft ſolcher Menſchen erwarten läßt. Es ging zur Tafel: da ward das Geſpräch noch lebhafter. Die hohe Eliſa theilte Bruchſtücke aus ihrer Erziehung mit, ohne Zweifel in der Abſicht, den Ruf einer gelehrten Frau, den ſie zu fürchten ſcheint, von ſich abzulehnen; denn ihre Jugendbildung war weit entfernt, eine wiſſenſchaftliche zu ſein. Sie erzählte von den Sitten, beſonders von der außerordentlichen Gaſtfreundſchaft ihres Vaterlandes, von Reiſeabenteuern, die ſie gehabt, und von Bekanntſchaften, die ſie gemacht hatte. Welche Beſcheidenheit, welche zarte Weiblichkeit ſchmückte bis zur kleinſten Anekdote herab alles was ſie ſagte! Es war eine Freude, zu bemerken, wie ſchonend ſie mit den Berührungen verfuhr, die verletzen konnten, wenn auch der Gegenſtand keine Schonung verdiente. Mit einem Worte: die ausgeprägteſte Humanität offenbart ſich hier.

Aus Gleim's reicher Seele ſprudelte Scherz auf Scherz. Göckingk erzählte eine Menge Anekdoten, in

langſamer wohlgefaßter Rede, in der Funken von Witz umherflogen. Göckingk's Amalie ſaß mir fern; ich konnte mich nur an dem leiſen, weichen Laut ihrer Stimme und an dem ſanften, freundlichen Blick ihrer Augen erfreuen. Mein Platz war neben der ſchönen Julie, der wenig mehr, als ein „Ja!" oder „Nein!" abzugewinnen war. Doch dieſe Einſylbigkeit war mir gar nicht unlieb, denn ich konnte mich um deſto ungetheilter den Geſprächen der Geſellſchaft zuwenden. Die Tafelſitzung dauerte lange, nicht durch Speiſen, ſondern durch Geiſtesgenüſſe verlängert. Es war Abend geworden. Ich ſchied. Mein Geiſt war reicher, mein Herz ſeliger geworden; denn ich hatte ja ein Göttermahl zu mir genommen. Wie das auf mich wirken mußte, kannſt Du Dir denken, da es das erſte Mal war, daß ich ein Beiſammenſein ſolcher Menſchen ſah: und ſolchen Menſchen Etwas ſein, non minima laus est. Lebe wohl!

Im Januar 1787.

Du fragſt mich am Ende Deines Briefes nach der kuriſchen Geſellſchaft. Habe ich Dir denn nicht geſchrieben, daß dieſelbe Göckingk's Landhaus nur zum Winteraufenthalt wählte, um daſelbſt den Zeitpunkt ihrer Reiſe in das Carlsbad abzuwarten? Sie hat längſt unſere Gegend verlaſſen. Wenn Du die Zeitungen fleißiger läſeſt, ſo würdeſt Du beſſer, als ich, wiſſen,

wo dieſe Geſellſchaft ſich jetzo befindet. Merkwürdig iſt das ehrenvolle Aufſehen, welches die beiden Frauen, die Herzogin von Kurland und ihre Schweſter, in Deutſchland erregen. Perſonen von ſolcher Auszeichnung durch Stand und Geſtalt ſind ſchon oft an den neugierigen Blicken der Menge vorübergegangen, und haben den allgemeinen Eindruck nicht gemacht. Fürſtliche und andere hohe Perſonen, die unter Ehrfurchtsbezeugungen umher gehen, verſtehen ſelten, oder verſchmähen jede, auch die kleinſte Mühe, Huldigungen zu erwerben, ſie überlaſſen es dem Ceremoniel, ihnen ſolche zu verſchaffen, die dann gewöhnlich nicht weiter gehen, als jener Zwang reicht. Und nun vollends die fodernde Anmaßung der Halbhoheit! dieſe ſchießt immer fehl. Das verſtändige, wohlgehaltene Selbſtgefühl von Würdigkeit und Auszeichnung ſetzet die Anerkennung voraus, es fühlet ſich im Beſitze deſſen, was jene Anmaßung fodert; und das Gefühl, die Sicherheit dieſes Beſitzes giebt der höheren Stellung eine Liebenswürdigkeit, die unwiderſtehlich iſt, indem ſie die beleidigende Herablaſſung in eine anſtändige, wohlthuende Annäherung verwandelt, und offene Anerkennung zugeſteht jedem, auch dem kleinſten Verdienſt, das ihr begegnet. Dieſe Liebenswürdigkeit nun bewahrt das Geheimniß der Begeiſterung, welche jene beiden hohen Frauen in Deutſchland erregten.

Was ich Dir in meinem vorigen Briefe von den zwei Begleiterinnen der hohen Eliſa geſchrieben, hat

ſich mir in der Folge, nur in höherem Grade, bewährt. Von der liebenswürdigen, geiſtvollen Sophie mußt Du noch wiſſen, daß ſie auch Dichterin iſt, die beſſere Verſe macht, als ich. Es hat ſich zwiſchen uns ein poetiſcher Briefwechſel angeknüpft, von dem ich Dir einſt vielleicht das Würdigſte mittheilen werde. Was die ſchöne Julie betrifft, ſo weißt Du ſchon von ihrem beſchränkten Geiſtesumfange; überdem aber iſt ſie anſpruchvoll, eigenſinnig und unbeſtändig. Eine entſcheidende Probe ihres Eigenſinnes gab ſie bei Gelegenheit einer Reiſe, welche die Geſellſchaft nach Halberſtadt unternahm. Das Wetter war unſicher, die Wege ſchlecht, ſo ließ ſich vorausſehen, daß man oft genöthigt ſein werde, den Wagen zu verlaſſen. Die Frauenzimmer hatten ſich daher mit angemeſſener Fußbekleidung verſehen, Julchen nicht; ſie trat, allen Gegenvorſtellungen zum Trotz, die Reiſe in ſchwächlichen, ſeidenen Schuhen an, um in Halberſtadt ſogleich mit einem geſchmückten Fuße aufzutreten. Das Vorausgeſehene geſchah; bei der nächſten Anhöhe mußte die Reiſegeſellſchaft ausſteigen, und die Eigenſinnige ließ ſogleich beim erſten Schritt einen Schuh im Schlamme ſtecken, der über den ſchönen Fuß zuſammenſchlug. Ich ergriff das Abenteuer, und machte daraus eine Romanze, von der ich Dir den Inhalt in Proſa hier kurz mittheilen will. Ich dichtete nämlich: Ein junger, verliebter Pilger kommt bei Julchens Herzen an und bittet um Einlaß. Er iſt ihr nicht würdig genug; ſie weiſet ihn ſchnöd' und verdrießlich zurück. Seine Beharrlichkeit läßt nicht nach,

ſie mit Bitten und Thränen zu beſtürmen. Doch weil auch ein Stein durch fallende Regentropfen zuletzt erweicht wird, ſo kam es bei Julien auch endlich zu einer Art von Erweichung: ſie bewilligte dem armen verliebten Pilger den Einlaß in ihr Herz; aber eigenſinnig und unbeſtändig, wie ſie iſt, wird ſie bald ungeneigt, kälter und kalt. Troſtlos verläßt er die grauſame Schöne, und weint ihr noch die Drohung zu, daß, wenn er an ſeinem Jammer ſterben ſollte, er als nächtlicher Geiſt ihr erſcheinen und für die ſchlecht vergoltenen Wallfahrten zu ihrem Herzen Genugthuung fordern würde. Er ſtirbt; die Drohung geht in Erfüllung. Die nächſte Nacht zuckt ein bleicher Schimmer durch ihr Schlafgemach, und Töne der Klage begleiten das gräuliche Licht:

Da ſieht ſie nun, wie an der Wand
Die Blitz' einander trieben,
Und mitten in den Flammen ſtand
Sehr leſerlich geſchrieben:
Dich ſchrecke dies Geſicht, bis Du
Von einem Ort zum andern
Mit zarten Füßen, ohne Schuh,
Zur Pönitenz wirſt wandern.

Das Nachtgeſicht wiederholt ſich: da iſt nun kein anderer Rath, ſie muß ſich zur Wanderung entſchließen, doch wagt ſie es, ſolche wenigſtens mit einem Schuh anzutreten. Sie geht nicht lange, ſo bleibt der treuloſe

Schuh im Schlamme zurück, und läßt den verlaſſenen Fuß gehen, wohin das Geſchick ihn treibt.

Und was uns billig wundern mag,
Wo der Verluſt geſchehen,
Läßt ſich bis heute dieſen Tag
Der Mädchenfußtritt ſehen.
Da ſoll's durch dunkler Geiſter Macht,
Nicht trocknen und nicht frieren;
Da, ſagt man, geht um Mitternacht
Ein Schuh im Koth ſpazieren.

Die ſchöne Julie ließ ſich den Scherz gefallen, und trug ihre ſchriftliche Beantwortung einer fremden Hand auf.

Tiedge hatte bei dem Eintritte in ſein Hauslehreramt die Verbindlichkeit übernommen, ſich ſeinen Zöglingen bis zu deren Confirmation zu widmen. Dieſer Verpflichtung getreu verharrte er in ſeiner bisherigen Stellung bis 1788. Im Frühlinge deſſelben Jahres ſchrieb er ſeinem Freunde Johannes folgenden Brief:

Mein Aufenthalt hier nahet ſich ſeinem Ende. In hellen, prophetiſchen Träumen ſchwebt mir ſchon das neue Leben in Halberſtadt vor, unter den herrlichen Menſchen, die ſo hoch ſtehen im Reiche der Geiſter. Ich habe noch ein Mal alle meine Lieblingsſtellen der hieſigen

Gegend beſucht: meinen kleinen Avernusſee, in der ſchauerlichen Bergſchlucht; die merkwürdige Waſſerhöhle, Neptunsgrotte genannt; endlich die große Laube in dem Garten des Göckingk'ſchen Landhauſes; in dieſem Garten aber beſonders die Stellen, welche die hohe Eliſa und die liebenswürdige Sophie geheiligt und mit ganz jungen Eichen bepflanzt haben. Ich verweilte bei der geweihten Stätte der kleinen Anpflanzung, und heftete, jedoch nur in Gedanken, an einen der Bäume folgende Verſe:

Bis zum innerſten der Keime,
Welcher in euch lebt und ſtrebt,
Fühlt es tief, ihr jungen Bäume,
Welche Weihung euch umſchwebt.

Einſt in euern Zweigen wiege
Sich ein Nachtigallenlied,
Wenn der Lenz im vollen Siege
Seiner Kraft dies Thal begieht.

Wenn daher auf welchern Lüften,
Von dem Morgenſtrahl verklärt,
Und berauſcht von Opferdüften,
Dieſer Götterjüngling fährt:

Dann wird hier im Hain der Muſen
Jenes Echo aufgeregt,
Das noch Liedertön' im Buſen
Von zwei ſchönen Seelen trägt.

Vielleicht iſt es Dir nicht unlieb, wenn ich Dir meine letzte poetiſche Arbeit hierbei mittheile. Es iſt ein Brief an einen Freund, der Sophien kennt und ſchätzt.

An Schwarz.

Traurig, traurig liegt die Flur,
Wo Eliſa einſt geſungen;
Und Sophiens kleine Spur
Hat der rauhe Nord verſchlungen!
Mit dem ſchönen Flügeltanz
Jener nie vergeßnen Stunden
Iſt die werthe Spur ſo ganz,
Als ob ſie nie war, verſchwunden,
Und entblättert jeder Kranz.

Als die Sonn' hier noch das liebe
Leiermädchen weckte, da
Wiſchte ſie ſich jedes trübe
Wölkchen vom Geſicht und ſah,
Wie Sophiens Bäumchen ſchöner,
Immer ſchöner blühte — bis
All' die jungen Kronen jener
Unhold Nordens ihm entriß.
Täglich wirft die Sonne trüber
Ihren ſpäten Gruß uns zu;
Ging' es an: ſie käme lieber
Gar nicht mehr aus ihrer Ruh;
Denn das Thal, aus dem elyſiſch
Hymnen ſie begrüßten, liegt
Nun nicht mehr ſo paradieſiſch
Um den ſchönſten Quell geſchmiegt.

Hin iſt hin! die hell'gen Auen,
Wo Urania gewallt,
Freund, erregten Dir ein Grauen,
Sähſt Du ihre Mißgeſtalt.
Wo ich von Sophiens Lippe
Manches holde Wort erlauſcht,
Steht das gräuliche Gerippe
Von der Rieſenlaub' und rauſcht:
Hin iſt hin! — vielleicht auf immer,
Was mein Herz doch nie vergißt!
Ach! mir ſagen nur noch Trümmer,
Was einſt war und nicht mehr iſt!
Nein! das Land iſt nicht hienieden,
Wo bei wechſelloſem Licht
Eine Gottheit unſerm Frieden
Ewig grüne Kränze flicht!

Ich höre, daß Sophie eine Verſprochene iſt: das verdrießt mich; ich weiß nicht warum? Kann mir Deine Divinationsgabe dieſes Warum vielleicht erklären, ſo laß es mich wiſſen, damit ich dahinter komme, was es mit meinem Verdruß für eine Bewandtniß hat. Vale faveque.

Gleim hatte bereits angefangen, den lebhafteſten Theil an Allem zu nehmen, was Tiedge's geiſtiges Leben betraf. Er wiederholte ſeine Einladungen und forderte ihn ſchon damals zur Sammlung ſeiner Gedichte auf. So ſchrieb er ihm unter dem 4. März 1788 nach Eulenſtedt:

An Herrn Secretair Tiedge zu Eulenſtedt.

Halberſtadt den 4. März 1788.

Wir hören und ſehen nichts von Ihnen, mein beſter Tiedge! wiſſen nicht, ob Sie lebendig oder todt noch denken an uns? — Wir, Ihre Freunde, fragen einander nach Ihnen, nach Ihren Muſen, nach Ihrer Liebe zu uns, keiner kann antworten. Länger können wir in dieſer Lage gegen unſern lieben Freund nicht bleiben, — alſo frag' ich: Was Sie machen? Beſter Mann! ob Sie nicht ein Mal wieder Ihre Freunde ſehen wollen? Beatus ille etc. hören wir Sie ſagen. Gut! Wir wollen auch nicht, daß Sie aufhören ſollen auf dem ſtillen Lande ſich ſelbſt zu leben und Ihrem Hagen, Sie ſollen nur uns nicht vergeſſen, ſollen nur von Ihrem Glauben an unſre Freundſchaft uns Beweiſe geben, ſollen dem alten Gleim die Freude noch machen, ehe er verſammelt wird zu ſeinen Vätern, daß er alle die guten Kinder Ihres Geiſtes und Herzens, die noch leider in Findelhäuſern zerſtreut ſich aufhalten, beiſammen ſehe, in einem ſchönen antiken Gartengebäude, ſollen, beſter Mann, mit neuen ſolchen Kindern ihn erfreuen zuweilen; Sie wiſſen, wie ſo zärtlich er die alten liebt, mehr, ſo groß auch Vaterliebe ſonſt iſt, als ſelbſt die eigenen, in Wahrheit weit mehr. Ich kann, mein beſter Tiedge, mir als möglich nicht vorſtellen, daß ein Genius wie Sie, ſo ſchlummre wie Sie ſchienen; Sie haben geheime

Parnaſſus Thaten gethan, das laß' ich mir nicht ausreden. — Sie werden uns überraſchen, wie ich Sie, ſobald die Witterung gelinder wird, in dieſer Hoffnung bin, mit Gruß und Empfehlung an Ihren Hagen und ſein Haus,

Ihr alter getreuer

Gleim.

Ciedge's Antwort.

Eulenſtedt den 16. März 1788.

Schon längſt hatte ich ein Paar, wiewohl nicht ganz neue, aber doch ſehr erneuerte Gedichte zurecht gelegt, um ſie Ihrer Kritik, lieber Vater Gleim, zu unterwerfen. Indeſſen wollt' ich's doch nicht eher thun, als bis ich die Erinnerungen meiner eigenen Kritik gehört und befolgt haben würde. Dies iſt geſchehen, und nun ſende ich Ihnen den umgearbeiteten Brief an Lina und eine epilogiſche Epiſtel zu, die ich meinen ſämmtlichen Epiſteln anhängen will. Ueber beide Stücke erbitte ich mir die ganze Strenge Ihrer Beurtheilung. Auch habe ich unter meinen Papieren das Concept der Epiſtel an Stamford gefunden. Ich habe ſie noch ein Mal durchgeſehen und, wie Sie finden werden, Ihre Kritik dabei benutzt. Da ſie einmal gemacht iſt, ſo wünſche ich auch, daß ſie an ihren Mann kommen möchte. Ich bitte Sie alſo, lieber Freund, ſie, wenn es noch angeht, in dem folgenden Hefte der Berliner Monatsſchrift gütigſt ab-

drucken zu lassen. Wenn ich das, was ich Ihnen hier vorlege, abrechne, so lebe ich jetzt beinahe in einer gänzlichen Abgeschiedenheit von meinen lieben Musen so sehr, wie von den liebsten Freunden meines Herzens, welche mich, trotz dem beatus ille etc., Halberstadt sehr vermissen lassen. Allein wer kann wider ein Schicksal kämpfen, das bestimmt zu sein scheint, mich zu verfolgen. Glücklich bin ich nicht. Doch vielleicht ist es mein Glück, dies zu sein; das tröstet mich. Wenn ich mich so ohne eine selbstständige Bestimmung als den Nachschieber einer Karre betrachte, so kann sich meine Ruhe an nichts halten, als an dem Stabe:

„Was ist, ist recht."

Daran glaub' ich so fest als an Gott, und dieser Glaube schimmert mir durch die Wolke, die meinen Blick in die Zukunft, zuweilen wenigstens, umhüllt. Behalten Sie mich lieb, theurer, edler Mann, und empfehlen Sie mich Ihrem und dem hofräthlichen Hause.

Ewig Ihr getreuer und nie ungetreuer

Tiedge.

[Da ich von den hier beikommenden Gedichten nur sehr unvollkommene Concepte habe, so erbitte ich sie mir mit Ihrer Kritik gefälligst wieder zurück.]

Der Briefwechsel wurde eifrig fortgesetzt. Daraus verdienen folgende Schreiben hier mitgetheilt zu werden.

Halberſtadt den 6. April 1788.

Sie hätten mir, mein beſter Tiedge, die größte Freude, mir und uns allen, die wir den Geburtstag Ihres Freundes feierten, die größte Freude gemacht, wenn Sie meinem Neffen dem Hofrath Ihre Zuſage gehalten hätten. Wir laſen beim Mittagseſſen Ihren Brief an ihn (es war die beſte Schüſſel)! Hofften ſeit der letzten Zeile, bis an den ſpäten Abend, auf Sie: Was doch mag Ihn abgehalten haben? fragten wir einander am ſpäten Abend! O Sie böſer, böſer Mann, wenn Sie durch keinen Rieſen der Nothwendigkeit ſich abhalten ließen! Die Epiſtel war ſo vortrefflich und die Zuſage zu kommen ſo ſchön, daß es Jammerſchade war, daß ein Kopf und ein Herz, wie des Epiſtelſchreibers und des Verſprechers nicht unſre Freude vermehrte, nicht ſelbſt ſich Freude machte; Wir waren äußerſt munter, unſer lieber Grandiſon Stolberg war wie unſer einer fröhlich; unſern Fiſcher ſah ich noch niemals aufgelegter zum Singen, er ſang aus dem Stegreif, als ich ſagte, daß, vor funfzig Jahren ich die ſcherzhaften Lieder gemacht hätte, dem alten Dichter den Jubelſang. Der arme noch immer kränkliche Neffe befand ſich ſo wohl, daß er Theil nehmen konnte; man nennte mich den jungen Greis, man fragte, wie man es machte, daß man nicht alt würde? Das Recept verſchrieb der alte Dichter:

Warum Anakreon und ich,
Ein lebensfroher Greis

Geworden sind, das weiß
Gott Aesculap, und ich!

Wir waren alle beide
Den Freunden sehr getreu,
Und glaubten alle beide
Nicht eine Teufelei?
Wir nahmen alle beide
Kein Tröpfchen Arzenei
Und unsre Göttin war die Freude.

Kurz wir waren alle vergnügt, übermäßig beinah, Benzler vergaß seine Taubheit, Spitzbart seiner Blindheit, wir sangen in die späte Nacht! zur Strafe, daß sie ausblieben, und unsre Freude nicht noch unmäßiger machten. Wenn nicht ein Gott, ein Mädchen, oder ein König sie abhielt, sollten Sie noch eine so vortreffliche Epistel machen, sollten diese Strafe sich selbst dictiren falls sie selbst im mindesten sich schuldig fänden;

Lieber Tiedge! Sie sind doch wirklich ein kleiner lieber Sonderling, gestehen Sie's nur; Sie hatten ihren Spaß daran, daß Sie die Hoffnung machten und täuschten, nicht wahr? Diesen ganzen Winter nicht einmal Ihre Freunde zu besuchen, nicht einmal dem lebensfrohen Greise die Freude zu machen, den jungen Mann zu sehen, zu dem er das Vertrauen hat, er werde, wenn die alten guten Dichter gestorben sind, den guten Geschmack erhalten, werde sitzen in einem Winkel der Erde, mit seiner Knute die bösen zu züchtigen und mit seinem Lilienstengel die schönen Mädchen zusammen treiben, in

einen Tempel der Unſchuld, werde große Dinge thun, nach meinem Tode.

Herr von Hagen iſt ein Herenmeiſter, ein ganz anderer als die Herenmeiſter unſerer Zeit. Er hält uns unſern Tiedge an demantenen Ketten; Alſo, mein Theurer, muß der alte Lebensfrohe, wenn er noch einmal Sie ſehen will, wohl Sie beſuchen, und das ſoll geſchehen am nächſten ſchönen Tage, den

Der Stürmer, der April
Uns gönnen will.

Der gute Herenmeiſter wird's erlauben und wir wollen ſehen wer vergnügter ſein wird: Er? oder Ihr alter treuer Gleim?

Halberſtadt am 3. November 1788.

Hier ſende ich Ihnen, mein beſter Tiedge, den halben Nachlaß des Einzigen (Friedrich's II.), — den halben ſag' ich, denn außer dieſen funfzehn Bänden ſind andere vier noch herausgekommen in der Schweiz, und dieſen vieren werden eilf andere nachfolgen ohne Zweifel in Paris und London. Dieſen halben Nachlaß können Sie behalten, ſo lange Sie wollen, unter der Bedingung, daß Sie, ſo gut Sie können, und Sie können ſo gut, wie kein anderer, eine Epiſtel alljährlich überſetzen aus ihm, und den Anfang machen mit einer noch in dieſem Jahre für Ihren alten Gleim.

An Tiedge.

Halberſtadt den 24. Januar 1789.

Eben höre ich, lieber Unbegreiflicher, daß Sie den Nachlaß des Einzigen noch nicht geleſen haben. Dieſe Nachricht fährt mir wie ein Pfeil ins Herz. Die unſterblichen Werke —

Wenn Tiedge ſie nicht lieſt, nicht Geiſtes Werk und Weſen
In ihnen treibt, ſich der Unſterblichkeit
Der Seele nicht in Ihnen freut,
Von wem dann werden ſie geleſen?

Alſo, mein Beſter, ſende ich ſie Ihnen augenblicklich, damit Sie keinen Augenblick verſäumen. Sie können ſie behalten, ſo lange ſie wollen, nur bitt' ich keinem Menſchen in und außer Eulenſtedt zu ſagen, daß Sie von mir ſie haben, denn ich habe mich genöthigt geſehen, manchen andern ſie abzuſchlagen.

Uebrigens, mein lieber Unbegreiflicher, was machen Sie? Epiſteln ohne Zweifel! Sie können nichts beſſeres machen, aber Sie behalten ſie für ſich, Sie denken nicht daran, wie viel Vergnügen Sie dem alten Gleim vor ſeinem, Gott gebe ſeligen, Ende noch machen könnten. Sie ſind wie todt den Muſen und ihren Freunden. Dieſen ganzen Winter ließen Sie mich hoffen und harren.

Sie wiſſen den Reim auf harren? — Wäre nicht die Kälte ſo groß geweſen, ſo hätte ich Sie beſucht, nun

iſt wieder der Weg ſo ſchlimm; indeß ich muß Sie ſehen, muß ſprechen mit Ihnen vom Nachlaß des Einzigen, muß mich überzeugen, daß Sie mein Tiedge noch ſind, wie ich

Ihr Gleim.

Tiedge an Gleim.

Eulenſtedt den 1. Februar 1789.

Unbeſchreiblich, mein theurer edler Gleim, unbeſchreiblich haben Sie mich durch die gütige Mittheilung der poſthumiſchen Schriften Friedrich's überraſcht. Ich leſe ſie mit einer wahren oculorum ingluvie, und hänge bald mit Entzücken bald mit Erſtaunen an den groſſen Scenen des allergröſſten Lebens, das jemals auf unſerm Planeten verlebt iſt. Wie viel Gottheit in einem einzigen Menſchen! Selbſt in ſeinen Fehlern liegt ſo viel Erhabenheit, daß ſie vielleicht manchen ſeiner Nachahmer der Gegenwart und der Zukunft reizen möchten, durch deren Adoption ein Friedrich werden zu wollen: und doch waren ſie es nur, die ihn mit der Menſchheit noch im Zuſammenhang erhielten.

Ich lege Ihnen hier eine kleine Epiſtel bei, die ich in dieſen Tagen einem Freunde ſchrieb. Sie wirft blos im Vorbeigehen ein Paar Blumen auf die heilige Aſche des unvergeſſlichen Einzigen. Ich bin es zufrieden, wenn Sie, dieſes kleinen Opfers wegen, ſie etwa in das Journal der Aufklärung einrücken laſſen wollen.

Herzlich ſehne ich mich, Sie ein Mal wieder von Mund zu Mund zu ſprechen. Der böſe, böſe Weg!

Freund Hagen empfiehlt ſich Ihrer Freundſchaft: ich aber bin ewig Ihr, wie mich dünkt,

ziemlich begreiflicher

Tiedge.

Tiedge an einen Freund.

Im Januar 1789.

Den ſchönſten Gruß zuvor,
Mein Feſter, Lieber, Treuer,
Von wegen meiner Leier,
Die ſonſt zu einer Feier
Leicht keinen Ton verlor;
Die nur in leichten Weiſen
Das Glück der Freundſchaft ſingt
Und nie nach größern Preiſen,
Als ihrem Beifall ringt.
Vielleicht, daß ich mir Rente
Und Ehr' erſchmeicheln könnte,
Wie mancher Verſemann:
Doch was ſind Ehr' und Rente,
Die man erſchmeicheln kann,
Wohl mehr als falſche Waaren
Erkauft für falſches Geld?
Drum laß' ich gern ſie fahren
Dem, der ſie feſter hält.

Das Brod von ſo viel Garben,
Als Eines Schnitters Hand
Aus einem Tane band,

Läßt Deinen Freund nicht darben
So lange Kopf und Hand
Und Fleiß ihn nicht verlaſſen,
Und nur der Wunſch, zu praſſen,
Nicht in ſein Netz ihn fängt,
Der mit Harpyenkrallen,
Wenn wir ins Netz ihm fallen,
An unſerm Frieden hängt.

Und wär' ich wohl geehrter,
Sprächʼ eine Excellenz
Zu meinem Reverenz:
Nun ſetzʼ er ſich, mein Werther!

Erzogen meinen Lenz,
Und goſſen mir die Muſen
Ein wenig Fähigkeit
Zu Liedern in den Buſen:
So ſei ſie Dir geweiht!
Schon kränzʼ ich meine Leier,
Die langʼ im Staube lag,
Für Deinen Lebenstag
Zu einer kleinen Feier.

Sie ladet Dich dann ein
Zu dieſem kleinen Feſte,
Nicht ohne Freudʼ, allein
Ganz ohne alle Gäſte,
Und ohne Punſch und Wein.
Denn ſiehʼ, mein Lieber, brächten
Die Muſen auch was ein:
So wäre für den Wein,
Den unſre Domherr'n zechten,
Mein Beutel doch zu klein.

Die Musen singen, nüchtern
Und kalt, von Lieb' und Wein,
Und schenken ihren Dichtern
Dann auch nichts beß'res ein.
Daß Göckingk, der in Gnaden
Bei allen Musen stand,
Den Weg zum Pindus fand
Auf seinen eignen Pfaden,
Die er mit Ruhm betrat:
Das hat der Steuerrath
Sehr sauer auszubaden,
Zu dem er von dem Pfad'
Apoll's, in Wort und That,
Bußfertig sich bekehrte;
Und der mit stärkerm Arm,
Als Delos' Gott, den Harm
Von seiner Ruhr wehrte.

Und dann — wenn ich auch nicht
Das alles ganz entbehrte,
Woran es mir gebricht,
Wein fändest Du doch nicht:
Denn, Freund, der hochgeehrte
Erzschlemmer bei dem Schmaus
Der zwanzig Schüsseln leerte
Kumpfs Fässer sämmtlich aus.

Was ist zu thun? Wir lassen
Den hohen Schwelger prassen,
Und sind in Gott vergnügt,
Und freuen uns des Lebens,
Das wahrlich nicht vergebens
Uns aus den Händen fliegt.

Uns zwang die Zeit zu tödten
Die Langeweile nie;
Wir sahen stets zu früh
Sie uns're Laube röthen,
Wo wir, von der Natur
Auf ihrem Schooß erzogen,
An ihrer Hand die Flur
Der Wissenschaft durchflogen,
Bis wir den Silberkahn
Des Halbmonds in der Ferne
So friedlich durch die Sterne
Herüber schiffen sahn,
Als brächt' er nun dem Kummer,
Der lange Schmerzen litt,
Den friedevollen Schlummer
Aus bessern Welten mit.
Wenn wir uns in den Bildern
Der [illegible], die so schön
Am Himmel stehn, verirrten,
Wo sich vielleicht nur Hirten
Nicht Helden Kränze drehn:
Dann — uns're Seelen flogen
Auf zur Unsterblichkeit,
Als hätten sie, befreit,
Das abgetragne Kleid
Vom Staub schon ausgezogen.
Wir schwebten weit, o weit!
Entfernet von dem Gleise,
In welchem selbst der Weise
So manchen Schritt bereut,
Als ob wir von den Küssen
Der Ruhe fortgewiegt,
Von leisem Sturme bekriegt,
Die Milchbahn schon beschifften.

Das manche Thrän' entschlich,
In der die Sterne glimmten,
Wo wir den Platz bestimmten,
Auf welchem schwesterlich
Einst unsre Seelen sich
Vielleicht besprechen würden:
Warum so harte Bürden
Die Schulter Dir verletzt?
Warum auf diesem Runde
Wo sich der Thor ergötzt,
Die schicksalsvolle Stunde
Dich feindlich angesetzt?
Warum aus Rosenblättern
Das Glück hier Kränze flicht,
Das jenem Stagyriten
Den Schierlingstrank geflocht?

Ein mühevolles Leben
Nahm meinen Freund an Bord,
Und segelte, bald dort
Bald hier, mit ihm nicht eben
An Blumenufern fort.
Noch war es Lenz. Die Rose
Warf ihren Purpur hell
Auf Deine Unschuld. Schnell
Riß sich der Kummerlose,
Für jede Neuheit warm,
Im leichten Knabenfleiße
Der anschließenden Freunde
Mit Jauchzen in den Arm.
Durch Hymenäenchöre
Gelockt, flog nun das Schiff,
Das noch kein Sturm ergriff,
Zur Insel der Cytheren.

Und Nymphen, wonniglich
Und rosig, wie die Jugend
Des Morgens, täuschten dich
Mit einer falschen Tugend.
Dann nahtest Du, gepflegt
Durch Hoffnungen, der Insel
Des Glücks, wo mancher Pinsel
Im Traume hinverschlägt.
Du eiltest zu dem Schirme
Des grünen Ufers; bald
Brach aus dem Hinterhalt
Das wilde Heer der Stürme,
Die Dich mit aller Wuth
Der Todesfurcht umringten
Und um den Biedermuth
Mit Deinem Herzen dingten:
Du aber, hingeruht
Auf Deinem Biedermuth,
Bliebst, trotz den Geißelschärfen
Der Stürme weit entfernt,
Ihn über Bord zu werfen.
Und nun hast Du gelernt,
Dich weniger zu grämen.
Du kauftest Dir vom Glück
Sehr theuer — Dich zurück:
Das andre laß es nehmen!

Was ist der Thor, beehrt
Mit dem Triumph der Blicke
Des Neides? Er gehört
Ganz, was er ist, dem Glücke.

Der Bube, der entzückt
Herab aus seinem Schimmer

Frech auf die Tugend blickt,
Baut seinen Stolz auf Trümmer,
Die er zusammen flickt.
Kein Bube lebt beglückt,
Und schwing' er sich auch über
Den Biedermann empor;
Denn seine Ruh, mein Lieber,
Ist ein zerbrechlich Rohr.
Laß auch die Schatten schweigen,
Die seine That dem Licht
Entzieh'n: ein Bösewicht
Hat immer sich zum Zeugen,
Der doch einmal das Schweigen,
Das er ihm jetzt verspricht,
Früh oder später bricht.

Doch wieder zu dem Feste
Zurück zu kommen, Freund,
Das, ohne Wein und Gäste,
Mir doch so schlecht nicht scheint,
So laß Dir kürzlich sagen,
Was Dir Dein Wirth verspricht:
Allein erwarte nicht
Gerichte für den Magen!
Gerichte für den Geist,
Die hier mein Pult verschleußt,
Die sollen Dir behagen!
Hier athmet, Freund — hier reißt
In himmelvolle Schauer
Uns Friedrichs hoher Geist,
Der seine ew'ge Dauer
Nicht glaubt und sie beweis't.
Er weht durch funfzehn Bände
In der Erhabenheit

Der schönsten Menschlichkeit
Sich selbst gleich bis ans Ende.
O, welch' ein Herzensflug!
Wer kam der Gottheit näher!
Kaum daß sein Engel höher
Sein letztes Athmen trug!

Zu solchem Götterschmause
Lad' ich Dich hiermit ein:
Laß aber Lebenspein
Und Grillenfang zu Hause;
Dann wird von Gleim und Schmidt
Ein Nachtisch aufgetragen.
Nun, lieber Sybarit,
Bring einen seltnen Magen
Und Geisteshunger mit!

Gleim an Tiedge.

Den 17. October 1790.

Die Muse der Epistel wohnt,
Du Mann der alten deutschen Sitte,
Bei Dir in Deiner kleinen Hütte.
Wo König oder Kaiser thront,
Da wohnt sie nicht! Auf keine Bitte
Läßt sie sich ein; Besuch von ihr
Erhält man nicht, sie wohnt bei Dir,
Begeistert Dich zu hohen Schreiben
An Gott, an Christus! will bei Dir beständig
bleiben!
Dir nur zu Dienste stehn! Du Mann

Der alten deutſchen Sitte. kann
Dein Vorwort endlich ſie bewegen
Nur einmal auch bei mir zu ſein,
So bitte ſie um ihren Segen.
Auf meinen Wunſch, er iſt nur klein,
Sie könnt' ihn zur Erfüllung treiben!
Ach Gott! Ich möchte doch ſo gern
An Einen unſrer großen Herrn
Für Dich um eine Pfründe ſchreiben.

Gleim hatte ein ſo großes Vertrauen zu Liedge's poetiſchem Talente und rhythmiſchem Gehör, daß er ihm nicht ſelten ſeine Dichtungen zur Durchſicht ſendete. Von dieſem Vertrauen, ſowie von Liedge's Wahrheitsliebe, giebt nachfolgender Brief Zeugniß:

Gulenſtedt, den 19. October 1799.

Hierbei erhalten Sie, lieber Vater Gleim, das Manuſcript Ihrer Romanzen, die ich ſorgfältig durchgeſehen habe. Bei der erſten Romanze: „Leander's und Mariannens zärtliche Liebe" habe ich eine kleine Kritik gewagt, die Ihre Nachſicht, wenn ich geirrt habe, verzeihen wird. Die Strophe heißt:

Er zeigt ihr ſeine Waaren, ſchweiget, und ſpricht
kein Wort.

Der Pleonasmus in dieſen beiden Verſen ſchien nur ein wenig anſtößig und dabei leicht zu vermeiden zu

ſein. Der Vorſchlag zu einer Aenderung liegt in dem Manuſcripte. Auch habe ich Seite 98 in Ihrem lieblichen „Alexis und Eliſa" gleich in der erſten Strophe dieſer Seite eine Dunkelheit gefunden, die wahrſcheinlich von dem Abſchreiber herrührt.

Ich wünſche übrigens, lieber Vater Gleim, daß mir Fehler entwiſcht ſein mögen, und ſage Ihnen nur noch den innigſten Herzensdank für die ſüßen Stunden, die mir das Manuſcript beim Durchleſen gegeben hat. Es enthält gar liebliche Stücke; mitunter eins, das nur wie ein leichter Scherz leiſe kitzelt; manches aber iſt eine wahre Biene, die den, den ſie trifft, ein wenig unſanft ſticht. Ich bin bald wieder bei Ihnen, dann mündlich mehr. Ewig Ihr

Tiedge.

Gatersleben, den 13. November 1790.

Ja freilich, guter Vater Gleim, ſitze ich hier in meinem Gefängniſſe und faſt ſo blind wie eine Eule beim Tageslicht. Seit meiner Abreiſe von Halberſtadt leide ich an Augenweh: ich kann wenig ſchreiben, und danke Gott nur die Wohlthat des Denkens, eine Wohlthat, die jene verruchte Brüterei, die der Scherz ihrer lieben und böſen Grillen mir Schuld giebt, in Gnaden von mir abhalten wird. Nein, Herzensvater Gleim, dieſe Brüterei kommt nicht in meine Seele, die, wenn ſie es könnte, gern Licht in alle Seelen hauchen möchte, und

Eintracht, Eintracht! mit allen Wesen um uns her, und besonders mit uns selbst. Ich habe dieser Tage eine Epistel über diesen Gegenstand vollendet, die ich Ihnen gern vorlesen möchte. Ihre goldnen Sprüche sind an der Entstehung dieser Epistel Schuld, sie ist also eine Enkelin von Ihnen. Herzlich! herzlich sehne ich mich zu Ihnen, zu dem sanften Erzieher meiner Musenkinder! aber guter Vater, lägen nur zwischen meinem Wunsche und seiner Erfüllung nicht zwei so große Berge! gewiß dann flög' ich auf Ihr werthes Briefchen, das mir Nachricht giebt von der Krankheit unsers lieben Schmidt, sogleich zu Ihnen, und mit Ihnen zu dem armen Kranken. Ich denke mir, was er leiden muß bei seiner größern Empfindlichkeit. Vielleicht gönnen mir meine finstern Stunden ein Paar helle, um nur ein Briefchen an unsern guten Schmidt aufzusetzen. Bei so viel Dingen, die unserer Ruhe nach dem Leben stehen, hat wahrlich die Philosophie alle Hände voll zu thun, um sie beim Leben zu erhalten: und es würde ihr minder gelingen, wenn nicht zuweilen Ergüsse der Freundschaft, wie die Ihrige, guter Vater, sie stärkten. — Heute über 8 Tage denke ich bei Ihnen zu sein.

Ewig Ihr

Liedge.

Zweiter Theil.

Im Jahre 1788 ging **Tiedge** nach Halberstadt, wo er auf das Freundschaftlichste von den Männern seines Herzens aufgenommen wurde. Von hier aus schrieb er den letzten Brief an seinen Johannes **Mohr**, der ihm bald nachher durch den Tod entrissen wurde. In diesem auf dem **Gleim**'schen Bibliothekssaale geschriebenen Briefe schildert er den Beginn seines neuen Lebens — wie er seinen Aufenthalt unter den ausgezeichneten Männern dieser Stadt nannte — auf folgende Weise:

Ein neues Dasein hat für mich begonnen,
Es wogt in meinem Herzblut auf und ab;
Schon strahlen alle Lebenssonnen
Mit neuem Glanz auf mich herab!

Hinweg das eitle Weltgedränge!
Nie stör' es meinen freien Liedersinn!
Rauscht, feuertrunkne Dithyrambenklänge,
Durch meiner Lyra Saiten hin!

Rauscht hin, mein seliges Geschick zu preisen:
In vollen Blüthen sie zu sehn,
Die Götterauen, wo die Weisen,
Die Edlen aller Zeiten gehn!

An eurem Malen will ich weilen,
Ihr Hohen, die vor Allen Gott erkor:
Weit leuchtend strahlet ihr, wie Feuersäulen,
Den Völkern eurer Tage vor!

Vernehmet meine fromme Feier!
Vernehmt den Schwur, der sich zu euch erhebt!
Ein Fluch zersplittre meine Leier,
Wenn ihr ein Ton, den ihr verschmäht, entschwebt!

Frei! — meine Ketten sind zerschlagen!
Ein Gott! ein Gott hat mich befreit!
Frei! — allen Lüften möcht' ich's sagen!
Frei ist mein Muth! frei meine Zeit!

Kein Lust-, kein Nothgeschrei, mich zu verletzen,
Vom Wuchermarkte schallt zu mir herein;
Hier will ich, reich umgeben von den Schätzen,
Der Weisheit meine Seele weihn! —

Ich fühle schon in mir die Flamme zünden,
Die hoch in allen meinen Pulsen schlägt.
Fleug hin mein Lied, dem Freunde zu verkünden
Das Götterleben, das mich trägt.

Ruhig! ruhig! wirst Du mir zurufen, mein geliebter Freund; aber glaube mir! ich bin's. Es ist eben das Entzücken der Ruhe, das aus meiner Seele Tiefen heraufklingt. Doch ich will in gemäßigtem Tone fortfahren. In der Mitte des Monats Mai kam ich in Halberstadt an. Es war um die Abendzeit, als ich eintraf; ich eilte zu Gleim; freundlich mir seine väterliche Hand reichend, empfing mich der ehrwürdige Mann.

Ich blieb zum Abendeſſen; da lernte ich zwei Nichten Gleim's kennen, eine ältere und eine jüngere; jene kommt als eine hochgefeierte Liebenswürdigkeit unter dem poetiſchen Namen Gleminde*) in Johann Georg Jacobi's und Benjamin Michaelis Gedichten vor. Beiden merkt man es an, daß ſie unter den Einflüſſen des feinſten, heiterſten, geiſtreichſten Sittenverkehrs erwuchſen: denn nicht nur, daß ſich um Gleim die begabteſten Männer und Frauen der Stadt und der Gegend verſammeln, ſondern auch alle Reiſende von Bedeutung, ſelbſt Fürſten und Fürſtinnen, wenn ſie die alte zum Verweilen nicht ſehr einladende Biſchofſtadt berühren, ſprechen in Gleim's Wohnung ein. Goethe fuhr achtlos vorüber. Bald nach der Abendmahlzeit ließ mir der ehrwürdige Freund durch ſeinen Diener meine Wohnung anweiſen, ein kleines Zimmer im Hintergebäude ſeines Bibliothekhauſes, ſeiner Amtswohnung ſchräg und nahe gegenüber.**) Ich ging bald zur Ruhe und entſchlief unter entzückenden Träumen. Mit dem früheſten Morgen eilte ich hinauf in den Bücherſaal, wo

*) Sophie Dorothea Gleim, die Tochter ſeines ältern Bruders, welcher Einnehmer zu Aſchersleben war, die liebreiche und treue Pflegerin ſeines Daſeins.

**) Es iſt das nämliche einſame Stübchen, welches kurz zuvor ein anderer Jünger Gleim's, Johann David Hartmann, nachmals Profeſſor in Berlin, Bielefeld, Herforden und Helmſtedten, bewohnt hatte. Siehe Gleim's Leben von Wilhelm Körte S. 212.

ich Dir dieſe Zeilen ſchreibe. In welche Tiefe des Reichthums verſenkte ſich hier mein ſchwelgender Geiſt! Die Meiſterwerke aller Zeiten und faſt aller Völker laden hier zu Genüſſen ein, die alle Freuden des Lebens weit hinter ſich laſſen. Verſtummen ſoll hier meine Muſe vor den hohen Geiſtern, lange ehrfürchtig verſtummen, ehe ſie es wagt, ſich ſelber vernehmen zu laſſen. — So eben tritt Gleim's Diener in den Saal, mich zum Mittageſſen einzuladen und mir zugleich den Beſuch ſeines Herrn anzukündigen, der binnen einer Stunde bei mir erſcheinen werde. Ich breche alſo ab, aber ſchließe den Brief nicht; denn ich muß Dir noch den Feſtmittag ſchildern, der mir bereitet iſt.

Fortſetzung, — Abends.

Das war ein Mittag! ich fordere alle Feſte der Welt heraus, ſich mit ihm zu vergleichen! ein Mittag, wie die Götter ihn nur ihren Lieblingen zuwenden. Gleim, der ehrwürdige Alte mit der friſchen Jünglingsſeele, in der das Feuer der Kriegslieder noch fortbrennt, ſtellte mit herzlichen Worten mich der Geſellſchaft vor; ſeine beiden Nichten gaben mir das feinſte Wohlwollen zu erkennen. Dann bewillkommten mich Nathanael Fiſcher, Rector der Domſchule, und Klamer Schmidt. Jener ſchlicht und recht, wie ſein Name, ein Mann in den mittleren Jahren, mit dem ſich die volle kräftige Rüſtigkeit des geiſtigen thätigen Lebens bewegt. Behaglich ſchaut man in dieſes offene, männlich-ernſte und menſchen-

freundlich heitere Geſicht. Die hohe gewölbte Stirn, wo das dunkele Haar zurücktritt, verkündet den Denker, und ſeine ganze Haltung offenbart den freiſinnigen Mann, der ſeiner gewiß iſt, der feſtſteht. Man naht ſich ihm zutrauensvoll und iſt nicht mehr fremd. Einen ganz andern Eindruck als Fiſcher macht Klamer Schmidt bei der erſten perſönlichen Bekanntſchaft, einen Eindruck, der ebenſo erkreiſt als anzieht. Seine Haltung iſt nichts weniger als kräftig und feſt. Weit entfernt von jedem ſichtbaren Beſtreben, ſich geltend zu machen, blickt aus ſeinem zurücktretenden Weſen die Beſcheidenheit bis zu dem Grade hervor, wo ſie die Miene der Blödigkeit annimmt: dieſe Blödigkeit aber iſt nur das oberflächliche leiſe Gepräge, das ihm eine frühe Verwöhnung und mehr noch die Zerſtreuung aufgedrückt hat, die an ſeiner Natur bereits zu einer ſehr ſichtbaren Erſcheinung geworden iſt. Ueber ſein bleiches, doch wohlgeformtes Geſicht verbreitet ſich ein tiefer Ernſt, der an Schwermuth grenzt, aber beſonders anziehend wird, wenn ein leiſes Lächeln ihn augenblicklich erhellt. Es iſt, als hätten liebeſchwärmende Gefühle zarte Spuren in ſeinen Augen zurückgelaſſen; man möchte ihn umarmen, wenn er ſie aufſchlägt. Er iſt ſehr ſchweigſam, aber aus den Tiefen ſeines Gemüthes kommt, was er ſagt. Das Geſpräch über Tiſche betraf den heimlich ſchleichenden Katholicismus, den ich ſo gefährlich nicht finden konnte, wie er vielen tiefſchauenden Männern erſchien. Aus tauſend und tauſend Büchersammlungen, dachte ich bei

mir, rufen ja Stimmen hervor, welche die Feinde des Lichtes und der Wahrheit nicht übertäuben können; auch treten ja die wackersten, kräftigsten Männer jenem Unwesen entgegen, und endlich tausend und aber tausend dem Opferdienste des Rechts und der Wahrheit gewidmete Altäre flammen ja bereits in allen Gegenden der gebildeten Welt: diese Flammen, die da siegreich emporsteigen, vermögen die Gegner nicht auszulöschen, wenn es gleich ihren Werken an Wasserreichthum nicht fehlt. Leise äußerte ich meine Meinung gegen meinen Tischnachbar Schmidt. Aber Herleitungen aus Thatsachen geschöpft, die Fischer aufzählte, der meine Aeußerung bemerkt hatte, erschütterten mein Urtheil nicht wenig und bewiesen, daß es allerdings an der Zeit sei, des Lichtes zu pflegen und mit stets reger Aufmerksamkeit die erworbenen Stützen der besseren Erkenntniß zu bewahren. Außerdem wurde noch Vieles geistreich durchgesprochen, was mir gänzlich neu war und mich die ungeheuren Lücken wahrnehmen ließ, die in meinem Wissen vorhanden sind. Was diese für mich lehrreiche Unterhaltung zugleich so höchst anziehend machte, waren die Witzfunken und Scherze, die darin aufblitzten. Fischer weiß in seinen ernsthaftesten Behauptungen, Erzählungen, Darstellungen einen so leisen Scherzton durchklingen zu lassen, daß sein Ernst durchaus das Wesen der Anmuth gewinnt, und wiederum pflegt er seine fröhlichsten Scherze mit einer solchen Ernsthaftigkeit zu verkleiden, daß sie die Miene der Naivetät

annehmen. Schmidt ſchien zerſtreut und wenn ich ihn anſah, ſo war es mir immer, als vernähme ich von ſeinen Lippen ein leiſes Nachklingen der Töne: „Und, Du! — Vielleicht auf ewig vergißt Luiſe mich!“ Gleim ſetzte auf Gleimiſche Weiſe feurig, lebendig die Veranlaſſung auseinander, aus welcher zwiſchen Leſſing und Jacobi jener Widerſpruch hervorging, der endlich nach Leſſing's Tode in einen Streit zwiſchen Mendelsſohn und Jacobi ausließ. Jacobi hatte ſeit Jahren den Wunſch gehegt, Leſſingen näher zu kommen und deſſen Freundſchaft zu erwerben; denn dieſer Mann, der durch die unendliche Vielſeitigkeit ſeines Wiſſens, durch die Macht und Gewalt ſeines Geiſtes und durch die Kraft ſeines Wortes über die Denker ſeiner Zeit emporragte, war ihm beſonders in Abſicht auf Philoſophie und Religionswiſſenſchaft bisher ein großes Räthſel geblieben, mit deſſen Löſung er ſich vergeblich beſchäftigt hatte. Im nähern Umgange mit dem wunderbaren Manne glaubte er doch, daß es ihm endlich gelingen müſſe, dieſer Proteusnatur eine Seite abzugewinnen, wo er ſie faſſen und feſthalten könne. Es war im Jahre 1780, als Leſſing in Halberſtadt bei Gleim zum Beſuche war. Kaum hatte Jacobi davon Nachricht erhalten, ſo machte er ſich auf den Weg und traf in Halberſtadt ein. Er begrüßte mit der innigſten Herzlichkeit den ehrwürdigen Gleim; vor Leſſing ergoß ſich ſeine Seele in begeiſterte Aeußerungen der befriedigten Sehnſucht. Die Anſichten dieſer beiden Männer von menſchlichen und göttlichen Dingen

ſtanden zu weit aus einander, als daß ſie an irgend einer Stelle im Gebiete des Denkens hätten zuſammentreffen können. Denn indem Jacobi, obwohl dem Lichte keineswegs abhold, doch gern in den dunkeln Tiefen des Forſchens umher fühlte, leuchtete Leſſings ſtrahlender Geiſt mit ſeiner Fackel überall hin, und ſein Scharfſinn durchdrang alle Gegenſtände des Denkens, — ob ein ehrbares Vorurtheil oder Gewohnheit und Alterthum ſie als unberührbar geheiligt hatten — ihn kümmerte es nicht. Von Jacobi wußte er, daß dieſer es darauf angelegt hatte, aus Leſſing den eigentlichen Leſſing heraus zu forſchen. Dieſer aber war entſchloſſen, dem Forſcher das Spiel zu verderben: er vermied daher Anfangs in dieſer Zuſammenkunft jede Gelegenheit, die ein bedeutendes wiſſenſchaftliches Geſpräch anknüpfen konnte. Doch gab endlich das bekannte Gedicht von Goethe „Pygmalion" den Anlaß her zu einem Streite, der ſich zwiſchen den beiden trefflichen Männern entſpann. In dem Gedichte bietet Pygmalion, ſeiner Menſchenbildung obliegend, kecker und übermüthiger Weiſe allen himmliſchen Mächten Trotz und Hohn. Jacobi tadelte ſolche Vermeſſenheit, indem er darin eine arge Verhöhnung alles Heiligen, einen verkleideten Angriff auf das geſammte Religionsweſen im Allgemeinen fand. Es lag in Leſſing's Eigenthümlichkeit, jede verfolgte Meinung, wenn ſie auch durchaus nicht die ſeinige war, in Schutz zu nehmen, oder auch Sätze und Syſteme, die ebenfalls ſeinen innern Beifall nicht hatten, gegen die An-

maßungen unbefugter Stimmenführer zu vertheidigen, daß es ſcheinen konnte, er führe nicht der Eroberung, ſondern des Sieges wegen Krieg. So übernahm es denn Leſſing auch hier, der Anwalt jenes Gedichtes zu ſein. Die raſche Beweglichkeit der Ideen zwiſchen zwei ſo lebhaften Geiſtern berührte unter andern Gegenſtänden auch das Syſtem des Pantheismus. Leſſing warf ſich gegen Jacobi ſogleich zum Vertreter dieſes Syſtems auf. Jacobi, redlich wie der Ausdruck ſeines Geſichtes, und weich wie der Ton ſeiner Stimme, kam vor der überwältigenden Kraft ſeines Gegners außer Faſſung und gerieth in eine Verſtimmung, die auch phyſiſch ihn angriff: er klagte über Kopfſchmerz.

Nach Leſſing's Tode im Jahre 1783 trat Jacobi auf und behauptete öffentlich: Leſſing habe in einem vertraulichen Geſpräche das Syſtem des Pantheismus nicht nur etwa disputationis causa oder aus Rechthaberei leidenſchaftlich vertheidigt, ſondern er habe ſich unumwunden für einen Anhänger dieſes Syſtems bekannt. Dagegen erhob ſich Mendelsſohn, der in einer Reihe von Jahren als Leſſing's vertrauteſter Freund in ununterbrochenem literariſchen Verkehr mit ihm geſtanden und ihn ſonach intus et in cute gekannt hatte. Dieſer Philoſoph bewies nun, daß Leſſing überhaupt kein Anhänger und ſomit auch kein Anhänger jenes Syſtems geweſen ſei, und erklärte Jacobi's Anführungen aus einem angeblich vertraulichen Geſpräche für bloße Abfertigungen. Dieſe Erklärung erregte die ganze Empfind-

lichkeit des ſanften Jacobi und es entſtand zwiſchen beiden hochſchätzbaren Männern ein Streit, der die Grenzen einer fruchtbaren Erörterung nicht immer feſt genug im Auge behielt. — Hier endete Gleim's Auseinanderſetzung und mit ihr die Sitzung bei Tiſche.

Nach Tiſche vermehrten unſere Geſellſchaft zwei Männer aus dem zahlreichen Kreiſe von Gleim's Hausfreunden: der eine deſſen Neffe, Wilhelm Gleim, der andere Benzler, der Ueberſetzer des Herodot, Bibliothekar bei dem Grafen zu Stollberg Wernigerode. Jener ein froher, weltfroher Mann, der einen Lebenskreis um ſich gezogen zu haben ſcheint, in welchem die Fröhlichkeit mit Schmetterlingsflügeln umher flattert. Von Benzler erfuhr ich nachher durch Gleim, daß er ſeine ganze literariſche Thätigkeit auf Ueberſetzungen engliſcher Bücher, vorzüglich Predigten, verwende, deren er bereits eine ungeheure Maſſe zur Welt gefördert haben ſoll. Er iſt klein, ſehr taub, hat ein ſchmales, bleiches, doch einnehmendes Geſicht, das einen denkenden Geiſt verkündigt. Wenn man in dies Geſicht ſchauet und weiß, daß der Mann keinen eigenen Heerd in der Literatur hat und ſich blos mit einem Tranſitohandel zwiſchen England und Deutſchland beſchäftigt: ſo fühlt man ſich nicht wenig betroffen. Nach einer Stunde ging die Geſellſchaft aus einander und Gleim fuhr mit mir zu den Spiegelbergen hinaus. Der Dom-Dechant von Spiegel, deſſen Heimgange ein ſchöner Ruf der reinſten und ausgedehnteſten Humanität nachklingt,

hat mehrere nachbarliche kahle Hügel, eine halbe Stunde von Halberstadt, erworben, sie reichlich bewaldet und mit freundlichen Wohnungen besetzt. Auf einer Anhöhe hat der Schöpfer dieser reichen Anlagen sein Grabmal erbaut, wo denn auch wirklich jetzt die Reste seines irdischen Daseins ruhen. Der Tadel, der überall und über Alles, besonders bei erworbenen Auszeichnungen jeder Art gern sein Wort hören läßt, will in der Anordnung dieser schönen Umgrünung einen bestimmten durchgreifenden Plan vermissen; allein wie dem auch sei, wo die Natur mit schaffen hilft, kann nie etwas ganz Mißfälliges hervorgehen. Nur das ist Schade, daß der Eingang zu diesen dichterischen Hainen durch einen Halbkreis der häßlichsten Spaßbilder verunziert ist: es sind angemalte Bildhauereien von Sandstein, unter denen sich der Ungeschmack an einem nach dem Leben dargestellten kleinen Juden ergötzt, wovon das Original in den Straßen der Stadt herumgeht. Gleim hatte mit dem Aufseher der Anlagen zu sprechen. Ich durchstrich unterdessen eine kleine luftige Wildniß; der Pfad, der sie durchschneidet, führte mich zu dem tempelartigen Grabgewölbe, welches sich heilig in der dichten Umschattung verbirgt. Jährlich, wenn der Frühling hier einzieht, singen die Stimmen des Waldes um dies Grabmal Lieder der Auferstehung, der Freude und des Lebens. Ich trat an das Gitter, und durch meine Seele gingen, wie durch eine Trauerharfe, die Worte: „Sein und Nichtsein hienieden! — Wie schmal und kurz ist der Raum.

wo er auch am längſten und breiteſten iſt, zwiſchen Beiden! Lebendige Lüfte athmen um die Wohnungen des Friedens, der endlich auch das gequälteſte Daſein zur Ruhe bringt. Hier wohnt die Verweſung bei den Gebeinen eines entſchlafenen edlen Greiſes! — So fällt das Laub des verblühten und blühenden Lebens! ſo fällt es ab und verweſet: aber den Stamm des Baumes verpflanzt die ewig ſchaffende unſichtbare Hand hinüber in einen andern Boden! — So zerſtäube denn ungeſtört hier das gefallene Laub, das vormals umſchattete einen würdigen Stamm.“ Ich verließ die heilige Stelle und Gleim begegnete mir in dem labyrinthiſch gewundenen Gange. Wir kehrten zur Stadt zurück, wo wir ſpät Abends ankamen. — Hier haſt Du nun, mein geliebter Johannes, den ganzen Lebenslauf meines erſten Tages in Halberſtadt. Aber ich ſchließe den Brief noch nicht, um zuvor eine Unterredung mit Gleim abzuwarten, die mich mit den Planen bekannt machen wird, denen ich ſehnſüchtig entgegen ſehe.

In einem ſpäteren Briefe an Johannes Mohr fährt Tiedge fort:

Die Unterredung iſt erfolgt. Der erſte Plan betrifft die Herausgabe der ſämmtlichen Gleim'ſchen Werke.*)

---

*) Es lag aber in der Individualität des preußiſchen Tyrtäus, daß jenes Vorhaben, welches erſt nach ſeinem Tode

Die Fabeln machen den Anfang. Das wird gut gehen! Aber der zweite Plan, den Gleim mit mir und durch mich auszuführen gedenkt, iſt von ganz anderer Natur. Du würdeſt ihn, wenn ich Dich rathen ließe, nimmer errathen. Ich kann ihn Dir nicht auseinander ſetzen; aber wenn ich Dir ſage, daß er auf kaufmänniſche Fähigkeiten gegründet iſt und treffende Umſchau und kluge Berechnung in Handelsverhältniſſen vorausſetzt, ſo weißt Du genug, um Dir meine Verlegenheit bei Eröffnung dieſes Plans zu denken. Du wirſt Dich noch erinnern, wie ich einſt im Scherz Dir ſagte, daß ich, angeſtellt bei einer Kaſſe, bald kaſſirt, ja frikaſſirt werden würde. Gleim mußte mir meine Verwirrung anſehn, denn mein Geſicht mochte ſich wohl in eine ſehr dumme Miene zuſammen gezogen haben. Sein Anblick verfinſterte ſich ein wenig, und er ſagte mir nach einer kurzen Unterredung: „ich muß in's Kapitel; ein ander Mal mehr davon.“ Es ſchmerzte mich tief, daß ich den wohlthätigen Abſichten meines Beſchützers ſo wenig zu entſprechen vermochte. Mit ſchwerem Herzen ging ich zu meinem Schmidt, der ſchon mein ganzes Zutrauen beſaß. Dieſer tröſtete mich auf eine Weiſe, die mich vollkommen beruhigte. Die Zeit einer nähern Erörterung jener Angelegenheit kam nicht; der Plan war aufgegeben. Nach einigen Tagen lud mich Gleim wie-

---

ſein Großneffe Dr. Wilhelm Körte ausführte, damals nicht zu Stande kam. A. d. H.

der zum Mittageſſen ein. Ich traf daſelbſt mit Fiſcher, Schmidt, dem erſten Domprediger Streithorſt und mit Nachtigall, dem Pro-Rector der Domſchule, zuſammen. Nachdem ich ſchon Manches von dieſen Männern geleſen, war ihre perſönliche Bekanntſchaft mir ſehr willkommen. Fiſcher's proſaiſche Aufſätze, voll von treffenden Gedanken und fruchtbaren Ideen, ſind ſo verſtändlich, einfach und ſchlicht vorgetragen, daß ſie ohne Anſtoß durch die verſchiedenſten Stufen der Volksbildung gehen. Seine Poeſien tragen die Farbe orientaliſcher Idyllen. Nachtigall hat mehrere Davidiſche Pſalmen metriſch überſetzt, und wo er Spuren eines Wechſelgeſanges antraf, hat er die im Original verſteckte Strophe und Gegenſtrophe in der Ueberſetzung hergeſtellt. Streithorſt zeichnet ſich durch würdige Aufſätze für die Lebensphiloſophie aus. Er erzählte die Geſchichte eines armen frommen Hirten Klaus. Dieſer noch kräftige Greis im achtzigſten Jahre, der jährlich nur fünf Thaler baar einnimmt, übt bei ſeiner eigenen Dürftigkeit Werke der Wohlthätigkeit von eigner Art. Bei armen Predigerwittwen übernimmt er das Holzſpalten und andere noch beſchwerlichere Arbeiten, wozu er oft mehrere Tage braucht, und läßt ſich, um ihnen den Dank abweiſen zu können, einen Groſchen für die Arbeit bezahlen. Er hat eine kleine aſcetiſche und homiletiſche Bücherſammlung; aus dieſer hält er den Hoſpitaliten, unter die er aufgenommen iſt, Morgens und Abends Vorleſungen. Sein ganzes Daſein iſt eine Perlenſchnur

edler Handlungen. Wir wollen zu des edlen Samariters Bilde das ſeinige ſtellen. Streithorſt beſchreibt ſein Leben, welches erſcheinen wird in den „Halberſtädtiſchen gemeinnützigen Blättern", ſo heißt eine Wochenſchrift, die aus der durch Fiſcher geſtifteten literariſchen Geſellſchaft in Halberſtadt hervorgeht. Zu dieſer Schrift liefert jedes Mitglied des ſchreibenden Theiles der Geſellſchaft ſeine Beiträge nicht nur unentgeldlich, ſondern iſt auch verpflichtet, ein Exemplar zu bezahlen. Der Ertrag iſt der Armuth gewidmet, ſo daß dem Hülfsbedürftigen, wenn er arbeiten kann, durch Arbeit Brod verſchafft wird. Ich bin von der Geſellſchaft zum Mitgliede aufgenommen und von Fiſcher zu ihr eingeführt worden. Dieſer Verein hat auch dem Andenken des verewigten Domdechanten von Spiegel eine jährliche Todtenfeier geſtiftet, die am 17. vorigen Monats den Manen des Unvergeſſenen auf ſeinen Bergen dargebracht wurde. Wir zogen hinaus, umgaben das Grabgewölbe und ſangen unter ſanfter Muſikbegleitung mehrere zum Theil vortreffliche Hymnen. Auch ich habe meine Töne dazu gegeben: ſie mögen in den Lüften des Ahorngezweiges verhallen. — Hier haſt Du nun von meiner Niederlaſſung in Halberſtadt eine lange, vielleicht zu lange und breite Beſchreibung. Wir glauben nur gar zu leicht, daß Alles, was uns nahe liegt, auch unſern Freunden ſo nahe liege.

Der Freund, an den jene Briefe gerichtet sind, wurde dem Freundschaft bedürftigen Tiedge durch den Tod plötzlich entrissen, indem er ihn in vollblühender Gesundheit glaubte, und dieser Verlust hinterließ eine unausfüllbare Lücke in seinem Gemüthe; denn sein Johannes war es ja, der ihn, als beide noch Knaben waren, aus dem Wasser retten half. Folgende Zeilen in dem Buche seiner Erinnerungen bewahren das Andenken seines geliebten Hingeschiedenen:

In die tiefe Nacht hinunter
Dringet unverwandt mein Blick:
Dort ging ein Gestirn mir unter,
Und es kehrt nicht mehr zurück,
Wendet seine milden Strahlen
Andern Seelen zu — und ach!
Meine Seel' in dunkeln Thalen
Schaut ihm einsam weinend nach.

Der Schmerz über den Tod seines Freundes lähmte für eine lange Zeit die Flügel seines Geistes, an den der lieberdurstige Gleim fort und fort die dringendsten Anforderungen machte. Aber in seiner trauervollen Seele wachte von Neuem die Idee jenes größern Gedichtes, von welchem in diesen Lebensumrissen schon oftmals die Rede gewesen, wieder auf. Er nahm den ersten Gesang vor, schob Veränderungen ein und vollendete ihn. Dann begab er sich zu Gleim und setzte ihm den Plan seines Gedichts auseinander. „Wie weit sind Sie damit?" fragte Gleim freundlich ungeduldig. „Vollendet ist der erste

Geſang", antwortete Tiedge, „den ich den Vorgeſang nenne, weil er vorbereitend iſt und die Abſicht hat, den Leſer in eine theilnehmende Stimmung zu verſetzen. Er enthält" — „Leſen Sie! Leſen Sie!" unterbrach ihn Gleim mit ſichtbarer Spannung. Er las. Kaum hatte er die erſten acht oder zehn Zeilen geleſen, als Gleim mit Heftigkeit aufſprang, Alxinger's Bliomberis, den er zufällig in der Hand hielt, auf den Tiſch warf und zornig ſagte: „Was wollen Sie damit?" — Ihn hatte der Anfang des Gedichtes: Was iſt Wahrheit? — ſogleich dergeſtalt empört, daß es ihm gänzlich an der Ruhe fehlte, das Ganze oder auch nur ein Wort des Verfaſſers darüber zu hören. „Was iſt Wahrheit", fragt Ihr Gedicht — „daß der Himmel blau iſt, wenn's nicht regnet. Das iſt Wahrheit! Wozu ſoll es dienen, ehrwürdige ſtehende Wahrheiten wankend machen zu wollen, zu bezweifeln. Die Krätze der Zweifelei, der Krittelei und der Dünkelei iſt über unſere neuen Schriftſteller gekommen, die Alles bekritteln und verdächtig machen, die auch das Heiligſte nicht verſchonen, was ehrwürdige Vorfahren geſtiftet haben, die Alles beſſer wiſſen, die, wenn ſie könnten, die Welt einreißen möchten, um ſie nach ihren phantaſtiſchen Grillen zu bauen. Das iſt der verruchte Geiſt, der die franzöſiſche Revolution hervorgebracht hat und ihre Gräuel gern über die ganze Erde ſchleppen möchte. Die Poeſie ſoll die Menſchen aufheitern, zufrieden machen mit dem was da iſt; aber keineswegs iſt ihr aufgetragen, Unzufriedenheit,

Mißvergnügen und Zweifel zu erregen.“ So zürnte er fort, bis glücklicher Weiſe ſein Schreiber eintrat und er zum Schreibtiſche ging. Tiedge nahm die Gelegenheit wahr, ſich unvermerkt dem Sturme zu entziehen. Der Unglückliche war wie zerſchmettert; denn es war das erſte Mal, daß er den Mann, den er ſo innig liebte, der ihm ſo hoch ſtand, in ſolcher Aufwallung erblickte. Mit zerriſſenem Herzen ging er zu ſeinem Schmidt, ſchilderte dieſem den Sturmauftritt und konnte noch immer keine Faſſung wieder gewinnen. „Laſſen Sie das gut ſein“, ſagte Schmidt, „und beruhigen Sie ſich. Schon dieſen Abend wird das Gewitter vorüber gezogen ſein und morgen iſt der Himmel wieder blau. Es iſt übrigens merkwürdig“, fuhr er fort, „wie unſer herrlicher Gleim Alles, was ihm mißfällt, was ſeinen Zorn aufregt, mit der franzöſiſchen Revolution in Verbindung zu bringen weiß. Aber nehmen wir den ſonſt ſo edeln, großherzigen Mann, wie er nun einmal iſt! und laſſen Sie es ſich nicht anfechten, wenn er zu Zeiten ausruft: „ich habe keine Feinde! meine Freunde bringen mich um's Leben.“ Indeſſen bei Tiedge hatte die Verletzung ſeines Gemüthes zu tief gefaßt, als daß er die Nachgefühle der Verwundung ſo leicht hätte verſchmerzen können; auch blieb Etwas haften, das ſich nicht vertilgen ließ und dem Umgange mit dem lieben heftigen Manne die Feſſel einer gewiſſen ängſtlichen Behutſamkeit anlegte. Tiedge machte ſeinen Klamer mit dem Plane und der Einrichtung ſeines Gedichtes bekannt und ließ ihn den

Vorgesang lesen. Schmidt behielt das Manuscript zum nochmaligen Durchlesen zurück. Indeß war dem Verfasser die Ausarbeitung seines Gedichtes, das er mit hoffnungsvoller, gleichsam ahnender Liebe im Herzen trug, durch den Gleim'schen Widerspruch um so mehr verleidet worden, da dieser Widerspruch überdies noch durch die Erinnerung an die Einwendungen verstärkt wurde, welche das Unternehmen schon früher bei seinen Studiengenossen gefunden hatte. Schmidt suchte den geschlagenen Muth seines Freundes wiederum frisch zu beleben und behauptete, daß er die Idee seines Werkes als eine Eingebung, als einen heiligen Beruf zu betrachten habe, dem er sich nicht muthlos entziehen dürfe. Das war das Argument, welches gleichsam eine Zauberwirkung in der Seele des Trostlosen hervorrief. Er faßte den Entschluß und versprach seinem Schmidt, sich durch keine Bedenklichkeit, woher sie auch rühren möge, an seiner Idee irre machen zu lassen.

Wie stand nun aber das Verhältniß zwischen Gleim und Tiedge? An Gleim's Seite war daran nichts verschoben. Der Himmel war wieder blau ohne alle Spur des vorhergegangenen Sturms. Gleim trat am nächsten Morgen mit der heitersten Miene freundlich scherzend in Tiedge's Zimmer, zog eine große Anzahl kleinerer Gedichte aus der Tasche, größtentheils Spott- und Schimpfgedichte auf die Helden der französischen Revolution und las. Bei Diesem und Jenem forderte er seinen jugendlichen Freund zu Verbesserungsvorschlägen

auf, welche dieser mit ängstlicher Vorsicht aussprach, Gleim aber mit der größten Bereitwilligkeit aufnahm und eintrug. Eine schöne Morgenstunde, die mit einer freundlichen Einladung zum Mittagessen endete! — „Eschenburg ist gestern angekommen", sagte Gleim; „den, nebst einigen andern Freunden, die Sie schon kennen, werden Sie diesen Mittag bei mir finden." — „Das war wiederum ein Mittag, schrieb Tiedge Abends in sein Erinnerungsbuch, „der vollauf würdig ist, mit einem helleren Punkte bezeichnet zu werden. Die Gesellschaft bestand aus Nathanael Fischer, Klamer Schmidt, einigen Andern und dem Hofrath Eschenburg, dem trefflichen Uebersetzer des Shakespeare. Die Bekanntschaft mit diesem Manne war mir höchst erfreulich. Schon die Oberfläche seiner Erscheinung hat etwas so Einnehmendes, daß man sich zu ihm hingezogen fühlt. Seinen Umgang schmücken die feinsten Sitten, in die er aus der Fülle seiner ausgebreiteten Gelehrsamkeit einen bedeutenden Inhalt zu legen weiß; ein klarer, durchaus vorurtheilsfreier Geist, der unter den weichsten Formen eines Hofmannes die unbeugsamste Rechtlichkeit birgt, die strengste Wahrheitsliebe, die, wenn sie auch mit catonischem Ernste hervortritt, dennoch die mildernde Form nicht verletzt. Dieser Gelehrte würde den oft wiederholten Gallicismus zurecht weisen, der die deutschen Gelehrten der Pedanterei bezüchtigt. Das Gespräch war lebhaft, anziehend und geistreich. Vor Allem nahm Eschenburg meine Aufmerksamkeit in Anspruch. In

Allem, was er vorbrachte, bewunderte ich das Treffende seines Ausdruckes; vorzüglich aber ergötzten mich die feinen sinnreichen Wendungen, mit welchen er seine Abweichungen von den Gleim'schen Behauptungen und Meinungen durchzubringen verstand; insonderheit war dies der Fall, wenn zufällig das Wort auf einen Held[illegible] der französischen Revolution fiel, den Eschenburg [illegible] so schwarz finden konnte, als eine vorgefaßte [illegible] ihn darstellte. Ueberhaupt war die französische Revolution das finstere Gespenst, das dem menschenfreundlichen Gleim überall in den Weg trat, wo von Politik die Rede war. Im Ganzen umfaßte das Gespräch eine große Mannigfaltigkeit von Gegenständen, denen einzelne dazwischen gestreute Anecdoten eine liebliche Würze gaben. Eschenburg erzählte, in welchen argen Verstoß gegen die höfische Vorsichtigkeit der gute Hofrath Ebert an der herzoglichen Tafel zu Braunschweig gerathen sei. Mirabeau hatte in seinem Buche über die preußische Monarchie seines Aufenthaltes in Braunschweig erwähnt und bei dieser Gelegenheit das Leben der Herzogin cynisch genannt. Diese hatte das Werk Mirabeau's gelesen. Sie fragt während der Tafel den guten Ebert, was das Wort cynisch bedeute. Ebert beginnt seine gelehrte Erklärung und fährt endlich damit heraus: „cynisch heißt demnach hündisch, unreinlich, des Sittenschmutzes Uebermaß." — Der Herzog lächelte, die Herzogin sah auf ihren Teller und die Hofleute wußten keine Form, keine Miene zu finden, ihre Verlegenheit zu verstecken."

So weit die Worte des Erinnerungsbuches. Wir kehren zu der Erzählung zurück.

Tiedge ging mit frischem Muthe an die Ausgabe der Gleim'schen Werke. Mit den Fabeln sollte der Anfang gemacht werden. Tiedge sammelte, ordnete und theilte den Vorrath in drei Bücher. Er hatte dazu bereits die Vorrede gemacht. Aber die häufigen Einreden des Verfassers, die Wandelbarkeit seiner Bestimmungen, überhaupt seine Wunderlichkeiten, und endlich das dem Verleger zugemuthete, obwohl einem edlen Zwecke zugedachte hohe Honorar: Alles dies zusammen genommen legte dem Herausgeber unüberwindliche Hindernisse in den Weg, an denen das Unternehmen scheitern mußte.

So ging denn auch der zweite Plan auseinander, den Gleim auf Tiedge's Wirksamkeit gestellt hatte. Dieses schmerzte den Letzteren tiefer seines ehrwürdigen Freundes, als seiner selbst wegen, denn welche Störungen dieser auch durch seine Wunderlichkeit in den Fortgang des Geschäftes gebracht hatte, so glaubte Tiedge doch sich als die Hauptursache des mißlungenen Planes ansehn zu müssen, indem er sich einen gänzlichen Mangel an kaufmännischer Geschäftskunde vorzuwerfen hatte, einen Mangel, der in den Verhandlungen mit den Buchhändlern über diese Angelegenheit augenscheinlich hervortrat; denn es fehlte nicht viel, daß er mit einem schlauen Verleger einen Contract über die Gleim'schen Werke abgeschlossen hätte, der den Verfasser nicht nur um alles

Honorar gebracht, ſondern ihm auch einen bedeutenden Zuſchuß aufgebürdet haben würde. Das Gefühl, ſeinem edlen Freunde Gleim in keiner Rückſicht nützlich ſein zu können, trübte ſeine Seele, ließ keinen unverkümmerten Genuß ſeines Daſeins zu ihr gelangen und hemmte das Fortſtreben ſeines Geiſtes.

Nach dem Verlauf einer geraumer Zeit trat einſtmals frühmorgens Klamer Schmidt in Tiedge's Zimmer, zeigte ihm ein Journalheft und ſagte: „Sehen Sie da! Dieſe Zeitſchrift heißt „Journal für Aufklärung," von Riem und Fiſcher in Berlin: da habe ich den Vorgeſang zu ihrem Gedichte „Was iſt Wahrheit," abdrucken laſſen, wie Sie ſehn, mit der unten geſetzten Note, daß die antwortenden Geſänge nachfolgen ſollen. Dieſe Note hat die Abſicht, durch das Verſprechen, welches ſie dem Publikum giebt, Sie zu binden, ſich von der Ausführung des Ganzen nicht wieder abwendig machen zu laſſen." — Tiedge erſchrak und erwiederte: „Was wird Gleim ſagen, wenn er das Gedicht hier findet?" — „Er wird es nicht finden," antwortete Schmidt; „die Zeitſchrift wird hier nicht gehalten; und iſt dereinſt das Ganze fertig, ſo wird er anders urtheilen. Gehen Sie muthig und friſch an die Arbeit! Wenn Sie tüchtig Wort halten, wenn Sie erfüllen, was der Plan Ihres Gedichtes verſpricht: ſo wird Ihr Werk Freunde finden, die durch ihren Beifall, durch ihren Dank Ihnen manche trübe Stunde vergelten werden." —

Dieſe Ermuthigungen des Freundes hoben den trauernden Freund empor aus der dumpfen, kalten Verſchattung, die ſich wie ein halbnächtlicher Nebeltag über ſein ganzes Weſen hingelagert hatte. — „Ich will aufſtehen," ſagte er zu ſeinem Schmidt, „aus meiner Verſunkenheit zu einem rüſtigen Beginn meines Werkes. Aber es ſoll nicht den Titel führen: „Was iſt Wahrheit?" denn dieſes unſelige Wort hat ſchon in Halle meiner Idee Anfechtungen zugezogen, und nun vollends, da das Gleimiſche Ungewitter darein geſchlagen hat — der Titel muß fort! Das Gedicht ſoll „Urania" heißen." „Der Name wird ſich finden!" ſagte Schmidt, „ſchaffen Sie nur das Kind erſt zur Welt."

Die Worte des Freundes verfehlten ihre Wirkung nicht. Tiedge faßte wieder Muth. Seine Lieblingsidee kehrte mit allen Freuden des holdeſten Wiederſehens zurück; er griff in die Saiten und mit einem freudigen Erguß entquoll ihnen der zweite Geſang: „Es iſt ein Gott!" er hielt ihn aber lange verſchloſſen im Pulte, feilte und beſſerte daran, bis er glaubte, daß ſeine Arbeit fertig genug ſei, zu beſtehen vor einem befugten, redlichen Urtheil. Endlich las er ſeinen Geſang in der literariſchen Geſellſchaft vor. Als er geendet hatte, erhob ſich ein allgemeines lautes Beifallsgeräuſch, welches in dieſer Geſellſchaft nicht nur eine ganz ungewöhnliche Erſcheinung, ſondern auch ſtatutenmäßig ausgeſchloſſen war. Gleim kam vor Allen zuerſt ihm mit

einer Umarmung entgegen. Man verlangte für den nächsten Sonnabend eine Wiederholung. Von einem solchen Erfolge fühlte sich Tiedge um so mehr durchdrungen und erhoben, da er ihn in keiner Rücksicht erwarten konnte. In seinem Geiste war es wieder hell, und in sein Gemüth kehrte Freudigkeit des Lebens und Versöhnung mit sich selber zurück, so frei von allem Nachgefühl, als wäre über die nächste trübe Vergangenheit eine Welle des Vergessenheitsstroms hingefahren und hätte zugleich der Gegenwart ein schöneres Dasein verliehen. In dieser Umstimmung begann er den dritten Gesang seines Gedichtes, und ordnete die innere Oekonomie der drei letzten. So hatte sich nun Alles um ihn recht freundlich wieder gestaltet, nur die treibende Sehnsucht nach einer sichern Ruhestätte, auf die der Hauptzweck seines Lebens gestellt war, fand hier keine Aussicht; denn die Erwerbung einer Präbende, bei irgend einem der vielen Halberstädtischen Stifter, wohin er Anfangs nicht hoffnungslos seine Augen gerichtet hatte, war an solche Bedingungen geknüpft, die weit über den Bereich seines Vermögens hinaus lagen. Auch peinigte ihn fortwährend der Gedanke, daß es ihm unmöglich blieb, seinem ehrwürdigen Freunde Etwas zu sein, das angemessen wäre dem, was dieser ihm war. Unter verschwiegenen Kümmernissen, die störend auf seinem Gemüthe lasteten, schlichen seine Tage bis zu Ende des Jahres 1789 vorüber. Um diese Zeit gelangte zu ihm der Antrag einer Stelle bei der landräthlichen Behörde in einem der

Kreiſe des Fürſtenthums Halberſtadt*). Der Gehalt, den die Stelle anzubieten hatte, war gering, und die übrigen Bedingungen waren nichts weniger als anlockend. Er hatte dort mit Gegenſtänden zu thun, die ihm von Herzen verhaßt waren: dahin gehörte beſonders das Verhältniß, worin die landräthliche Behörde zu den militairiſchen Anſprüchen ſtand, welche angewieſen waren, ihre Ergänzungsmannſchaft vom platten Lande durch landräthliche Verfügungen einziehen zu laſſen. Der Landrath hatte die Anſprüche der Militairs, nach den darüber ſprechenden Geſetzen, zu prüfen; dagegen nahm, bei ſeinem damaligen Uebergewichte, das Militair wenig Anſtand, ſeine Anſprüche in Anmaßungen zu verwandeln. Der Landmann ſträubte ſich und verſuchte Alles, auch das Gewagteſte, ſich dem Soldatenjoch zu entwinden. Wer die heutige muſterhafte Verfaſſung und Stellung des preußiſchen Heeres kennt, worin der gemeine Krieger nicht mehr als ein ſeelenloſes Inſtrument, ſondern ſo gut wie der Offizier als ein ehrſames Mitglied des Ganzen betrachtet und behandelt wird, der mag es kaum glauben, daß Alles das vormals nicht ſo geweſen. Doch gab es eine Zeit, wo im preußi-

---

*) Es war dies bei dem originellen Landrath von Hagen, deſſen Kreisſecretair er mehrere Jahre hindurch war. Aber das Trockene des Adminiſtrationsdienſtes, wo das Ausheben, Meſſen und Unterſuchen der Recruten ein Hauptgeſchäft war, konnte dem Dichter nicht zuſagen.

ſchen Heere, zwar nicht ohne die rühmlichſten Ausnahmen, der Officier mit gehaltloſer Aufgeblaſenheit einher trat, der gemeine Dienſtmann aber aller Berufungen auf Schirmgeſetze der Menſchlichkeit beraubt und hingegeben war der Willkür, der Härte, der Grauſamkeit des Officierſtandes, wo ſelbſt der alternde Krieger unter Schimpfreden und Mißhandlungen eines adeligen Knaben verſtummen mußte. Wer jemals Augenzeuge ſolcher Auftritte geweſen, wird den Widerwillen gerechtfertiget finden, mit welchem Tiedge auf die Stelle hinblickte, die mit dem damaligen Soldatenweſen ihn in Berührung bringen mußte. Dem Allen ohngeachtet aber fühlte er ſich bewogen, das ihm angetragene Amt anzunehmen. Er verließ alſo im Jahre 1789 ſein geliebtes Halberſtadt und die theuern Freunde, mit denen er jedoch in ſeinem neuen Wohnorte, der nur zwei Meilen von ihnen entfernt war, in fortwährender Verbindung blieb.

Die erſte Arbeit, die ſeine Stelle ihm auferlegte, war die Angelegenheit eines Landmannes, der Soldat geweſen, und dem ſein Hauptmann beim Exerciren durch einen Stockſchlag die rechte Hand zerſchmettert hatte. Die Heilungsverſuche hatten ſein kleines Vermögen von einigen Morgen Acker aufgezehrt; und ſo verarmt kam er, um bei der landräthlichen Behörde Hülfe und Unterſtützung in ſeiner unverſchuldeten Armuth zu ſuchen. Der ſpäte und endlich geringe Erfolg, den die Verwendung für den Unglücklichen hatte, war keineswegs geeignet, über die Wirkſamkeit dieſer Stelle ein erfreuliches

Licht zu verbreiten. Tiedge fühlte sich sehr verlassen. Nur die Briefe seiner Halberstädtischen Freunde streuten freundliche Lichtpunkte zwischen seine trüben und lästigen Stunden. Auf eine launige Epistel dieses seines väterlichen Freundes erwiederte er ebenfalls in gebundener Rede:

An Gleim.

Den 14. November 1790.

Ja, Freund, hier sitz' ich! hier
In meinem Eulennefte!
So fern von jedem Feste
Der Musen und von Dir,
Und zehre von dem Reste
Der Weisheit, die Du mir
Mitgabst in Deinen Sprüchen,
Du mein Pythagoras:
Sie hat, so oft auch Haß
Und Unmuth mich beschlichen,
Dann immer mit der Welt,
Die keinen Frieden hält,
Mich wieder ausgeglichen!
Man rett' aus dem Gewühl,
Wo Schwärmerein ihr Spiel
Bunt durch einander schlangen,
Den Sinn nur: Nicht zu viel
Von Menschen zu verlangen!
Könnt' unser Herz wohl ruhn,
Wenn's diesen Schutz nicht fände?
Und doch hat beide Hände
Die Weisheit voll zu thun,

Daß ſie mit aller Mühe
Das wild umwogte Schiff,
Wenn's der Orkan ergriff,
Ans grüne Ufer ziehe.
Doch bleibt es immer Pflicht:
Die Herzen zu den Stufen
Des Altars, wo das Licht
Der Wahrheit flammt, zu rufen,
Und, wie man kann, mit Muth
Zu dämmen an der Fluth,
Die Menſchenwohl verheeret.
Wer Freuden, unentehret
Von frechem Uebermuth,
Wer Liebe, ungeſtöret
Vom Neid, der nimmer ruht,
Wer Menſchen, unempöret
Von Haß und Sectenwuth,
Bei Menſchen ſucht, begehret
Zu viel von ihrem Muth,
Der von den ſtillen Siegen
Des Herzens ſein Geſicht
Wegkehrt, als ob ſie nicht
Auch ihren Lorbeer trügen.
Was kann den Menſchen noch
Vor Menſchenwuth verſtecken?
Der Tiger ſchont denn doch
Der ihm verwandten Flecken!
O Lieber, kennſt Du noch
Ein ſchwärzer Ungeheuer,
Als Zwietracht, die dem Schleier
Der tiefſten Höll' entkroch?
Kennſt Du die Menſchheit noch,
Die, daß ſie Gott auch ſchände,
Die blutbeſpritzten Hände

Zu ſeinem Himmel hebt?
Nicht ſchaudert und nicht bebt,
Ja nicht einmal erröthet,
So oft ſie, rachevoll,
Zu ihm um Rache betet,
Die würgen helfen ſoll.

Rom würgt' an dem Altare
Des Vaterlands und bald
Erſchien in der Tiare
Die heilige Gewalt;
Und Stolz und Dummheit kamen
Mit ihrer Heiligkeit,
Und opferten, geweiht
Dem Himmel, nun im Namen
Des Himmels Menſchen auf!

Wer hemmt den wilden Lauf
Der Wuth? Im Reiz der Neuheit
Steigt dort ein Altar auf;
Sie weihten ihn der Freiheit,
Wer baut' ihn? — Tyrannei!
Mit blutigem Verbrechen,
Der Menſchheit Hohn zu ſprechen,
Und Sclavenfeſſel brechen,
Iſt wahrlich zweierlei!
Und dennoch opfert Südens
Und Weſtens Taumelſchaar
Auf jenem Blutaltar
Ein Glück, das Frucht des Friedens,
Frucht der Geſetze war!
Ja bringen nicht auch Söhne,
Die Deutſchlands Schooß gebar,

Doch einzeln nur, ihm Töne
Der Lobpoſaune dar?

Stürzt von dem Zauberſeſſel
Der Dummheit Tyrannei!
Noch ſpinnt ſie an der Feſſel
Der Geiſtesſclaverei;
Zerreißt ſie — und ſeid frei!
Der Wahrheit baut Altäre!
Und heiligt ſie, und freut
Euch dann der edlen Zähre
Der beſſern Menſchlichkeit!
In dieſem Heiligthum
Blüht, vom Geſetz bewacht,
Der Freiheit ſchönſte Blume:
Im kalten Hauch der Nacht
Nur wird ſie immer welker,
Bis ſie der Fuß zertritt. —
Im Finſtern gehn die Völker
Nicht einen freien Schritt;
Sie gehn, und gehn nicht weiter;
Gegängelt von dem Zwang
Sich aufgedrungner Leiter,
Gehn ſie den Zirkelgang.
Viel Fürſten könnten werther
Des Vaternamens ſein,
Als ſie es ſind, allein
Macht ſie nur aufgeklärter,
So werden ſie's auch ſein!
Was machte Friedrichs Staaten
So blühend? That es nicht
Die ſchönſte ſeiner Thaten?
Er ließ in ſeinem Licht
Die Dummheit ſich verrathen!

Geſetz und Freiheit traten
In einen Bund, und ſahn
Zufrieden ihre Söhne,
Wie Eines Liedes Töne,
Sich Einem Ziele nahn.
Die Vollmacht der Geſetze
Beſchützt die Freiheit nur,
Nicht aber die Geſchwätze,
Die ſchon, von Flur zu Flur,
Des Aufruhrs Saamen ſtreuen.
Wer wird die Stelle weihen,
Wo Eintracht, unverwaiſ't
Darf ihren Oelzweig ſtreuen?
O, könnt' ich ihren Geiſt
In alle Herzen hauchen,
Dann ſollt' auf keiner Flur
Der Altar der Natur
Von Menſchenblute rauchen!

Du ſiehſt denn, Vater Gleim,
Ich brüte manchen Reim,
Den Du verzeihſt: ein Brüter
Des Aufruhrs, dieſer Peſt,
Die ſchon auf ihrem Neſt
Auch manchen Freiheitswüther
In Deutſchland brüten läßt,
Nein, Freund, ein ſolcher Brüter
Der Freiheit werd' ich nie!
Doch warum rufen ſie
So laut in die Gemüther
Des Aufruhrs Feldgeſchrei?
Wie? ſind ſie denn nicht frei?
Wo ſind auf deutſchen Fluren
Die fürchterlichen Spuren

Des Keim's der Tyrannei?
Beweisen denn die Schreier
Nicht ſelbſt durch ihr Geſchrei
Am beſten, daß nichts freier
Als ihre Freiheit ſei?
Wer's wagen darf, ſo frei
Den Herrſchern in die Ohren
Zu rufen: „Ihr ſeid ſchlecht!
Ihr ſeid Uſurpatoren!“
Der hat gewiß nicht Recht!

Ach! kannſt Du ſie verſöhnen,
Freund, ſo verſöhne ſie
Doch mit der Harmonie
Der Eintracht, der ſie höhnen!
Und haſt Du ſie verſöhnt,
Zum Frieden ſie geführet,
Wo Dich der Lorbeer krönt,
Der ſolchem Sieg gebühret:
Dann lade zu dem Wein
Bei Deinem Muſenfeſte,
Aus ſeinem Eulenneſte
Den Grillenfänger ein!

Liedge.

Ein Schreiben von Gleim forderte ihn auf, ein Troſtlied zu ſingen dem troſtloſen über den Tod ſeiner Verlobten trauernden Stamford. Liedge begann ſogleich in der nächſten Nacht und endete in der folgenden die im zweiten Bändchen ſeiner Werke (dritte Auflage) befindliche, an Stamford gerichtete Elegie und ſandte ſie an Gleim, der ſie ſeinem Freunde Stamford zukommen ließ.

Vielleicht dürfte es den Lesern nicht unwillkommen sein, von diesem merkwürdigen Manne in diesen Blättern einige Nachricht zu finden. Das Schicksal desselben gehört zu den seltenen wunderbaren Fügungen, die aus kleinen, hoffnungslosen Anfängen die größten und erhabensten Entwickelungen hervortreten lassen. Hier war es ein Gegenstand von höchst gemeiner Natur, der die erste Wirksamkeit zu Stamford's Erhebung und Glanz in Bewegung setzte. Ueber seine Geburt, wer seine Eltern gewesen, wo sie gelebt haben: über das Alles ruht ein unaufhellbares Dunkel. Er gab sich für einen Engländer aus, welches auch der Name andeutet. In den Jahren siebzehnhundert und etliche siebenzig kam er hülfbedürftig nach Hanover. Die Hanöverische Regierung sandte ihn nach Ihlefeld, wo er bei der dortigen Ritteracademie als Lehrer der Mathematik und der französischen Sprache mit einem sehr geringen Gehalt angestellt wurde. Da lebte er in dunkler Zurückgezogenheit, bearbeitete logarithmische Tafeln und ließ zuweilen kleine geistreiche Gedichte in den Vossischen Almanach einrücken. Diese Gedichte machten Gleimen aufmerksam auf den Verfasser, dessen Stellung in Ihlefeld er bald auskundschaftete. Die Nachrichten aber, die von dorther über Stamford einliefen, waren unbestimmt und überhaupt nicht geeignet, Gleim's Aufmerksamkeit für ihn zu unterhalten; Stamford schwand aus seinem Gedächtnisse. Später kam Gleim auf einer Reise nach Nordhausen, und wurde durch ein Versehen in ein schlechtes Wirths-

haus geführt, wo man ihm kein Abendeſſen bereiten konnte. Ihm wird ein verdorbener ekelhafter Hering vorgeſetzt; unwillig darüber, beſchließt er weiter zu reiſen; nun fällt ihm die Nähe von Ihlefeld, Stamford's Wohnort, ein; dahin fährt er noch denſelbigen Abend und übernachtet daſelbſt. Den folgenden Morgen ſchickt er zu Stamford, und es erſcheint vor ihm in ärmlicher Bekleidung ein junger Mann, deſſen ganze Haltung eine gedrückte Lage verräth. Aber was dieſer junge Mann ſprach und mit zarter Beſcheidenheit vortrug, war voll Geiſt, kündigte eine vielſeitige Bildung an, und flößte Vertrauen und Zuneigung ein. „Haben Sie etwas Neues gemacht?" fragte ihn Gleim. — „Eine kleine unbedeutende Fabel, „das Wagenrad," antwortete Stamford, und trug ſie aus dem Gedächtniſſe vor. Das rechte Hinterrad eines Wagens wurde von einem Hunde kläffend verfolgt. Das linke Rad ſagte: Nachbar, warum duldeſt du den Kläffer hinter dir? Das Rad erwiederte: laß hinterrücks den Kläffer bellen, wagt er es aber vorwärts mir in den Weg zu treten: dann ſchmettere ich ihn nieder in den Staub. „Bravo!" ſagte Gleim. „Kommen Sie zu mir nach Halberſtadt." — „Sehr gern, erwiederte Stamford, „wenn ſich dort eine Ausſicht für mich eröffnen ſollte." — Gleim erinnerte ſich, daß der Herzog von Braunſchweig einen Lehrer der Mathematik für die jungen Offiziere ſeines Regimentes ſuche: er ſchrieb daher ſogleich noch ſeiner Zurückkunft an den Herzog, und empfahl ihm zu dieſer Stelle ſeinen Stamford.

Der Herzog ging auf die Empfehlung ein, und Stamford kam nach Halberstadt. Bald fand sich aber, daß die Offiziere, die keine Schüler sein wollten, nichts lernten. Der Herzog wünschte nun von Stamford sich zu befreien, und empfahl ihn für das Corps de génie seinem großen Oheim dem Könige von Preußen. Der Monarch ließ Stamford nach Potsdam kommen, und bediente sich seiner bei dem Bau der Festung Graudenz. Nachher wählte er ihn zum wissenschaftlichen Erzieher des dereinstigen Kronprinzen. Nach des großen Königs Tode, überließ Friedrich Wilhelm II. diesen geschickten Prinzenführer seiner erlauchten Schwester, der Erbstatthalterin von Holland, zum Instructor ihrer beiden Prinzen. So kam Stamford nach Holland, und gewann in kurzer Zeit das Vertrauen des Erbstatthalters sowohl als der Erbstatthalterin in so hohem Grade, daß er bald alleiniger Führer der beiden Prinzen wurde, die er auch späterhin auf Reisen begleitete. Er stieg von Stufe zu Stufe und vereinigte dann die beiden obersten Befehlshaberstellen der Land- und Seemacht in seiner Person. So geschah es demnach, daß Stamford aus einer unbequemen niedrigen Stellung zu dem Gipfel einer glänzenden Wirksamkeit empor stieg.

Wir kehren zu der durch die vorstehende Einschaltung oben abgebrochenen eigentlichen Erzählung zurück. Stamford hatte das von Tiedge an ihn gerichtete Trostlied freundlich aufgenommen, und schrieb ihm darüber folgende Worte: „Ich danke Ihnen, lieber Tiedge, für

die Theilnahme, die Sie mir in Ihrem poetiſchen Sendſchreiben zu erkennen geben. Das Gedicht hat einem verwundeten Herzen wohlgethan, indem es Erinnerungen einer ſchönen Vergangenheit feiert. Ich wünſche Ihnen irgendwo zu begegnen. Meine Reiſe mit den beiden Prinzen von Holland führt mich in Ihre Nähe. Durch unſern gemeinſchaftlichen Freund Gleim werde ich Sie wiſſen laſſen, an welchem Orte wir uns, ohne große Unbequemlichkeit für Sie, ſprechen können. Ihr, u. ſ. w.“

Nach Verlauf einiger Monate bekam Tiedge von Gleim einen Brief, der ihm meldete, daß Stamford am Charfreitage (1790) gegen Mittag in dem Kloſter Huisburg eintreffen werde, um daſelbſt den Verfaſſer des an ihn gerichteten Troſtliedes zu ſprechen. Tiedge fand ſich an dem beſtimmten Tage im Kloſter ſehr zeitig ein, und ging, da die erwartete Geſellſchaft noch nicht angekommen war, in die Kirche, wo die Charfreitagsceremonien verrichtet wurden, und weil ihm dieſe weder Erbauung noch Unterhaltung gewährten, ſo ſchrieb er in ſeine Tafel das im dritten Theile ſeiner Werke befindliche Gedicht „an Chriſtus.“

Bald nach beendigtem Gottesdienſte, gegen eilf Uhr, kam Stamford mit den beiden Prinzen in Gleim's Begleitung auf den Kloſterhof gefahren. Gleim begrüßte ſeinen treuloſen Freund Tiedge, wie er ſich ſcherzhaft ausdrückte, mit der gewohnten Innigkeit. Stamford, nach einigen Höflichkeitsbezeigungen gegen den Prälaten,

wendete sich mit einer herzlichen Umarmung zu Tiedge und sagte ihm in Beziehung auf das ihm gewidmete Gedicht die feinsten, verbindlichsten Worte. Stamford war damals in den mittleren Jahren, ausgezeichnet durch den würdigsten Anstand, und durch ein Ehrfurcht gebietendes Ansehen. Der denkende Ernst seines Gesichts gab der Feinheit und Milde seines Umganges eine überraschende Liebenswürdigkeit. Wenn uns die edle Freundlichkeit einer hohen ernsten Gestalt anblickt, so ist das gleichsam ein Sonnenaufgang für das Gemüth. — Nach einem kurzen Spaziergange in dem schönen abteilichen Garten ging man zu Tische. Tiedge bekam seinen Platz neben dem Briten. Da knüpfte sich zwischen Beiden eine freundschaftliche Verbindung an, die zu einer schönen Entwickelung gereift sein würde, hätte die Zeit der politischen Stürme, die ihre Zerstörungen überall hintrug, nicht auch in dieses Verhältniß ein allmäliges Verstummen gebracht. Das Gespräch während der Mahlzeit betraf Politik, und nichts als Politik, die seit den Gräulscenen in Paris bei Tiedge keine Theilnahme mehr fand. Bald nach Tische trennte sich die Gesellschaft, Stamford mit seiner Begleitung kehrte nach Halberstadt zurück, und Tiedge in seine Verbannung.

Die flüchtige Bekanntschaft mit dem ausgezeichneten merkwürdigen Manne warf gleichwohl einen dauernden Lichtstrahl in die Einöde seines Lebens, welches sich wie in einer Vorschule der Entsagung, in einem Kreise, zum Theil harter Polizeiverordnungen durchaus

unſelbſtſtändig bewegte. Solche Verordnungen waren z. B. Kornausfuhrverbote. Hier mußte der Dichter, obwohl nur ſehr entfernt, Theil an Strafvollziehungen nehmen, die eine ganze Familie zu Grunde richteten. Ein Geſetz, wo der Uebertretungsfall in der natürlichen Freiheit zu nahe liegt und zu reizend erſcheint, iſt immer ein Meſſer in der Hand eines Kindes; und die Vervielfältigung der Verbotgeſetze iſt eine Vervielfältigung der Pforten zur Sünde.

Zu den unangenehmſten Obliegenheiten ſeiner Stellung gehörten die Cantonbereiſungen und die Einlieferung der Recruten an die Regimenter; da geberdeten ſich die Eltern der jungen Leute, die zur Einſtellung verlangt wurden, oft nicht anders, als ob ihre Söhne zu einer Strafanſtalt abgeführt würden. Auftritte der Art ſetzten Tiedge's Mitleidsgefühl dergeſtalt in Bewegung, daß er dadurch zu einer ſeiner Stellung entgegengeſetzten Theilnahme hingeriſſen werden konnte, die mit Gefährdung ſeines eigenen Friedens ihn bedrohte. So erlaubte er ſich ein kühnes Wagſtück, als der Sohn eines Predigers H. in M., ein Jüngling von anſehnlicher Geſtalt, der ſich der Landwirthſchaft gewidmet hatte, zum Soldatendienſt einberufen wurde. Der Vater war außer ſich, die Mutter gerieth in Verzweiflung. Tiedge ſandte durch einen Eilboten an den Vater ein Schreiben, das ſogleich den Entwurf einer Bittſchrift an den Miniſter von Wöllner enthielt, von welchem das damals ſo heftig beſtrittene Religionsedict ausgegangen war. Der Ent-

wurf ſetzte den Nachtheil auseinander, der für das Anſehen des Geiſtlichen, mithin der Religion ſelbſt, daraus erwachſen müßte, wenn der Geiſtliche in Abſicht ſeiner Familie zu dem Bauernſtande herabgezogen werde. Hiernächſt gab das Schreiben dem bedrängten Vater den Rath, ſeinen Sohn ſogleich in das nahe Ausland entfliehen zu laſſen, und ſodann die Bittſchrift nach dem beigefügten Entwurfe an den Miniſter von Wöllner eiligſt abzuſenden. Alles geſchah; der Erfolg war, daß der Sohn des Predigers H. vom Soldatendienſt losgeſprochen und zugleich ein allgemeines Geſetz erlaſſen wurde, nach welchem die Predigerſöhne, nicht nur wenn ſie ſich den Studien, ſondern auch wenn ſie ſich der Landwirthſchaft oder dem Handelsſtande widmeten, vom Militairdienſte ausgenommen ſein ſollten. Der junge H. hatte indeſſen, geſchreckt durch die, obwohl beſeitigte, Gefahr, aus ſeiner Laufbahn geriſſen zu werden, eine ſolche Abneigung gegen ſein Vaterland gefaßt, daß er ſich nach Dänemark begab, wo er bei einem wohlhabenden Gutsbeſitzer die Stelle eines Gehülfen in der Landwirthſchaft übernahm. Der junge H. war ein wohlgebildeter, geſitteter Jüngling, ſein Herr hatte eine einzige Tochter: was war natürlicher, als daß H. der Schwiegerſohn des Hauſes und ein glücklicher Mann wurde. — Jener Rath zur Flucht des Recruten würde, wäre er entdeckt worden, für den Rathgeber von den verderblichſten Folgen geweſen ſein: dieſe Betrachtung machte es ihm vollends klar, daß ſeine Stellung keine bleibende

Stätte für ihn ſein konnte, und dies um ſo weniger, als ſie auch in der Zukunft ihm keine Ausſicht zu einer feſten, ſeinen Kräften und ſeiner Sinnesart angemeſſenen Wirkſamkeit anwies, wo er ſelbſtſtändig, frei und freudig arbeiten könnte für den Zweck, wohin alle ſeine Wünſche, ſeine Sorgen gerichtet waren. Aber wohin? — wohin ſollten ſeine Gedanken ſich wenden? Endlich kam ihm die Idee, Theilnehmer an einer gangbaren Zeitſchrift zu werden. Indem er dieſen Gedanken mit Geiſt und Gemüth umfaßte, wußte er nicht, daß die unſichtbare Hand, die unſere Schickſale lenkt, den Zweck ſeines Lebens ihm bereits aus den Augen gerückt hatte. Während er dort eine Mutter tröſtete, ward ihm von dem Engel des Todes die eigene theuere Mutter entführt. Er hatte nichts von ihrer Krankheit erfahren; um deſto zerſtörender überfiel ihn dies traurige Schickſal und hemmte alle Thätigkeiten ſeines Geiſtes, alle Kräfte ſeines Gemüths. O Verhängniß, rief er aus, warum verſagſt Du ſo grauſam die Erfüllung dem frömmſten der Wünſche! Troſtlos und ſchweigend irrte er in des Waldes Einöde umher, bis der Schmerz ſich auflöſ'te in dem Thränenguß, den folgende Zeilen enthalten:

Du Fromme ruhſt in Deines Gottes Frieden.
Der trocknete Dir alle Thränen ab;
Du haſt errungen, was hienieden
Das harte Leben Dir nicht gab.

Ein Traum, der mich ſo kindlich froh begrüßte,
Verſchwand aus meiner Gegenwart!
Verſtummt nur, meine Lieder in der Wüſte,
Die mein verarmtes Herz umſtarrt!

Nach einem Kranze flogen meine Schwingen,
Und nun — zerfallen iſt der Weihaltar,
Dem ich ihn freudig darzubringen
Froh jugendlich begeiſtert war.

So war es denn Verhängniß meines Lebens,
Von fern nur mein gelobtes Land zu ſchau'n:
Du Himmliſche, ſo ſtrebt' ich denn vergebens,
Ein Friedenshüttchen Dir zu bau'n.

Fern ab von dieſem öden Staube,
An dem der dunkle Nebel graut,
Dort haben Engel eine Laube
Von Palmenſchatten Dir gebaut!

Dies arme Herz, was kann es noch umfaſſen,
Das Dich, o Dich! Du Heilige vermißt?
Wenn ſolche Seelen uns verlaſſen,
Dann fühlen wir, wie arm dies Leben iſt.

Ach furchtbar iſt des Lebens Offenbarung,
Zum Erdenpilger ſpricht es durch den Schmerz:
„Reich wird und reicher die Erfahrung,
Und arm und ärmer wird das Herz.“

Durch finſtre Schatten gehen meine Stunden,
Doch dieſe Schatten ſind geweiht!
Ihr Tröſter, laßt mir meine Wunden!
Sie ſprechen ja von einer ſchönen Zeit!

Und dieſe mahnt an die geliebten Stellen,
Wo, Dulderin, Dein ſtiller Wandel ging,
Als noch um meine Lebensquellen
Ein Lenz voll Morgenblüthen hing.

Geheiligt iſt, wo Du gewandelt,
Wo Du gelitten haſt, der Raum;
Wo eines Engels Fuß gewandelt,
Geleuchtet hat, da ſchwebt ein Himmelstraum!

Zu Deinen Spuren, Fromme, will ich treten;
Du weihteſt ſie zu Tempelſtellen ein!
Da will ich Dein gedenken, weinen, beten,
Und näher Deinem Himmel ſein!

Den Verlaſſenen umgab nun eine trübe Gegenwart; und wenn er auf die Zukunft hinſah: dann war's ihm, als ſtreife ſein Blick über eine endloſe Wüſte dahin. So arbeitete er kalt und theilnahmlos ſein Tagewerk ab, worin er, ſeiner Stellung nach, weder Gutes ſtiften, noch Schlimmes, wenn es darauf ankommen ſollte, verhindern konnte. Das einzige von ihm bewirkte Gute, die Rettung des jungen Predigerſohnes, deren wir oben erwähnten, ſtand im Widerſpruche mit ſeinem Verhältniſſe, und er traute ſich nicht zu, gefährlichen Wiederholungen der Art widerſtehen zu können. Mit jedem Tage ward ihm ſeine Stellung drückender und widerwärtiger: er entſagte und kehrte 1791 nach Halberſtadt in die Arme ſeines väterlichen Freundes zurück.

Aus dieſer Zeit ſtammen Gleim's und Tiedge's einfach ſchöne Lieder an die Freundſchaft, wovon hier eine Probe ihre Stelle finden mag.

Gleim an Tiedge. 1791.

Wer Freundschaft auf Verstand und Geist und Tugend gründet,
Die gegen allen Sturm besteht,
Und Einen, Einen Freund, nicht Zweie, sucht und findet,
Und an der lieben Hand des Einen Freundes geht,
Wohin sein Gott ihn führt, und Herz an Herz verbindet,
Und dahin, wo die That ein Herold nicht verkündet,
Den Samen seiner Tugend sä't,
Der findet einen Schatz, am Werth dem großen gleich,
Den ein Eroberer wie Ruhm und Ehr' erhöhe; —
Semiramis selbst, glaub' ich, gäbe
Für solchen Schatz ein Königreich!

Tiedge an Gleim.

Ja, mein Gleim, den Freund zu finden,
Den, von keinem Glanz gerührt,
In des Lebens stillen Gründen
Tugend uns entgegen führt;
Der mit Wahrheit auf den Lippen
Jeder ärmlich stolzen Pracht
An den kläglichen Gerippen
Täuschender Idole lacht:
Ja, mein Gleim, das ist das große
Letzte Ziel der Seligkeit,
Welches unsre Ruh', im Schooße
Dieser wandelbaren Zeit,
Mit Olivenlaub bestreut.

Freundſchaft! Freundſchaft! O, ihr ſtolzen
Weltbezwinger, kennt ihr ſie,
Dieſe edle Harmonie,
Welche, Geiſt in Geiſt verſchmolzen,
Menſchen Menſchlichkeit verlieh?
Nein, ihr kennt ſie nicht! Ihr ſchieltet
Sonſt nach fremden Kronen nicht!
Götter wärt ihr, und verſpieltet
Kronen eurer hohen Pflicht
Ach! in Menſchenſchlachten nicht!
Ja, ihr ſtiegt von euren Thronen,
Suchtet Freund', und bötet dann
Mehr noch, als ein Aſtrakan,
Willig den Glyphäſtionen
Eurer ſtillſten Stunden an.
Gieb mir Deine Hand, mein Trauter!
Komm zur Aue, wo ſo mild,
Wie Dein Lied, und ſanft und lauter,
Wie Dein Herz, die Quelle quillt:
Daß ich auf der ſchönen Aue
Dir den Friedenstempel baue,
Dem Dein Herz entgegenſchlägt,
Den die Muſchelquell' umflüſtert,
Die nach Deinen Tönen lüſtert,
Wenn ſich Deine Laute regt.
Da will ich Dir Treue ſchwören
Unterm grünen Tempeldach!
Niemand, Niemand ſoll uns hören
Als der kleine Muſchelbach.

Deines Freundes Außenſeite
Lächelt zwar nicht wie der Scherz,
Der im Graziengeleite
Roſen in Dein Leben ſtreute;

Ach sie zeugt von manchem Schmerz,
Der mich mit der Freud' entzweite!
Doch birgt diese Außenseite
Wohl ein treues gutes Herz.

Die deutsche Monatschrift bei Vieweg in Berlin war durch Nathanael Fischer's Thätigkeit so eben zu Stande gekommen. An dieser Zeitschrift nahm Tiedge nicht nur als Mitarbeiter, sondern auch als Mitherausgeber Theil.

In diesem ruhigen Verhältnisse lebte er nun bis zum Jahre 1792. Da ward ihm der Antrag gemacht, der Gesellschafter und Reisebegleiter eines jungen Herrn von Stedern zu werden. Dieser junge Mann von den edelsten Gemüthsanlagen, war mit einer liebenswürdigen Gattin vermählt, und hatte zwei hoffnungsvolle liebliche Töchter. Unter den Bedingungen, die man dem Gesellschafter anbot, war für Tiedge's Entschließung vorzüglich diejenige entscheidend, welche, wenn sich nach gewissen Jahren das Verhältniß auflösen sollte, für die Aufopferungen an Zeit und für die Zurücksetzung anderweitiger Bestrebungen und Aussichten, eine dauernde Schadloshaltung versprach. Sonach übernahm er jene Stelle, die in der Persönlichkeit des Gegenstandes, dem er sich widmen sollte, mit nicht geringen Schwierigkeiten, Entsagungen und Beschwerden verbunden war. Der junge Mann, dem er sich hingab, war der einzige Sohn seiner Eltern, der letzte Sprößling eines altadeligen Geschlechtes, der Erbe eines reichen Lehnvermögens. Seine

Kindheit war mehr umſchmeichelt als erzogen worden. Die fernere Leitung ſeines Jugendlebens hatte mehr in einer gefälligen Begleitung ſeiner Neigungen, als in einer Anregung ſeiner geiſtigen und gemüthlichen Kräfte beſtanden, und ſo war der heilige Trieb zur Selbſtthätigkeit frühzeitig in ihm erſtickt worden, und ſein ganzes Seelenvermögen erlag unter einer ſolchen Erſchlaffung, daß er, um zu einigem Lebensgenuſſe zu gelangen, einer ſtarken ſinnlichen Aufreizung bedurfte. So war es denn geſchehen, daß er ſich Verwöhnungen und Genüſſen hingegeben, welche die ſonſt kräftige Natur frühzeitig zu Grunde zu richten drohten. Die Aufgabe des Geſellſchafters bei dem Manne war nun: auf ſolche Zerſtreuungen und Unterhaltungen zu ſinnen, die geeignet waren, jenen Verwöhnungen entgegen zu wirken. Leider kamen alle Rettungsverſuche zu ſpät. Das zu bekämpfende Uebel war ſchon zu tief eingedrungen; es hatte ſeine Zerſtörung vollendet. So ſtarb ein junger Mann, der eigentlich nicht gelebt hatte, im ein und dreißigſten Jahre ſeines Alters, und hinterließ zwei liebenswürdige hoffnungsvolle Töchter und eine an vielfachen körperlichen Leiden ſiechende edle Gattin, die bei ſeinem Hinſcheiden ſich in einem faſt undurchſchaubaren Labyrinthe von Geſchäften befand, die, da kein Sohn vorhanden war, den Lehnbeſitz vom Allodialvermögen zu ſondern hatten, und folglich in der Seele der trauernden Wittwe die ſchmerzhafteſten Erinnerungen hervorrufen mußten.

Liedge's Aufenthalt in dieſem Hauſe hatte kaum

18 Monate gedauert. Es fehlte also noch viel an jener den Anspruch an eine Schadloshaltung bedingenden Zeit. Ungefördert, zurückgestellt vielmehr, fand er sich nun in dem Falle, eine verlorne Zeit zu beklagen, die überdies noch die früheren literarischen Verbindungen grossentheils aufgelöst hatte. Da gelangte unerwartet zu ihm ein Ruf, der ihn aber freilich aus seinen geliebtesten Verhältnissen hinwegführte. Durch einen seiner vertrautesten Freunde, den Prediger Lebrun bei der französischen Colonie in Halberstadt, hatte Tiedge einen hochstehenden Mann in Berlin gewonnen. Dieser ließ ihm durch jenen Freund eine bedeutende Stelle in der Provinz anbieten, welche durch die Zerreißung und Vertheilung Polens dem Königreiche Preußen zugefallen war. Tiedge zögerte nicht, die dargebotene Stelle anzunehmen.

Nachdem die Sache völlig zu Stande gekommen war, eröffnete er der Wittwe seine Entschließung. Mit sichtbarer Bewegung sagte sie: „So wollen auch Sie die Verlassene verlassen? Sie sehen mich unter einer Last von drängenden Umständen erliegen, in einem Gewirre von Geschäften verwickelt, die mein Herz immer von Neuem zerreißen. Auch fühle ich, mir steht eine Krankheit bevor. Bleiben Sie! Helfen Sie mir meine Kinder erziehen. Ich weiß, was Sie thun, wenn Sie bleiben, weiß aber auch, was ich zu thun habe.“ — Die lieblichen Kinder waren gegenwärtig. Tiedge konnte nicht widerstehen, er blieb, und abgebrochen wurden

die Verhandlungen in Berlin. Tiedge begab ſich in ein Gedränge von Unruhen und Unannehmlichkeiten, von denen einige ihn unmittelbar verletzend berührten: ſo mußte er unter Andern beſchwören, aus der ihm anvertraut geweſenen Bibliothek des Verſtorbenen kein Buch entwendet zu haben. Dagegen fand er in der Beſchäftigung mit den allerliebſten Kindern und in dem Umgange mit der würdigen Mutter hinreichende Vergütung. Die Perſönlichkeit dieſer edlen Frau war einfach und anſpruchlos, ihr Verſtand nicht glänzend, aber geſund, treffend, und daher ihr Urtheil ſtets in der Faſſung, den Bewegungen ihrer Gemüthskräfte die vernunftmäßigſte Richtung zu geben. Sie übte im Stillen eine weit verbreitete Wohlthätigkeit aus. Die Stille war das Element, worin ſich ihre Tugend bewegte. Aber die Vorſehung ſchien beſtimmt zu haben, dieſe Seele durch die empfindlichſten Prüfungen ihres Muthes hindurchgehen zu laſſen.

Nicht lange nach des Gatten Tode verlor ſie auch ihre Mutter. Dieſer Schlag traf ſie ganz unerwartet, und ſomit um deſto erſchütternder. Was ihre Ahnung vorausgeſehen, erfolgte: ſie verfiel in eine ſechs Monate lange Krankheit. Um die Vollſtändigkeit ihrer Geneſung zu befördern, ward eine Ortsveränderung, eine Reiſe vorgeſchlagen. Tiedge begleitete ſie nach Magdeburg. Da war es nun ihr erſtes Geſchäft, ihren letzten Willen zu verfaſſen, worin ſie Tiedge's Schadloshaltung auf die edelmüthigſte Weiſe beſtimmte; ſie that dies

unter dem Geheimniß solcher Veranstaltungen, daß Tiedge davon nur eine unbestimmte Sage vernahm. Sie war überdies noch behülflich zur Erwerbung einer kleinen Präbende, die er späterhin seinem jüngern Bruder abtrat.

Für Tiedge war der Aufenthalt in Magdeburg auf eine politische Weise merkwürdig. Lafayette saß um diese Zeit (1794) in Magdeburg gefangen. Dieser ebenso ausgezeichnete Mensch als freisinnige Staatsbürger und Feldherr, der Amerika zur Freiheit verholfen, war der Pariser Blutregierung, mit der er nicht einverstanden sein konnte, entronnen, in der Hoffnung, auf deutschem Boden Theilnahme und Gastrecht zu finden. Statt dessen ward er, sobald er die Grenze betreten, verhaftet und von Kerker zu Kerker geführt. Groß und allgemein war die Aufregung, welche dieses Mannes Schicksal in allen Ländern Europa's, besonders in England, die edelsten Männer in Bewegung setzte. In London waren einige bedeutende Freunde Lafayette's auf den Einfall gekommen, die Sache des verfolgten Helden mit der lautesten Anklage vor das Weltgericht der öffentlichen Meinung der Völker zu bringen. Zu dem Ende hatte ein Franzose, ein gewisser d'Agrain, ein langes Gedicht verfertigt; er nannte es eine Heroide. Der Dichter läßt darin seinen Helden Lafayette selbst auftreten. Dieser schildert nun mit den lebhaftesten Farben die Tage seines Unglücks im Gegensatze mit den Tagen seines Ruhms, und klagt die Grausamkeit an, die den

Schutz, den er angerufen, ihm versagt und dafür mit der Schmach eines Gefangenen ihn belegt hatte. Dieses Gedicht war bestimmt, weit umher zu tönen; wiederhallen sollte es von allen Zungen, aus allen Idiomen der Völkerschaften Europa's. Archenholz in Hamburg hatte den Auftrag, den deutschen Uebersetzer zu wählen; er schrieb an Tiedge. Dieser sogleich bereitwillig, verlangte das Manuscript, welches mit der nächsten Post eintraf. Beide Briefe von Archenholz erhielt Tiedge erbrochen, und der Magdeburgische Postmeister ließ ihm sagen, daß er sich zu ihm bemühen möchte, damit er ihm den Grund der Briefserbrechung mittheilen könnte. Tiedge achtete wenig darauf, folgte der Einladung nicht und machte sich eifrig an die Arbeit. Ohne Zweifel hatte man Abschrift von dem Briefe nach Berlin gesandt; denn von dorther war von diesen politisch-literarischen Bewegungen und von Tiedge's Theilnahme daran eine Nachricht, wahrscheinlich voll Uebertreibung, an Gleim gelangt; dieser schrieb an seinen unbesonnenen Freund und Clienten einen mißbilligenden, heftigen Brief, der ihn für den ersten Augenblick bestürzt machte. Nicht lange darnach erhielt er einen Besuch von einem alten Gönner, dem Konsistorialrath K.— Dieser trat ihm sogleich mit der Aeußerung entgegen: „Sie übersetzen ein Buch, welches Ihnen eine bedenkliche Aufmerksamkeit zugezogen hat. Die polizeiliche Beobachtung Ihrer Person wird bis jetzt noch von einer feinen Schonung begleitet.“ Auf Tiedge, der sich seines arglosen Her-

zens bewußt war, machte dieſe Eröffnung keinen ſonderlichen Eindruck. Er vollendete ſein Werk. Indeſſen nahm die ganze Sache eine Wendung, die alle Weiterungen abbrach. Liedge war kaum fertig mit ſeiner Arbeit, ſo bekam er von Archenholz ein Schreiben, worin dieſer ihm meldete, daß die Befreiung Lafayette's im Rathe der Mächtigen beſchloſſen ſei, und daß es mithin der Bemühungen ſeiner Freunde nicht ferner bedürfe. — Ob das Originalwerk von d'Agrain zur literariſchen Welt gekommen, davon hat der deutſche Ueberſetzer nie etwas erfahren, er ſelbſt behielt ſeine Ueberſetzung im Pulte. Um aber doch unſere Leſer einigermaßen bekannt zu machen mit dem Geiſte, aus welchem jene ſogenannte Heroide hervorgegangen, ſo dürften vielleicht einige Proben der deutſchen Ueberſetzung hier an ihrem Orte ſtehen. Das Gedicht beginnt:

In dieſer Kerkergruft voll grauſer Dunkelheit,
Die ſchon ſeit Jahren Nacht auf meine Ketten ſtreut;
Hier, wo ich kaum noch bin, hier ſchrecklich eingegittert,
Wo ſcheu zu mir herein der ſchwache Lichtſtrahl zittert,
Wo Tyrannei mich hält in dieſem Schreckensort,
Hier ſterb' ich lebend hin und lebe ſterbend fort!
Die Tage, welche Qual! ſie ſtehn wie angebunden!
Und wie ein Leichenzug entſchleichen hier die Stunden
Der ſchlummerloſen Nacht in dieſer Kerkergruft;
Und Langeweile haucht der Athem dieſer Luft.

Ich ein Gefangner! ich! warum? ich wollte retten,
O Recht und Menſchlichkeit, ſchaut her! mein Lohn ſind Ketten!

Warum empört mich das? — Die Ketten sind mein Kranz!
Gab nicht das Unglück stets der Tugend ihren Glanz?
Camillus, Phocion, ihr theilet mein Verderben!
Ich that, was ihr gethan, wie ihr werd' ich auch sterben!
Jedoch Verwesung düngt! Wo Lavaströme glühn,
Befruchtet sich das Land und Cuna's Fluren blühn.
Die Blitze schuf ein Gott den Luftkreis zu erheitern,
Tyrannen sind bestimmt, um unsern Geist zu läutern." —

Hier schließt sich füglich eine sehr rührende Stelle des Gedichtes an. Nachdem der Dichter seinen Helden über verschiedene Gegenstände, besonders über das Schicksal seiner Freunde, sich hat verbreiten lassen, fährt er fort:

So Lafayette — er sprach's. — Ein Blick voll Seelenruh,
Voll Himmelsharmonie flog den Gestirnen zu.
Nacht war es, dunkle Nacht, und schwarze Schatten spannen
Noch schwärz're Laster ein, die Freveltaten sannen.
Der Mond ging einsam auf, beschimmerte den Rand
Des Kerkergitters, wo der hohe Dulder stand.
Und wie ein Tröstungsblick im Freundesangesichte,
Hing Lafayette's Aug' am stillen Mondeslichte.
Da hob aus tiefer Nacht sich seine Seel' empor,
Es rief ein ahnendes Gefühl aus ihm hervor:
Wie, seh' ich dort vielleicht die Blicke meiner Theuern
Mit mir die Zärtlichkeit der Wechselahnung feiern?
Ach Wahn! ein süßer Wahn, ein täuschendes Gesicht!
Ein Traum! — Ist Alles Traum, und nur mein Elend nicht? —
O Schrift! Die Seele kann ja noch in Deinen Zeichen
Weit über Land und Meer die ferne Seel' erreichen —
Doch diesen Trost hat mir die Grausamkeit geraubt:

Dies ſtumme Herzgeſpräch iſt mir nicht mehr erlaubt;
Mein Herz hat keinen Weg, den Lieben zuzueilen!
So rinne denn mein Blut unförmlich hin in Zeilen!
Und ſpreche: Gattin lies! o lies die Züge hier!
Es iſt ein blutig Wort! o lies, es kommt von mir!

Noch eine Stelle in dieſem Gedichte ſcheint uns nicht unwürdig hier angeführt zu werden; ſie ſpricht über Staatsneuerung, Geſetzverfaſſung und Criminalgeſetzgebung folgende Worte:

Naht euch, und betet an in Themis' Tempelhain!
Naht euch, ihn vom Geſpinnſt Arachnens zu befrein!
Nur — habt ihr Beſſ'res nicht dem Volke zu verheißen,
So waget, Altes nicht vermeſſen einzureißen.
Doch ſtreben ſollen wir nach Themis' reinſtem Licht,
Erreicht ihr Höchſtes auch die Erdenweisheit nicht!
Geſetzgebung — was kann ihr hohes Anſehn ſtützen?
Religion! Nur ſie kann jedes Scepter ſchützen.
Durch ihren weiſen Mund ſprach Solon Recht herab
Auf Völker, denen er durch ſie Geſetze gab;
Sie war der Weg, auf dem das Ziel die Solons fanden,
Das Band, womit ſie Erd' und Himmel einſt verbanden,
Religion — nur ſie giebt dem Geſetze Kraft,
Die Kraft, wodurch ſie Eins aus Millionen ſchafft,
Wodurch ſie Titel, Rang und Stand vom Bürger trennet,
In Ahnenmännern nur den Bürger anerkennet.
Ihr Gleichheitsmänner, reißt die Menſchen nicht vom Schooß
Gewohnter Sitten, reißt ſie nicht vom Namen los!
Was leerer Zufall iſt, darf nie zur Wuth entflammen!
Ob wir vom Cyrus her, ob wir vom Cäſar ſtammen,
Was thut es? — Das Geſetz weiß nichts von Arm und Reich,

Von Titeln, von Geburt: vor ihm iſt Alles gleich.
Doch dieſe Gleichheit wagt verſchiednen Fähigkeiten,
Verſchiednen Weſen, nie ein Richtmaß anzuſtreiten;
Natur haßt Einerlei, ſie liebt das Farbenſpiel,
Im Wechſel ſelber iſt die Einheit doch ihr Ziel.
Seht ihre Welten dort, die durch die Himmel flammen:
Sie nahn einander nie und wandeln ſtets zuſammen.
Zu dieſer Harmonie führt uns ein Himmelsruf,
Sie war das Bild, wornach der erſte Staat ſich ſchuf.
Es ſei denn das Geſetz, wie Gott, des Frevels Rächer,
Doch grauſam, wird es ſelbſt am Frevler zum Verbrecher.

Was ſeh' ich? ach! mein Blut kocht auf! was ſeh' ich dort!
Weg Rabenſtein und Rad! weg das Gerüſt zum Mord!
Was ſoll der Galgenpfahl? ſoll er das Laſter ſchrecken?
Er wird ein ſcheußlich Graun, nie Tugendſinn erwecken.
Europa, dein Geſetz, dein Blutgeſetzbuch war
Ein Kind der Hölle, die Torturen uns gebar;
Die Neugier ſtrömt und drängt herbei, um mit Entſetzen
An Miſſethäterpein ſich ſchmerzhaft zu ergötzen,
Ein gräßliches Gepräng', das man im Angeſicht
Des Sünders aufführt, ſchleppt den Sünder zum Gericht!
Fluch dem Barbarengräul! wer wird ihm endlich wehren,
Den Schöpfer im Geſchöpf ſo pomphaft zu entehren?
Wenn, o Gerechtigkeit, wenn Deinem Schmerz einmal
Ein Opfer fallen muß: ſo fall' es ohne Qual!
Kein unberufner Blick ſei Zeuge, wo der Rächer
Den Frevel ſtraft! o ehrt den Menſchen im Verbrecher.
Der Griechen Themis — nur verhüllt — vergoß ſie Blut.
Macht die Geſetze ſanft: ihr macht die Menſchen gut.

Der Gehaltreichthum dieſes epiſodiſchen Beiwerks wird hoffentlich deſſen weitläufige Anführung nicht miß-

fällig scheinen lassen. Wir kehren hiermit zur Erzählung zurück.

Nach Verlauf eines Jahres begleitete Tiedge seine Freundin auf das Land, wo diese in einer ungemein schönen Gegend am Unterharze in der Nähe von Quedlinburg sich eine ländliche Wohnung bereitet hatte. Diese Gegend bildet ein reizendes Thal, durch welches die Bode rauscht. Die berühmten Höhenpunkte: die Roßtrappe, der Hexentanzplatz und die Ruine der Lauenburg stehen umher. Um diese einsame Ruine wandeln Geistertritte von Sagen der Vorzeit. Hier lebte Frau von Stedern, wie der schwankende Zustand ihrer Gesundheit es gebot, in strenger Zurückgezogenheit sich, ihren beiden lieblichen Töchtern und einer Pflegetochter. Gewöhnlich begann der Tag dieses Familienkreises mit einem Morgenliede, das die älteste Tochter zum Klavier sang; die übrigen Stunden nahmen bestimmte Beschäftigungen, besonders das lehrende und lernende Erziehungsgeschäft in Anspruch, wobei Tiedge die Mutter unterstützte. Die beliebtesten Erholungen gewährte der Reichthum der schönen Naturumgebung. Der Abend war der Lesung unterhaltender und unterrichtender Schriften gewidmet, wobei die ältere Tochter in ihrem zehnten Jahre schon das Leseamt übernehmen konnte. Einzelne Züge aus diesem kleinen Familienleben hat Tiedge in seinem Frauenspiegel in den Charakter der Melida verwebt.

Im Jahre 1795 unternahm Frau von Stedern zur

Erhebung ihrer körperlichen Kräfte abermals eine Reiſe. Tiedge begleitete ſie nach dem Landgute eines Verwandten in der Nähe von Göttingen. In Göttingen ſah er den ehrwürdigen Blumenbach, dem das groſſe Naturleben ſeine Tiefen aufgeſchloſſen, und den trefflichen Heeren, vor deſſen hellem Geiſte ſich der Lebensverkehr alter und neuer Völker bewegt. Er beſuchte den wackern Althof, der ſpäterhin als königlicher Leibarzt in Dresden mit ihm vereint noch manche ſchöne Stunde der Erinnerung verlebte. Bei dieſem edlen Freunde Bürger's, der deſſen Lebensbeſchreibung geliefert hat, fand Tiedge damals einen ſehr genußreichen Abend. Mit einer Beredſamkeit, welche die Freundſchaft eingiebt, trug Althof aus Bürger's Leben, beſonders aus den leidenvollen letzten Tagen deſſelben höchſt anziehende Mittheilungen vor. Durch den Lyriker Dr. Karl von Reinhard, der Bürger's literariſchen Nachlaß beſorgt hat, wurde Tiedge mit dem Buchhändler Dietrich in Göttingen bekannt, in deſſen Verlag er eine kleine Sammlung epiſtolariſcher Gedichte gab, die er ſpäter, verändert durch Weglaſſungen und Zuſätze, in die Bände ſeiner bei Renger in Halle herausgekommenen ſämmtlichen Schriften vertheilte.

Von dieſer genußvollen Reiſe kehrte Tiedge mit ſeiner Freundin in die Stille der ländlichen Wohnung zurück. Da entſtand manches Gedicht, welches er der Aufnahme in die Sammlung der letzten Ausgabe ſeiner Schriften nicht unwürdig fand; nur für die endliche

Vollendung des ihm zunächst am Herzen liegenden Werkes, für die „Urania", wollte sich nimmer die rechte Zeit finden, obgleich dieses Werk in einer lichten Gestalt ihm immerdar vorschwebte.

In diese Zeit fällt nachstehendes Gedicht:

An Herrn von Linsebeck.

Freund, ich bin denn nun der Frohe,
Der sein eignes Hüttchen hat,
Dem er endlich müd' und matt,
Mattgejagt entgegen flohe!
Wie die Stille will ich nun,
Fern von jedem Schaugerüste,
Hinter traulichem Geniste
Meines Fensterweinstocks ruhn!
Jeden Natterbiß der Sorgen
Siehst Du mir nicht weiter an;
Ich bin vor dem Sturm geborgen,
Der mich hier nicht treffen kann.
Darum finde denn fortan
Hier der Abend und der Morgen
Einen frohen heitern Mann,
Der von Narr'n nicht mehr gestoßen
Hier die Ketten von sich warf,
Hier, wo er vor keinem Großen
In den Staub sich werfen darf,
Weil, mit Wenigem zufrieden,
Er sein eigner Großer ist,
Der von allen Unterschieden,
Diesem Quell des Zanks hienieden,
Wenig hört und nichts vermißt.

Letzte selige Gewährung
Meiner Wünsche! nimmer stört
Mich nun weiter die Entbehrung,
So die reiche Welt uns lehrt!
Und mein stilles Leben schändet
Ihre goldnen Lehren nie,
Diese Lehren, welche sie
Reichlich mir hat zugespendet.
Lange Zeit verstand ich nicht,
Was sie denk' und wie sie's meine;
Sieh'! da ging mir's auf, wie Licht:
Nun verbarg sich's länger nicht,
Was sie sei und was sie scheine?
Selbst ihr freundlichstes Gesicht
Ist ein Rollenschmuck der Bühne,
Ja sie selbst ist lauter Miene,
Schauspiel, was sie thut und spricht;
Spielereien sind ihre Schätze,
Ihre Weisheit ist Geschwätze,
Wahrheit ein gemaltes Licht.
Ihr Getrieb' ist ein Gewälze
Leerer Dinge her und hin,
Kalte Form heißt Lebenssinn;
Ihre Riesen macht die Stolze!
All ihr Thun ist freilich seicht,
Aber diesen leeren Dingen
Bis ins öde Herz zu dringen,
Ist dem Späher doch nicht leicht:
Denn der Mensch, wie ich zum Heile
Meiner Ruh zu spät erfuhr,
Ist im Buche der Natur
Nicht die leserlichste Zeile.
Wenn man aber einmal sieht,
Wie das Wesen immer seichter

Sich durch tausend Formen zieht,
Dann ist freilich auch nichts leichter,
Als zu fliehn, was selbst entflieht,
Was nie warm ins Leben quillet,
Was den bessern Durst nicht stillet,
Der im innern Menschen glüht.

O wie selig! stilleselig
Ist das Herz, das sich allmälig
Dem Geräusch entwunden sieht!
Als Dein Freund, der innigfrohe
Zu der kleinen Hütte flohe,
War sein erstes Feierlied:

„Hüttchen, wo der Friede thronet
Auf dem kleinsten Lebensthron,
Werthes Hüttchen, das der Sohn
Der Zufriedenheit bewohnet,
Sei gegrüßt in Deiner Ruh!
Deine Ruh ist mir beschieden!
Meine Seele fliegt dem Frieden
Deines sichern Obdachs zu!
Abgelöst sind mir die Bande
Der geräuschevollen Welt,
Die fortan mich nicht mehr hält;
Ihre Ehr' und ihre Schande
Gelten meistens gleiches Geld!
Nun hast Du mich; und ich hülle
Mich so gern in Deine Stille:
Diese sei nun meine Welt!"

Freund, aus stürmevollen Tagen
Bin ich endlich in die Ruh
Dieser Hütt' hineinverschlagen;

Und ich bring' ein Herz ihr zu,
Das die Flut der Ding' umtrieben,
Welche, wie Du weißt, nicht ruht,
Sie, die mehr, als Heldenmuth,
Als die Weisheit aller Sieben
Griechenlands am Ende thut.
Das was gut war, iſt geblieben;
Und was nicht, das hat die Flut
Weit mit ſich hinweggetrieben.
Alles Ding iſt wozu gut.
Dieſe Wahrheit lernt' ich lieben;
Nur mit leichtempörtem Blut
Ihre Weisheit auszuüben,
Will Erfahrung, Zeit und Muth.
Vieles riß die Flut darnieder,
Und verlohnt's die Mühe: nun
Hand an's Werk! ich bau' es wieder;
Lohnt es nicht: ſo laß ich's ruh'n!

Junger Aar, indeß Dein Flügel
Sich der hohen Luft vertraut,
Und von einem Traubenhügel
In des Rheines glattem Spiegel
Sich Dein junger Lorbeer ſchaut;
Und indeß Du die Gefilde,
Wo die Schlacht verweſt, durchirrſt,
Von dem feierlichſten Bilde
Deiner Pflicht durchſchüttert wirſt,
Tiefgedankenvoll den Scenen
Des Entſetzens Dich entſchwingſt,
Und im Schutze der Kanonen
Thaten thuſt und Thaten ſingſt,
Thaten, die vom hellen Stempel
Edler Menſchlichkeit geprägt,

Wahrheit ſelber in den Tempel
Ihres Gottesdienſtes trägt.
Kurz, indeß beim Lärm des Schalles
Deiner Kriegsmuſik dies alles
Sich in Deiner Seele regt:
Sitz' ich hinter Weinlaubblättern,
Wie verſchanzt, und höre kaum
Kaum ein Wort noch von den Göttern,
Die in ihrem Lebensraum
Wenig ſchaffen, viel zerſchmettern;
Sieh! da ſitz' ich, um den Traum
Meiner Tage zu durchblättern!
Dieſem Traume kann ich trau'n;
Denn er iſt ſchon eingetroffen,
Und er läßt mich, was ich hoffen
Kann und ſoll, im Spiegel ſchau'n;
Predigt durch die Spur der Schmerzen,
Welche jeden Friedensbruch
Zwiſchen mir und meinem Herzen
Strafend rächten, mir den Spruch:
Willſt Du glücklich ſein, ſo ſtelle
Lebenswahrheit an die Schwelle
Deines Herzens! ſie allein
Sei die Wächterin! ſie laſſe
Sonder Prüfung nichts hinein,
Dann nur kannſt Du frei und Dein,
Und ein König, ſelbſt im Faſſe
Jenes Sonderlinges ſein,
Königlicher, als auf Erden
Irgendwo ein freier Mann
Durch ſich ſelbſt es immer werden,
Und, trotz Andern, bleiben kann! —

So verſchloß ich allen Grillen
Und mit ihnen auch dem Schmerz
Allen Zugang in mein Herz,
Lebe frei, und ſuch' im Stillen
Zwar nichts Neues aufzubaun,
Minder noch mich zu vergrößern;
Meine Sorg' iſt nur: zu beſſern
Den vorhandnen kleinen Zaun;
Meiner Pflanzungen zu warten,
Und im kleinſten Lebensgarten
Mit beſcheidnem Selbſtvertraun
Mich von neuem anzupflanzen.
Fehlt mitunter Sonnenſchein
Oder Thau — ich denk' im Ganzen
Doch ſo ziemlich zu gedeihn;
Denn man kommt in ſeinem Boden
Immer noch erträglich fort,
Wenn der Fleiß nur hier und dort
Weiß, das Unkraut auszuroden.

Weiter ſtreb' ich nun nicht vor!
Hier im Thale bleib' ich ſtehen,
Welches ich vor allen Höhen
Mir zur Ruheſtatt erkor!
Willſt Du den Zufriednen ſehen,
Der ſich aus der Welt verlor?
Willſt Du ſehen, wie er immer
Mehr in ſich hinein ſich baut?
Wie er ab von Form und Schimmer
Nur nach Lebenswahrheit ſchaut?
Und nur dieſe — dieſe Braut
Seines Herzens küßt? und immer
Seliger ſich ihr vertraut?
Durch ſie und für ſie die Trümmer

Seiner Ruh zusammen baut?
Willst Du hören, wie er immer
Mehr und mehr Zusammenlaut
Mit sich selbst zu werden stritte?
Freund, so komm in meine Hütte,
Die dem Herzen voll genügt,
Diesem Herzen, dessen Bitte
Höher nicht als seine Hütte,
Diese niedre Hütte, liegt;
Wo die Seele, die dem Harme
Kräftig ihre Ruh' entrang,
Siegend in die weichen Arme
Des errungnen Friedens sank!

Keine schimmernde Konsole
Zeigt Dir meine schlichte Wand;
Um den niedern Deckenrand
Läuft das mit der Lenzviole
Leichtdurchwirkte Blumenband.
Vor dem Fenster schlingt die Rebe
Mir ein dämmerndes Gewebe,
Daß es gegen Sonnenbrand
Meine Mittagsstunde schütze;
Ja es flüstert meiner Ruh,
Wenn ich da so heimlich sitze,
Selbst die leichtern Reime zu.
Und die schönen Ranken ziehen
Sich so zärtlich, wie der Sinn
Liebevoller Sympathien,
Zu dem Nachbarweinstock hin,
Welcher die, nur wenig Schritte
Abgelegne, kleine Hütte
Meines frohen Gleim's umschlingt,
Wo der heiterste Lyäus

Um die Lieder des Tyrtäus
Seinen grünen Thyrſus ſchwingt.
Mit in dieſen Kranz verſchlungen
Hat mein Klamer Schmidt vertraut
Für die ſchönſten Feierungen
Seine Klamersruh' gebaut.
Wie idylliſch! wie vertraut!
Wahrlich, nirgend wohnt' ich lieber!
Von den beiden Freunden rauſcht
Liederklang zu mir herüber,
Wenn mein Ohr am Fenſter lauſcht.
Klein ſind meine Fenſterflügel;
Dennoch kommt der Silberſchein
Von des Mondes hellem Spiegel
Gern durch ſie zu mir herein;
Auch beſucht in Roſenſchein
Mich die junge Morgenröthe,
Schön, als ob durch Lieb' entführt
Sie zu ihrem Schäfer träte,
Den ihr Aether-Kuß berührt.
So wie ich nichts Hohes treibe,
So entſtrahlt auch meiner Wand
Keine hohe Spiegelſcheibe,
Von Venedig hergeſandt;
Und kein weit entferntes Land
Lieferte zu meinen Tiſchen,
Meinen Stühlen theures Holz,
Um in des Beſitzers Stolz
Eine fremde Welt zu miſchen.

Meine Welt, die eingeengt,
Wie ich lange ſie erharrte,
Dicht um mich herum ſich drängt,
Iſt das kleine Land der Karte,

Die vor meinem Schreibpult hängt.
Ruhig ſtrömen da die Quellen,
Fort von Zeit auf Zeit vererbt,
Ohne daß ein Held die Wellen
Ihrer Flüſſe blutig färbt.
Nicht ſo da, wo Du jetzt wandelſt,
Wo das Feld der Schlachten iſt;
Wo Du ſein mußt, was Du biſt,
Siegen hilfſt und menſchlich handelſt.

Menſchlichtapfer ſein iſt groß!
Von der Menſchheit riß der Wüther
Macedoniens ſich los.
Menſchlich ſei der Held, nicht blos
Ein zerſtörender Gebieter!
Menſchlichgroß war Heinrich! groß
Sank er vor dem Böſewichte,
Der ihn mordet', in den Schooß
Der vergeltenden Geſchichte.
Sonſt — was iſt's, ein Held zu ſein,
Kann man ſich der Seifenblaſen
Einer Zeitungsehre freun?
Kann man ſich auch glücklich raſen?
Und was koſtet ſolch ein Held
Seiner Zeit und ſeinem Volke?
Er iſt eine Donnerwolke,
Die Verderben in ſich hält.
Koſtete dem Mann der Tonne
Alexanders eitles Glück
Nicht ſchon einen Sonnenblick?
Auch verlangt' er nur die Sonne,
Die der Held ihm nahm, zurück.
Geben kann der Held ſo wenig,
Aber nehmen viel! Ein König,

Mit der Seele Cäſars, raubt;
Sicher iſt vor ihm kein Winkel,
Den die Armuth ſicher glaubt;
Und vor ſeinem wilden Dünkel
Fällt ſo manches beſſ're Haupt.
Nur die tollſte Tollheit glaubt,
Lebensluſt aus Blut zu läutern
Und ihr Daſein zu erweitern,
Wenn ſie fremdes Daſein raubt.

Doch wir wenden von den Scenen
Des Entſetzens unſern Blick!
Bittend wünſchen Gleim's Kamönen
Und Dein Tiedge Dich zurück,
Der ſo gern im frohen Blick
Dir ſein Herz entgegen brächte,
Dir ſo gern die Einſamkeit
Seiner Hütte zeigen möchte,
Wo er Dir ein Plätzchen weiht!
Leis umruhet von dem Segen
Ihrer Stille, flieget Dir
Mit Geräuſch an ihre Thür
Keine Dienerſchaft entgegen;
Mich nur findeſt Du in ihr!
Dieſe ländliche Umgrünung
Wär' auch dazu viel zu ſchlecht;
Meine einzige Bedienung
Iſt mein treuer Stiefelknecht.
Kurz und gut! Die Hütt' iſt enge:
Doch beſuchen mich darin
Gern die Muſen der Geſänge.
Dazu kann viel frohen Sinn
Eine kleine Zelle faſſen,
Wo hinein der Friede zieht,

Der den Sälen hoher Baßen,
Wie wir wissen, oft entflieht.
Friede läßt sich nicht erprassen;
Aber ungerufen hilft
Er dem armen Hintersassen,
Der sein Schilfdach neu beschilft.
Bauet unter hohe Bäume
Nur die Freud' ihr Zeltchen hin?
Nein! Die sanfte Pflegerin
Unsrer schönsten Lebensträume
Braucht nicht große weite Räume,
Sie verlangt nur reinen Sinn!
Wisse, daß in meiner Klause
Nicht der Raum [illegible] Freundschaft fehlt!
Zu dem Wiederfangsschmause
Hab' ich schon den Platz erwählt,
Wo es sich so gut erzählt,
Weil's so traulich ist. Und haben
Eure Waffenstreiferei'n
Nur die schönen Gottesgaben
Nicht so ganz vertilgt am Rhein:
Freund, so soll uns hier der Wein
Unsers Vaterlandes laben,
Und zum Scherze Witz verleihn!
Viel hab' ich schon jetzt, allein
Wie viel mehr werd' ich noch haben,
Nenn' ich Dich erst wieder mein!
Frag' bei allen Fürstenhäusern,
Curien und Hütten an;
Frag' den hocherlauchten Mann
Unter seinen Lorbeer[illegible]rn:
Leicht erspäht Dein [illegible] dann
Einen reichen, ein[illegible]rn,
Aber keinen frohern [illegible].

Das war meine letzte Bitte:
Froh zu ſein in meiner Hütte:
Dieſe Bitt' iſt nun erfüllt!
Letzte ſelige Gewährung,
Welcher dieſe Ruh entquillt,
Die den Seufzer der Entbehrung,
Wie ein trübes Nebelbild
Oder Tag', in die Verklärung
Des beſeelteren Lebens hüllt!

Alles wird erfüllt, mein Lieber!
Und was nicht Erfüllung fand,
Nun das geht mit uns hinüber.
Drüben iſt ja noch ein Land,
Welches, ob wir's auch nicht ſchauten,
Nie aus unſern Seelen wich;
Mond und Sterne laſſen ſich
Manches Wort davon verlauten!
Jedes iſt ein Unterpfand
Des nicht ausgezahlten Lebens.
Nein, wir hoffen nicht vergebens!
Drüben, Freund, iſt noch ein Land!

Tiedge.

In dieſer ſtillen Beſchränkung erhielt Tiedge einen Beſuch von Dohm, der ſich nach einer ländlichen Friedensſtätte umſah, wo er, ermüdet von dem Treiben politiſcher Geſchäfte, ausruhen und den Wiſſenſchaften leben könne. In ſeiner Schrift: „über bürgerliche Verbeſſerung der Juden," welche ſich einer vernachläſſigten, verachteten, niedergetretenen Nation annimmt, hatte Tiedge bereits dieſen ausgezeichneten Schriftſteller lieben und

ſchätzen gelernt. Es war ihm daher von ungemeinem Werthe, deſſen perſönliche Bekanntſchaft zu machen. Dohm war auf einer Reiſe begriffen, um irgendwo in den ſchönen Harzgegenden ein bequemes Landgut zu finden. Tiedge begleitete ihn. Um einen Mann durch und durch kennen zu lernen, muß man mit ihm reiſen.

Dohm's äußere Perſönlichkeit, obwohl ſie keine ungewöhnliche Erſcheinung darſtellte, hatte gleichwohl etwas ungemein Anziehendes, das ſogleich bei der erſten Bekanntſchaft Zutrauen und Achtung einflößte. Der geſtreckte, etwas hagere Körper und das bleiche längliche Geſicht, beide zeugten von einer geſchwächten Geſundheit und erregten in Jedem, der mit ihm in Berührung kam, ein mit inniger Zuneigung gemiſchtes Mitleidsgefühl. Der denkende Ernſt auf der Stirn dieſes würdigen Mannes ward gemildert durch einen Ausdruck der Seelengüte, die ſich in Allem, was er ſprach oder ſchrieb, zu erkennen gab. Wie zwanglos er ſich auch bewegte, ſo war ſeine Haltung doch immer mit dem Adel einer feinen, hochgebildeten Seele bezeichnet. Sein Umgang war lehrreich und gedankenvoll. Seine Beſonnenheit, ſein tiefes umſichtiges Eindringen in die Gegenſtände ſeiner Behandlung ging zwar einen langſamen Gang; ja er war oft lange ſchwankend in ſeinen Entſchlüſſen und Entſcheidungen; war er aber einmal zu einem Ergebniß ſeiner Forſchungen gelangt, ſo ſtand er unerſchütterlich feſt. So wie der Gang ſeines Denkens, bewegte ſich auch der Strom ſeiner Rede, langſam und

tief; dafür aber war auch sein Vortrag, er mochte erzählen, oder Ideen entwickeln, ein Vollendetes, ausgezeichnet durch Klarheit, Bestimmtheit und Ruhe. Sein Ausdruck war immer gewählt, nicht gesucht, sein Styl daher fließend, gefällig, ohne Gefallsucht und Schmuck.

Aber Dohm verstand auch scherzhaft zu sein; und — war in den Ergüssen seiner Laune besonders dadurch belustigend und ergötzlich, daß der Schalk in seinen Scherzreden die ernsthafteste Miene annahm. Doch vorzüglich unterhaltend und belehrend waren für mich Dohm's politische Gespräche. Diese belehrten mich unter andern, daß die erste Theilung Polens nicht, wie fast allgemein geglaubt ward, von Preußen, sondern von einer andern Macht ausgegangen sei, welche zuerst und ohne Weiteres ein Stück der polnischen Republik ihren Staaten einverleibt, und dadurch Preußen und Rußland eingeladen habe, gleichfalls sich Ländertheile von Polen zuzueignen. Und so sei die erste, wie auch die zweite Zerstückelung Polens zu Stande gebracht worden. Die letzte und gänzliche, auf Potemkin's Vorschlag erfolgte Zerreißung dieses alten sarmatischen Staates sei aber von Friedrich auf das Beharrlichste abgelehnt und verhindert worden. Solches erhellt aus einem Briefe von Görz, dem damaligen preußischen Gesandten in Petersburg. Als dieser des Königs Verwerfung jenes Plans dem mächtigen Potemkin überbracht, habe dieser geäußert: „er wundere sich, daß der König solche romantische Ideen (von politischer Rechtlichkeit) hege.“ Und

somit sei denn erst nach Friedrichs Tode dieser politische Todtschlag einer ganzen kräftigen Nation zur Ausführung gekommen, durch eine seit der Römerzeit und unter christlichen Mächten unerhörte That, die ganz Europa mit Entsetzen und Abscheu erfüllte. Hiernächst machte Dohm seinen Reisegefährten mit seinen literarischen Zwecken bekannt, unter andern mit einem Entwurfe eines Werkes unter dem Titel: Geschichte der Politik, worin er beabsichtigte, von dem österreichischerseits versuchten Ländertauschhandel mit Baiern und dem dadurch veranlaßten einjährigen Kriege eine unbefangene reine Ansicht zu geben, und dann den wahren Hergang der Sache der polnischen Theilungsangelegenheit aus den unmittelbarsten Quellen, aus den Gesandtschaftsacten, die der preußische Botschafter Görz in Petersburg gesammelt, nachzuweisen.

Bei seiner Rückkunft von dieser kleinen Reise fand Tiedge seine Freundin auf dem Krankenlager. Sie genaß langsam. Um der ärztlichen Pflege näher zu sein, beschloß sie, ihren ländlichen Aufenthalt mit einer Stadtwohnung in Quedlinburg zu vertauschen, welches sie im Jahre 1797 bewerkstelligte. Kaum aber hatte sie dort sich eingerichtet, so legte sie sich und starb. Herzzerreißend war es, die beiden ausgezeichnet liebenswürdigen Kinder ganz verwaist zu sehen. Sie wurden in Pension gegeben.

Tiedge fühlte sich nun plötzlich wieder einsam, aus der gewohnten Stille herausgetrieben in ein ungewohntes

und haltloſes Daſein. Eine gänzliche Betäubung bemächtigte ſich aller Kräfte ſeiner Thätigkeit. Er entſchloß ſich zu einer Reiſe, und ging im März 1798 über Berlin nach Frankfurt an der Oder, zu ſeinem jüngern Bruder, dem Baccalaureus an der ſogenannten Oberſchule daſelbſt. Dort machte er Bekanntſchaft mit dem Sprachforſcher Haynatz und dem Mathematiker Huth. Die Gegenden des Oderthales ſind nicht ohne reizende Punkte. Tiedge durchwanderte ſie. Vorzüglich anziehend für ihn war die Inſel in der Oder, wo es ihm ein angenehmes Schauſpiel gewährte, frühmorgens die Heerden zur Weide dahinüber und Abends wiederum zurück ſchwimmen zu ſehen. Vor Allem aber liebte er den ſchönen Eichenwald am rechten Ufer des Fluſſes. Dahin trieb ihn oft eine unwiderſtehliche Sehnſucht nach der Stille der friedſamen Natur; da ſchrieb er auf ſeine Tafel: „Mit andachtvoller Seele begrüße ich dieſe grünen Tempelhallen, über die der ewige Tempel ſich wölbt. Fern vom Geräuſch der Tage wohnet einſam hier die Natur, die Tochter, die Prieſterin Gottes, die Vermittlerin zwiſchen ihm und den Menſchen. Ihre Lüfte gehen leiſe wie Friedensengel durch dieſe Stille, ſie ſprechen näher zu meinem Herzen, Worte der Tröſtung, Worte der Liebe — ſie ſprechen von Gott.“ — Aus dieſen Gedanken entſtand das im zweiten Theile der Sammlung befindliche Gedicht:

An die Natur.

Hinweg von mir verfolgende Gefühle
Von Druck und Pein!
Nimm Du mich auf in Deine frische Kühle,
Du stiller Hain!
Nichts weiß ich hier in dieser grünen Halle
Von Selbstverlust,
Bin *mein* und *eins* mit Dir, Natur, und falle
Dir an die Brust.
Du sprichst, ich bin's, die jene lichten Kerzen
Des Himmels hält;
Ich trag auch Dich so fest an meinem Herzen,
Wie eine Welt.
Du mögst hin durch Nacht und Stürme wandern,
Dich halt' ich, Sohn,
Mit einem Arm, und hange mit dem andern
An Gottes Thron! u. s. w.

Die Nähe von Kunnersdorf erzeugte in Tiedge den Wunsch, den merkwürdigen Kampfplatz zu besuchen, wo Friedrich einen bereits errungenen Sieg verlor. In einer Mühle wurde ihm erzählt, daß ein Mädchen, in eben der Mühle am Fenster sitzend, und ihren in den Kampf mit fortgerissenen Geliebten betrauernd, von einer durch das Zimmer an ihr vorüber fahrenden Kugel getödtet worden sei. Tiedge ging zu dem Prediger des Orts, einem höchst gefälligen Manne. Dieser zeigte ihm einige russische Geldstücke, die man in den beim Ackern zum Vorschein gekommenen Kleidungsresten gefunden. Solche Auffindungen gaben den Bauern die

Veranlaſſung, die weiten Gräber aufzuwühlen. Der wackere Geiſtliche führte ſeinen Gaſt auf dem großen Kampfplatze belehrend umher. Zuerſt zeigte er ihm die auf einer beträchtlichen Anhöhe aus jener Zeit noch herüber grünende hohe Fichte, wo während der Schlacht Friedrich geſtanden, und den Kampf lenkend, ſeine Befehle hierher und dorthin geſendet haben ſoll. Von dieſer Höhe ſtreckt ſich, wie eine unabſehbare ſtumme Wüſte, das Schlachtfeld hinab. Nun ging es zu der Sumpfſtelle, wo der tödtlich verwundete Kleiſt gelegen. Dann umwanderte Tiedge an der Seite ſeines gefälligen Führers noch einige aufgeriſſene, große Gräber. Es war Abend geworden; die Dämmerung, das düſtere Licht des erſten Mondviertels, und die auf den Hügeln umher ſtehenden ſchwarzen Fichtengruppen — Alles dies gab der ſtummen Gegend etwas Geiſterhaftes, das die Einbildungskraft erhitzte. Tiedge fühlte ſich wunderbar ergriffen: es war ihm, als ſtünde er mitten in den Schauern jener Nacht, die den blutigen Tag mit ihren Finſterniſſen bedeckte. Er ſah in einiger Entfernung, und wie es ihm ſchien, an dem Rande eines der offenen Gräber, eine einzelne junge Fichte, die ſich dunkel, wie eine Schattengeſtalt, im Abendwinde bewegte: da kam ihm, in Beziehung auf jenes Müllermädchen, der Gedanke:

Schatteſt Du dort, arme Mädchenſeele,
Der die Wuth den holden Freund entriß?
Schatteſt Du dort um die Todtenhöhle
Durch das Nachtgraun Deiner Finſterniß?

Ueberhaupt bewegten sich hier durch seine Seele die Empfindungen und Gedanken, die das Gedicht: „Elegie auf dem Schlachtfelde bei Kunnersdorf" ausdrückt.

Im Herbste dieses Jahres begab sich Tiedge nach Berlin. Hier gelang es ihm, die Bekanntschaft des schon sehr unzugänglich gewordenen J. J. Engel zu machen, wo er in der Folge oft zwei jüdische Gelehrte antraf, David Friedländer und Bendavid: dieser ein Anhänger der Kantischen Philosophie, jener ein Schüler Mendelssohn's. Man pflegt sich in der Ferne von einem Schriftsteller fast unwillkürlich aus seinen Schriften ein Bild seiner Gestalt zu entwerfen. Ein solches Phantasiebild von Engel hatte auch Tiedge sich zusammengesetzt. Sehr überrascht war er daher, zu finden, daß das freie zierliche Bild seiner Vorstellung zu dem leibhaften Engel einen auffallenden Gegensatz darstellte. Da sah er nun einen starkbeleibten Mann mit einem vollen, runden, etwas erhitzten Gesicht und großen schwarzen Augen, der, aus der Mittagsruhe erwachend, im Schlafrock halb liegend in einem geräumigen Armstuhl saß, von wo aus er den Eintretenden mit einer ernsten Kopfneigung begrüßte. Doch löste sich diese freundliche Bewillkommnung bald in annähernde Mittheilungen auf. Engel wurde lebhaft, erzählte vieles aus seinem Umgange mit Lessing und Ramler, und würzte seinen Vortrag, der an sich schon anziehend war, mit merkwürdigen Anecdoten: da zog sich denn zuweilen ein gefälliges geistiges Lächeln über das rothe Gesicht.

Engel's rednerische Darstellungsweise, sein Styl, die geschickten Wendungen und Uebergänge, die feinen Züge, mit einem Worte: seine geistige Persönlichkeit, auf dem verhältnißmäßigsten, zierlichsten Gliederbau beruhend, schwebt mit großer Leichtigkeit rasch und heiter dahin. Seine äußere Gestalt hingegen war schwerfällig, unbehülflich und bewegte sich mühsam. Engel war der Kantischen Philosophie, mit welcher Tiedge selbst erst durch Bendavid bekannt geworden war, sehr abgeneigt und zog im Ernst und Scherz wider sie zu Felde. Er hatte eine Leichenrede auf dieselbe gemacht, die mit vieler Laune gewürzt, aber nicht zum Druck bestimmt war. Er trug diesen Scherz meisterhaft vor. Es ist wahr, der Verfasser der „Mimik" sprach, wie er schrieb, und erzählte unübertrefflich. Bei jeder Regung seiner Gefühle verbreitete sich eine solche Lebendigkeit über sein Gesicht, daß seine geistige Persönlichkeit ausschließend die Aufmerksamkeit an sich zog, und Tiedge's Phantasiebild mit der Erscheinung des feſtruhenden Insassen des breiten Lehnstuhls sich bald vollkommen vertrug, indem er während des Gespräches den begeisternden Genius immer heller aus den großen glänzenden Augen hervorleuchten sah. Tiedge fand in der Folge seine lehrreichsten und genußvollsten Stunden in Berlin bei Engel. Göckingk war mit Amtsarbeiten so belastet, daß er den Verkehr mit Freunden fast gänzlich aufgeopfert hatte.

Für einen kranken Freund in Berlin übernahm Tiedge die Besorgung einer Zeitschrift: „die Ephemeriden."

Das Geschäft des Herausgebers dieser Schrift war nicht auf die Zusammenstellung fremder Beiträge beschränkt, sondern er hatte vielmehr den ganzen Inhalt zu liefern, der in bloßen Uebersetzungen kleiner französischer Romane und Erzählungen bestand; in dieser Einrichtung mußte Tiedge fortfahren, wenn sein Freund nicht an dem festgesetzten Honorar einbüßen sollte: und somit nahm diese Beschäftigung seine Zeit dergestalt in Anspruch, daß er nur einzelne Musestunden eigenen Arbeiten zuwenden konnte. Da begegnete es ihm, daß er eine aus Meißner's „Skizzen" in's Französische übergetragene Erzählung in's Deutsche zurück übersetzte. Ein Fremder, mit dem er zufällig in der Verlagshandlung der von ihm besorgten Zeitschrift zusammen kam, fragte den Verleger: „Was für einen dummen Uebersetzer haben Sie denn für Ihre Ephemeridenfabrik? Da hat der unwissende Mensch eine in das Französische übersetzte Meißnersche Erzählung zurück übersetzt." Dieser Mißgriff verleidete ihm die ganze Arbeit. Indeß erreichte sie nach einigen Monaten mit der Verlagshandlung selbst ihre Endschaft.

Im Frühlinge 1799 erhielt Tiedge von dem würdigen Hofrath Becker in Dresden, dem Herausgeber des nach ihm genannten Taschenbuchs, eine freundliche Einladung. Er machte sich sogleich auf den Weg. In Dresden kam ihm zu der ungestörteren Muse die Stimmung, seine Urania wieder vorzunehmen. Er vollendete daselbst den sechsten Gesang.

Nach einem Aufenthalte von etwa zwei Monaten, trat er ſeine Rückreiſe nach Berlin an. Er ging über Halle; dort wurde er durch den anmuthigen Erzähler A. G. Eberhard mit dem Beſitzer der Rengerſchen Buchhandlung, dem redlichen Schiff, bekannt. Die zufällige Wendung eines literariſchen Geſprächs gab die Veranlaſſung, daß Tiedge im Hauſe ſeines ſpäterhin ihm ſehr werth gewordenen Freundes einen Geſang ſeiner Urania vorlas. Schiff wünſchte den Verlag dieſes Werkes: es wurde gedruckt, und zur Meſſe gebracht. Die Aufnahme im Publikum war günſtiger, als Tiedge erwarten konnte In demſelben halben Jahre wurde eine zweite Auflage veranſtaltet, welche Tiedge noch in Halle beſorgte.

Gleim, damals ſchon ſehr krank und ſchwach, ſchrieb ihm darüber unter dem 3. December 1802 aus Halberſtadt folgende freundliche Worte:

„Ihre Urania, liebſter Freund, iſt ein Beweis für die Unſterblichkeit. Ein ſterbliches Weſen konnte ſolch ein unſterbliches Werk nicht hervorbringen. Es freut mich, daß die zweite Ausgabe ſo bald nothwendig geweſen iſt, und klage, daß ich dieſe neue nicht ſelbſt leſen und mit der erſten nicht vergleichen kann. Möchten Sie die Feile nur recht behutſam gebraucht haben! Bis in den vierten Geſang bin ich nur erſt gekommen. Unterm Vorleſen wünſcht' ich, daß Sie unſerem großen Chriſtian Wolf in zwei ſchönen Verſen ein ſchönes Denkmal möch-

ten geſetzt haben. Die Rengerſche Buchhandlung könnte wohl einen alljährlichen Preis zur Erhaltung ſeines Andenkens und ſeiner Weisheit ausſetzen!

Zu Naumburg hatte der alte Sänger froher Lieder auch einmal einen ſehr fröhlichen Tag. So gut aber iſt es ihm nicht geworden, daß er jemals in ſeinem Leben einer Weinleſe beigewohnt hätte. Laſſen Sie doch ja ihre Muſe die Ihrige beſingen. Sie ſahen, liebſter Freund, den alten Sänger in ſeiner Kraft, jetzt ſehen Sie ihn in ſeiner Schwachheit. Seit dem 2ten Auguſt vorigen Jahres bis auf den heutigen Tag, waren ſeine Nächte ſchlaflos, und ſeine Tage wie die, von welchen Hiob ſagte: ſie gefallen mir nicht! Jeder war gleich einem Sterbetage. Mein und Ihr Gott prüft ſeinen Sänger ſehr hart. Wir wollen der Körperſchwäche aber doch nicht unterliegen. So viel, liebſter Freund, — ach! es iſt ſo wenig! — von Ihrem Freunde, dem

alten Gleim.

Als Nachſchrift fügt er hinzu: „Unſer Schmidt hat mich lange nicht beſucht. Seine drei Schritte von ihm zu mir thut er ſo ſelten, daß ich bittere Klagen über ihn zu führen nur allzugerechte Urſache habe:

Die Freundſchaft ging in ihren Tempel —
Und fand ihn leer,
Fand keinen Prieſter, fand der Spinnen
In ihm ein Heer!

Dieſe Klage zu klagen zwang mich die, der ich ſo ungern klage, — meine liebe mir allein treu gebliebene mitleidige Muſe."

Tiedge's Antwort.

Berlin, Biſchofſtraße Nr. 22., den 15. Februar 1803.

Ihr letzter Brief, mein hochgeliebter Vater Gleim, hat die trübe Stimmung meines Gemüthes unendlich vermehrt. Ein düſteres und doch ſanftes Wort ſpricht aus jeder Zeile in das Innerſte meines Herzens hinein. Mußte das heiterſte, harmoniereichſte Leben dahin kommen, in ſolche Töne auszubrechen! und mitten unter dieſen trauernden Tönen welche Geiſtesruhe! O! welch' ein Beiſpiel geben Sie Ihrem Freunde, geben Sie mir, der nicht immer der Verſuchung widerſtand, ſein Schickſal hart zu nennen. Schon ſeit länger als einem Jahre tragen Sie das Loos eines ſonneleeren Lebens. Wahrlich keine härtere Prüfung konnte über den heiligen Sänger der fröhlichſten Lebensfreude kommen. O! möchte doch alle Sonne Ihres Geiſtes die Nacht zerſtreuen, die jetzt Ihre Tage umgiebt! Möchten die ſchöneren reicheren Erinnerungen wie tröſtende Geiſter aus der Vergangenheit hervortreten, um die dürftige Gegenwart auszuſtatten! Ach dann — mit wehmüthiger Freude fühle ich's — dann wird vielleicht auch der Geiſt mancher

Stunde erſcheinen, der meinen Namen nennen wird; und Sie werden ihn nicht zurückweiſen, werden väterlich hold ihn begrüßen. Und die Stunden, wo das verlaſſene Talent an Ihrer Hand ſich aufrichtete — die werden, die müſſen jetzt, empfundener als jemals, gleich ſüßen Nachhallen eines ſchönen Tages, in Ihre gegenwärtige öde Stille herüber tönen. Wie viel danke auch ich Ihnen! wie viel! Edler Mann! Wenn meine Urania mit einem glücklichen Tone zu Ihrem Herzen ſpricht: o dann fühlen Sie darin eine unſterbliche Vergangenheit, die von Ihrem Geiſte, von Ihrem Herzen beſeelt war. Ihr Brief ſagt mir, daß Sie mit dieſem Werke meines Herzens zufrieden ſind: o theurer, unvergeßlich theurer Freund! haben Sie es gefühlt, welche hohe Belohnung Sie mir dadurch zuerkannten? Haben Sie Dank dafür. Dank für jedes holde Wort der Liebe. Jetzt höre ich — erſt jetzt, da ich faſt gar nicht ausgehe, daß Sie krank — ſehr krank ſind. Dieſe Nachricht erſchüttert mich bis in das Innerſte meines Gemüthes. Ich bitte Sie auf das dringendſte, laſſen Sie mir doch durch Freund Bote nur ein Paar Zeilen ſchreiben, wie es Ihnen geht. Ich bin ſehr unruhig. Nur um ein Paar Zeilen bittet

Ihr Liedge.

Bis zum Jahre 1803 lebte er faſt ununterbrochen in Berlin. Um dieſe Zeit beſuchte die Herzogin von Kurland dieſe Königsſtadt. Auch ihre Schweſter, die hoch-

gefeierte, durch ihre Schrift gegen den myſtiſchen Betrüger Caglioſtro ſo berühmt gewordene Eliſa von der Recke kam zu gleicher Zeit in Berlin an. Von Göckingk, ihrem gemeinſchaftlichen Freunde, in deſſen Hauſe zu Wülferode bei Ellrich, wie früher erwähnt worden, Tiedge im Jahre 1784 die allgemein Verehrte kennen gelernt hatte, erhielt er die freundſchaftliche Aufforderung, die edle Frau zu beſuchen, die er zwar ſeit mehr als 16 Jahren aus den Augen verloren, für deren hohe Tugend aber ſein Herz die reinſten Huldigungen bewahrt hatte. Wie gern hätte er ſie wieder geſehen; aber er konnte die Furcht, irgend einem Etikettengeſchöpf des kuriſchen, halbdeutſchen, halbitalieniſchen Hofes bei der Schweſter der Herzogin zu begegnen, nicht überwinden, indem er ſich ſeines, gegen Fürſtenprunk ſo grell abſtechenden, Mangels an Lebensgewandtheit nur zu lebhaft bewußt war: und ſomit ließ er ſich, nicht ohne Schmerzgefühl, zurückhalten, der Göckingk'ſchen Aufforderung zu entſprechen. Späterhin, als er erfuhr, daß die von ihm ſo hochverehrte Frau ſehr leidend ſei, und ſeinen Beſuch gewünſcht habe, ſo fragte er nach keiner Rückſicht weiter, er ging zu ihr, gewann ein Paar gehaltreiche Stunden und ſpeiſte mit ihr zu Mittag. Schön und erhebend waren dieſe Stunden des Wiederſehens, aus welchem bald ein ganzes Leben unzertrennlicher Freundſchaft hervorgehen ſollte. Da ſie in der Mittagsſtunde die bequemſte Zeit fand, ſich mit Tiedge zu unterhalten: ſo wurde dieſer von ihr eingeladen, ihr täglicher Tiſchgaſt zu ſein.

Das war die Zeit, die einen hellen Lichtſtrahl in ſeine verfinſterten Tage warf. Seine Geſundheit war angegriffen. Die edle Frau, deren kräftiger Geiſt mit unausgeſetzten Körperleiden kämpfte, und welche ſchon zwei Winter in Dresden, dieſem ſchönen Elbflorenz, welches die Natur ſo wie die Kunſt zu ihrem geliebteſten Tempel erkoren zu haben ſcheint, im Umgange mit dem genialen Kapellmeiſter Naumann, mit von Racknitz, Becker, Meißner, Körner und andern Männern von Verdienſt zugebracht hatte, ſchlug ihm vor, in ihrer Geſellſchaft den Gebrauch der böhmiſchen Bäder zu verſuchen. Höchſt willkommen war ihm dieſer Antrag. Im Frühlinge 1803 reiſte Frau von der Recke nach Teplitz; Tiedge, der zuvor einige literariſche Angelegenheiten zu ordnen hatte, folgte ihr einige Tage ſpäter nach. In Teplitz machte er die Bekanntſchaft mit dem geiſtreichen Schriftſteller Meißner, der in Prag als Profeſſor der Aeſthetik angeſtellt war. Dieſer Mann ſtand zu jener Zeit in der ſchönſten Blüthe ſeines Skizzenruhms. Dieſe Art von Schriftſtellerei war damals neu, und hat ihrem Chorführer mehr Aufmerkſamkeit gebracht, als ſeine ſpäteren hiſtoriſchen Schriften. Unendlich reich an Anekdoten, fremden und eigenen witzigen Aus- und Einfällen, würzte er der Geſellſchaft manches ſchöne Mittagmahl. Er hatte ſich ſolchen Scherz- und Witzbeluſtigungen dergeſtalt hingegeben, daß ſich ſeiner Phyſiognomie ein gewiſſes ironiſches Lächeln, ein ſatyriſcher Zug ſtereotypiſch eingeprägt hatte. In Prag

mochte wohl mancher bedeutende Mann auf ihn hinweisen: hic niger est, hunc tu Romane caveto! Bei dem Allen aber war ihm ein Gemüth von den reinsten, würdigsten Gesinnungen keineswegs abzusprechen. Er war ein frommer Sohn, ein vortrefflicher Gatte, ein zärtlicher Vater, ein redlicher Freund und was dies Alles umfaßt: ein vernünftiger Christ. Auch sagte man von ihm, daß er seinen Sarkasmenverkehr seit geraumer Zeit in die Schranken der Mäßigung zurückgezogen. Er verdankte diese Sinnesänderung dem Einfluß seiner hohen Freundin Elisa, deren Billigung oder Mißbilligung ihm nach seiner Versicherung mehr galt, als alle Urtheilstribunale der Welt.

Mit Meißnern durchwanderte Tiedge alle die reizenden Punkte der schönen Teplitzer Bergflur. Die Neuheit der Erscheinungen machte auf Letzteren einen mächtig ergreifenden Eindruck. Alles sah er in einem reizenden oder gar heiligen Lichte, wie z. B. die Prozessionen, die unter feierlichen Gesängen durch die Stadt zogen, und den Neuling mit der tiefsten Rührung erfüllten. Ein satyrischer Blick von Meißner hätte beinahe den begeisterten Tiedge verletzt; aber er ließ sich enttäuschen, und der Anblick des Halbgöttercultus vor den Heiligenbildern wies vollends seine Ansichten zurecht.

Nach einem Aufenthalte von drei Wochen kehrte Meißner nach Prag zurück und Tiedge folgte der Frau von der Recke nach Carlsbad, in das reizende Felsenthal, welches in einer erstaunenswürdigen Fülle mitten in der

Stadt seine geheimnißvollen warmen Heilquellen ergießt. Tiefer als hier hatte sich Tiedge noch von keiner Naturbildung ergriffen gefühlt. In einem Briefe an einen Freund in Dresden sagt er: „Eine sc[illegible]nere Natur als die Teplitzer, so schön die auch ist, umfängt mich hier in Carlsbad: jene ladet zu Auswanderungen ein, um ihren Reichthum uns sehen zu lassen, diese hat ihre Herrlichkeiten dem Beschauer gleichsam vor die Thüre hingestellt. Die Häuser scheinen zierliche Abtheilungen einer einzigen großen Gartenwohnung zu sein, die in einem unermeßlichen Lusthaine ruht, den reizende Spaziergänge durchschneiden, und prachtvolle Felsenspitzen, mit Fichtenkronen geschmückt, umgeben. Als ich am ersten Morgen meines Hierseins früh hinaustrat in's Freie, da standen als Zeugen der Herrlichkeit Gottes in frischer Morgenbeleuchtung vor meinen begeisterten Blicken die Höhen umher: die Laurentiuskapelle, der Hirschsprung, und vor Allen der auf einer Bergunterlage ruhende Kreuzberg, der sich majestätisch erhob, wie ein Altar des Herrn, an welchem die Natur ein glänzendes Morgenfest hielt. Die Natur hat Alles gethan, diesen Badeort mit reizenden Umgebungen zu schmücken; was aber Nachhülfe von Menschenkräften auffordert, kann nur langsam vorwärts gehen; denn die Regierung thut für Carlsbad nichts; die Gemeinde muß Alles aus ihrem Stadtvermögen bestreiten. Die Einwohner sind ein gutmüthiges, zufriedenes, heiteres Völkchen, wie ich noch keines angetroffen habe. Sie

kommen freundlich, dienstfertig und uneigennützig den Wünschen der Fremden entgegen. Es ist aber sehr zu befürchten, daß die Verführungen, welche eben die Fremden mitbringen, die guten Kinder der Natur aus ihrer einfachen Lebensweise heraus, und zur Aufwandliebe verlocken werden: dann ist es freilich um kindliche Sitteneinfalt, Uneigennützigkeit und Unschuld geschehen! Noch bunter und zahlreicher, als in Teplitz, ist hier das Menschengewühl. Drei Viertel dieser Menschen erwarten Erlösung von körperlichen Gebrechen in den Heilquellen. Die Andern suchen hier in dem Müßiggangwechsel Erleichterung eines andern Uebels, welches sie mit Langerweile verfolgt. Diese Unglücklichen bedenken wohl nie, daß sie mit dem Worte „Gestern" den Todestag eines Tages bezeichnen, und wenn sie vom morgenden Tage reden, daß sie von einem Almosen sprechen, von dem es ungewiß ist, ob es ihnen das Schicksal zuwerfen wird." —

Von Carlsbad ging es nach Franzensbrunnen, dem vollständigsten Gegensatze von Carlsbad. Die nachbarliche, durch Wallensteins Ermordung berühmte Stadt Eger, in deren Gebiete der Heilquell entspringt, hat Alles gethan, diesen Badeort zu einem angenehmen ländlichen Aufenthalte umzuschaffen. Weit umher Sumpf und Moorwüste. So heilsam die besagte Quelle ist, so heillos ist im Herbst und in feuchten Sommertagen die Luft, welche die unreinen Ausdünstungen des Sumpfes aufnimmt.

Nach Beendigung ihrer Badekur ging Frau von der Recke zu ihrer Schweſter, der Herzogin von Kurland, auf deren Landgut Löbichau im Herzogthume Altenburg, und Tiedge kehrte nach Berlin zurück.

Im folgenden Jahre machte er wiederum mit ihr die Reiſe in die böhmiſchen Bäder, bei welcher Gelegenheit er in Franzensbrunnen mit Herder zuſammen kam. Wer kennt nicht dieſen großen Mann, wer kennt nicht die Feinheit und Vielſeitigkeit ſeines Geiſtes, die gehaltreiche Leichtigkeit und Anmuth ſeines Witzes, den Umfang ſeines Forſcherblickes, die Hoheit ſeines Ideenſchwunges und ſeiner Beredſamkeit Fülle? Wer kennt überhaupt nicht dieſes Genius Macht und Gewalt in der Wirkſamkeit, womit er unterhaltend, belehrend und aufregend hervor trat. Aus ſeinen Ideen zur philoſophiſchen Geſchichte der Menſchheit ſchöpfte der Profeſſor Ritter in Berlin die Idee zu der ſo glücklich gearbeiteten vergleichenden Geographie. Wenn wir Herdern eine leidenſchaftliche Polemik in ſeiner Metakritik nachzuſehen haben, ſo iſt ihm dagegen die ſanfte Vermittelung anzurechnen, mit welcher er den Streit zwiſchen Voß und Heyne beſänftigte. Alles, was er erfaßte, behandelte er mit einer gewiſſen begeiſterten Lebhaftigkeit; daher Mendelsſohn behauptete: Herder ſei ein dichteriſcher Philoſoph, und ein philoſophiſcher Dichter. Soll darin ein Tadel liegen? Wenn Platon's Beiſpiel Etwas zu bedeuten hat, ſo dürfte jene Behauptung wider ihren Willen vielmehr eine Belobung, als einen Vorwurf

enthalten. Zu den Auszeichnungen dieſes Geiſtes gehörte die vielleicht weniger allgemein bekannte Eigenthümlichkeit, daß er oft in dem Gebiete der Erfahrung oder des Denkens einen geringfügigen Gegenſtand aufnahm und aus demſelben eine geiſtreiche Unterhaltung zu entwickeln verſtand. In Beziehung auf die Geſellſchaft in Franzensbrunnen war er die Seele des geiſtigen Verkehres. Er las ſeinen „Cid" vor; und wenn ſich gleich eine andere Art des Vortrages dieſes vortrefflichen Gedichtes denken ließ, ſo war doch die ſeinige anziehend und angenehm. Die ſchöne Zeit dieſes Zuſammenſeins ging zu Ende; Eliſa von der Recke ging wiederum zu ihrer Schweſter nach Löbichau, und Tiedge unternahm auf Veranlaſſung dieſer ſeiner Gönnerin im September 1803 in Geſellſchaft ſeines welterfahrenen Freundes Roſenſtiel, nachmaligen Directors der königlichen Porzellan-Manufactur zu Berlin, eine Reiſe nach Dresden, Nürnberg, Regensburg und von da, die Donau hinab, nach Wien.

Die Fahrt von Regensburg die Donau hinunter wollte Anfangs ihre Berühmtheit durchaus nicht rechtfertigen. Auf beiden Seiten ſind die Ufer öd' und flach. So langweilig und eintönig ging es endlich noch am Strande der Niederpfalz vorüber, wo dieſe das linke Ufer des Fluſſes berührt. Höchſt unerfreulich war dem Reiſenden der Anblick der kläglichen Dorfhütten dieſer ärmlichen Landſchaft. Schiffahrende Bettler, das Crucifix in den Händen, kamen daher gerudert, und bettelten

mit Jammergeheul das Reiseschiff an. Gegen Linz erheben sich die Ufer und verschönern die Landschaft; auf beiden Ufern reizt der Anblick des Reichthums, womit Natur und Menschenhände zu wetteifern scheinen, diese Gegend zu schmücken. Die Seele des Reisenden erhob sich wieder, und gab sich den Empfindungen hin, welche der Wechsel von der Armuth zum Reichthum einflößt. Bei Linz pflegen die Schiffer anzulegen. Tiedge durchwanderte einen Theil dieser Stadt, die auf einer reizenden Anhöhe am Ufer der Donau liegt, und deren innere Ausstattung vollkommen den Schönheiten der Umgebung entspricht. Ansehnliche Gebäude zieren die Straßen, und Alles, was dem Blicke des Reisenden begegnete, zeugte von Wohlstand und behaglichem Lebensverkehr. Mit dem Frohgefühl, das von solchen Erscheinungen ausgeht, setzte Tiedge seine Reise bis Wien fort. Nur an den österreichischen Zollstätten erfuhr er eine etwas unfreundliche inquisitorische Behandlung, die sich auch in Wien noch fortsetzte. Tiedge, in der Einfalt und Unbefangenheit seines Herzens, konnte nicht begreifen, welche Veranlassung eine solche Aufmerksamkeit auf ihn gelenkt haben könne, womit man nur einen Menschen verfolgt, an dem irgend ein arger Verdacht haftet. Aber das von der französischen Revolution erzeugte Gespenst des Argwohns, besonders gegen Schriftsteller, umschlich damals beinahe alle Fürstensitze der europäischen Welt. Auch Tiedge konnte von den Beunruhigungen dieses Nachtgeistes nicht verschont bleiben. Ein würdiger

Freund, der Hofstaats-Secretair Joseph Friedrich Freiherr von Retzer, setzte seine Bürgschaft für ihn ein, und ihm wurden in Wien schöne genußreiche Tage zu Theil. Aus dem zahlreichen Kreise von gebildeten Männern, welche damals die Kaiserstadt bewohnten, fesselten Tiedge vor Allen Johannes Müller, Deutschlands großer Historiker, und der schon erwähnte Freiherr von Retzer, der geistvolle Dichter.

Von Wien begab er sich nach Prag. Daselbst weilte er einige Tage bei der erhabenen Schwester seiner Freundin — der Herzogin Dorothea von Kurland, von wo er an Jene schrieb: „Hier mitten unter der freundlichsten Umgebung am Thronsitze der fürstlichen Huld, fühle ich mich wie in einen Himmel hineingezaubert. Der Genius der höchsten Liebenswürdigkeit, der Ihre erhabene Schwester, diese regierende Fürstin aller Herzen, überall begleitet, scheint hier tausend stille Zeugen zurückgelassen zu haben, mit denen mein Gemüth sich unterhält. Jede unangenehme Empfindung ist draußen geblieben, bis auf die, daß ich diesen reizenden Aufenthalt voll schöner Beziehungen so bald wieder verlassen muß.“ —

Von Prag reiste er über Dresden, wo er den genialen Hofmaler Anton Graff und die Wittwe des berühmten Kapellmeisters Naumann kennen lernte, dann über Leipzig nach Halle, wo er in dem Hause des Buchhändlers Schiff, des Besitzers der Renger'schen Verlags-Buchhandlung, eine liebevolle Aufnahme fand.

und daſelbſt die Herausgabe ſeiner Elegieen und vermiſchten Gedichte beſorgte.

Nach Berlin zurückgekehrt, machte er nach einem kurzen Aufenthalte im Sommer des Jahres 1804 von dort eine Reiſe nach Braunſchweig. Dieſer Reiſe verdankte er die perſönliche Bekanntſchaft mit Leiſewitz und Trapp. Der Auszug eines Briefes, den Tiedge von Braunſchweig nach Berlin ſchrieb, mag ſchildern, wie dieſe Männer ihm damals erſchienen: „Trapp iſt ein kleiner, ſcharfblickender Mann. Seine Verdienſte um die Erziehung der Jugend ſind allgemein anerkannt; minder bekannt dürfte das Talent der Laune ſein, womit er reichlich begabt iſt. Die kleine Schrift, unter dem Titel: „Theologiſcher Beweis, daß der damals durch ſeine Ketzerei berüchtigte Dr. Barhdt an dem Erdbeben in Calabrien Schuld ſei," ſprudelt von launigen Einfällen und Witz. Dies wenige Bogen ſtarke Werkchen ging zu ſeiner Zeit nicht unbemerkt vorüber; jetzt iſt es vergeſſen. Die Deutſchen ſind der ſchalkhaften Ironie, wenn gleich nicht abhold, doch weniger hold als die Engländer. Der im Leben und in Schriften naive Muſäus lebt unübertroffen fort in ſeinen Mährchen: wie wenig iſt noch die Rede von ſeinen „phyſiognomiſchen Reiſen!" einem Werke, welches unbedingt mit der Humoriſtik der Engländer wetteifern kann. Jean Paul Richter hat ſeine allgemeine Anerkennung mehr ſeinen gefühlvollen Darſtellungen, als den dazwiſchen geſchobenen launigen Stellen zu danken; nur Wilhelm von

Schlegel hat dieſe beſonders ausgehoben und über jene geſetzt. Schade, daß Trapp ſein Talent der Ironie nicht bedeutendern Gegenſtänden zugewendet; indeß ſollte doch ſein Na.. :, wenn von deutſchen Humoriſten die Rede iſt, nicht unbemerkt bleiben. Die Freundſchaft zwiſchen ihm und mir war ſchnell gemacht. Aber Leiſewitz trat mir entgegen mit einem kaltſcheinenden, wortkargen Ernſt, der den herrlichen Mann der Verkennung preisgeben muß, wenn dem oberflächlichen Eindruck ein Urtheil eingeräumt wird. Auf ein ſolches Urtheil, und hiernächſt auf ſeine Gewohnheit, mit einer lakoniſchen Abfertigung zu verwerfen, was ihm verwerflich erſchien, gründet ſich wahrſcheinlich der Ruf, daß er mit dem Publikum grolle, weil die Hamburger Bühne ſeinem „Julius von Tarent" den Preis verſagt habe. Aber wie iſt es denkbar, daß eine ſo edle Seele, ein ſo kräftiger ſelbſtſtändiger Geiſt, ein Mann wie Leiſewitz, mit dem Publikum zürnen könne, weil ein Paar Menſchen in Hamburg ſein Trauerſpiel nicht verſtanden? Sein „Julius" war nämlich mit Klinger's „feindlichen Brüdern" und Schink's „Gianetta Montaldi" in den Wettlauf der von dem Hamburger Theater eröffneten Preisbewerbung getreten. Klinger erhielt den Preis und Schink das Acceſſit. Schink hat nachmals oft ſelbſt geſtanden: „daß es leichter ſei, ein Preisacceſſit in Hamburg zu gewinnen, als einen Julius von Tarent zu ſchreiben." Schiller ſprach immer mit Begeiſterung von dieſem Meiſterwerke der tragiſchen Muſe, das

in unſerer Literatur fort und fort leben wird. Wer ſich durch die Außenſeite eines ausgezeichneten Mannes nicht abſchrecken läßt, dem begegnet in unſerm Leiſewitz eine edle freie Menſchennatur. Klarheit, Unbefangenheit des Geiſtes, Kräftigkeit des Gemüths, Großartigkeit der Geſinnungen, tief eindringende Lebensanſichten, und endlich ein würdiges Selbſtgefühl: Alles dieſes offenbart ſich in ſeiner Schöpfung des „Julius.“ —

Wir kehren zu der erhabenen Eliſa zurück. Dieſe hatte während des Winters von 1803 auf 1804 Berlin zu ihrem Aufenthalte gewählt.

Unter den Männern, welche hier den geiſtreichen Zirkel ihres Hauſes ausmachten, und von denen wir nur Bieſter, Roſenſtiel, Nicolai, Friedländer, Bendavid, von Rohr und Parthey nennen, war auch, nach ſeiner Zurückkunft nach Berlin, Tiedge. Sein weiches Dichtergemüth, verbunden mit der zarteſten Empfänglichkeit für alles Hohe, Schöne und Edle, ſo in der Wiſſenſchaft als Kunſt, gewann ihm bald die Aufmerkſamkeit der ſeltenen Frau, welche — ein wahres Muſter zarter Weiblichkeit — den Geiſt und die Charakterſtärke eines Mannes beſaß.

Er fühlte ſich allgewaltig hingezogen zu dieſer im ſteten Umgange mit geiſtreichen und hochſtehenden Perſonen geprüften Kraft; denn ſeine Unerfahrenheit im Praktiſchen des Lebens ſehnte ſich nach einer Stütze; die angeborene Heftigkeit ſeines Temperaments bedurfte der

dämpfenden Mahnung, alle ſeine Schritte der leitenden Freundeshand.

Tiedge ward Eliſa's Hausgenoſſe und Geſellſchafter. Bald waren ſich Beide einander unentbehrlich! Eine und dieſelbe Freude an der Dichtkunſt beſeelte Beide, eine gleiche Aufopferung für Menſchenwohl war ihr Streben, gleiche Liebe zum deutſchen Vaterlande begeiſterte ſie zu Geſang und That, und eine und die nämliche Denk-, Sprech- und Handlungsweiſe, ſowie eine gleich freiſinnige Anſicht über Gott, Religion und Unſterblichkeit ſchlang immer feſter und feſter das Band des Vertrauens und der Freundſchaft um ihre Seelen.

Eliſa's Hauptwerk „der entlarvte Caglioſtro" (Berlin, bei Nicolai, 1787. 8) war erſchienen und hatte im In- und Auslande eine ungewöhnliche Senſation gemacht. Ihre bald darauf folgende Schrift „Etwas über Stark" (den des Krypto-Katholicismus und des Jeſuitismus verdächtigen Oberhofprediger zu Darmſtadt) hatte ſowohl deſſen Angriffe, als Schloſſer's witzigen und ſcharfſinnigen Spott entwaffnet; das harte Opfer ihrer eigenen Bloßſtellung als frühere Anhängerin der Magie und Myſtik war mit großartiger Selbſtverläugnung öffentlich dargebracht. Die Wahrheit hatte geſiegt. Ihre ſchriftſtelleriſche Wirkſamkeit, dem eigenen Entſchluſſe gemäß, war zu Ende. — Da kam, als ſie eben krank darnieder lag, zu ihr die Trauerbotſchaft, daß aus dem Kreiſe ihrer lebenden Freunde auch Chriſtoph Friedrich Neander, der würdige Verfaſſer

der „geiſtlichen Lieder" (Riga, 1766 — 74) geſchieden ſei, dem ſie den wichtigſten Antheil an ihrer ſpäteren geiſtigen und ſittlichen Bildung verdankte.

Nicht konnte ſie den theuren Lehrer, der ihr frommes Gemüth, als es von dem Verſtande verlockt in eine ſchwankende Stimmung gerathen war, aus dem Labyrinthe des Zweifels hindurch auf die klare Sonnenhöhe der Vernunft in die Arme des Glaubens geführt hatte, dahin ſcheiden laſſen aus dem irdiſchen Daſein, ohne ſein Gedächtniß zu feiern.

In einem Krankheitszuſtande, deſſen Geneſung die Aerzte nur in Bedingungen zu finden glaubten, deren Löſung außerhalb der Grenzen ihrer Kunſt lag, beſchrieb Eliſa von der Recke das Leben Neander's und entwickelte den Charakter des frommen Weiſen aus den Schriften, Reden und Handlungen mit ſolch' einer inneren Wahrheit, wie nur Liebe, Dank und Verehrung dem Geiſte einzuflößen im Stande ſind, und unwillkürlich geſtaltete ſich das anſpruchloſe Lebensgemälde in eine Form, aus der, wie aus einem klar dahinfließenden Quell, ſich das Bild ihres eigenen ſchönen Lebens zurückſpiegelte.

Zur Herausgabe dieſes Denkmals bot Tiedge die Hand, ein Umſtand, welcher aus Verſehen auf dem Titel: „Bruchſtücke aus dem Leben C. F. Neander's" (Berlin, 1804. 8.) nicht bemerkt iſt. Er beſorgte, nicht ohne mancherlei Verdruß über die Saumſeligkeit des Typo-

graphen, den Druck, und Parthey übernahm die Sorge für den Einband, nachdem das Werk vollendet war.

Jeder, der dieſe einfachen Blätter lieſet, wird ſich überzeugen, wie frühe die edle Dulderin auf der höchſten Stufe der Selbſtveredlung angelangt war, von wo aus dem Sterblichen nicht nur eine Frage an das Schickſal, ſondern ein ungetrübter Blick in die räthſelhafte Welt von Dieſſeits und Jenſeits vergönnt iſt. — Die phantaſiereiche Eliſa feierte die Erinnerung an ihre Todten nicht mehr, wie ſonſt, unter Gräbern, oder in der Wolkengegend myſtiſcher Träume, ſondern in der geweiheten Tempelſtille des Herzens, wo ein frommer Glaube, eine gottergebene Zuverſicht, ein ächter Chriſtusſinn waltet.

Auf Tiedge's Feuergeiſt hatte die Seelenruhe ſeiner hohen Freundin ſchon jetzt höchſt vortheilhaft gewirkt. Er fühlte ſich wie von geheimnißvollen Banden der Verehrung umſchlungen, wie gebannt an ihre Nähe. Mit wahrem Entzücken nahm er daher das Anerbieten an, die Leidende nach Italien zu begleiten. Die Aerzte, welche den Hauptſitz ihres mannigfach zuſammengeſetzten Uebels in dem Nervengeflecht, dieſem geheimnißvollen Vermittlungsorgane zwiſchen Leib und Seele, fanden, ſchlugen nämlich ein wärmeres Klima, wie das Italiens, vor, von dem ſie ſich in Verbindung mit dem Gebrauche der Dampfbäder auf Iſchia und der Seebäder bei Neapel oder Caſtelamare die vielleicht noch einzig mögliche Heilung verſprachen.

Tiedge war noch in Berlin bei seinen Freunden Nicolai und Parthey, als ihm Elisa von Lòbichau aus den Vorschlag machte. Voll Begeisterung darüber schrieb er am 14. Mai 1804: „Ach, theure Freundin, welche Aussicht eröffnen Sie mir da! Mit Elisa durch das Paradies von Europa vielleicht zu wandern — welch' ein Genuß! Ich sage vielleicht, denn außer Elisa's Herzen und dem, was ihm gleicht, kenne ich keine Zukunft mehr. Heute feiere ich meinen letzten Abend in Berlin, und wo könnte dies heiliger geschehen als bei Amalia *). Parthey wird dort sein; und nun wissen Sie, theure Elisa, daß uns heute manches süsse und manches traurige Andenken beschäftigen wird. Wie Christus unter seinen Jüngern werden Sie unter uns sein und unsere Seelen werden bei Ihnen und mit Ihnen sein! Vor zwei Tagen hörte ich in der Singakademie das Vaterunser (von Naumann) — Gott! Welche Töne! Nie — nie habe ich so etwas empfunden. Bei einigen Stellen war es mir, als dränge ein Feuer durch alle meine Adern." —

In Begleitung einer liebenswürdigen Pflegetochter, der Frau von der Recke, der jetzigen Frau von Griesheim, Wittwe des verdienstvollen herzoglichen Kanzlers in Coburg, wurde die Reise im August 1804 angetreten. Der Weg ging über Bayreuth, München und Tyrol. In München machte Tiedge die Bekanntschaft mit Aloys

*) Gemahlin des Dichters Leopold Friedrich Günther von Göckingk, Geheimen Oberfinanzrathes in preußischen Diensten.

Sennefelder, dem Erfinder der Steindruckerei. Diese anfangs dürftige und unscheinbare Entdeckung soll ein Kind der Noth sein. Diese Mutter hat schon eine große Nachkommenschaft schöner Erfindungen zur Welt gebracht. Die Stadt, die jetzt mit würdiger Anstrengung zu einer höheren Bedeutsamkeit aufstrebt, und ein Tempel der Wissenschaften und Künste geworden ist, hatte damals in sich und ihrer Umgebung wenig anziehende Punkte. Dagegen machte Salzburg schon bei der Annäherung auf den Reisenden einen angenehmen Eindruck, indem die Stadt auf den Stufen einer mit üppiger Waldung bekränzten Anhöhe sich gleichsam zu einer Thronbesteigung erhebt. — „Und in welcher begeisternden Hoheit," sagt Tiedge in einem Briefe vom 26. September 1804, „tritt hier die Natur auf! Im Angesicht dieser Majestät sinkt Alles, was ich bisher von Großartigkeit der Naturbildungen sah, in's Kleinliche nieder! Mit anbetenden Gefühlen versenke ich mich in die Tiefen dieser Fülle. Wir haben hier Wanderungen durch Gegenden gemacht, wohl schöner, als die Lustgärten, in welche der Alte vom Berge seine Anhänger in der zur Sinnlosigkeit gesteigerten Trunkenheit versetzen ließ, um ihnen zum Lohn für ihre Anhänglichkeit das zukünftige Paradies vorzuspiegeln. Ein steter Wechsel von kräftigen Wiesen, Fruchtfeldern, und über alle Beschreibung lieblichen Höhen; im Hintergrunde himmelansteigende Berge, von deren Gipfeln Wasserfälle herabhängen, wie silberne Seile, welche die Phantasie hinauf ziehen

in das Gebiet des lebhaftesten Wolkenverkehrs. Bei dem schönen Wetter, das uns begünstigte, hatte auch einer der höchsten Berggipfel, den die Einwohner den „Vater Watzmann" nennen, seinen Nebelschleier abgeworfen, so daß seine Umrisse klar hervor traten. Da scheint die Natur einen Thron errichtet zu haben, von wo sie die Wunder ihrer großen Schöpfung umher überschaut. Während sie aber über diese Gegend einen solchen Zauber von Schönheit ausgegossen, so hat sie dagegen mit kargen Händen einen großen Theil der Menschen ausgestattet, die auf diesem Boden leben. Wohin der Wanderer seine Schritte lenket, begegnen ihm gräßliche Mißgestalten mit ungeheuren Köpfen. Aber das schlimmste Uebel dieser Gegend ist der Cretinismus, der hier in mehreren Abstufungen erscheint. Die Cretins auf der untersten Stufe haben von den Menschen nichts als die Gestalt, der sogar die Sprache versagt ist. Ihren Hunger drücken sie aus durch ein furchtbares Geschrei, und verschlingen Alles, was sich zermalmen läßt. Die Uebrigen sind stumpfsinnig, mehr oder minder verstandlos. Das Traurigste ist die große Anzahl dieser Elenden, die sich zu der ungeheuren Menge Bettler, besonders in Berchtesgaden, gesellen und mit Geheul die Fremden anfallen. Man hat mich versichert, daß mit solchen Geschöpfen ein ganzes Dorf bevölkert sei, welches in einem kalten feuchten Thale liegt, wo die Sonnenstrahlen nur selten hinab dringen. Damit wäre ja schon ein Wink gegeben, der Quelle des Uebels

nachzuſpüren, und Mittel dagegen in Anwendung zu bringen.

„Zu erfreulicheren Begegniſſen — fährt der Brief fort — tritt man in das Tyrol. Dieſes Land bietet dem Anblick gleichſam eine Wiederholung Salzburgiſcher Landſchaften im vergrößerten Maßſtabe dar. Sie haben die Schweiz geſehen; ſie werden in mir nachfühlen, wie es mich ergriff, als ich die gewaltigen Maſſen der Rieſenfelſen vor mir aufthürmen und ihre Waſſerſtröme hinſchütten ſah. Schimmernde Cascaden, von Alpenhäuptern herab zitternd, ſcheinen ſilberne Bänder zu ſein, die aus den Wolken hernieder flattern, als ſtänden Götter daneben, um den beſchränkten Menſchen hinaufzuziehen, wo das Leben größer und weiter ſich entfaltet. Ganz Tyrol iſt eine Kette von ehrfurchtgebietenden Wundergeſtalten, — eine Gallerie höchſt genialiſcher Arbeiten der Natur. Aber eine ganz andere Menſchenwelt iſt es, die ſich hier in dem Schatten der Bergwälder bewegt. Keine Schaar von Bettlern heult hier dem Wanderer entgegen. Der Fremdling fühlt ſich ſogleich einheimiſch und behaglich unter einem Völkchen, das treuherzig und kindlich arglos in urväterlicher einfacher Sitte fortlebt. Von vordringender Aufwandliebe, die ſo verderblich und ſo anſteckend iſt, keine Spur! Der Tyroler arbeitet mit fröhlichem Fleiße ſeinen Werktag ab, und feiert frommkatholiſch ſeinen Sonntag. Was in dem Mangel an Fruchtland die Bergflur ihm verſagt, erſetzt er durch Gewerbſinnigkeit, die freilich in der Gem-

senjägerei gegen die Verbotgesetze des Fürstenrechts der Regierung hart anstößt. Keine Erscheinung ist herzerhebender, als die: ein glückliches Volk zu sehen und von einem Fürsten zu wissen, daß er dem Volke vergönnt glücklich zu sein. Es ist seiner Regierung nicht gewohnheitlicher Weise, sondern von ganzem Herzen mit einer Anhänglichkeit zugethan, welche die milde väterliche Verwaltung vollkommen verdient, indem sie die Freiheiten und Rechtsame Tyrols bestehen läßt, ohne sie auf irgend eine Weise zu verkümmern, wie sonst wohl von andern Regierungen geschehen ist. Unser Weg nach Botzen war eine Lustfahrt durch reizende Weingärten. Jeder Hügel, an dem wir vorübergingen, war mit traubenreichen Reben umgürtet. Auf einer Abstufung des hohen Brenners sah ich zum ersten Mal in ihrer Pyramidenform die pinus pinea; sie steht da gleichsam wie ein Vorposten des südlichen Landes. Dann kamen uns hinter Botzen schon milde Lüftchen entgegen, begrüßende und einladende Boten aus dem hesperischen Garten. So ging es fort bis Trident, merkwürdig durch das Concilium, welches nach einem siebzehnjährigen Leben hier seine letzten Tage beschloß. Ich trat in die Domkirche und betrachtete mit Gefühlen der Wehmuth die Stellen, wo die heiligen Väter gesessen, die sich im Namen Gottes hier recht tüchtig gezankt hatten. Du erhabener göttlicher Nazarener, dachte ich bei mir selbst, hättest du damals hier gewandelt, würdest du dieses Geschlecht nicht zum Tempel hinausgejagt haben,

wie du die Käufer und Verkäufer aus Zions geheiligten Hallen vertriebst? Mir war es, als hörte ich noch an den Wänden den gräßlichen Fluch wiederhallen, womit der christliche Erzbischof von Lothringen die letzte Sitzung beschloß. „Verflucht!“ rief er mit lauter Stimme, „verflucht seien die Ketzer.“ — „Verflucht! verflucht!“ stimmten die der Religion und Liebe geweiheten Seelenhirten mit ein. In der heitersten Empfindung, die mir Tyrol mitgegeben, trat ich aus dieser waldigen Felsenwelt hinaus in die offenere Schöpfung, in den wohlgepflegten endlosen Feldgarten, den die weite lombardische fruchtbare Ebene darstellt. Zwischen Rebenhügeln, Wiesen, Fruchtfeldern, prächtigen Villen, durch kleine Flecken und Städte mit freundlichen Wohnungen zog sich unser Weg hin, und wir erreichten nach einer Reise von drei Tagen am 24. September Verona.“ — So weit die briefliche Erzählung.

In Verona, dieser damals halb österreichischen, halb französischen Stadt, wurde Rasttag gehalten. Frau von der Recke ordnete hier ihre Tagebläter, die sie ihrem Reisegefährten verlas, ihm dadurch manche Abendstunde verschönte, und manches bittere Gefühl aus seiner Seele verdrängte; denn hier hatte er die ersten Spuren des Elends angetroffen, welches die gallischen Verkündiger der Völkerglückseligkeit nach Italien brachten. Die Etsch theilte die größere Hälfte der Stadt den Franzosen, die kleinere den Oesterreichern zu. Jene seufzte, ausgesogen und erdrückt unter dem Sklavenjoch der fran-

zösisch-republikanischen Freiheit. Die Reisenden besuchten die sogenannte Arena, das ist, die große Ruine des alten Amphitheaters, von welchem die eine Seite der Ringmauer, sammt den bis zu ihrem obersten Rande aufsteigenden marmornen Sitzen noch steht. Von Verona wurde eine Reise nach Venedig gemacht. Auf dem Wege dahin traten noch häufiger die Spuren der Verheerung hervor, welche die Jünger aus der Schule der Menschenrechte ihren Fußtapfen hier eingedrückt hatten. Villen, mit königlicher Pracht ausgestattet, lagen dort und hier unter ihren Trümmern begraben. Den Uebermuth der venetianischen Nobili hat ein anderer Uebermuth gedemüthiget, der den ihrigen an Frechheit weit übertraf. Die Reisenden kamen über Vicenza, auf einer schönen Straße, zwischen üppigen Wiesen und sammetgrünen Reisfeldern, nach Padua, dieser durch ihre Universität vormals so berühmten Stadt. Sie gewährte den Reisenden einen düstern Anblick, an welchem jedoch die glänzenden Erinnerungen der Vorzeit haften. In diesen Erinnerungen strahlet vor Allen Galileo Galilei hervor, dem Pabst Urban VIII. seinen Scharfsinn und den hellen Blick in die große Natur nicht verzeihen konnte, weshalb Galilei sein Verdienst, den Sonnenhimmel aufgeschlossen zu haben, in einem dunkeln Kerker abbüßen mußte. Auch die Namen Ariost, Tasso und Petrarcha sind leuchtende Sterne in den Annalen dieser Stadt. Hinter Padua ward die Fortsetzung des einförmigen Weges, der über Sumpfstellen geht, unter-

freulich. Am Ausfluße der Brenta in das adriatiſche Meer ſchifften die Reiſenden ſich ein, und in Zeit von einer Stunde ſchwammen ſie ſchon in den Waſſerſtraßen Venedigs. Nirgends traten das Jetzt und das Vormals ſo ſchmerzhaft vor die Seele des Reiſenden, als in Venedig. Das große kräftige Leben dieſer Stadt ſchien ihm jetzt nur noch ein ſchwindſüchtiges Athmen zu ſein.

Bei ſeiner Zurückkunft in Verona fand Tiedge von dem wackern Iſraeliten David Friedländer in Berlin ein Schreiben vor, dem eine treffliche Ueberſetzung des Propheten Jeſaias beigefügt war. In die Antwort auf dieſes Schreiben legte Tiedge die Gefühle und Gedanken nieder, welche Venedigs gegenwärtiges Daſein in ihm erregt hatten. „Ihr Schreiben," ſagt er in dieſem Briefe, „erfreute mich, wie die plötzliche Erſcheinung eines recht lieben Beſuchs. Das Wort eines Freundes, das den Freund in der Ferne aufſucht, iſt eine ebenſo holde Ueberraſchung, wie die Engel des alten Bundes, die zu den Hütten der frommen Patriarchen kamen. Es traf mich in einer Stimmung, auf welche die beigefügte ſchöne Ueberſetzung einer hochbegeiſterten Stelle aus dem Jeſaias einen mächtigen Eindruck machte; beſonders tief gruben dieſen Eindruck in mein Gemüth folgende Worte:

„Der Ewige zerbrach den Frevelſtab,
Zerbrach des Tyrannen Scepter,
Der Völker ſchlug in ſeinem Grimm,
Sie unaufhörlich ſchlug;

Der mächtig über Nationen herrſchte.
Und raſtlos ſie verfolgte.
Zur Hölle hingeſchmettert iſt dein Uebermuth
Und deiner Harfen Siegerklang verſtummt!

Wie fielſt du denn vom Himmel,
Du allberühmter Morgenſtern!?
Wie ſtürzteſt du zur Erde,
Du groſser Völkerbändiger!?
Du dachteſt ja in deinem Sinn:
„Gen Himmel ſteig' ich hoch empor,
Erheb' über Gottes Sterne meinen Sitz
Und thron' auf dem Erſcheinungsberg;
Ich ſchwing' auf der Wolke Gipfel mich,
Vergleiche mich dem Allerhabenen. —"

Wer dich nun anſchaut, ſchärft den Blick,
Ergriffen ſchaut er und gedankenvoll:
„Dies iſt der Mann, der Weltenſtürmer,
Der Reicherſchütterer?"

Mit allen Schauern einer heiligen Begeiſterung überfielen mich dieſe gewaltigen Worte; ſtürmend riſſen ſie mich empor über die Bedrängniſſe, mit denen die Zukunft, die ſchon vor der Thüre ſteht, uns droht; ja ſie machten mich zum Mitſeher des erhabenen Propheten. Es war nicht blos wünſchende Hoffnung — nein! der Zuverſicht lichtere Stelle dort in der tiefdunkeln Zukunft leuchtete mir wie ein langſam aufgehender Morgenſtern der Zeit. Ich kam ſo eben von Venedig zurück, als ich Ihr Schreiben vorfand, und war noch ganz erfüllt

von den Schmerzgefühlen, welche die dortigen Erſcheinungen in mir hervorgebracht hatten. Nicht wahr? Sie begreifen nun, daß ich mich gedrungen fühlen konnte, die Geniusflügel Ihres Propheten zu umfaſſen, und mit ihm mich empor zu ſchwingen zu der Höhe, von welcher herab er ſeine Triumphlieder ſingt.

Ich habe die gefallene Königin der Städte geſehen, die vormals drei Kronen getragen und ihr Scepter ſo weit hinausgeſtreckt hat über das Morgen- und Abendmeer. Der Anblick einer geſtürzten Größe erſchüttert immer das Gemüth, wenn gleich die Ueberzeugung, daß ſie länger zu ſtehen nicht werth war, laut genug zu dem Verſtande ſpricht; die Empfindung, die Theilnahme an einer in den Staub getretenen Hoheit läßt ſich durch einen Blick auf ihre Schuld nicht unterdrücken. Das Schickſal des ehemaligen venetianiſchen Freiſtaates würde einen noch tiefern Eindruck machen, träten nicht die Spuren der Zerſtörung ſo tief hinter die Außenſeite zurück: dieſe gleicht einer blühenden Geſtalt, die an einer innern Auflöſung dahin ſiecht. Wenn man aus der Brenta in das adriatiſche Meer hinabgleitet, ſo erſcheint Venedig in der Ferne wie eine prächtige Feenſtadt, die jugendlich friſch aus den Fluthen empor tritt. Eine Stunde lang ergötzet das Auge ſich an dem Zauber des Anblicks, der mit der Neuheit einer Wundererſcheinung die Phantaſie beſchäftigt, bis man ſich der prächtigen Stadt nähert, die ſich im Meere ſpiegelt, als wäre ſie trotz ihres Sündenfalles noch immer in ſich ſelbſt ver-

liebt. Das Auge erblickt nun die erſten Gebäude: ſie erſcheinen wie Zauberpaläſte; man ſchwimmt durch die Waſſerſtraßen, und die wunderbare Wirklichkeit gleicht noch immer einem erhabenen Phantaſiegebilde. Und wenn nun endlich der überraſchte Fremdling den feſtlichen Markusplatz betritt: ſo iſt er vollends beſtimmt, ſich entrückt zu glauben in eine Welt entzückter und entzückender Träume. Keine Stadt des Erdbodens hat einen Raum aufzuweiſen, der an Herrlichkeit und Pracht in ſich und der Umgebung mit dem Markusplatze wetteifern könnte. Er iſt mit breiten Quadern ſo ſauber getäfelt, daß man auf der glatten Fläche, wie auf dem geſchmückten Boden eines Prachtſaales, umher wandelt, der es werth iſt, nur von der blauen Decke des Himmels überwölbt zu ſein. An den Seiten hohe Gebäude, die mächtig über die ihnen angefügten Arkaden emporragen, daß durch dieſe ihr Eindruck nicht geſchwächt werden kann. Vor den Arkaden ſtehen luftige Zelte, die mit ſo köſtlichen Teppichen behangen ſind, daß man glauben möchte, der Geiſt des Orients ſei mit einem friſchen Morgenwinde herübergeſegelt, um hier einer großen Völkerzuſammenkunft beizuwohnen. Menſchen aller Welttheile wimmeln, Sprachen aller Nationen ſummen hier durch einander. Dort am Ende des kleineren Platzes (Piazetta) auf den Terraſſen, die zu dem Meere hinabſteigen, ſchimmern im Sonnenlichte zwei von den Säulen, welche die Venetianer einſt aus Aegypten entführten. Auf der einen ſteht der Löwe,

der drei Königreiche verſchlang, ſie aber nicht verdauen konnte; von der andern blickt der heilige Theodor, der Schutzpatron des Staates, in ſeine Stadt, die er leider gegen die Franzoſen nicht ſchützen konnte. Ich erſtieg die Terraſſe und blickte wunderbar ergriffen hinaus in die Unendlichkeit des Meeres, welches mehr als der heilige Theodor eine Schutzwehr der Stadt zu ſein ſcheint. Man ſteht auf dem Markusplatze vor dem Meere, wie auf einer erhabenen Stufe zur Unendlichkeit. — Menſchen von allen Nationen bewegen ſich in einer drängenden Geſchäftigkeit unaufhörlich durcheinander. Man glaubt ſich mitten in einem großen Völkerfeſte zu befinden, auf einem prachtvollen Saale, der den Himmel zur Decke hat. Aber welch ein Contraſt! Mitten in dieſer imponirenden Pracht heult den Wanderer ein tauſendfach geſtaltetes Elend an. Vierzig tauſend Bettler ſollen in dieſer reichen Stadt leben. Sie ſchleppen ſich, ſie laſſen ſich tragen, ſie kriechen auf allen Plätzen umher. Hätten die Sitten der Venetianer auf ſo feſten Stützen geruhet, als ihre Paläſte und Häuſer im Meere, — dieſer Staat, der — wie ein anderer Neptun — die adriatiſche See ſich antraute, ſtände noch. Ein Freiſtaat braucht Tugend, — eine Monarchie Soldaten und Geld. — Man tritt in den ehemaligen Dogenpalaſt — und alle Täuſchung verſchwindet. Da erkennet nun der Fremdling am todten Haupt und in den entſeelten Zügen der erſchlagenen Rieſengeſtalt, daß das Leben von ihr gewichen iſt.

Dahin ſank die glorreiche pompa ducalis; entthront iſt der fürſtliche Bräutigam, der mit der adriatiſchen See ſich vermählte: die See iſt zur Wittwe geworden, und die Franzoſen lebten eine Zeitlang mit ihr in wilder Ehe. Der Bucentauro, dieſer Bräutigamsſitz, von welchem der Vermählungsring der Nymphe des Meeres zuflog, verfällt in dem trauernden Arſenal. Trotz ihres Falles aber iſt dieſe wundervolle Stadt ein gewaltig imponirendes Denkmal menſchlicher Kraft! Ich beſuchte die Markuskirche, — ein düſteres, myſtiſches Heiligthum. Aber ein Abend in Venedig! — Schwerlich dürfte irgend eine Kaiſerſtadt in Oſten, Weſten und Süden eine Prachtfeier darzuſtellen vermögen, welche ſich mit dem erſten beſten Alltagsabend auf dem Markusplatze vergleichen ließe. Ein feſtliches Leben, erleuchtet von tauſend und tauſend Kerzenflammen, bewegt ſich auf dem großen Raume in gedrängten Gruppen, die kein dahinrollender Wagen durchſchneidet. Muſik und Geſang erſchallt aus den Arkaden und Zelten: es iſt die Zeit des Genuſſes. — Mich betäubte das Gewühl; ich ſetzte mich lieber auf meinen einſamen Balkon, wo Klänge aus den Gondeln zu mir herauf drangen, wie das ſüße Wehen elyſiſcher Lüfte, in deren Gekräuſel ſich ſelige Töne verfingen."

Am 9. November 1804 verließ die Geſellſchaft Verona. Die Reiſe bis Florenz erzählt Tiedge in folgendem Briefe:

Es iſt eines der ſchmerzhafteſten Gefühle, in dem

reinſten, unſchuldigſten Genuſſe durch peinigende Vorſtellungen geſtört zu werden. Solche Vorſtellungen drangen ſich dem Reiſenden auf dem Wege von Verona nach Mantua von allen Seiten auf. Hütten und Paläſte in Ruinen — Fruchtfelder und Weingärten in Wüſteneien verwandelt. Den Franzoſen war es nicht genug, die Gegenwart den Einwohnern zu berauben, nein! ſie griffen auch mit dämoniſcher Tücke vernichtend in die Zukunft der Unglücklichen hinein, indem ſie die Pflanzungen umher vom Boden vertilgten. Zu den Widerwärtigkeiten eines ſolchen Anblicks geſellte ſich kurz vor Mantua noch das franzöſiſche Zollgeſetz, deſſen inquiſitoriſcher Handhabung ſich die Reiſenden unterwerfen mußten. „Warum doch die Menſchen," ſagte meine ſanfte Reiſegefährtin, „mit geſetzlichen und ungeſetzlichen Qualen einander ſo feindlich verfolgen! fürchten ſie vielleicht das Leben zu lieb zu gewinnen? —"

Eine Feſtung hat immer etwas Schauderhaftes, keine mehr als Mantua. Wie der Styx die Unterwelt, ſo umgürtet ein weiter See dieſe Feſtung. Der Weg zu ihr geht durch einen Sumpf; das Thor ein finſterer, kerkermäßiger Eingang: als wir da hindurch waren, umringten uns, wie Geiſter der Nacht, ſchwarze Haïtiſche Soldaten, welche die ſchnöde Durchſuchung, die mit uns vorgenommen wurde, noch furchtbarer machten. Ein freieres Athmen kam in die Bruſt zurück, als ich die Stadt hinter mir hatte. Von dem Vetturino ließ ich mir die Gegend von Andes zeigen, wo gleich jungen

Nachtigallen einſt aufflogen die erſten Liedertöne Virgils. Längſt ſchon athmet in dieſen Lüften die Seele des Geſanges nicht mehr. Aber Bettlergeheul, Jammergeſchrei des Elendes und Klagen begleiteten uns durch Modena, Mirandola und Bologna bis Pietramala, zu dem Grenzpuncte zwiſchen dem bologneſiſchen und toskaniſchen Gebiet. Hier war es, als hätten Stürme uns einer erquickenden Windſtille zugeworfen.

Der Zollbeamte Colignone, ein ſanfter, freundlicher Mann in dem Kreiſe einer wohlgeſitteten Familie, empfing uns mit einer Feinheit und Humanität, die uns auf der ganzen Reiſe noch nicht begegnet war. Ja, hier fühlt der Wanderer, daß er ſich einem Lande naht, wo noch der Geiſt einer Regierung weht, die einem deutſchen Stamme entſproß. Die patriarchaliſche Hütte des guten Zolleinnehmers ſtellte einen Tempel der Eintracht, ein Heiligthum häuslicher Tugenden dar. So waltete hier ein mildes ruhiges Leben, mitten im Schooß einer rauhen und wilden Natur. Hier blickten uns die hohen Apenninen recht nah in's Geſicht; das Thal, welches ſie um die Zollſtätte bilden, iſt eng und durch die wunderbarſten Naturerſcheinungen merkwürdig. In der Nähe des Zollhauſes befindet ſich in einem Ackerfelde eine ſchwarze brandähnliche Stelle, von der, bei gewitterhafter Stimmung der Luft, Flammen auffahren, die jedoch dem Boden keine Wärme mittheilen; Flammen ſchießen alsdann auch wie feurige Schlangen auf den Anhöhen umher. Ein Paar tauſend Schritte vom Zoll-

hauſe bricht eine kalte Quelle hervor, von üblem Geruch und Geſchmack, deren Oberfläche ſich entzündet, wenn man ihr etwas Brennendes nahe bringt. Von allen dieſen Ueberraſchungen wird man ſo wunderbar berührt, daß bei dem Unkundigen nur wenig dazu gehört, um hier Zauberkräfte walten zu ſehen. Dieſes wildromantiſche Thal, worin es häufig und gewaltig ſtürmt und blitzt und brennt, ſcheint die enge, von Bergen erbaute Pforte zu ſein, durch die man in den paradieſiſchen Garten tritt, in welchem Toskana liegt und Florenz der Glanzpunct iſt, der alle Strahlen in ſich vereint. Ein Paar Stunden Weges von Pietramala, bei Traverſi, wo die Gegend ſchon anmuthig wird, öffnet ſich die Ausſicht in das ſchöne Land, mit welchem das eigentliche Heſperien erſt beginnt.

Hier begrüßte ich die erſte Olive. Dieſer Baum, ob er gleich nicht ſchön iſt und ganz, nur mit bläſſerem Laube, unſerer Weide gleicht, war mir eine höchſt erfreuliche Erſcheinung: er kündigte mir ja das Land meiner Sehnſucht an. Nun wechſelten Olivenpflanzungen und Weinberge. Nicht nur die Pflanzennatur ändert ſich, ſondern auch ein ganz anderes Menſchengeſchlecht begegnet dem Wanderer hier. Deutſcher Fleiß mit italieniſcher Lebhaftigkeit im ſchönſten Verein, zeichnet das toskaniſche Volk aus. Die Männer ſind arbeitſam, tüchtig und raſch, die Frauen in reinlicher Umgebung mütterlich und häuslich. Der toskaniſche Jüngling ſchreitet kräftig einher, ſtolz, wohlgemuth und fröhlich.

Die Jungfrauen bewegen ſich munter, in angenehmen, feinen Umgangsformen. Ein toskaniſches Landmädchen in ſeiner ſchlanken Geſtalt, blickt reizend, ſchalkhaft mit dunkeln feurigen Augen unter einem ſchwarzen Männerhut hervor. Ihr ganzer Schmuck iſt einfach, aber edel und gehaltvoll. Um den weißen Hals rollen ſich acht bis zehn Schnuren ächter, bläulicht weißer Perlen, dazu ſchwankt auf dem feinen ſchwarzen Hute eine luftig nickende Feder. Wie paradieſiſch eine Landſchaft auch ſein mag: ihr fehlt die lebendige Seele, wenn es ihr an Menſchen gebricht, in deren Sein und Thun ſich die ſchöne Naturumgebung zurückſpiegelt. Ziemlich ungeſtört konnte ich mich an dieſem erfreulichen Wechſelverhältniß ergötzen; denn daß auch über dieſen Boden die Peſtilenz des neuen Franzoſenthums gezogen, davon zeugten nur noch einzelne Spuren. Wenn man mit den Einwohnern von dem Königthume ſpricht, womit die Franzoſen ſie beſchenkten, ſo lachen ſie und ſagen: „ein mageres Königthum hat ein fettes Großherzogthum verſchlungen. Wenn die franzöſiſche Gewalthaberei an der Regierung der Welt bleibt, ſo werden wir wahrſcheinlich noch durch verſchiedene Formen gehen müſſen. Toskana iſt in der That jetzt ſchon eine franzöſiſche Provinz mit ſpaniſchen Soldaten unter franzöſiſchen Befehlen beſetzt. Unſere männliche Jugend muß für Bonapartiſche Zwecke ihr Leben verbluten.“ — Doch ich hatte genug; ich mochte nicht tiefer eindringen in das Gewebe der Tücken und Ränke, womit die Bonapartiſche Willkür

zertretend über alles Beſtehende hinwegſchreitet. Ich wende meine Augen zu der Natur. Ueberall verlieren ſich die Blicke des Wanderers in einen unendlichen Reichthum der Landſchaft. Von den Höhen herab ſchimmern reizende Villen. Aus Olivenwäldern und fröhlichen Rebenhainen ſteigen ernſte Zypreſſen empor. An manchen Stellen ging unſer Weg durch einen Laubengang von Weinranken-Geflecht, der freilich die Ausſicht hinweg nimmt. So gelangten wir denn, immer von luftigen Kränzen umflattert, zu dem reizendſten Puncte zwiſchen Bologna und Florenz: es iſt die Villa alle tre maschere genannt. Um dieſe Stelle zu verherrlichen, ſcheint die Natur ihren höchſten Reichthum erſchöpft zu haben. Die Villa liegt am Fuße der Apenninen, die, mit Olivenpflanzungen und Weingärten bedeckt, von hier auf ſanften Halden in unabſehbarer Ferne emporſteigen zu der Höhe, wo der Horizont um dieſen Weltaltar ſeinen himmelblauen Schleier ergießt. Wir verließen den Wagen und durchwandelten die einſamen Zypreſſengänge, welche die Villa umgeben. Von dieſem Puncte aus ſcheint die Landſchaft immer paradieſiſcher zu werden. Wohlgekleidetes Landvolk begegnete uns fröhlich ſcherzend und ſingend, und warf uns Blumen zu. Noch in den Vormittagsſtunden erreichten wir die Höhe, von wo man unten im tiefen Thale Florenz erblickt.

Wir ſtiegen aus und befanden uns in einem Olivenwalde, deſſen glänzend braune Früchte aus dem blaßgrünen Laube hervorängelten.

Da lag sie nun zu unsern Füßen, die berühmte Stadt, aber wir sahen sie nicht; sie war mit einem hellen weißen Nebel, wie mit einer Fluth überdeckt, aus welcher einzelne Thurmspitzen, wie Flaggen untergegangener Schiffe, hervorragten. Wir standen oben, gleichsam in einer Welt der Verklärung, und schauten auf die Dämmerungen des Nebelthales hinab. Gegen Mittag verflossen die Dünste, wir erreichten Florenz, und waren somit noch etwa 20 deutsche Meilen entfernt von der ewigen Stadt.

Ende des ersten Bandes.

C. A. Tiedge's

Leben

und

poetiſcher Nachlaß.

Herausgegeben von

Dr. Karl Falkenſtein,
Königl. Sächſ. Hofrath und Ober-Bibliothekar.

Zweiter Band:

Tiedge's Mannes- und Greiſenalter.

Leipzig,
Verlag und Druck von B. G. Teubner.
1841.

Leben

Christoph August Tiedge's.

Zweiter Band.

Tiedge in Rom.

Im December 1804.

In Florenz verweilte die Reisegesellschaft zehn Tage. Tiedge wurde von einem Fieber befallen, welches ihn von allen Genüssen der florentinischen Kunst und Natur ausschloß. Dafür hatte seine edle Freundin desto ausführlicher die Anschauungen, welche sie in dieser berühmten Stadt eingesammelt, in ihre geistreichen Reisebemerkungen niedergelegt. Tiedge beschäftigte sich mit seinem Reiseberichte, von welchem er seinen Freunden in Berlin, Halle und Dresden, Bruchstücke zusandte, die zum Theil ohne sein Wissen in Zeitschriften abgedruckt wurden.

Den 30. November 1804 verließen die Reisenden das liebliche Florenz. — Noch immer, fährt Tiedge in seinem Reiseberichte fort, umgiebt ein blühendes Leben der Menschen und der Natur unsern Weg. Nur in Stagia, dem ersten Städtchen, das wir berührten, fanden

wir die Einwohner auf den Straßen verſammelt, ſie trugen auf ihren Geſichtern das Schrecken der verfloſſenen Nacht, welche ſie durch ein ſtarkes Erdbeben aus dem Schlafe gerüttelt hatte; ſie traten zu unſerm Wagen und erzählten mit italieniſcher ſchreiender Lebhaftigkeit den Jammer der Nacht, daß die Thürme wie die Menſchen gezittert und die Glocken von ſelber geläutet hätten. Auf dem halben Wege von Staglia nach Siena kamen wir an einer alten, ganz mit Epheu umſtrickten Burgruine vorüber. Dieſe düſtre Schattengeſtalt aus dem Gibellinenkriege ſticht gegen das Jugendleben der Natur umher wunderbar anziehend ab.

Hocherfreulich aber war mir der Anblick von Siena, einer trefflich gebauten, freundlichen Stadt von ſechzehntauſend Einwohnern. Ihr Umfang und die Menge Kirchen und Klöſter deuten auf eine ehemalige weit größere Bevölkerung hin.

Die Stadt enthält nämlich in einem Umfange von mehr als einer deutſchen Meile 65 Kirchen, und zählt nicht weniger als 34 männliche und weibliche Klöſter. Unter den Heerſchaaren der Heiligen wird in Siena mit einem ausgezeichneten Altardienſte die heilige Catharina verehrt, die mit dem Heiland in einem unmittelbaren Briefwechſel geſtanden. Die Briefe des Erlöſers ſind von der ſündigen Erde verſchwunden: ſie müſſen alſo, da ſie verſchwinden konnten, vorhanden geweſen ſein.

Den zweiten Tag nach unſerer Abreiſe von Siena, begegnete uns das Gerücht von der Reiſe des Papſtes

nach Paris. Wechsel der Zeiten! Sonst mußten die höchsten Fürsten der Welt nach Rom wandern, um aus den Händen des Papstes ihre Kronenweihe zu holen: jetzt ist der Dreifachgekrönte gezwungen nach Paris zu wandern, um dem übermüthigen Sohne des Glücks die Weihe der Krönung zu bringen. Das Gefolge des heiligen Vaters nöthigte uns unser Nachtlager in Ricorst zu nehmen, wo wir Mittags schon ankamen. Wir machten daher in dieser höchst romantischen Gegend eine Wanderung nach San-Filippo, einer merkwürdigen, schwefelhaltigen, warmen Quelle. Wir kamen zu ihr durch einen Kastanienwald. Ein dunkles Himmelblau leuchtete warm durch die Bäume; aber welch ein Anblick! Der Boden und die Bäume waren wie mit Reif bestreut, wogegen der mit grünen und gelbrothen Kränzen dazwischen thronende sommerliche Herbst wunderbar abstach. Wir hörten fernes Geräusch, das, während wir gingen, stärker und stärker wurde: es war wie das Rufen eines verborgenen Zaubers, der auf brausendem Wasser fährt. Endlich erblickten wir den schönsten Wasserfall, der, wie ein Verfolgter auf der Flucht, über eine Felsenwand springt, und die Luft mit Schwefeldunst erfüllt, dessen Niederschlag die Pflanzen mit einer weißen Rinde, wie mit Schnee, überzieht, und der Gegend mitten in dem frischgrünenden Herbste ein winterliches Ansehen giebt. Die Gegend umher leblos und stumm; nur das Geräusch des Quells tönt durch die Stille. Wir kehrten entzückt zu unserm be-

ſchränkten Nachtlager zurück. Der Abend war ſanft, die Nacht kam ſtill und friſch über die Apenninen. Einzelne Laute der unter freiem Himmel ausruhenden Heerden, welche wie ein arkadiſches Leben Italien durchwandern, klangen durch die Stille der mondhellen Nacht. Den folgenden Tag ging unſer Weg über Radicofani durch eine lange Wüſte, welche die Nähe des Kirchenſtaates ankündigt; dieſe ganze Strecke erſcheint wie ein von Gigantenzügen niedergetretenes Gebirge. Ein Punkt erinnert noch an toskaniſchen Reichthum. Es iſt die Höhe von Aquapendente, ſo genannt von einem Waſſerfalle, der an einer ſchroffen Felſenwand hängt wie ein in die Luft hinwallender Silbermantel, den die Natur auf dieſem Thronſitze um ſich geworfen. Von dieſen Höhen ſenkt ſich der Blick zum letzten Male in den toskaniſchen Frucht- und Luſtgarten hinab. Alles iſt anders, wenn man nach Rom hin die toskaniſchen Grenzen überſchreitet: die Menſchen träg, bettelhaft, ſchmutzig; die Natur wüſt, leblos und gefährlich durch die an ſehr vielen Stellen herrſchende aria cattiva. Wir kamen an einer in Trümmern liegenden Stadt vorüber. Es war der ehemalige päpſtliche Grenzort Lorenzo. Die böſe Luft, welche beinahe peſtartig die Einwohner hinweggerafft hatte, veranlaßte den vorigen Papſt Pius VI., die alte Stadt einreißen, und auf einer Anhöhe das Städtchen Lorenzino erbauen zu laſſen, wo die Luft geſünder iſt. Der Ort liegt an dem See Bolſena, der mit Kaſtanienbäumen umgeben der öden todten Gegend

einen ſtummen Reiz verleiht. In dem See liegen ein Paar Inſeln, von denen die eine arkadiſch bebaut iſt. In dieſer Wüſte, von der uns der Vetturino grauſe Mordgeſchichten erzählte, kamen wir durch Monteſiascone und Viterbo. In dem letztern Orte wird eine heilige „Roſa" verehrt, von der man uns erzählte, daß ſie, als der Papſt bei ſeiner Durchreiſe ſie beſuchte, die Arme nach ihm ausgeſtreckt habe. Für uns rührte ſie ſich nicht. Montroſi war unſer letztes Nachtlager, das ſchlechteſte auf der ganzen Reiſe; ſchmutzige Weinflaſchen mußten zu Leuchtern dienen, weil die Signori Soldatini des heiligen Vaters, der die Nacht vorher hierdurch gekommen war, die Leuchter geſtohlen hatten. Bald hinter Montroſi öffnete ſich die Ausſicht nach der merkwürdigen Stadt, die Jahrhunderte hindurch die Welt beherrſchte. Ich kann die Empfindung nicht ſchildern, die mich durchzitterte, als der Vetturino mir zurief: la cupola di S. Pietro! Wie dämmernde Schatten zeichneten ſich in der Ferne am dunkelblauen Abendhimmel die Umriſſe der Peterskuppel, und zeigten den Raum der ewigen Stadt, die neue Tempel und alte Sünden trägt, und nun wie eine große von der wegräumenden Zeit vergeſſene Trümmer da liegt, auf daß ſie ein unvergängliches Zeichen des Fluches ſei, den über Tyrannenfrevel das Schickſal dort ausſprach. Mit klopfendem Herzen rollte unſer Wagen dahin über den Boden, auf dem das laute Leben verſtummte, das vormals aus allen Gegenden des Erdbodens wiederhallte. Aufgeregt wie noch

nie, blickte ich in der weiten Gegend umher. Rechts zieht das Gebirge ſich hin, über welches die Sabiner ihre Weiber brachten, auf daß die Römer ſie rauben konnten. Vor unſerm Wege links erhebt ſich der alte Soracte, den Horaz in ſeiner winterlichen Schneekrone mit kaltem Schauer ſah. In einem fernen Thale liegt in ſchöner Hügelumgebung Frascati, und in derſelben Richtung weiterhin ergießt Tivoli, das alte Tibur, ſeine Kaskaden. Mit trunkenen Blicken ſah ich hinüber. „Ja!“ rief ich, „da drüben rauſcht der Hain, den Horazens Töne beſeelten; dort tanzte der blandusiſche Quell nach lyriſchen Rhythmen; dort träumte der Venuſiner ſeine ſeligen Muſenträume, über die Nachtigallen und Tauben hinflatterten.“ Mit der ſanften Muſenfreundin, an deren Seite ich ſaß, feierte ich meinen Einzug in Rom mit Geſprächen von der Heroenzeit der Römer. Sie ſtellte Vergleichungen an zwiſchen jenen alten und unſern allerneuſten Helden. „Die Franzoſen“ ſagte ſie, „gefallen ſich offenbar in Nachahmungen der alten Römer.“ „So iſt es,“ ſagte ich. „Bis zum Adler, der bekanntlich ein Raubthier iſt, haben es die Nachahmer auch wirklich ſchon gebracht.“ So ging es die Flaminiſche Straße entlang, die durch ihren Namen den hohen Römer verewigt, der im Kampfe gegen die Carthager fiel, hinab über die Milviſche Brücke (ponte molle) zur ewigen Stadt. Da ſah ich nun unter mir hinſchweben den Strom, der im Gefolge der Römergeſchichte eine ſo große Berühmtheit erhalten hat. In der Vorſtadt von Rom links und

rechts grauet in Trümmern die Erinnerung der alten Zeit. Zerbrochene Säulen dienen zu Sitzen vor den Hütten der Armuth. Alte Basreliefs schauen aus neuen Mauern hervor. Durch die Porta del Popolo kamen wir auf den Platz gleiches Namens, wo uns sogleich die ägyptische Granitsäule in die Augen fiel, die Papst Clemens XIII. aufstellen ließ. In dem Wirthshause, wo wir abstiegen, blieben wir nur einige Tage und wohnen jetzt auf dem spanischen Platze.

Tiedge's Schilderung von Rom.

Der Spanische Platz. — Der Pincische Berg.

Die Reiseberichte, welche unser Dichter von Zeit zu Zeit seinen Freunden zusandte, hatten keineswegs die Absicht, eine vollständige Reisebeschreibung zu liefern; sie wollten vielmehr blos Mittheilungen sein, worin die Freunde einzelne Nachrichten finden sollten von der Art und Weise, wie sich in seinem innern Leben die neue Welt abspiegelte, die sich besonders in Rom vor ihm aufthat. Da nun solche Mittheilungen, aus frischen Eindrücken geschöpft, lebhaftere Darstellungen enthalten, als die späteren Nachgefühle zu geben vermögen: so dürfte es nicht unzweckmäßig sein, in dieser biographischen Schrift jene Berichte die Stelle des Erzählers vertreten zu lassen. Sie beginnen mit des Verfassers nächster Umgebung, mit dem spanischen Platze.

Nicht zu den angenehmsten Ueberraschungen gehört der Eindruck, den der spanische Platz auf mich machte. Das Ostgenannte, dessen Name aus der Ferne zu uns

kommt, nimmt unvermerkt und oft sehr unbefugterweise etwas Feierliches an, einen Scheincharacter von Berühmtheit und Größe, wie sich solches an den gangbarsten und genanntesten Zeitungsherrlichkeiten täglich offenbart. Der genannteste unter den römischen Plätzen ist freilich der Spanische, denn fast alle Fremden wohnen in seinem Umkreise; gleichwohl ist er einer der unansehnlichsten und zugleich der unreinlichsten in moralischer und physischer Hinsicht. Bettler in den ekelhaftesten Gestalten umwimmeln ihn; Mörder und was sonst einer schläfrigen Aufmerksamkeit der Gesetze bedarf, findet hier ein Asyl. Seinen Namen hat er von dem Palaste des spanischen Gesandten; diesem steht die Rechtspflege und Polizei über diesen Platz zu, und darum ist er ohne beides.

Die Zufluchtsörter, die sonst Klöster und Kirchen gewährten, hat der jetzige Papst aufgehoben; nur die Wohnungen der Kardinäle haben dieses Vorrecht festgehalten. Auch bilden die Häuser der Gesandtschaften fremder Mächte solche unabhängige Bezirke. Sonst streckte der heilige Vater seine machthabenden Arme in alle Länder der Welt aus; jetzt ist dies Verhältniß umgekehrt; daher entstanden nun die nicht ohne Eifersucht sich durchkreuzenden Gerechtsame und entwickelten jenes römische Protektionssystem, welches die eigentliche Protektion der Gesetze so sehr entkräftet. Der spanische Platz ist ein Theil des berühmten ehemaligen Marsfeldes, welches jetzt tief unter der modernen Roma begraben liegt.

Das Marsfeld — dieser Name, der bald mit Bewunderung und bald mit Abscheu das junge Gemüth einst erfüllte, behauptet auch gegen die spätern Jahre eine gewisse romantische Wirkung, von welcher die feierlichen Ideen eines alten Heldenthums nicht mehr zu trennen sind, in deren Folge jener Name sich der jugendlichen Phantasie einmal bemächtigte. Allerdings treten an diesem Heldenthume Puncte von Hoheit hervor, die verführerisch glänzen und unwiderstehlich begeistern: mit einer solchen Art von Begeisterung bewandert diesen Raum der Fremdling, der die Nachklänge des Alterthums vernahm, und sucht die Stellen zu errathen, an denen die Feier irgend eines großen Gedächtnisses haftet, oder wo das Schicksal irgend eine seiner merkwürdigsten Wendungen bezeichnete. Aber vernichtet oder in Trümmern umhergestreut sind die Denkmale dieses Raumes, der dem rohen Gotte der wilden Kraft gewidmet war. Die Götterwohnungen sind verschwunden; der alte Janus hat seine Stelle verlassen. Die geheimnißvolle Isis, die westlich am Ufer der Tiber ihre Mysterien verhüllte, ist entwichen. Der Armuth anheimgefallen ist der reiche Bezirk, aus welchem große Tugenden und ungeheure Frevel hervorgingen. Bettler sind immer die letzten Erben des Uebermuthes, der seinen Kreislauf vollendet.

Bettler sonnen sich jetzt auf dem Platze, wo Domitian auf einem künstlichen See, zwischen dem Monte Pincio und der Tiber, die grausamsten Seegefechte nachahmen ließ. Die erzürnten Wassergötter haben sich davon

gemacht, bis auf eine verſpätete Nymphe, die, ſeltſam genug, ihren dreifachen Waſſerſtrahl aus einer Barke emporwirft, wo ſie ſich eingeſchifft zu haben ſcheint, um jenen Entflohenen nachzuſegeln. Der Raum umher hat nur zwei Gebäude, welche Aufmerkſamkeit erregen, das eine iſt der Pallaſt des ſpaniſchen Geſandten, eine Architectur von ernſtem finſtern Character; das andere die ſogenannte Propaganda, in welcher ehemals junge Leute aus allen Nationen für die katholiſche Religion erzogen wurden. Die bekannten Ereigniſſe der Revolution, die ſich über Rom hinwälzte, haben die Zöglinge verjagt; die berühmte, faſt alle lebende Sprachen umfaſſende Buchdruckerei iſt zerſtreut *), die Säle ſind öde. Unter andern wohlthätigen Verfügungen, die unter den Schutz des Heiligthums gegeben waren, hatte — laut einer wortreichen Inſchrift — ein gewiſſer Cardinal eine Art von Roſenfeſt geſtiftet, eine Verordnung, aus welcher jungen liebenswürdigen Mädchen von unbeſcholtenen Sitten, wenn ſie heiratheten, eine gewiſſe Ausſteuer gereicht wurde. Die Bedingungen, an welche der Anſpruch auf dieſen Preis ſich knüpfte, waren Unſchuld und Schönheit. Der hohe Prälat wollte wenigſtens im Tode ein rettender Schutzgeiſt der Unſchuld ſein, welcher die verrätheriſche Gabe der Schönheit zu Theil wurde.

---

*) Man erinnere ſich, daß der Selbſtbiograph im December 1804 ſchreibt. A. d. H.

Mit den Revolutionsstürmen sind die sämmtlichen Kräfte der Propaganda gen Westen geflogen, und die römischen Rosenmädchen müssen nun schon ohne jene Krone ihre Siegesfeste feiern. Aus der innern Zerstörung der Propaganda kehre ich zu dem spanischen Platze zurück.

Eine wahrhaft große Zierde dieses Raumes ist die Treppe, die auf den Monte Pincio zu der Klosterkirche della Trinità de' monti hinaufsteigt. Ihr Anblick ist von solcher Wirkung, daß man kaum die geschweiften Absätze wahrnimmt, durch welche sich ihr kühner Aufschwung unterbrechen lassen muß; von ihr erst erhält die Kirche droben die Kraft jenes mächtigen Eindruckes, womit sie den untenstehenden Wanderer ergreift und zu sich hinaufzieht. Würdiger, feierlicher erhebt sich kein Altar der Gottheit. Ich schreite hinauf zu der geheiligten Stätte. Auf der weithin herrschenden Terrasse athme ich geistige, stärkende Aetherluft ein. Aber die Kirche, die so majestätisch auf dieser Höhe zu thronen scheint, da steht sie mit eingeschlagenen Fenstern, wie ein hohläugiges Todtengerippe. Die Franzosen haben sie sammt dem Kloster zerstört.

Aber unversehrt richtet sich hier auf dem Gange, der über den Gipfel des Berges führt, die Erinnerung eines uralten Lebens auf, ein Obelisk von orientalischem Granit. Losgerissen von den Gebräuchen eines alten Glaubens hat er das Symbol eines neuen aufnehmen müssen; aber der hohe Fremdling von Heliopolis

erhebt ſeine Stirn gegen die Sonne, zu der ſeine hieroglyphiſchen Hymnen ſprechen, die er geheimnißvoll ſeinen Bekehrern verſchweigt. Jahrtauſende voll Verwandlungen und Umwälzungen ſind an ihm vorübergezogen, doch er ſetzt im Angeſicht des ewigen Himmels ſeinen ſtillen Gottesdienſt fort. Hier iſt er, obgleich ohne alle Beziehung, die erhabenſte Zierde des hohen Ganges, der durch himmliſche Lüfte wandelt.

Von dieſer unbeſchreiblich reizenden Höhe überblickt man am vollſtändigſten die Stadt, wie ſie mit der abgeſtorbenen ſtolzen Miene der alten Hoheit in der neuen Verſunkenheit daliegt, mitten unter Ruinen die große Ruine des mächtigſten Räuberſtaats, der jemals die Erde belaſtete, der weder für ſich ſelber ein wahres ſtaatsbürgerliches Heil errang, noch andern Völkern zubrachte, die er mit Krieg überzog. Reichlich aufgegangen iſt der Same der Selbſtvernichtung, den die ſiegende Roma unter ihren glänzenden Trophäen mit heimbrachte; im Schooße des Friedens, den ſie früher mit dem Schwerte zerſtörte, dann ſpäter mit angeblich ſegnenden Händen aus der Welt ſtieß, liegt ſie nun da, die wunderbare Stadt, die nicht untergehen, die ſelbſt in den Formen und in dem Geiſte ihres Götterdienſtes nicht erlöſchen konnte. Durch jene chriſtlichen Hallen wandelt unverholen der Schatten des Heidenthums, der ſeinen Geiſt dem Weſen des römiſchen Chriſtenthums einhaucht. Dort in der Nähe der Peterskirche ſehe ich den kleinen Tempel, wo die Fiebergöttin (Maria della febbre) den

Fiebergott (deus febris) austrieb und einzog. Nur Eine chriſtliche Tugend, die ſchon im Heidenthume wohnte, wies das römiſche Chriſtenthum zurück: es iſt die Duldung, die Gott anbetend jede andere Form der Gottanbetung neben ſich duldet. Die alten Römer nahmen unter ihre Landesgötter alle Gottheiten der Völker auf, welche ſie beſiegt und ihrem Staate einverleibt hatten.

Die römiſche Kirche hingegen verſtößt und belegt mit einem Fluche ſelbſt den chriſtlichen Glauben, wenn er nicht römiſch-chriſtlich iſt. Und ſo unduldſam gegen Alles, was außerhalb ihrer Zwanggrenze liegt, ſchreitet gleichwohl die allein Seligmachende im abgetragenen nur neu aufgeſtutzten Kleide des alten Heidenthums einher. Wenn der Wanderer unter den benutzten und nicht benutzten Ruinen umher ſchaut, ſo iſt es, als ob ihm die alte Roma ihre Trauergeſchichte erzähle durch ſtille melancholiſche Worte; denn nirgend ſchattet die Vergangenheit ſo grell in die Gegenwart herein als hier. Rom, vormals ein weit hinleuchtender Vulkan, der ſeine Alles vor ſich niederwerfenden Lavaſtröme kriegeriſcher Züge mit unerſättlichem Stolze über die ganze Welt hingoß: er iſt ausgebrannt, — pilgernde Fremdlinge wandern zu ſeinem verſtummten Krater! Wie Seufzer, die aus der Vergangenheit herüberklagen, zirpen einſame Grillen auf den ausgeſtorbenen Fluren. Welch' ein Wechſel der Dinge! Da ſtehen die ſieben Hügel, vormals die Beherrſcher der Welt! ſie ſind Mönche geworden, und ihre Siegeshymnen haben ſich verwandelt in unharmoniſchen

Kloſtergeſang. Von ihnen ging Zerſtörung aus, zu ihnen kehrte ſie zurück. Hier, wo das übermüthigſte Volksleben durcheinander wogte, ſchleicht die Auszehrung des Mönchthums umher. Nichts iſt mehr, was es war. Nur ſie, die freundliche Sonne, die Licht- und Lebensquelle der Schöpfung, wendet unwandelbar ihr ewig junges Angeſicht den vergänglichen Schöpfungen der Menſchen zu. Die Vergangenheit iſt für ſie ein Geſtern, die Gegenwart ein Heute. Geſtern ſtrahlte ſie eben ſo viel heidniſche Tempel an, als heute chriſtliche Kuppeln und Thürme. Rom iſt die Kirchenſtadt des Kirchenſtaats. —

Kontraſte. — Villa Medici.

Dieſe Kirchen, dieſe Paläſte, dieſe Kloſtergärten, alle dieſe glänzenden oder ſanften Stellen, verbinden ſich in der Seele zur Einheit eines großen Gemäldes; aber ſchneidende Gegenſätze von Elend und Pracht, Armuth und Fülle, werfen ſtörende Flecken darauf. Hier ganz in meiner Nähe, wo dieſe Höhe ſüdlich abwärts zu der Stadt hin in zwei Straßen ausläuft, ſchließen ſich an die Kirche Hütten voll Armuth und Schmutz; dennoch zeigen dieſe Hütten eine gefällige, edle, zuweilen üppige Architectur, die von ehemaligem Wohlſtande zeugt. An dem Hauſe, neben welchem ſich dieſer Hochweg in die zwei Straßen Strada felice und Strada gregoriana zer-

ſpaltet, tritt ein überaus freundlicher Balkon hervor, ruhend auf einer niedlichen Colonnade, die freilich den Schmutz der Bewohner und deren Vernachläſſigung theilen muß.

Ich wende mich oſtwärts. Dort auf der Höhe thront die Villa Medici mit ihren beiden weißen Thürmen, die ihr mehr das Anſehen eines reichen Kloſters, als die Majeſtät eines königlichen Prachtgebäudes geben. Die Sonne blendet und brennt. Aber am Ende des Schattenganges vor dem Hauptthore, das zur Villa führt, lockt eine ſanfte Dryade den einſamen Wanderer in ihre ſüße Kühlung.

Immergrüne Steineichen weben über dieſen ſtillen Vorplatz mit ihrem dunkeln Laube einen dichten Schatten. Aus den Zweigen ſpricht die heimliche Hamadryade zu der holden Nymphe, die unter der ſanften Beſchattung ihren Waſſerſtrahl ergießt. Man tritt in das heilige Dunkel. Ein friſcher Morgenwind, der durch die Haine der Villa fuhr, überſchüttet mit einer Fülle von Wohlgerüchen dieſe Stille. — Ausgeruht und geſtärkt durch die grüne Beſchattung, trete ich in die Villa. Einige Stufen aufwärts führen zu einer Halle, wo Säulen von Marmor und Granit mehre ſchöne Portale bilden. An der Außenſeite der Halle, über den Portalen, ſind antike Basreliefs angebracht: zwei Wanderer ruhen unter einem Baume; Diana ſchreitet mit ihrem nächtlichen Gefolge durch den Wald u. ſ. w. Der Garten ſelbſt, der den Umkreis von dritthalb Stunden

ausfüllt, bietet eine unendliche Mannigfaltigkeit von Anlagen dar, die eine ansehnliche Bevölkerung von Göttergestalten belebt. Man weiß nicht, wohin man zuerst sich wenden soll. Führe mich denn ein Lorbeergang dem nördlichen Ende des Gartens zu. Ein steter Wechsel von waldichter Wildniß und zierlichem Gartenschmuck, von offenen Plätzen und geheimnißvollen Wegen, die zu Ueberraschungen führen, erhält die Aufmerksamkeit in fortwährender Spannung. Am mächtigsten überraschen die Einschnitte an den wirkungsreichsten Stellen der hohen Lorbeerwände; jeder stellt ein Landschaftsgemälde dar, wo die Wirklichkeit zur Täuschung und die Täuschung zur Wirklichkeit wird. Lange heftet man aus der Ferne den Blick auf ein solches Gemälde und ist betroffen, endlich in der Nähe die Natur selbst zu sehen. Ein anderer Weg als der, den ich kam, führt mich zu neuen Ueberraschungen. Er senkt sich bald in ein reiches Blumenthal hinab, bald schwingt er sich, überschattet von bacchischen Thyrsusstäben, über einen luftigen Rebenhügel hinweg; dann windet er sich durch einen kleinen Limonenwald, und endlich stehe ich wieder vor dem Portale der Halle, von welcher ich ausging. Ich durchwandere nun die Säle, wo die höhern Muster der Bildnerei aufgestellt sind. Ein sterbender Fechter, welch' ein erschütternder Anblick! Es ist, als hörte man die Seufzer des versinkenden Lebens. Aber im höchsten Triumph männlicher Schönheit prangt hier im Gipsabguß ein Apoll, wovon das Original sammt der hochbe-

rühmten Gruppe der Niobe nach Florenz gewandert iſt. Dann entzückten mich noch die allerliebſten Basreliefs an einigen antiken Altären und an einer großen ſchönen Vaſe. Dort Bacchantinnentanz, leichte, fröhliche Freude; hier der höchſte Ernſt einer tragiſchen Weihe, die Aufopferung Iphigeniens darſtellend. Das blühende Jugendgeſicht der hohen Königstochter ſpricht Ergebung aus. Die Vollendung des entſetzlichen Verhängniſſes erwartend ſitzt ſie in einer edlen Stellung an dem eigenen Opferaltare.

Die Villa Medici. — Ausſicht auf Rom.

Dieſe Villa iſt die einzige, welche innerhalb der Stadtmauer liegt, die Aurelian aufführen und über dieſen Berg — damals ſchon von den Beſitzungen einer patriciſchen Familie Pincii, der Pinciſche genannt — ausdehnen ließ.

Hier ſteigt das Gemüth ſo gern zu der Schattenwelt des Alterthums hinab. Urſprünglich als die Römer in Lehmhütten wohnten, und vor thönernen Götterbildern beteten, als Curius die Samnitiſchen Friedensgeſandten bei einem Rübengerichte, das er ſelbſt zubereitete, annahm und ihre Geſchenke zurückwies, da waren dieſe Anhöhen mit Gemüſegärten bedeckt. Späterhin erſtreckten ſich bis hierher die Gärten des durch ſeinen Cäſar ſo ſehr bereicherten Salluſtius. Verſchiedene

Tempel und ein Porticus von tauſend Säulen prangten in dieſen Gärten; ſie umfaßten einen ungeheuren Raum, in dem ſich jetzt mehre neue Beſitzungen theilen. Zur Zeit der despotiſchen Gewalt fielen dieſe Gärten dem räuberiſchen Fiscus anheim; die Aſche des Wüthrichs Nero wurde auf dieſer Höhe, vermuthlich da, wo das Gebäude der gegenwärtigen Villa ſteht, beigeſetzt. Das Grab des unerſättlichen Tyrannen iſt verſchwunden, eine gräßliche Unſterblichkeit hält ſein Andenken feſt. Aber ich wende mich zu dem Belvedere, welches die Gallerien verheißen, ſo die Thürme des Hauptgebäudes umgeben. Da nun entfaltet ſich vor meinen Blicken die Stadt der ſieben Hügel ſammt ihren Umgebungen von allen Seiten. Dort weſtlich erblicke ich merkwürdige Puncte. Die Denkſäule Mark Aurels, die Rotunde oder das Pantheon; und jenſeit der Tiber tritt herrſchend die Peterskuppel hervor, die neben ſich alles Große verkleinert und alles Hohe darniederdrückt. Darüber hinaus ſchließt ſich von Norden der Vaticaniſche Hügel dem alten Janiculus an, welche beide, ſo wie auch der Pincio, urſprünglich zur Stadt nicht gehörten. Aber die Menſchen, die dort unten niſten in den berühmten Trümmern, haben von ihren frühern Vorfahren nicht die einfache Sitte, nicht die Kraft geerbt; von den ſpätern blieb ihnen der Aberglaube zurück und der Müßiggang. Müßig erſcheint hier ſelbſt die Natur. Mein Gedanke durchirrt jene lebloſe Wüſte, in der wie ein Oaſe die Ruinenſtadt liegt. Dort trugen ergiebige Waſſerleitungen die entfernteſten

Quellen zur Stadt, von denen jetzt noch drei im Gange sind. Nördlich kommt von den Höhen zwischen Tibur und Präneste die jungfräuliche Nymphe aqua virgo, welche Augustus Schwiegersohn Agrippa zur Stadt führen ließ. Festlich, als eilte sie zur Weihe der alten römischen Hausgötter, wandelt sie auf den Wölbungen prächtiger Bogen, tritt nahe am Pincischen, jetzt verschlossenen Thore in die Stadt, rauscht unter mir durch die unterirdischen Säle der Villa und ergießt ihre Urnen umher. Ueberhaupt erscheinen Wasser- und Feuerwerke hier in ihrer höchsten Vollendung.

Ich werfe noch einen Blick der Betrachtung auf die merkwürdige Stadt, welcher das Schicksal zweimal die Herrschaft der Welt verlieh und entriß, wie sie nun kraftlos an ihre Hügel sich lehnt und von dem immer mehr und mehr verkümmerten Almosen ihrer letzten Verhängnisse lebt.

Ende Decembers 1804.

Wir erfreuen uns hier noch der heitersten Tage. Eine unaussprechliche Milde quillt wie ein frischer Lebenshauch aus dem dunkelblauen Himmel herab; die herbstliche Flora, ein reiches Füllhorn ergießend, ist durch die römische Wüste gezogen. Nicht nur zwischen den bemooften Ruinen der römischen Flur, sondern auf den Dächern sogar tritt eine frische Pflanzenwelt auf. Es ist, als habe der Frühling den zweiten Act, oder

die Fortsetzung seines durch den voreiligen Sommer unterbrochenen Opferfestes in diese Tage verlegt. Der Herbst ist die eigentliche Wonnezeit der Römer. Das reinste gesundeste Leben rinnt ihnen jetzt in allen Quellen und duftet ihnen aus Blumen, Citronenblüthen und Myrten entgegen. Die Blumengöttin und der Weingott, die bei uns so weit auseinander stehen, verbinden sich zu dem süßesten Verein, um zu bereichern und zu verherrlichen diese Festtage der römischen Welt. Die gemäßigten Ost- und Nordwinde haben die Atmosphäre abgekühlt, aus der Apoll in den heißen Julius- und Augustmonaten häufig tödtende Pfeile herabsendet. Der erste Herbstregen löscht die heimlichen Flammen aus; Gesundheit athmen nun die durch böse Luft berüchtigten Stellen, zu denen das vaticanische Thal gehört, welches schon Tacitus crebris febribus famosum nennt. Jetzt ist die Zeit der Gewitter, die mit heftigen Regenschauern herabstürzen, Fruchtbarkeit über den dürren Boden ausströmen und eine anhaltende Morgenfrische herbeiführen, aus welcher noch die heiße Mittagsstunde Kühlungen schöpft. Wohin das Auge sich wendet: überall kommen ihm reizende Einladungen entgegen zu Genüssen in der offenen Natur. Die ewig heitern und muntern Najaden, die mit ihren lieblichen Wasserspielen die öffentlichen Plätze beleben, scheinen fröhlicher zu scherzen. Ich folge den süßen Lockungen und schreite gestärkt und selig über den vaticanischen Hügel zu dem alten Janiculus, dem höchsten unter den römischen Bergen hinauf, den

man montorio nennt. Welche Ruhe, welche süße Einsamkeit empfing mich da droben! Da erholte ich mich von der Anstrengung, die das Aufsteigen kostet. Erquickende Kühlung wehte mich an. Klar und rein die Luft, die mit dem Rebenlaube spielt, Heiterkeit über die finstern Cypressen ergießt und sich, als wäre sie trunken vom dem Dufte der Citronenblüthe, auf dem Pinienhain wiegt, der aus der Villa dort aufsteigt und mit seinen aneinander geschmiegten flachen Gipfeln eine schwebende Wiese bildet, die Zoëga das Bett der Diana nennt. Ich verlasse meine Ruhestatt und schreite hoch durch den Aether, wie ein Seliger, der tief unter sich das Treiben der Welt sieht. Es sind zwei Höhenpuncte, von wo aus sich das neue Rom und die trümmervolle Mahlstätte des alten am vollständigsten überschauen läßt: es ist der Pincio und der noch höhere Janiculus; anziehender und reizender als jener, ist dieser. Schon die tiefe Einsamkeit, die erhabene Stille, die hier waltet, heiliget und weihet diese Höhe zu einer Friedensstätte dem fühlenden Denker, der es liebt, zurück zu schauen in die Urgeschichte der Menschheit; und dann diese Urgeschichte selbst, die in einem dämmernden Sagenkreise den Janiculus umschwebt, giebt eine hervortretende Bedeutsamkeit seinen Höhen. Von hier aus läßt die Fabel den heiligen Janus in Gemeinschaft mit dem Saturn das goldene Zeitalter regieren. Anmuthig schimmert aus diesem Nebelduft der fabelhaften Ferne die Erzählung von dem Beginne der Menschheit hervor,

wie ſie noch in hirtlicher Einfalt und kindlicher Unſchuld im ſeligen Schooße der Ruhe von den ſüßen Früchten des Friedens lebt. So hat jedes Volk, wie jeder Menſch und die geſammte Menſchheit ſelbſt, ein verlornes kindliches Paradies zu beklagen. Welche Bewandtniß nun es auch haben mag mit der Quelle ſolcher Sagen von einem goldenen Zeitalter, die über den ganzen Erdboden wandeln: ſo leuchtet aus ihnen immer die Ahnung eines Paradieſes hervor, die in jeder Menſchenbruſt wohnt.

Aber die römiſchen Saturnalien, die in ſpätern Erinnerungsfeſten nachgeſpielt wurden, nahten ſich ihrem Ende: das Verderben war geboren. Das Volk brauchte Geſetze; Numa gab ſie; der friedſame König Tullus Hoſtilius hielt die Verfaſſung zuſammen. Die allmälige Ausbreitung des kleinen Staates brachte ihn in die Nähe und folglich in Zuſammenſtoß mit andern Völkern. Nachbarſchaft iſt die Mutter der Feindſchaft. Die erſten Siege, welche die römiſchen Schaaren erfochten, weckten in ihnen die Kampfluſt und dieſe erzeugte den Rieſen des Heldenthums, der gewaltig zertretend, zermalmend die Länder durchzog. Am lebendigſten und trotzigſten erſcheint dieſe Rieſengeſtalt in der Sage von dem Horatius Cocles, der mit Aufopferungsentſchlüſſen die Hetruskerſchaaren des Porſenna von der Brücke zwiſchen dem Janiculus und der Stadt zurückkämpfte, die Brücke abbrechen ließ, durch den Strom ſchwamm, die ihm nachgeſendeten hetruriſchen Pfeile und Lanzen mit

dem Schilde auffing und triumphirend aus dem Fluße in die Umarmungen ſeiner Mitbürger ſprang.

Ein früher Glaube und ſpätere Erinnerungen weiheten demnach den Janiculus zu einer geheiligten Stätte. An dem nördlichen Abhange deſſelben, der den vaticaniſchen Hügel bildet, wurde ein Heiligthum errichtet, das Vaticanum genannt, von den Vaticinien, Orakelſprüchen, die hier ausgegeben wurden. In allen andern Tempeln wurden der Gottheit Verehrungen und Opfer dargebracht: hier wohnte ſie ſelbſt und that durch den Mund der Prieſter ihre Entſcheidungen kund. Das alte Götterhaus iſt verſchwunden, ſeine Stelle hat ein chriſtlicher Tempel erſetzt. In dieſem nun läßt ſich eine neuere prieſterliche Stimme vernehmen, die nicht minder unfehlbar, als jene alte, Gottesurtheile verkündet.

Mit ſolchen Gedanken und Träumen in das Vormals und Jetzt vertieft, ging ich meinen einſamen Weg zum Janiculus höher hinauf. Der Weg führte mich an einer zierlichen Kapelle vorüber, womit ein ſpaniſcher König die Stelle bezeichnet hat, wo Petrus angeblich den Märtyrertod erlitten haben ſoll. Nun vernahm ich ein fernes leiſes Geräuſch. Es war als ſchliefe die Natur in einer verborgenen Grotte und ſpräche in Träumen. Ich kam näher und erblickte einen vierfachen Waſſerſtrahl, der aus einer freundlichen, mit ſchönem Säulenſchmuck umgebenen Architectur hervor, in ein marmornes Becken ſpringt und das lieblichſte Waſſerſpiel in Bewegung ſetzt. Die Nymphe, welche hier ihre Urne ergießt, kommt

aus dem sabatinischen See, von wo Trajan diesen Quell zur Stadt führen, Pabst Paul V. aber aus dem Verfall herstellen ließ: daher der Name aqua Paulina. Außer den Trümmern einer von den Franzosen zerstörten Franciskanergesellschaft, ist diese Quelle das einzige Leben, welches sich in dieser lieblichen hohen Einöde bewegt. Aber der Gesichtskreis, der sich hier aufthut, ist das erhabenste Belvedere. Da sah ich sie denn wiederum in ihrem ganzen Umfange die alte Roma: da liegt sie vor mir, wie ein aufgeschlagenes Erinnerungsbuch, in welches die vorübergezogenen Jahrhunderte mit dauernden Zügen ihre Namen geschrieben. Dort tritt das allergrößte Werk der neuern Baukunst, die Peterskuppel, hervor, der Punct, der sich auf das höchste Verhältniß des Menschen bezieht, auf sein Verhältniß zu Gott. Darüber hinaus erhebt sich aus der trümmervollen römischen Wüste ein zerfallener Riesenbau, das allergrößte Werk der alten Baukunst, der Punct, der auf die tiefste Verderbtheit der menschlichen Natur hindeutet: das Coliseum. Das Ziel meiner nächsten Wanderung sei dieser Coloß.

Rom, Januar 1805.

Viel hatte ich von der Kunst der römischen Improvisatoren gehört; mich verlangte daher sehr nach einigen Proben. Und so hörte ich denn ein junges Mädchen von sechzehn Jahren, die ihre Sache recht gut

machte. Der Inhalt ihrer Verse mochten Erinnerungen aus italienischen Dichtern sein; aber die unvorbereitete Verbindung derselben verdiente doch Bewunderung. Uebungen in dieser Kunst gehören mit zu den Forderungen der Erziehung, und sind nicht nur eine beliebte Unterhaltung der höhern Stände, sondern auch das gemeine Volk liebt, mit improvisatorischen Wettkämpfen sich zu belustigen. Auch ist der Sinn für Poesie unter den verschiedenen Volksklassen durchaus allgemein. Die Tochter eines armen Maurers aus Aricia hörte ich Stanzen aus Tasso declamiren, mit einem Feuer, welches sich in ihren dunkeln Augen abspiegelte. Ihren Lieblingsdichter Metastasio wußte sie auswendig. Nur muß man sich unter dem gemeinen Volke in Rom keinen Pöbel denken, wie er sich etwa in London, Paris und andern großen Städten umhertreibt. Der römische Lastträger spricht dieselbe Sprache, die man aus dem Munde des vornehmsten Geistlichen hört. Die Sprache ist der Sittenmesser eines Volkes. Der Landschaftmaler Reinhart führte mich in eine Osteria — ein gemeines Wirthshaus. Das Lokal sah mehr einer dumpfen, dunkeln Höhle als einem häuslichen Gemach ähnlich; es hatte keine Fenster; das Licht kommt, wie die andern Gäste, zur Thüre herein. Da saßen nun an einer Tafel, die vom Eingange bis an das Ende der Höhle reichte, mehrere Schiffsleute, die sich mit improvisirten Liedern und Wechselgesängen ergötzten, welche leicht besser sein konnten, als der Wein, der sie dazu

begeiſterte. Als wir eintraten, rief der Vorſänger: „cantiamo una anacreontica!“ und begann ſogleich mit gellender Stimme ſeine Strophe; ſein Schiffs- und Muſengenoß ſang die Gegenſtrophe mit derſelben Nerven erſchütternden Kraft. Ich konnte nicht lange verweilen. Der poetiſche Lärm dieſer Muſen hatte mich ſehr betäubt, und von dem ſauern Duft ihrer Hippocrene war mir der Kopf eingenommen. Den folgenden Tag ſandte mir der Vorſänger ein von ihm verfertigtes epiſches Gedicht zu. Den wohlgebauten achtzeiligen Stanzen ſah man es an, daß der Verfaſſer ſeinen Taſſo fleißig geleſen. Der Gegenſtand der Dichtung war die Ankunft des heiligen Francesco in den Wohnungen der Seligen. Der Heilige erſcheint vor dem mit Sternen eingefaßten Strahlenthore des Himmels; die Thürflügel fahren auseinander; Petrus tritt heraus und bewillkommt den heiligen Mann mit einer tiefen Verbeugung; aber die heilige Dreifaltigkeit im höchſten Feſtſchmuck kommt dem ausgezeichneten Himmelsgaſt entgegen. Gott der Vater in hoheitvoller Würde und majeſtätiſcher Haltung neigt ein wenig das Haupt und greift mit der rechten Hand nach der Krone, als wenn er ſie abnehmen wollte, läßt ſie aber doch ſitzen. Gott der Sohn mit einer leutſeligen Freundlichkeit, die durch den Himmel leuchtet, ſenkt auf ihn ſeinen gnadenvollſten Blick. Maria gekrönt und mit dem ſchönſten Schmuck der Himmelskönigin geziert, an der Hand ihres Sohnes, wirft ihm einen Kuß zu. Endlich Gott der heilige Geiſt, von dem

der Dichter nichts weiter zu ſagen weiß, als daß er eben auch dabei war. Hinter der heiligen Dreifaltigkeit folgen die vornehmſten Herrſchaften des Himmels: die Evangeliſten und Apoſtel. Den Zug ſchließen, Triumphlieder ſingend, Schaaren von Engeln; das übrige Publicum des Himmels ſteht in Haufen zuſchauend und frohlockend umher. Chriſtus reicht dem neuen Heiligen die Hand: und ſo wird der heilige Francesco tiefer in den Himmel zu den glänzenden Sitzen der Seligen geführt. Man ſetzet ſich; die Engelchöre ſchweigen. Gott der Vater ruft einen Engel herbei, und befiehlt ihm aus der Hölle denjenigen Satan herbei zu holen, der dem würdigen Francesco auf der Erde ſo viel Böſes zugefügt. Der Engel fliegt auf und bringt den Satan zur Stelle. Dieſer erſcheint in ſeiner gräßlichen Schwanzgeſtalt. Zehn Schritte um ihn her iſt Nacht. Um ihn recht zu demüthigen, zeigt ihm Gott der Vater den neuen Heiligen in ſeiner Glorie. Das Nachtgeſicht verfinſtert ſich. Nun befiehlt Gott der Vater dem böſen Geiſte, in dem Himmel umher zu traben, und die ſämmtlichen Heiligen und Seligen zu dem Ehrenfeſte ihres angekommenen Himmelsgenoſſen einzuladen. Der Satan brummt, und geht. Poſaunenklang ſchallt durch die ſeligen Räume. Der ſchwarze Botſchafter kehrt zurück und berichtet, daß die Eingeladenen ſammt und ſonders zugeſagt haben, zu erſcheinen. Gott der Vater nickt und ſtößt mit einem Fußtritt den unſaubern Geiſt zu dem Höllenpfuhle zurück, damit er nicht länger den heitern Lichtraum mit ſeiner

finſtern Gegenwart beflecke. Nun beſchreibt unſer Dichter das Ehrenfeſt. Es beſteht in Geſängen, Chören, Poſaunengeſchmetter und Tänzen der Engel mit den Seligen. Maria beginnt mit dem neuen Himmelsgaſt den Tanz. Die heilige Dreifaltigkeit tanzt nicht mit.

Mag man über dieſe Dichterei lächeln! Aber ſo lange die Dinge in dem römiſchen Kirchenweſen ſtehen, wie ſie ſtehen, iſt ſolchen Darſtellungen nichts Abgeſchmacktes, nichts, was nicht folgerecht wäre, vorzuwerfen. Wenn es in Italien nicht an einer Leipziger Büchermeſſe fehlte, ſo würde ſich auf Rom ſchon längſt, wie auf unſer liebes Vaterland, eine poetiſche und überhaupt literariſche Sündfluth ergoſſen haben: ſo aber behelfen ſich die Römer mit einer leidlichen Ueberſchwemmung handſchriftlicher Sonette und mit dem Improviſiren. Vormals zogen Improviſatoren von Handwerk durch Italien. Noch vor wenig Jahren iſt ein ſolcher Troubadour in Rom erſchienen. Er ließ ſich nicht nur in den vornehmen Geſellſchaften hören, ſondern ſang auch dem Volke auf den öffentlichen Plätzen und in den Straßen ſeine fröhlichen und romantiſchen Lieder; ſammelte dann von den Zuſchauern ſeinen Ehrenſold in den Hut, zählte davon ſo viel zurück, als er für ſeine kleinen Bedürfniſſe für den Tag brauchte, warf den Reſt unter das Volk und ergötzte ſich an dem Getümmel, welches über das ausgeſtreute Geld herfiel. Das nenne ich mir ein lebendiges poetiſches Daſein!

Coliseum.

Unter den großen Trümmern, welche die Mahlstätte der alten Roma bezeichnen, ragt vor allen die für die römische Geschichte so merkwürdige Ruine des Coliseums hervor, merkwürdig sowohl in sittlicher als in staatsbürgerlicher Hinsicht. Auf welcher Stufe der Verderbtheit und Verworfenheit muß ein Volk stehen, welches, wie unter Titus, hundert Tage hindurch von Früh bis zum Abend da sitzen kann, um einem Schauspiele zuzusehen, in welchem, zur Ergötzung der Zuschauer, Menschen mit Menschen kämpfend einander umbringen, oder sich von wilden Thieren, wenn sie nicht erlegt wurden, zerreißen lassen mußten! Und solche Erscheinungen der gräßlichsten Barbarei sind es, die mitten in dem Glanze der höchsten Verfeinerung da stehen, — und eben dieses Volk vermaß sich, andere Völker Barbaren zu schelten! Auch in Ansehung der staatsbürgerlichen Verhältnisse ist jener Rest des Vespasianischen Amphitheaters merkwürdig, indem es überhaupt an die blutigen Circusspiele erinnert, von denen die Unruhen ausgingen, welche die Vorläufer und Vorspiele der großen Parteiungen waren, die den Fall der Republik herbeiführten. Die Ankündigung eines Fechterspiels setzte das Volk in Entzücken und Zwist. Es bilden sich Parteien für diese oder jene Fechtergattung, die nach Farben und Nationen unterschieden wird. Die Reichen und Großen der Stadt, um das Volk für ihre eigennützigen

Zwecke zu gewinnen, waren genöthigt, Circusſpiele zu geben, und zu dieſem Behuf Fechterſchaaren zu vielen Tauſenden in ihren Ergastulis zu unterhalten. In dieſen Schaaren ſtand ihnen zugleich eine bewaffnete Macht zu Gebote, mit welcher ſie ehrgeizige Abſichten gegen den Widerſpruch des bereits entkräfteten Senats durchſetzen konnten. Jene Theaterparteiungen dauerten ſpäterhin unter den Kaiſern noch fort, die Theil daran nahmen. Einen Bürger, der ſich für die thraciſchen Fechter erklärt hatte, ließ, wenn ich nicht irre, Domitian auf die Arena ſchleppen, mit dem höhniſchen Ausrufe: ein Freund der Thracier werde ſich im Kampfe verſuchen. Solche geſchichtliche Erinnerungen umgeben die Ruine des Coliſeums mit einer anziehenden, obwohl ſchauderhaften Beredtſamkeit. In geſpannter Erwartung nahe ich mich ihr. Mein Weg geht durch die heilige Straße, wo vormals der Oberprieſter und die geweihten Veſtalinnen wohnten. Jetzt nahe ich mich dem Friedenstempel, deſſen ungeheure Trümmer am Campo vaccino, dem ehemaligen Forum romanum, verwittern. Schräg in weſtſüdlicher Richtung das Forum durchſchneidend, geht der Weg durch den Triumphbogen des Titus: und da liegt ſie nun vor mir, die gewaltige Ruine. Der Boden umher iſt von den darunter liegenden Trümmern uneben. Der Raum, der eine Fülle von Gegenſtänden der höchſten Bewunderung getragen, gleicht jetzt einem ſchlechtaufgeräumten Schlachtfelde, das den Wanderer mit halbbedeckten Gebeinen anſchreckt.

Das ungeheuerſte Gerippe iſt das Coliſeum. Von der anderthalbhundert Fuß hohen Ringmauer ſteht nur noch die weſtliche Seite. Die untern Bogen zeigen, wie tief es verſchüttet iſt. Jetzt umfängt mich der einſame innere Raum. Veſpaſian begann und Titus vollendete den Bau, wo nicht nur Fechterſpiele, ſondern auch — da eine gehörige Fülle von Waſſer eingelaſſen werden konnte, eben ſo mörderiſche Nachahmungen von Seegefechten geſpielt wurden. Das durch Aquäducte herbeigeführte Waſſer in den untern Behältern diente zugleich dazu, den durch das Kampfgewühl erregten Staub niederzuſchlagen und die Arena zu befeuchten, indem es durch Seitenröhren, künſtlich emporgetrieben, in einem nebelartigen Staubregen kühlend niederſank. Schauder durchſchüttern den Fremdling, der dieſe finſtern, grün überwachſenen Hallen durchwandert, die jetzt Zufluchtsörter für Bettler ſind. Die Regierung läßt gegenwärtig die untern Räume ausgraben. Lucangeli, ein Architect von vielem Geiſt und claſſiſcher Bildung, leitet das Geſchäft. An der erhaltenen Seite ſind noch die Stellen bemerkbar, wo die Maſchinerie angebracht war, vermittelſt welcher der ungeheure Raum mit buntgeſtreifter Leinwand überſpannt wurde, die gleich einem maleriſchen Wolkenhimmel über der Verſammlung ſchwebte, um die brennenden Sonnenſtrahlen und den Regen abzuhalten. —

Ich verſetzte mich in die Zeit, als Rom von blutgierigen, tollen Cäſaren beherrſcht und zerfleiſcht wurde.

Das Marsfeld öde; dort keine Comitien mehr; die entscheidende Volksstimme ist verstummt! Vom Palatin herab erschallen die Aussprüche der Gewalt. Die Gesetze dienen dem eisernen Scepter; sie sind, wie das Volk, Unterthanen und Knechte geworden. Die entartete seelenlose Masse braucht keine Gesetze mehr, keinen Senat, nur „Schauspiele" will sie und „Brod." Der erste Tag eines Fechterspieles wird mit mehr Ungeduld erwartet, als eine Siegesbotschaft. Der Tag des Festes erscheint; von den Hügeln herab strömt das Volk dem cerulensischen Thale zu; es drängt sich durch die hohen Portale des Amphitheaters. Die oberen Sitze der Plebejer, die Kreise der Ritter füllen sich. Das verworrene Getös von mehr als achtzigtausend Menschen brauset immer betäubender durch das weite Gebäude. Endlich schreiten die gravitätischen Senatoren und die heiligen Vestalinnen daher; und schon sind die Consulen mit ihren vortretenden Lictoren herein: und nun kündet ein lautes Geräusch den sehnlich erwarteten Cäsar an. Der pomphafte Herr der Welt erscheint mit seiner demüthigen Umgebung auf der Tribune; das Volk schreiet ihm Schmeicheleien zu. Er giebt das Zeichen: es nahen sich ihm die Fechter, um vor ihm ihre Schwerter und Dolche, und was zum Kampfe gehört, in Augenschein nehmen zu lassen. Das Spiel beginnt. Ein Schwertfechterpaar macht den Anfang: der eine stürzt; er fleht um sein Leben; aber das Volk will Blut; mit Schlägen oder glühenden Blechen wird der Unglückliche zum neuen

Kampfe aufgequält, bis er todt niederfällt. Ein Netzfechter mit ſeinem Gegner erſcheint; jenem glückt es, ſeinem Widerſacher das elaſtiſche Netz über den Kopf zu werfen und ihm von unten hinauf den Todesſtoß beizubringen. Das Volk ſchreit jubelnd: getroffen! getroffen! — Ein wüthender Tiger wird in den Kampfplatz gelaſſen. Das Volk beluſtiget ſich an den Wendungen, die des Thieres Gegner macht, um der Wuth der Beſtie zu entrinnen, und ihr den Todesſtoß beizubringen; der Stoß mißlingt, das Thier zerreißt ihn. Ein Sclave ſchleppt mit einem eiſernen Haken die Leichname durch die Todtenpforte — porta libitinensis — hinweg.

Mit ſolchen Blutſpielen, welche hundert Tage dauerten, und wobei fünftauſend Thiere, Elephanten, Löwen, Tiger, getödtet und mehrere tauſend Paare von Fechtern geopfert wurden, weihte das Coliſeum Titus ein, der Sanfte, der die Freude des menſchlichen Geſchlechts hieß, der einen verlornen Tag beweinte. Jene hundert Tage voll Barbarei ſchrieb er demnach in die Rechnung des Gewinnes. Wer mag errathen, wohin es mit dieſem Menſchenfreunde gekommen ſein würde, der nur zwei Jahre regierte? Nero's beſſere Zeit dauerte fünf Jahre.

So wie in früherer Periode in den Ringmauern des Coliſeums diejenigen Schlachtopfer fielen, die man im Kriege gefangen genommen: ſo fanden eben hier in der Folge ihren Tod die Bekenner der chriſtlichen Religion, bis der Kaiſer Honorius im Jahre 404 die

Fechterſpiele gänzlich vertilgte. Dichter, Redner und kaiſerliche Edicte von Byzanz her, wohin der römiſche Kaiſerſitz bereits verlegt war, hatten vergebens gegen ſolche Gräuel der Menſchenopfer geeifert. Dem jungen Honorius war es vorbehalten, jene Gräuel ohne Ausnahme niederzuſchlagen. Aber es ſtand ihm ein edler Mann mit einer großen Chriſtenſeele zur Seite, es war ſein tapferer Feldherr Stilicho, der ihm hier über eine barbariſche Sitte, wie dort über den Gothenkönig Alarich bei Verona ſiegen half. Da verſtummte denn endlich in dieſem Raume der Mordfreude wildes Geſchrei. Aber die Nemeſis ſtand ſchon auf dem Palatin gerüſtet, und weihete ihrem finſtern Gerichte das Volk, welches längſt ſein Daſein verwirkt hatte; und wie hat ſie gerichtet! Sie geſtattet kaum, daß die Natur einen grünen Leichenſchleier über die ſtarren Reſte von den Werken der gigantiſchen Kraft wirft. Herabgeſtürzt von jenen Höhen der Rieſenmauern ſind die glänzenden Göttergeſtalten. Räthſelhafte Andeutungen ſtarren dort in den umhergeſtreuten Ueberbleibſeln der Pracht: es iſt als ſpräche in dieſen Trümmern die alte Zeit mit abgebrochenen Worten zu dem Wanderer, der die große Ruine beſucht. Groß iſt ſie noch; obgleich barbariſche Hände dieſes Vermächtniß der alten wiewohl nicht weniger barbariſchen Welt ſchrecklich beraubt haben.

Die römiſche Kirche hat den durch Märtyrerblut geweihten Boden in Schutz genommen. In der Mitte iſt ein großes Kreuz aufgerichtet; im Kreiſe umher

ſtehen 14 kleine Altäre, an denen des Heilandes Gang zum Tode abgebildet iſt. Es gewährt einen ſonderbaren Eindruck, zu ſehen, wie der alte verfallene Heide das Chriſtenthum umfaßt. Ueber dem ſüdlichen Eingange hat ſich auf einer noch ziemlich ſichern Wölbung ein Eremit eingeniſtet. Ein luftiges Gärtchen von Lorbeergebüſch umgrünet ſeine Zelle, die mit Heiligenbildern bevölkert iſt: durch dieſe trete ich auf die mit einem hellen Frühlinge geſchmückte höhere Wölbung hinauf. Der Anblick von hier hat etwas unbeſchreiblich Ergreifendes. Die verfallene Seite bildet üppig mit wildem Geſträuch überwucherte Grotten, wo die Nacht wohnt, in die kein Sonnenſtrahl fällt. Mühſam ſteige ich wieder zu der Zelle meines Begleiters, des Eremiten, hinab. Dieſer iſt ein ſtiller, dummer Menſch, der erſt ſeit einiger Zeit die Zelle beſitzt. Sein Vorgänger büßt ſchwere Verbrechen, Raubthaten und Mordverdacht, auf der Galeere. Er hatte die heilige Zelle zum Tempel der Venus vulgivaga gemacht, welcher er zur Nachtzeit ſein Pförtchen öffnete: Solches durfte freilich nicht vor den Augen des Heilandes und der Heiligen geſchehen. Unter irgend einem Vorwande, womit die ſtillen Geſtalten, wie er meinte, zufrieden ſein konnten, wurden ſie ehrerbietig abgeführt oder ihnen die Geſichter verhangen; und nun konnten ſie ja kein Aergerniß nehmen an dem nächtlichen Gräuel. Ich verließ meinen Einſiedler, aber noch nicht den merkwürdigen Raum, deſſen nachbarliche Umgebungen nicht weniger öde, nicht weniger anziehend

ſind. Südlich auf dem cöliſchen Hügel beſchatten Cypreſſen den Raum, wo das Vivarium ſtand, in welchem für künftige Spiele wilde Thiere aufbewahrt wurden. Oeſtlich der Esquilin, den die Pracht der Titus-Bäder verherrlichte. Von dort aus ſchwang ſich der ſtolze Bogen der Brücke, die in das Coliſeum zur Tribune des Kaiſers führte. Man ſollte glauben, die Geſchichte erzählte phantaſtiſche Träume: ſolche Wunder der Baukunſt haben in dieſem Raume die kühnſte Phantaſie in Erſtaunen geſetzt.

Lucangeli — ich habe ſeinen Namen ſchon früher genannt — hat zwei Abbildungen in Kork verfertigt: die eine ſtellt das Coliſeum in ſeiner gegenwärtigen Geſtalt dar, die andere zeigt daſſelbe in der Fülle ſeiner ehemaligen Pracht. Dieſes letztere Werk hat er nach glücklichen Errathungen, wozu ihm das Aufgraben verhalf, ausgeführt. Dieſer Künſtler iſt ein genialer Menſch. Vor einigen Jahren übernahm er einen Luftballon zu verfertigen, und ſelbſt damit die Luft zu durchſchwimmen. Das Werk gelingt, der Tag der Auffahrt iſt da; man löſet die Stricke, Lucangeli beſteigt das am Ballon befeſtigte Schifflein, aber der Ballon liegt feſt. Der Künſtler ſteigt aus, löſet den Kahn, und während er mit den Füßen über ein Querholz unten am Zapfen des Ballons hängt, fliegt dieſer plötzlich auf, und reißt den Künſtler, ſo wie er da hängt, mit ſich fort. In dem Schrecken der Todesgefahr, wenn die Kräfte verſagen, herabzuſtürzen, gelingt es ihm endlich den Faden der

verſchließenden Klappe zu erfaſſen, der leichtern Luft im Ballon allmäligen Ausgang zu verſchaffen, und ſo ſeine Niederlaſſung zu bewirken. Nach einem langen Umherirren in der Wüſte der Lüfte, treibt der Ballon nach Rom zurück, ſenkt ſich in den Garten eines Nonnenkloſters herab, und bleibt in einer Gruppe von Citronenbäumen haften. Man kann ſich das Entſetzen der frommen Jungfrauen denken, denen eine ſolche Erſcheinung vom Himmel herab zuflog. Der unglückliche Luftwanderer ward an den Folgen der Todesangſt ſehr krank, fiel in Wahnſinn, und iſt erſt ſeit einem Jahre hergeſtellt. Mit ihm ſtieg ich in die aufgedeckten untern Räume des Coliſeums hinab. Da wandelten wir auf muſiviſch geſchmücktem Fußboden umher. Wer mag errathen, wozu dieſe prächtigen unterirdiſchen Gemächer gedient haben; aber offenbar iſt, daß hier ein ſchöpferiſcher Geiſt waltete, welcher der großen Natur die Leichtigkeit der Darſtellung abgelauſcht hatte, und hier den Verſuch ablegte, ihrem Formen zerſtörenden Geſetze Unvergänglichkeit abzutrotzen. Pracht und Geſchmack, Zierlichkeit und Kraft — Alles feſt ruhend in der Zuverſicht der Vollendung. Ich kehrte aus dieſer Unterwelt zurück, und warf noch einen Blick auf die Außenſeite der großen Ruine. Auffallend ſind die vielen kleinen Löcher, die man bis oben hinauf in unſymmetriſcher Vertheilung wahrnimmt. Es ſind die Stellen, wo die Eiſenklammern ſich durchzogen, die mit einer Ausfüllung von Bleiguß die Steinmaſſen zuſammenhielten. Dieſe Puncte waren einſt mit Roſen

von vergoldeter Bronze zierlich bedeckt. Die Klammern fehlen, aber der Coloß ſteht doch. Von unten hinauf ſteigen doriſche, dann ioniſche, dann corinthiſche Säulen, die aus den gefugten Steinen ſo künſtlich hervorgehauen ſind, daß ſie wirklich die Architraven zu tragen ſcheinen. So ſteht er noch da der verſpätete Zeitgenoß einer vorübergegangenen Welt, feſt und ernſt wie der fortdauernde Trotz einer überwundenen Macht. Die Gegend iſt ihm recht: — es iſt eine Einöde.

Triumphbogen des Conſtantin. — Triumphbogen des Titus. — Friedenstempel.

Wenn man aus dem weſtlichen Eingange des Coliſeums tritt, erblickt man ſogleich im Vorgrunde eine unbedeutende Ruine, die ſogenannte meta sudans, einen Springbrunnen, der unmittelbar an ſeiner Ausmündung das Waſſer ſo künſtlich ergoß, daß es die aus dem Becken hochaufſteigende Röhre wie ein zitternd ſchimmernder Waſſermantel umfloß. An dieſem Puncte geht die heilige Straße vorüber, die nordwärts über das Forum zum Capitol hinaufſteigt. Von hier ſüdwärts, ganz in der Nähe, ſteht der Triumphbogen, der dem Conſtantin errichtet wurde, als er ſeinen Nebenbuhler Marentius beſiegt hatte. Der Papſt hat ihn aus einer acht Fuß tiefen Verſchüttung hervorziehen laſſen. Er iſt mit ſchönen Basreliefs geziert, welche die Schmeichelei dem Trajaniſchen Bogen raubte, um dieſen damit zu ſchmücken.

Im grellſten Abſtich erſcheinen an dieſem Bogen die Leiſtungen der jüngern Zeit gegen die der älteren. Hätte die Kunſt nicht ſonſt ſchon unwürdigen Großen ihre feilen Kränze zugeworfen, ſo könnte man glauben, ſie habe ſich hier zu rechter Zeit zurückgezogen, um dem ſogenannten großen Conſtantin, dieſem erzheidniſchen Chriſten, ihre Verherrlichung zu verſagen. Dieſem Bogen nördlich ſchräg gegenüber, prangt mit den ſchönſten Blüthen der älteren Kunſt geziert, der Triumphbogen des Titus, der dieſem Helden nach ſeinem Tode, zum Andenken der durch ihn vollendeten Zerſtörung der Burg Zion und des geſammten Judenſtaates errichtet wurde. Dieſes Monument iſt das kleinſte unter den noch vorhandenen Denkmalen dieſer Art, in Bezug auf die Kunſt aber unſtreitig das ſchönſte. Von den vier geſtreiften Marmorſäulen ſtehen noch zwei. Oben an den vier Ecken der Außenſeiten der hohen Siegerpforte ſchwebt in viermaliger Wiederholung die fliegende Fama. Sie ſcheint, wie ſie pflegt, den Mund voll zu nehmen. Die Ueberſetzung ihres Poſaunenlärms hatte ſich nach dem Forum hin in einer breiten Inſchrift vernehmen laſſen; die Zeit hat ſie ausgelöſcht. Eine Inſchrift auf der andern Seite verkündet, daß Senatus populusque romanus dem vergötterten Titus dies Denkmal errichtet habe. Die ganze Architectur iſt von weißem Marmor. An dem Innern des Bogens iſt das Getümmel des glänzenden Triumphzuges ausgedrückt. Rechts thront unter einem Baldachin der Triumphator auf einem bekränzten

Siegeswagen, von vier Pferden gezogen, die geführt werden von einer weiblichen Geſtalt, die nichts Geringeres vorſtellt, als die hohe Roma ſelbſt, welche zu der Höhe ihres Heiligthums hinauf ihren Helden geleitet. Die glorreich über ihm ſchwebende Victoria ſenkt eine Krone herab auf das gefeierte Haupt. An der andern Seite des Bogens, in der Fortſetzung des Zuges, werden zur Schau getragen die jüdiſchen Heiligthümer, der goldene, ſiebenarmige Leuchter, der goldene Tiſch der Schaubrode, die Bundeslade und die ſilberne Tuba. Nichts von Allem, was ſich aus Jeruſalem mitnehmen und nicht mitnehmen ließ, iſt hier vergeſſen. Selbſt der alte Jordan erſcheint in Geſtalt eines Greiſes oben am Fries und wird wie ein gemeiner Jude in die Gefangenſchaft geſchleppt. Oben in der Wölbung des Bogens ſchließt das Triumphſpiel mit der Apotheoſe des Helden: da fährt er auf den Schwingen eines Adlers geraden Weges zum Himmel in die Verſammlung der Götter. Leider verbreitet ſich die trübe Dämmerung des Erlöſchens mehr und mehr über das herrliche Kunſtwerk; aber in dieſer Dämmerung erſcheint noch immer der hohe Genius der Kunſt heiter und hehr.

Ein ſchauderndes Gefühl von Bewunderung und Trauer überfällt den Wanderer, der dieſe Stätte beſucht. Der Schatten des alten Römerlebens tritt vor ihm aus der Tiefe herauf, wenn er von hier das trümmervolle Forum überſchaut. Mitten unter dieſen Ruinen erhebt ſich, gleichſam über die Zeit triumphirend, eine mächtige Säule, die

ihre Beſtimmung nicht mehr verräth. Ich trete in die heilige Straße, die neben dem Veſpaſianiſchen Friedenstempel auf das Forum hinausgeht, und ſuche vergebens die Spuren der Stelle, wo der hohe Pontifex und die heiligen Jungfrauen der Veſta wohnten. Von dem Friedenstempel, dem größten, reichſten und prachtvollſten in Rom, ragen noch drei Wölbungen halb aus der Trümmeranhäufung hervor. Das hohe Gebälk trugen acht majeſtätiſche Säulen, von denen Paul V. die eine noch übrige auf dem Eſquilin vor der Kirche Maria Maggiore aufrichten ließ. Der Gothe Alarich drang ſiegend und verheerend in Rom ein; aber ſchonend, voll Bewunderung und Erſtaunen ſtand er vor dieſem Tempelgebäude und meinte, ein Goldſtrom müſſe in den Schatz Veſpaſians ſich ergoſſen haben, um Gebäude, wie das Coliſeum und den Friedenstempel aufzuführen. Mehr Ehrfurcht, als die ſpätern Römer ſelbſt, hatte dieſer Barbar für die Denkmäler des römiſchen Glanzes: er nahm ſie in Schutz. Einem wilderen Barbaren aus den finſteren nordiſchen Wäldern war es vorbehalten, nicht allzu lange Zeit nachher (455) den Friedenstempel ſeiner römiſchen und jüdiſchen Schätze zu berauben. Was von Erz war, ließ Genſerich durch ſeine Vandalen hinwegſchleppen; das Bauwerk lieſſen ſie ſtehen, dieſes zerſtörten in der Folge die entarteten Römer ſelbſt. Zu der Verſunkenheit des Zeitalters reichte nicht mehr hinunter des Genius Stimme, die aus der hohen Natur ſprach. Was Götterideen geweiht hatten, riß in ihr

Elend die Nothdurft hinab. Im gemeinſten Verkehr des Bedürfniſſes ging das Herrlichſte unter. Statuen von Marmor wurden zu Kalk verbrannt.

Von den noch ſtehenden drei Bogen des Friedenstempels iſt der eine durchbrochen; durch die Oeffnung wuchert üppig der Epheu herein. Oben auf den beiden andern Wölbungen waltet die Pflanzennatur wie auf ebenem Boden. Den Eingang zu der oben grünenden Wildniß finde ich in der heiligen Straße: da lehnt ſich an die alte Tempelruine ein Armenhaus für elternloſe Mädchen, die ſich durch Wollarbeit und Wohlthaten ernähren. Dieſer Anſtalt, il Conservatorio delle mendicanti genannt, iſt der Platz an und auf dem Friedenstempel gegeben. Hier gelangt man durch die Windungen einer engen antiken Treppe hinauf zu dem obern Raume. Eine kleine Pforte öffnet ſich, und, wie durch ein Zauberwort hervorgerufen, blüht plötzlich vor uns ein wunderbarer Feengarten auf, eine Blumenwelt in hoher Luft; ein Sternenhimmel von Narziſſen, Tazetten und andern Blumen leuchtet zu unſern Füßen. An dem alten Gemäuer wildert die Maſtirſtaude, und die ungepflegte Myrte verſchönert duftig und friſch liebliche Stellen. Aber der Ausſicht von hier öffnen ſich merkwürdige Nähen und reizende Fernen: rechts die Säulen des Antonin- und Fauſtinentempels; links gegen das Coliſeum in einem Kloſtergarten beſucht ſeine Altarſtätte der freundlichſte Abendſonnenſtrahl. Da grauen nämlich die Reſte des Zwillingtempels der beiden Ge-

ſchwiſtergottheiten des Sol und der Luna. Die halbzerfallenen Rotunden hängen vertraulich zuſammen. Ueberall, wohin in der Nähe der Blick ſich wendet, Trümmer und Wüſte; aber in der Ferne dort ſteht im purpurnen Feſtſchmuck um die Altarhügel ihres groſsen Tempels die ſtille Natur; auch um mich waltet ihr Friede. Hier auf dieſer hohen Ruine, welche ſie, nachdem die Rache den lügenhaften Tempel einriſs, zu einer wahren Friedensſtätte geweiht hat, hier wohnt die Stille, von den Geiſtern der Lüfte beſucht, welche durch die kleinen Blumenlauben wandeln und leiſe in den Myrtenzweigen flüſtern, als ſprächen ſie furchtſam von der furchtbaren Schickſalsgewalt.

Pantheon. — Peterskirche.

Einer Mahlſtätte, die dem Ewigen geweiht iſt — unter welcher Form dieſe Weihung auch immer erſcheinen mag — man naht ſich ihr mit einer gottesdienſtlichen Andacht, mit einer Erhebung zu Gott, wenn man friedſamen Herzens iſt und Sinn für das Heilige mitbringt. Von ſolchem Gefühle durchdrungen trat ich in das mit einer Säulenvorhalle geſchmückte Pantheon, welches ſo, wie es vormals allen Göttern geheiligt war, gegenwärtig allen Heiligen eingeräumt iſt. Mich kümmerten die Heiligen nicht; das Heilige erhob meine Seele. In der Runde umher ſtehen mehrere Neben-

altäre, die sich dem Hauptaltare anschließen. Erfreulich ist es zu sehen, daß hier in diesem jetzt christlich-gottesdienstlichen Tempel die Bildnisse wahrhaft großer Männer aufgestellt sind: einer priesterlichen Regierung macht solche Anerkennung des Verdienstes wahre Ehre*). Fenster hat dieses Heiligthum nicht — recht als hätte die bestimmteste Absicht es so geordnet, um dem Anblick des profanen Weltgewirres von Außen den Zugang zu verschließen: alles Licht fällt, wie in das geistige Leben des Menschen, von oben herab. Schade, daß dieses merkwürdige Tempelgebäude sich in der schlechtesten Umgebung befindet. Der schmutzigste Verkehr in Handel und Wandel drängt sich bis dicht an die Säulen. Von diesem alten, zum Christenthume übergegangenen, heidnischen Tempel begab ich mich zu einem neuern Heiligthume von christlicher Geburt, zur Peterskirche. Man nahet sich ihr, und schon der Vorplatz macht einen majestätisch ergreifenden Eindruck. Er ist vollkommen würdig, der Vorhof des großen Domes zu sein. Zwei ungeheure in drei Becken herabfallende Springbrunnen mischen anmuthiglich ihre Wasserstrahlen mit den Feuerstrahlen der Sonne; aber der Obelisk in der Mitte des festlichen Raumes verliert die Wirkung seiner Hoheit im Angesichte dieser größten und erhabensten unter

*) Noch war damals Rafael Sanzio's Grab in diesem Tempel nicht aufgefunden; wie würde sich der Dichter der Urania darüber gefreut haben! A. d. H.

allen Tempeln der Welt. Ein Prachtwerk ist die Treppe, die in der Mitte den Aufgang bildet zu dem Innern der Kirche. An beiden Seiten zwei Säulengänge, welche, wie ausgestreckte Arme, eine Schaar von Heiligen tragen. Die große mittlere Thür ist von Bronze und, was dem Fremden sehr auffällt, mit Basreliefs aus der griechischen Mythologie geschmückt. Man tritt in das Innere, und dieselbe Wirkung, die den Betrachter schon außen überraschte, begegnet ihm auch hier. Was aber mehr als Alles befremdet, ist, daß das Ganze in seiner Größe den Eindruck der Großheit nicht hervorbringt, wozu die Vorstellung den Maßstab aus der Ferne mitbringt. Dem gewaltigen Gebäude liegen allerdings ägyptische Baudeen von Colossalität zum Grunde, aber sie sind, man weiß nicht recht wie? versteckt. Dies ist besonders der Fall mit der Riesenkuppel, die man, direct vor dem Gebäude stehend, wegen des Porticus nicht sehen kann, sowie mit dem oben an der Façade hervortretenden Balkon, von welchem der heilige Vater jährlich ein Mal herab segnet und flucht. Der Betrachter hat an dem Ganzen so viel zudringliche Einzelheiten zu überschauen, die gleichsam ihm zugezählt werden, daß er in eben diesen Einzelheiten die Einheit des großen Ganzen aus den Augen verliert. Eine Summe von Einheiten mag groß sein, einen Eindruck von Großheit hat sie nicht zu geben. Was zur Verkleinerung des Anblicks der Peterskirche wohl mit beiträgt, ist der gewaltige Raum, in dessen Hintergrunde sie steht.

Der Dom ruht auf den Gewölben einer gleichfalls reichgeſchmückten unterirdiſchen Kirche, wo ſich der jetzt vermauerte Eingang zu den alten Grabhöhlen, den Katakomben, befindet. Ich durchwanderte die untere Kirche und beſtieg dann die Decke der obern. Wenn man dort hinaustritt, ſo erſtaunt man über den Umfang des Raumes, von welchem man ſich, ohne ihn geſehn zu haben, durch keine Beſchreibung eine Vorſtellung machen kann. Wer mit verbundenen Augen hinaufgeführt würde, und dann plötzlich mit freiem Blicke umherſchaute, würde nicht glauben auf dem Dache eines Gebäudes zu wandeln. Die aus dem Innern emporragende Kuppel, die den Umfang des Pantheons hat, ſcheint die Kirche dieſes großen Raumes zu ſein. Man geht auf einem ſorgfältig gepflaſterten Fußboden, wie durch Straßen, zwiſchen verſchiedenen kleinen und größern Gebäuden umher, in denen die angeſtellten Arbeiter theils wohnen, theils ihr Geräth aufbewahren. Von dieſen Leuten ſind die meiſten ſündhafte Menſchen, die nah und fern herkommen, um durch Arbeiten an dieſem Gotteshauſe ihre Vergehungen abzubüßen und ſich zu entſündigen. Und ſo lebt dieſes Heiligthum von den Sünden der Welt.

Erinnerungen aus der alten Zeit.

Wer von dem Genius des claſſiſchen Alterthums angeweht den römiſchen Boden bewandelt, findet einen

höchſt anziehenden Genuß darin, die offenen oder verhüllten Spuren der Gegenſtände aufzuſuchen, um welche ſich das Leben der Alten bewegte; bei den Stellen zu verweilen, an die ſich ein bedeutendes Andenken knüpft. Ich ſteige die prächtige Treppe zum Monte Pincio hinauf und athme reine geiſtige Aetherluft ein. — Da liegt zu meinen Füßen die verhängnißvolle Roma, dieſe Götterſtadt, die gegen andere Völker keine Geſetze erkennend andern Völkern Geſetze gab. Ihre Götter ſind Mönche geworden. Dort unten im Marsfelde, das jetzt mit Gebäuden bedeckt iſt, ſtand der Vaterlandsaltar, der von Blut trieſte; unwürdig länger zu ſtehen, iſt er verſchwunden, aber ein trauriger Kreuzespfahl hätte ihn nicht verdrängen ſollen. Der begeiſterte ſäculariſche Hymnus iſt in ein dumpfes herzloſes Ave Maria und die Toga in eine Mönchskutte verwandelt. — Ich betrat den Vorplatz der Peterskirche und die Geſchichte nannte mir den Namen des edlen Cincinnatus, der in dieſem Raume ſeinen Acker pflügte, als ein Viator des Senats ihn zu dem Kriege rief, mit welchem die Römer von den Aequern bedroht wurden. Cincinnatus ließ den Pflug ſtehen, ging, ſiegte, und kehrte zu ſeinem Pfluge zurück. Ihm konnte wohl nicht ahnen, daß aus ſeinen Furchen die heutige Frucht aufgehen werde! — So berührt der Wanderer, wohin er ſich wendet — irgend eine merkwürdige Stelle. Als ich mich dem Pantheon nahte, ſagte ich mir: in dieſem Raume hat eine hohe Seele gewaltet; hier iſt die Stelle, die das Andenken an die

Tugenden des groſsen Agrippa unauslöſchlich verherrlicht, des Mannes, der, obwohl nicht ganz rein von den Flecken ſeiner Zeit, dennoch beſſer war als ſeine Zeit. Hier rauſchten einſt die Lusthaine ſeiner Gärten; hier war es vielleicht, wo er in Gemeinſchaft mit ſeinem Freunde Mäcenas den Entwurf zu Stande brachte, die Blutherrſchaft ſeines Schwiegervaters Auguſt zu einer mildern Regierung umzuſtimmen, oder vielmehr die Zügel der höchſten Gewalt dem Tyrannen aus den unwürdigen Händen zu winden, und ſich mit Mäcenas in die Staatsverwaltung zu theilen, die Auguſtus Namen führte, und die Tage der Ruhe, der Wiſſenſchaften und der Künſte hervorrief. Der ſtolze Wüthrich, der das Blut der Römer in Strömen vergoß, der ſeinen ehrwürdigen Freund Cicero aufopferte — ein Herz hatte er nicht: Mäcen und Agrippa wendeten ſich an ſeinen Verſtand, und er nahm aus ihren Händen die Maske der Tugend, die er ſo geſchickt zu tragen wußte, daß er auf ſeinem Sterbelager ſagen konnte: „Habe ich meine Rolle gut geſpielt, Freunde, ſo klatſcht!“ Agrippa war ein Weiſer und ein Held. Als Weiſer waltete er im Gebiete des geiſtigen Lebens; als Held war zuletzt ſein Name hinreichend, unruhigen Völkern Friede zu gebieten. Nur ein ſolcher Verein des Helden und Weiſen in einer Seele iſt fähig, lärmende Triumphe zu verſchmähen und ſich zu begnügen mit dem ſtillen Beifall des Herzens. Rom hatte Viel, Auguſt Alles ihm zu verdanken. Bei Actium brach Agrippa die Lorbeeren,

womit Auguſt ſich ſchmückte. Einen Schatten wirft freilich auf Agrippa's Character der Erwerb ſeiner Schätze. In ſeinen, zum Unglück der Völker, glücklichen Feldzügen, wo ihm jedoch die Geſchichte der Zeit keine Handlung der Grauſamkeit vorwirft, hatte er unermeßliche Reichthümer zuſammengebracht; der edle Gebrauch, den er davon machte, mildert den Schatten des Erwerbes. Jede große Unternehmung, welche die Verſchönerung der Stadt oder die Bequemlichkeit der Bürgerſchaft bezweckte, ging von ihm aus. Drei prachtvolle Waſſerleitungen ließ er entſtehen, von denen die Aqua Virgo ſich und ſein Andenken bis jetzt erhalten hat und erhält. Auch das Pantheon, dieſer zurückgebliebene Zeuge der Herrlichkeit, womit unter andern prächtigen Gebäuden Agrippa ſeine Gärten und Rom ſchmückte, erinnert freundlich an den großen Mann. Das römiſche Chriſtenthum, das ſonſt ſo gern heidniſche Denkmale zerſtörte, ſchirmt dieſes gegen den gänzlichen Verfall. In den Ruinen des Auguſteiſchen Mauſoleums werden Stiergefechte gehalten.

Solche Betrachtungen gehen nicht durch die Seele, ohne vergleichende Gedanken zu erwecken. Neben den heuchleriſchen Auguſt ſtellt ſich der corſiſche Held unſerer Zeit. Beide wetteifern in Täuſchungsſyſtemen. Aber friedſam und ſeelenverwandt ſteht Waſhington dem edlen Cincinnatus gegenüber.

Die ſieben Hügel — Quirinal, Viminal, Esquilin.

Hätte nicht von den früheſten Zeiten her ein Tag dem andern die Erinnerung an die merkwürdigſten Stellen in Rom mitgegeben, ſo würde man, wenn man die Stadt und ihre Umgebung durchwandert, oft kaum glauben, auf einem der ſieben Hügel zu wandeln: ſo hoch iſt der Thalboden heraufgewachſen. Das neue Rom iſt der aufgeworfene Grabhügel des alten. Von dem Monte Pincio in ſüdlicher Richtung, beginnt den Halbkreis der ſieben Hügel der Quirinal, wo die alte Roma ihren Stifter, den heiligen Romulus unter dem Vergötterungsnamen Quirinus verehrte, jetzt aber der heilige Vater unter dem Titel eines Statthalters der Gottheit die römiſch-chriſtliche Welt regiert. Von den hier aufgeſtellten coloſſalen antiken Pferden führt in der neuern Zeit dieſer Berg auch den Namen **Monte cavallo**. Ihm zunächſt folgt in ſüdlicher Richtung fortgehend, der Viminal: dieſer ſchon in der alten Zeit unbedeutende Berg iſt jetzt kaum noch bemerkbar. Nur eine dürftige Nachkommenſchaft jenes Weidengeſträuchs, welches ihm den Namen gab, bezeichnet ſeine Stelle, welcher ſich der Esquilin anſchließt. Auf dem einen ſeiner beiden Gipfel trägt er jetzt ein neueres Meiſterwerk der Baukunſt, die Kirche **Maria maggiore**. Dieſe Kirche iſt innen und außen ganz von weißem Marmor erbaut. Dieſe blendende Weiße deutet das Wunder an, welches ihre Entſtehung gebot. Ein friſchgefallener

Schnee, der ausschließend diese Stelle bedeckte, woher konnte er anders rühren, als von der Maria, die hier verehrt sein wollte? Ob dieser Schnee im Sommer oder im Winter gefallen, weiß ich nicht; ein Wunder hatte ihn auch wohl im Sommer zu Stande gebracht. Vor der Kirche prangt die dem Friedenstempel entwendete weiße Marmorsäule, auf deren Gipfel Maria mit dem Christuskinde thront. Dieser Berg war zur Zeit der Augusteischen Regierung gleichsam mit einer Stadt von Palästen bedeckt, unter denen sich die Besitzungen des Mäcenas am weitesten ausdehnten. Dieser Mann hatte durch seine Rathschläge dem August zur Erwerbung und Befestigung seiner Alleinherrschaft wichtige Dienste geleistet; und dafür hatte dieser einen Theil seines Raubes ihm zugeworfen. Die unermeßlichen Reichthümer, die auf diese Weise um ihn zusammengehäuft waren, öffneten ihm alle Quellen sinnlicher und geistiger Freuden; und da die Grundsätze der nicht so wohl mißverstandenen, als mißdeuteten, epicurischen Philosophie sein Sittenbuch waren, so versagte er sich nicht, jene Quellen in ihrem reichsten Erguß sich zuströmen zu lassen. Eine gutmüthige Natur, wie er war, heiter, wohlwollend und sanft, doch dabei verschlagen und klug, wußte er in behaglicher Ruhe seine Stellung so zu nehmen, daß seine Persönlichkeit Niemanden verletzte, Jedem eine freundliche Seite zukehrte und seinem Gebieter Zutrauen einflößte und eine Ehrfurcht abnöthigte, die ein solches Ansehen ihm einräumte, welches dem Tyrannen, als er

mehrere Blutur theile ausgesprochen, zurufen durfte: „surge tandem carnifex!“ Seine Klugheit hatte aus dem aufgestürmten Meere der bürgerlichen Unruhen seinen Wohlstand unter dem Schatten seiner esquilinischen Lusthaine auf das Trockene gezogen. Von dort aus überschaute er ruhig die Angelegenheiten der römischen Welt, ohne sich einer öffentlichen bürgerlichen Thätigkeit hinzugeben. Obgleich nun solcher Gestalt dieser römische Große kein großer Römer war, wie Agrippa, der unmittelbar und muthvoll sich in den Sturm warf, um das Staatsschiff zu retten, so war es doch seine Weisheit, die in Gemeinschaft mit Agrippa's Kräftigkeit durch Augustus Hände das Ruder lenkte. Mit der muntersten Laune begabt, liebte er die Fröhlichkeit und den Scherz. Selbst geistreich, suchte er geistreiche Männer, Gelehrte, Dichter und Künstler in seinen Umgang und an seine Tafel zu ziehen, an welcher der feinste Witz, so wie der feinste Wein sich ergoß. Er war Virgil's und Horazens Freund, wie solches ein vornehmer Mann zu sein pflegt; doch weiß man nicht von ihm, daß er in den Gelehrten den Musen bedeutende Opfer gebracht. Virgil's Eigenthum rettete er aus den Klauen der Augusteischen Soldaten; Horaz machte er durch das Geschenk eines kleinen Bauerngutes zum Bauer, der ihn dafür von den hetruriſchen Königen abstammen ließ, und seiner Vorfahren Verdienste anlobte, von denen Niemand viel wußte. Die Spuren jener alten Herrlichkeit des Esquilin haben sich noch in mehr und minder bedeutenden

Trümmern erhalten. Die Ruine einer kleinen Rotunde, die den Namen Minerva Medica führt, steht noch in einem Weingarten am oſtſüdlichen Abhange dieſes Berges. Die Wölbung iſt durchbrochen, aber die Natur hat ſie reichlich mit Rankengewächſen umflochten. Eine kleine Quelle, aus dem alten Gemäuer hervordringend, rieſelt munter durch den innern Raum dahin, und ſo ſcheint es, als ob das Leben der alten Zeit ſich noch immer weigere, dieſes Gerippe gänzlich zu verlaſſen. Aber bedeutendere Trümmer auf der öſtlichen Seite zeugen von dort untergegangener Pracht. Da ſteht noch ein großes einſames Portal; das Gebäude, zu dem es gehört, iſt verſchwunden. Da prangten kaiſerliche Paläſte; da wandelte Titus durch ſeine mit ſchönen Frescomalereien geſchmückten Prunkſäle; da verſanken ſeine prachtvollen Bäder; von dort aus ſchwang ſich über das cölimontaniſche Thal die rieſenhafte Brücke zu der kaiſerlichen Tribune in dem Coliſeum. Auf dem oſtſüdlichen Gipfel hat ſich ein altes Grabmal erhalten, welches zur Wohnung zweier Winzerfamilien eingerichtet iſt. In einer dieſer Wohnungen, casa tonda genannt, bringt unſere Geſellſchaft wöchentlich einmal einen ganzen Tag zu; von da ſchweift der Blick in den weiten Fernen umher. Hier die kleine Minerva Medica; dort, ſüdöſtlich, ſtarren in ihrer Wüſte die Bogen der zerriſſenen alten Waſſerleitungen; ſie ſtrecken die Arme nach einander, ohne ſich zu erreichen; tief in öſtlicher Ferne dämmert ein Punct: es iſt das Grab der Metella. In

dieſer Winzerwohnung entſtand das Gedicht: **Casa tonda,** welches mit folgenden Strophen ſchließt:

Empörte Stürme ſind durch Numa's Hain geflogen.
Wie trauernde Erinnerungen ſtehn
Die ruhmbekränzten Siegesbogen,
Durch die entnervte Schatten gehn.

So Alles, was einſt fühlt' und lebte,
So liegt es da zerſchmettert hingeſtreckt!
Ach! iſt es nicht, als ob der Raſen bebte,
Der die vom Schmerz durchzuckten Buſen deckt?

Erhebe ſich mein Blick zu einem ſanftern Bilde!
Da ruht noch, dämmernd, wie ein Traum,
In jenem bacchiſchen Gefilde
Ein grünumflochtner Tempelraum.

Entwichen iſt aus ihm die frohe Götterfeier;
Nur eine Nymphe wohnet einſam dort;
Kein Herz vernimmt ſie mehr, ſie wallt im Silberſchleier
Durch goldne Blumen fort und fort.

Wo ſpricht ein Gott noch zu Latinus Volke?
Von jener Höhe wirft kein Zevs mehr ſeinen Blitz
Aus einer rollenden Gewitterwolke
Herab auf ſeinen eignen Sitz.

Doch prangt im rothen Morgenſtrahle
Albanus Haupt, und blickt hin auf ſein Latium;
Kein Völkerfeſt iſt mehr: da ſchatten Todtenmahle,
Die ſchäferlichen Frühlinge ſind ſtumm.

Dort über jene riesenhaften Bogen,
Die eine graue Zeit mit Moos bekleidet hat,
Sind helle Nymphen einst so fröhlich hingeflogen
Zur hohen göttervollen Stadt.

Fern aber in der tiefen Bläue,
Bewölkt von leis ergoßnem Aetherduft,
Erhebt sich noch in stiller Todtenweihe,
Von keiner Liebe mehr besucht, Metella's Gruft!

Und hinter dieser Gruft ein dämmerndes Verschweben,
Das wie ein luftig Schattenbild zerfließt. --
O, welch' Gemälde'! — es gleicht dem Leben,
Das sich mit einer Urne schließt!

Cölius, Aventin, Palatin, Capitolin.

Der **Cölius** grenzt nordwärts an den Esquilin; südöstlich berührt er die Stadtmauer; nach Westen erstreckt sich sein Abhang bis an das Coliseum. Auf seinem Gipfel prangt jetzt in der höchsten Herrlichkeit und Würde die Kirche **St. Johannes in Laterano.** In ihrer Umgebung steht wie ein Ausrufungszeichen ein hoher Obelisk, der, nach seiner Auswanderung aus Alexandrien, hier endlich seine Ruhestätte fand. Diese Kirche ist die erste Hauptkirche und ihr Pfarrer der Papst, dessen Pfarreigeschäfte aber sein Kardinalvikar verrichtet, eine Segenertheilung ausgenommen, die der Papst jährlich ein Mal eigenhändig vollzieht. Zu Nero's

Zeit lagen hier die weitläufigen Beſitzungen und Paläſte der Laterani. Den letzten dieſer reichen Familien ließ Nero, als einen Mitverſchworenen gegen ſeine Perſon, hinrichten, nahm die Güter des Unglücklichen in Beſitz und bezog deſſen Wohnung, die auf ſolche Weiſe der Kaiſerſitz wurde. Conſtantin baute auf dieſer Höhe die gegenwärtige Kirche, und beſtellte zu ihrem Pfarrer den Papſt Sylveſter, den er, als er ſeinen Sitz nach Byzanz verlegte, mit dem ſämmtlichen kaiſerlichen Nachlaß auf dem Cölius beſchenkte. Der lebhafteſte Verkehr des alten Roms bewegte ſich in dieſer Gegend, durch welche ſich eine der Hauptſtraßen, die Suburra, hinzog. Von dieſem Hügel ſchreitet der Wanderer oſtwärts hinüber zum Aventin, und über den auf ihn unmittelbar folgenden Palatin ſchwebt der Nebelduft einer uralten Sage. Dieſe läßt an den Abhängen und in den Thalgründen dieſer beiden Hügel ein neues Arkadien entſtehen, welches die ſchäferliche Flöte durchtönt; denn hier weidete, wie die Sage erzählt, in der vorrömiſchen Zeit, der mit einer pelasgiſchen Colonie von Arcadien ausgewanderte hirtliche Fürſtenſohn Evander ſeine Heerden; und der ruminaliſche Feigenbaum, unter deſſen Schatten Romulus und Remus an einer Wölfin Bruſt geſäugt worden, grünte über achthundert Jahre an dem weſtlichen Abhange des Palatin. Die hellere Geſchichte findet auf dieſer Höhe die Wohnung des Auguſt, ſpäter das ſogenannte goldne Haus des Nero, und jetzt — Ruinen, unter denen einige von ſo räthſelhafter Andeutung ſind.

daß ſie kein Architect unſerer Zeit zu erklären vermag. Dieſes Trümmerfeld erſtreckt ſich vom Palatin nordwärts bis an den capitoliſchen Berg, der auf der Weſtſeite der Stadt der nördlichſte iſt. Auf dieſem hat ſich der alte Jupitertempel in eine Kloſterkirche verwandelt, die noch jetzt den heidniſchen Namen: ara coeli führt. Wenn man die Stufen bei der tarpejiſchen Felſenſpitze hinauf ſteigt, ſo erblickt man im Vorgrunde die ſchöne antike Reiterſtatue Mark Aurels von Bronze. Die tarpejiſche Felſenſpitze, von welcher vormals Verbrecher herabgeſtürzt wurden, iſt keineswegs mehr eine ſo furchtbare Höhe. Im Hintergrunde, wo der breite Stufengang vom forum zu dem Capitole herauf kommt, ſteht ein anſehnliches Gebäude mit einem ziemlich hohen Thurme; es iſt die Wohnung des römiſchen Senators, der gleichſam eine Trümmer des alten römiſchen Senats zu ſein ſcheint, die unter andern Trümmern hier haften blieb. Von jenem Thurm überſchaut der Blick das forum (campo vaccino) und die palatiniſchen Ruinen der Kaiſerpaläſte. Auf meinem Rückwege beſuchte ich dieſe ſchon oft beſuchten, gewaltigen Ruinen; da entſtand das Gedicht:

Roma.

Wie heißt der Staub, auf den ich ſinnend trete?
Verſteinert liegt ſie da, die trümmervolle Flur;
Ja, hier ſtand Rom, die Königin der Städte,
Unkenntlich dunkelt ihre Spur!

Ein großes Leben hat ſich hier geſtaltet,
Ein Rieſenwerk von Herrlichkeit und Kraft:
So hat auch hier ein großer Tod gewaltet;
Was hoch geprangt, er hat's hinweggerafft!

Was an Jahrhunderten ſich aufgerichtet,
Was glänzend Fleiß und Kunſt hervorgebracht,
Hat das ereilende Verhängniß ſo vernichtet,
So tief bedeckt mit räthſelhafter Nacht!

Wer mag hier einen Sinn erbeuten
Aus dieſem trümmervollen Raum?
Der wüſte Reſt, nicht mehr zu deuten,
Gleicht einem halbvergeßnen Traum.

Dort raſ'ten einſt bepurpurte Verbrecher,
Verhöhnend Göttlichkeit und Menſchlichkeit und Recht;
Da ſchwärmen Geier durch zerrißne Prunkgemächer,
Ein würdiges Nachfahrgeſchlecht!

Rom — welch ein Grab! Dies wilde Dorngeſtrüppe
Trieb der begrabne Pomp hervor;
Es iſt, als ſträubte noch das rieſige Gerippe
Zu Hügeln ſeine Raſendeck' empor.

Iſt das der Boden, der die Fabier getragen?
Auf den herab der Schild Minervens fiel?
Was blieb zurück aus jenen großen Tagen?
Nichts als der Schrei nach Brod und Spiel.

Die alte Roma trieb, ſich müßig zu zerſtreuen,
Mit ihren Göttern und Halbgöttern Spiel und Spott;
Die neue Roma ſpielt mit neuen
Halbgötterſchaften, und mit Gott.

Das iſt die neue Frucht aus altem Samen!
Betroffen ſchaut der Wandrer ihn,
Den alten Wahn mit neuen Namen,
Zu den bekränzten Tempeln zieh'n.

Daß es der neuen Zeit an altem Spiel nicht fehle,
So feiert ſie ein ſtetes Tempelfeſt;
Im Götterſchmucke prangt die heutige Cybele,
Nur daß ſie ſich Maria nennen läßt.

Iſt hier der Raum, durch den die Siegerhymnen flogen?
Zur Inſchrift dieſes Raums erkor die Zeit
Schon mitten im Triumph den hohen Ehrenbogen:
Die Inſchrift heißt: Vergänglichkeit.

Wo vor Gericht einſt Könige geſtanden,
Da riß die Zeit die Marmorſtufen fort;
Da graut die Schmach; da kriechen Bettlerbanden;
Da ſchleicht der finſtre Meuchelmord.

Dies Anſchau'n — trübe wird's und trüber —
Es ſieht, was unterging, in dem, was ſich erhielt!
Da ſchattet noch der Rieſenbau herüber,
Wo Uebermuth mit Menſchenblut geſpielt!

Er ſtarrt, wie ein gerichtetes Verbrechen,
Verurtheilt zu der ewig langen Schmach,
Es vor der fernſten Nachwelt auszuſprechen,
Was an der Menſchheit hier die Tyrannei verbrach.

Vom alten Glanze blickt erlöſchendes Geſchimmer
Aus der Ruine noch hervor;
Es iſt als ob die Zeit, beim Weggeh'n, dieſe Trümmer
Von ihrem Raube noch verlor.

Wohin ich meine Blicke wende:
Die alte Roma, welch ein freundlicher Beginn!
Und welcher Aufſchwung! welches Ende!
So ſank die Götterſtadt dahin!

Dort ſchlummerten in enger Wiege,
An einer Wölfin Bruſt emporgeſäugt,
Die glänzenden Triumphe jener Siege,
Von denen ſchrecklich die Verwüſtung zeugt.

Mit dunkeln Reſten, wie mit Ahnen, prangt der Hügel,
Von wo die Tyrannei zu allen Völkern zog;
Da ſtrahlt im Sonnenglanz nicht mehr des Adlers Flügel,
Der vor den Räuberhorden flog.

Was weht ſo dumpf daher, wie ſterbendes Verhallen,
Dem ſchwermuthvoll der Pilger lauſcht?
Das iſt der Strom, der um verſunkne Hallen
Zerſtörter Heiligthume rauſcht.

Der alte Strom, an deſſen Strande
Die Hirteneinfalt einſt ihr freies Haupt erhub,
Ward ein beweglich Grab, das manches Haupt der Schande
Und manches Opfer auch der Tyrannei begrub.

Ein kleiner Quell entrieſelt er dem hohen,
Dem waldbekränzten Apennin:
So leis entquoll die Ohnmacht der Heroen
Evanders Hirtenlaub' am grünen Palatin.

Wer zeiget mir die Spur der Tritte,
Wo ſtill und fromm die Hirtenunſchuld ging?
Wer zeiget mir den Raum der ſchäferlichen Hütte,
Den, wie ein Liebesarm, der Rebenzweig umfing?

Da ſchmückte noch ein Kranz von jungen Epheublättern
Die kleinen Göttertempel — doch
Die Gottheit wohnte bei den Göttern,
Und heiligte die Menſchen noch.

Klein war die Hütte, klein die Abendlaube,
Die nach des Tages Mühen ſie umfing,
Als noch der kindlich fromme Glaube
Am Arm des Aberglaubens ging.

Da traten, mit dem blutbefleckten Raube,
Die Völkermörder in das Götterhaus;
Vom Aberglauben zog der Glaube,
Die Gottheit von den Göttern aus.

Verbrechen ſpottete der Tempelhallen,
Der Frevel fürchtete nicht mehr den Weihaltar.
Die Heiligthume mußten fallen,
Wo längſt das Heilige verſchwunden war.

Als jene Flavier zurück vom Jordan kamen,
Erbauten ſie ein Götterhaus;
O Friede, deinen ſüßen Namen
Sprach das mit Salems Pracht geſchmückte Denkmal aus.

Der Uebermuth, der keinen Frieden wollte,
Wagt einen Tempel ihm zu bau'n;
Doch dieſe Gottverhöhnung ſollte
Die ſpäte Welt an grauſen Trümmern ſchau'n.

Wie ſtarre Schatten ſteh'n nun da die Prachtruinen,
Die finſtern Trauerzeugen ihrer Zeit!
Jahrhunderte ſchon nagt an ihnen
Die ſchweigende Vergänglichkeit.

Die Höhe dort, wo die Orakel logen,
Wo mit dem reichen Opferduft
Die Weihrauchwolken zu den Göttern flogen,
Umschleicht schon mehr und mehr der Gifthauch böser Luft.

Der Gifthauch, der durch diese Wüsten zittert,
War er vielleicht der letzte Athemzug
Des Frevelreichs, das, tief durch Missethat erschüttert,
Barbarenhand darniederschlug?

Ich sende vom Ruinenstaube
Zu jenem neuen Dom hinüber meinen Blick: —
Wann kehrst Du, reiner Herzensglaube,
Du Geist aus Gott, wann kehrest Du zurück?

Religion, mit grellen Farben
Ist hier dein Leichnam ausgeschmückt;
Allein dein Geist, für den geweihte Männer starben,
Ist deinem Schaugepräng' entrückt.

Ihr Priester, führt mich hin zu ihren Marterstellen!
Ihr suchet Wunder dort; allein das Licht,
Das sie entzündeten, das Leben aufzuhellen,
Das Licht der Wahrheit sucht ihr nicht.

O führt mich hin, daß ich der Wahrheit
Mein Opfer bringe, mein Gebet!
Ich kenne sie am Schmuck, ihr Schmuck ist Klarheit,
Die euren eitlen Prunk verschmäht.

Die Wildniß hier, wie stumm! und dennoch redet
Der wüste trümmervolle Raum
Den Pilger an: „Schau, wie die Pracht verödet!
Nur Wahrheit — sonst ist Alles Traum!“ —

Der Corso.

Von den alten Straßen, welche die Stadt Rom durchkreuzten, sind wenig oder gar keine deutlichen Spuren mehr vorhanden. Selbst die Suburra, eine der Hauptstraßen, welche dem Cölius und seiner Umgebung durch das bewegteste Menschengewühl die höchste Lebendigkeit gab, ist verschwunden; ihr Andenken haftet noch an der cölimontanischen Gegend, die jetzt die lebloseste ist. Nur der Corso bewahret etwas mehr, als eine bloße Andeutung der alten flaminischen Straße. Im Festschmuck empfing sie einst an der Milvischen Brücke die frohlockenden Heerschaaren, welche siegreich vom Norden zurückkehrten, und führte sie durch das Thor der Triumphe, zwischen Götterbildern, Altären und Tempeln über das Marsfeld. Sie hieß auch via lata: den letzten Namen rechtfertigt der heutige Corso nicht mehr; er ist schmal und beginnt in der Tiefe der Stadt, wo er sich in zwei schlechte Gassen zerspaltet; in seiner Mitte berührt er links die piazza di colonna. Dieser Platz ist einer der schönsten, reinlichsten und hat seine Benennung von der majestätischen Säule Antonin's, dessen Triumph über die Markomannen und Quaden sich in Basreliefbildungen zu dem Gipfel hinauf windet. Oben stand Antonin's Statue. Der heilige Petrus hat den Heiden verdrängt: und nun scheint es, als führe der hohe Apostel den Antoninischen Triumph geraden Weges in den Himmel, zu welchem er den Schlüssel in der aufgehobe-

nen Hand trägt. Links und rechts den Corso hinab, erblickt man wenig ansehnliche Häuser, viel schlechte Kramladen, von denen die der Pizzicavoli, Wurst- und Fetthändler, die unsaubersten sind, und so gelangt man zur Piazza del popolo und durch das Thor gleiches Namens, von der alten Zeit das Thor der Triumphe genannt. Da empfängt den Wanderer die alte flaminische Heerstraße, die sich durch eine Vorstadt von beträchtlicher Länge bis ponte molle hinzieht. In der Mitte dieser Vorstadt, rechts ab, führt eine enge Nebengasse zu einem öden, einsamen Platze, den ein schönes Gebäude ziert. Papst Julius III. baute und widmete diesen Palast, mit einem prächtigen Garten, der leichtfertigen Göttin, mit der ein heiliger Vater eigentlich nichts zu schaffen haben sollte. In diesem entlegenen Winkel verbarg der hohe Stellvertreter Gottes seine irdischen Bedürfnisse; hier stieg er zu den Töchtern der Menschen herab und übergab die erhabenen Sorgen für die ganze Christenheit den Winden, die da muthwillig durch Myrtengesträuch, Lorbeergebüsch und Orangenwipfel über das geweihte Haupt dahin flogen. Jetzt ist dieses Prachtgebäude ein Lazareth. So tritt das Elend in die Fußtapfen der Freude! Am Ende der Vorstadt, nahe der Brücke, bietet ein Einsiedler den Vorübergehenden für einen bajocco seine Fürbitten bei Gott an. Auf einem der letzteren Bogen der Brücke steht ein Wehrthurm, der jetzt abgebrochen wird, auf daß der edle Pius — wenn der Mann mit zwei Kronen den dreifach

Gekrönten aus Paris zurückschickt — mit seinem negativen Triumphe auf einem freieren Hinschwung über den Strom getragen werde. Bescheidener, als ein Papst stehe ich da und schaue in den Strom, den unsterbliche Worte aus dem Alterthume meinem Jugendtraume nannten. In meinen künftigen Erinnerungsfesten wird es einst tönen: vidimus flavum Tiberim. Seine Nymphen kommen aus dem Kastanienschatten der Apenninen; lustig schlingen sich die taumelnden Wellen um die Brückenpfeiler, als wollten sie diese in ihre Wirbeltänze verwickeln. Ich nahm meinen Rückweg auf der andern Seite der Tiber. Es war Abend geworden, und welch' ein Abend! Die Luft ging so still. Ja, die Sonne hat einen sanftern Odem dieser Natur eingehaucht. Ein liebliches, in Blau verschmolzenes Roth, ein königlicher Purpur, ergoß sich über die Abendflur in die einsamen Thäler. Sei dereinst mein späteres Alter ein solcher Abend! —

Das Coliseum im Mondenschein.

Wenn schon in heller Tagesbeleuchtung, wo jede täuschende Verwirrung der Phantasie schwindet, das Coliseum einen nächtlich schauerlichen Eindruck macht, so wird im Mondlichte dieser Anblick bis zu einer Art von Furchtbarkeit gesteigert. Dies Zauberlicht bringt gleichsam die schwarze Finsterniß der Nachterscheinung

zur ſchauderhaften Sichtbarkeit. Auf die ganze Geſellſchaft, die mit mir war, machte das gewaltige Nachtſtück einen unausſprechlichen Eindruck. Wir gingen ſchweigend im Innern, an dem großen Kreuze vorüber, welches, wie ſtille Verzweiflung, ſeine beiden Arme in den Nachthimmel emporſtreckt.

Wohin man ſchauet — die Lebensfarbe der Natur iſt verſchwunden, iſt ſelbſt aus dem grünen Leben des Geſträuches entwichen, welches das wüſte Gemäuer umhängt. Ein traurig grelles Schwarz und Weiß von Licht und Nacht bedeckt den Boden und bekleidet die ſtarren Geſtalten umher. Einzelne Grillen tönten wie Seufzer aus den Klüften und Höhlen. Die einzige Bewegung, ſo in dieſer Einöde ſich regt, iſt der Abendwind, der wie ein einſamer Pilger durch das Thal geht, um das wirthliche Rankengeſträuch zu beſuchen, welches um das alte Todtengerippe hängt und die Einſiedlerhütte verſteckt. Bei dem Weggehen warf ich noch einen Blick auf die finſtere Nachtgeſtalt, und es war mir, als richte ſich das ſchwarze rieſenhafte Geſpenſt der alten römiſchen Weltherrſchaft vor mir auf und deute mit ausgeſtrecktem Arme, wie mit einem erſtarrten Winke prophetiſch auf die wilde Kriegserſcheinung hin, die unſere Tage durchtobt: auch ſie wird wie jenes Weltreich untergehen und der Nachkommenſchaft die wüſten Stellen ihrer Denkmale zeigen.

Carneval.

Um das innerſte Weſen eines Volkes kennen zu lernen, muß man es beobachten in ſeinen Liedern und Feſten. Der ſüdliche Menſch freuet ſich anders und ſingt anders, als der nördliche. Dieſer hat mit einem rauhen Klima zu kämpfen; ein grauer Himmel verſchließt ihm Monate lang die freundlichen Blicke der Sonne; ſeine Stellung im Leben iſt mehr oder weniger ein Sclavenverhältniß; er kann ſich nicht erheben, ihn drückt eine Despotenhand nieder; nichts iſt ſein Eigenthum, er ſelbſt gehört einer fremden Gewalt — kann es anders ſein, als daß jeder Laut, der aus einer menſchlichen Regung in ihm hervortönt, gleichſam einen leiſen Seufzer der Schwermuth durchklingen läßt, und daß ſein Geſang gern in weichen, rührenden Tönen verſchwebt? Und wenn ihm irgend eine ſeltene Veranlaſſung einmal das Gebiet der Freude betreten läßt: es iſt ihm ein fremdes Land; er wird ſich verlaufen und hinüberſchweifen zu der berauſchenden Luſt, zu Genüſſen der Betäubung, die auf kurze Zeit ihm das trübe Daſein verhüllt. Wie anders ſteht ihm gegenüber der ſüdliche Menſch! Er tritt aus ſeiner Hütte, und eine freundliche, ergiebige Natur kommt ihm entgegen; ein klarer Himmel leuchtet durch das Auge in ſeine Seele; er bewegt ſich in einem freien Leben, wo der Niedere nicht des Höheren, der Höhere nicht des Höchſten Sclave iſt. Wird ſich das ungetrübtere Daſein des ſüdlichen Menſchen nicht zurückſpiegeln

in ſeinen Feſten, wiederhallen in ſeinen Liedern? Sein Geſang tanzet nach lyriſchen Rhythmen fröhlich dahin, und ſeine Feſte ſind lebendig, begeiſtert, erfindungreich; aber nicht leicht wird die Freude des Feſtes hinüberſpringen zu dem Taumel bachantiſcher Wildheit. Der ſüdliche Menſch in freierem Lebensgenuſſe wird mäßiger ſein als der nordiſche, weil jener keine Schadloshaltung von der Gelegenheit zu fordern hat. Dieſe Bemerkung wurde mir beſonders anſchaulich bei dem gegenwärtigen römiſchen Carneval, welcher ſeit geſtern, den 25. Februar, ſeinen Anfang genommen hat. Die Regierung ſchickt dieſem Volksfeſte eine tragiſche Einleitung voraus: es werden in den Frühſtunden des erſten Tages mehrere Verbrecher hingerichtet. Bei dieſer Gelegenheit offenbart das Volk einen ehrwürdigen Zug ſeines Charakters, der mild und ergiebig iſt, wie ſein Boden, wenn beides angebaut würde. Während die Sünder zum Richtplatze geführt wurden, ſtanden und knieten gedrängte Gruppen vor den Marienbildern und beteten, nicht für die Seligkeit der armen Seelen, denn mit dieſer hat die vorhergegangene Bekehrung kurz und gut Alles in Richtigkeit gebracht, ſondern für die baldige Erlöſung derſelben aus der Fegefeuerqual, zu der die Unglücklichen unmittelbar vom Galgen hinab ſteigen. Kaum hat das tragiſche Schauſpiel geendet, ſo ſieht man ſchon phantaſtiſche Geſtalten durch die Straßen ſchwärmen. Einheimiſche und Fremde werden poſſirlich aber gutmüthig geneckt. Um zwei Uhr Nachmittags wird durch

eine Kanone das Zeichen gegeben: nun springt der Römer von dem gräßlichen Schauspiel, über einen Zwischenraum von etlichen Stunden, in das Gewühl der unbeschränktesten Lustigkeit hinein. Mit Galgen und Henker ist die wirkliche Welt verschwunden und steckt nun auf acht Tage hinter einer bunten Wand von Masken und Mummereien aller Art. Man wetteifert auf die geistreichste Weise thöricht zu sein. Selber die Luft scheint verwandelt in einem neckenden Genius, der mit den an den Balkonen hängenden Teppichen scherzt, diese schalkhaft zuweilen aufhebt und den Schmutz sehen läßt, der dahinter versteckt ist. An beiden Seiten der Straße sind für die gleichfalls maskirten Zuschauer Stufengerüste gebaut: zwischen diesen hohen Ufern fluthet nun der rauschende Strom, in dem sich hier und da Wirbel bilden von grotesken Tänzen. Die Wagen schwimmen gleichsam in dieser Fluth auf und ab. Es ist in der That ergötzlich, die närrischen Gestalten zu betrachten und ihren Sinn, wenn einer vorhanden ist, zu errathen. Dort schreitet gravitätisch im Talar, mit Papieren in der Hand, ein Philosoph, oder ist er vielleicht Dichter? denn er will jedem vorlesen, der ihm aufstößt. Ihm begegnet an der Kette seines Führers ein Tanzbär, auch dem will er eine Vorlesung halten, der Bär schlägt nach ihm mit der Tatze. Hier geht ein Arzt mit Rezepten und einer Klystierspritze behangen, schreit seine Wundercuren aus und erzählt, daß er eine Dame von hundert Krankheiten geheilt habe und zwar mit einem einzigen

Rezept, welches er hoch empor hält. Auch einen Dichter habe er von der Waſſerſucht geheilt, dem jetzo das Uebel in Sonetten abgehe. Jetzt erſcheint ein prächtiger Mann mit einem Affengeſichte, der an der Hand ein ſchönes bräutlich geſchmücktes Frauenzimmer führt; auf der Bruſt trägt er einen tellergroßen Stern. Darauf tanzt eine reizende Gruppe von Landmädchen mit den ſchönſten Geſichtsmasken dahin. Sie tragen Körbchen mit Blumenſträußen, welche ſie zu den Balkonen hinauf werfen. Da hinauf werden auch falſche Bonbons von Gips, confetti genannt, von abenteuerlich gezierten, ſtutzerhaften Grimaſſenkünſtlern geſchleudert. Einer von ihnen iſt an ein graues Mütterchen angefroren; die warmen Blicke, die er umherwirft, thauen ihn unvermerkt los, er verliert die Alte vom Arm; ſie ſchreit ihn zurück und keift auf die poſſirlichſte Weiſe. Er giebt ihr den erheiratheten rechten Arm und winkt mit dem linken, närriſch genug, zu den Balkonen hinauf. Nun kommt eine alte Geſtalt daher, die das Geſicht hinten trägt; ſie hat es nur mit der Vergangenheit zu thun, und tappt blind durch die Gegenwart hin. Eine andere hat hinten und vorn ein Geſicht; ſtellt ſie die Weisheit der Vorſicht und Rückſicht dar? Die Weisheit im Verkehr mit den Thoren! Ja, das iſt lächerlich; ſie wird mit Gelächter begrüßt. Endlich wälzt ſich ein Bauch daher, ein gewaltiges Magenfutteral. Dieſe Mißgeſtalt hat faſt gar kein Geſicht; die Stelle des Geſichtes vertritt ein ungeheures offenes Freßwerkzeug, oberhalb

dem die Andeutung einer zurückgedrängten Naſe und ein Paar kleine Querſtriche ſtatt der Augen angebracht ſind.

Auch Perſonen, die etwas Auffallendes an ſich tragen, werden nachgeſpielt. Da ſpringt eine ungeheure Naſe an den Wagen, worin eine Prinzeſſin ſitzt, mit einer etwas großen natürlichen Naſe; Langnaſe ruft ihr zu: „ah Principessa che nasi!“ Die Prinzeſſin lacht; man nimmt nichts übel, es iſt Carneval! Der würde ſich lächerlich machen, der es übel nehmen wollte, ſich lächerlich finden zu laſſen. Hier wird einmal Alles, die Geiſtlichen ausgenommen, geneckt, jeder Stand, jedes Verhältniß. Selber die alten Olympbewohner müſſen herab ſteigen, um mit den Menſchen auf menſchliche Weiſe thöricht zu ſein. Eine liebliche Muſik kündet von fern den Götteraufzug an; jetzt kommt eine ſich fortbewegende Lorbeerlaube mit bekränzten Muſikanten zum Vorſchein. Ihr folgt auf einem glänzenden Wagen, von geſchmückten Pferden gezogen, der ganze Olymp. Jupiter, der Höchſte, neben ihm die hochthronende Juno; Venus lächelt zierlich auf ihren Gürtel herab — Minerva mit ihrer Eule ſchaut ernſthaft in das bunte Menſchengewühl. Neptun mit dem Dreizack theilt die Fluthen, auf denen der Götterwagen dahin ſchwimmt. Alles mit Geſchmack und ſchicklich geordnet. Die fröhlichſte Gutmüthigkeit iſt der Genius, der das Ganze beherrſcht; daher Alles mit Lachen und ohne Verletzung abgeht. Mit einem Worte, es iſt der ſüd-

liche Menſch, der ſich freut. Einen höchſt ergötzlichen Anblick gewährt es, wenn man von einer Höhe auf das Getümmel hinab ſieht. Die Zuſchauer zu beiden Seiten auf den Gerüſten ſcheinen die Wellen zu ſein, die der Wogentumult hinauf an die hohen Ufer wirft. Gegen Sonnenuntergang wird durch einen dreimaligen Kanonendonner den Kutſchen das Zeichen gegeben, den Corſo zu verlaſſen, denn nun wird der Spaß mit einem Pferderennen beſchloſſen. Acht bis zehn Pferde ſtehen, wo der Corſo auf den Platz del popolo endet, vor der Schranke, ſtampfend und tobend vor Ungeduld, den Lauf zu beginnen; die Unruhe der Thiere ſteigt bis zur haltloſen Wuth. Endlich giebt der Senator von ſeinem erhöhten Sitze mit dem weißen Tuche das Zeichen, die Schranke fällt, die Roſſe ſtürzen fort; ſie fliegen; es iſt ein Moment, und ſie ſind den Augen entſchwunden. Nun ſtrömt Alles wie ein abgelaſſener See aus dem Corſo, und der Tag endet mit dem Feſtino, einem Tanzfeſte, welches bis Mitternacht dauert.

Miſerere in der Sixtiniſchen Capelle.

Dieſer heilige Geſang, zu dem man den Fremden den Zutritt auf die gefälligſte Weiſe verſtattet, rechtfertigt vollkommen ſeine Berühmtheit, die ſo allgemein anerkannt wird. Der innere Raum der großen herr-

lichen Capelle ist ganz dazu geeignet, die Kraft des mächtig ergreifenden Gesanges zu unterstützen. Die höchste Feierlichkeit und Würde, die einem Gottesaltare gebührt, erscheint in dem innern Raume, wo jeden Abend der drei letzten Tage in der Charwoche das Miserere gesungen wird. Die Schauer einer heiligen Dämmerung umfangen den Eintretenden. Zwei größere Kerzen im tiefen Hintergrunde auf dem Altare, und elf kleinere neben demselben, verbreiten in dem weiten Raume eine magische Halbnacht. Um fünf Uhr beginnt der Gesang. Die Sänger befinden sich in einem der Capelle außerhalb angebauten Zimmer, dessen Fenster in die Capelle schauen. Da singt nun eine Sopranstimme langsam und rührend einen Choral; dann erschallt dort oben bei den Sängern ein störendes eintöniges Abbeten gewisser Bußpsalmen, wovon man nur das Getöse vernimmt. Ein solcher Wechsel von Beten und Singen geht durch alle Stimmen bis zum Baß hinunter. Dann endlich erfolgt eine tiefe Ruhe, und in der Capelle ist es dunkler geworden — nun ruft durch die erhabene nächtliche Stille hindurch eine klingende zarte Sopranstimme: miserere! Man glaubt kaum eine menschliche Stimme zu hören, der Ton scheint vielmehr aus klingendem Aether gebildet zu sein, getragen von himmlischen Lüften; dann tönte der Alt, und so fort die übrigen Stimmen, die endlich, wie Umarmungen in einander fallend, einen Chorgesang erschallen ließen, der mächtig das Gefühl erschüttert und zu der höchsten Begeisterung hebt.

Um mich her tiefes Dunkel; in mir die Empfindung, als würde meine Seele auf einer wogenden Fluth von seligen Tönen getragen. Mich umgab eine lebendige, geheimnißvolle Nacht, in der sich eine harmonische Welt von Höhen und Tiefen bewegte. Aus diesem Dunkel ging es zu dem grellsten Gegensatz hinüber in die pauliniſche Capelle, wo in einer Strahlenüberschwemmung das Grab des Heilandes zu sehen ist Die Wände bis zur Decke hinauf sind mit Kerzenlicht bekleidet. Ich kehrte bei der Thür um und bewahrte in mir die melodische Nacht.

Der Papst.

Den römischen Osterfeierlichkeiten fehlte diesmal die Seele, der Papst, den Bonaparte zu seiner Kaiserkrönung nach Paris gerufen hatte; dieses erfüllte mit wahrer Trauer das römische Volk, denn es fürchtete in dem ränkevollen französischen Machthaber die schlimmsten Gesinnungen für den Kirchenstaat. Endlich kam die ersehnte Nachricht von der unbezweifelten Rückkunft des heiligen Vaters, die am nächsten Tage, dem 16. Mai, erfolgen würde, an, und verbreitete in der ganzen Stadt eine frohe Bewegung. Der vortreffliche Cardinal Dugniani brachte diese Nachricht zu uns. Es ist nur eine Empfindung, die Empfindung der Freude, die durch alle Seelen geht; nur eine Stimme, die Stimme

der Verehrung und Liebe, die alle Lippen bewegt; und der ehrwürdige Pius verdient dieſe ſtille Feier der Herzen in ſolchem Grade. Das Bild, welches der vortreffliche Dugniani von ihm uns entwarf, begeiſterte für ihn jedes Gemüth.

Es iſt ein hoher geiſtiger Genuß zu ſehen, wie eine ſchöne Seele aus einer andern ſchönen Seele zurückſtrahlt, wo der Spiegel ſo rein iſt, wie das Bild, das er zurückwirft. Der edle Pius hat ſeinen Hof auf das Allernothwendigſte beſchränkt. Ich habe ſeine Wohnung auf dem Quirinal geſehen, ſie iſt ſo einfach, wie die eines Kloſtergeiſtlichen. Der in den päpſtlichen Regierungen ſo berüchtigte Nepotismus befleckt die ſeinige nicht. Seine Arbeiten und Sorgen ſind allein dem Volke gewidmet. Zwar iſt er von den Jeſuiten erzogen und ihnen zugethan; aber der Jeſuitismus blieb ihm fremd. Wohl mögen ihm die Geheimniſſe des Ordens nie zur Anſchauung gekommen ſein; denn zu dieſen konnte kein Mitglied der Geſellſchaft gelangen, welches nicht mit gewiſſen Eigenſchaften einer der Heimlichkeit bedürftigen Regentſchaft ausgerüſtet befunden worden war. Der gutmüthige Pius ſieht in dieſem Orden, was ſein Titel ausdrückt, eine Geſellſchaft Jeſu, die kräftige Stütze des heiligen Stuhls, der, wie er meint, das irdiſche Reich Gottes an das himmliſche knüpft. In ſeiner Seele verklärt ſich der Irrthum zur Unſchuld. Er iſt in gutem Glauben; er *will* das Rechte, er will das Beſte; er iſt ein Papſt, der beſſer iſt als das Papſtthum!

Die Rückkunft des Papſtes.

Die Rückkunft des heiligen Vaters aus Paris wurde mit öffentlichen Gebeten und allerlei frommem Lärm gefeiert. Menſchen und Glocken ſchrieen durcheinander und riefen ihm ein tauſend und tauſendfaches Willkommen entgegen, die Kanonen der Engelsburg donnerten aus hoher Luft herabtönende Freudenrufe dazwiſchen; und ſo umjauchzet und umfluthet vom Volke, zog der hohe, wahrhaft ehrwürdige Kirchenfürſt in die austapezierte Stadt ein. Aus allen Fenſtern, von allen Balkonen und Altanen flatterten Teppiche fröhlich herab. Es war kein Lüftchen, welches nicht eine Stimme des Frohlockens ihm in den Weg warf; und er, mit unermüdeter Hand, theilte rechts und links ſeine Segnungen aus. So erreichte der ehrwürdige Zug langſam und majeſtätiſch den Petersplatz, der, wie die Kirche ſelbſt, mit Lorbeerzweigen und Myrten beſtreut war. In dieſer empfing ihn ein neues Jubelgeſchrei, das in Muſik geſetzt war. Vor dem Hauptaltare verrichtete der fromme Papſt ſein erſtes Dankgebet auf den Knieen, umgeben von Cardinälen und Prälaten, alle in prachtvoller Andacht. Aber auf dem Angeſicht des ehrwürdigen Pius leuchtete Seele, Wahrheit und Inbrunſt. Ueberhaupt war in dem ganzen Prunkſyſteme des Feſtes der einzig würdige und Ehrfurcht gebietende Gegenſtand — der heilige Vater: man ſah es ihm an, daß er dieſem Pomp gern ausgewichen wäre. Sorgen und Be-

ſorgniſſe warfen ſehr ſichtbare Schatten auf ſein ehrwürdiges und huldvolles Geſicht. Er verließ die Kirche, und der goldene Wagen trug ihn durch die jauchzende Menſchenfluth zum Quirinal hinauf. Vor ihm her ritt auf einem weißen Eſel, den zwei Geiſtliche führten, ein Prälat, der ein goldenes Crucifix emporhielt und vermuthlich die Demuth vorſtellte. Jetzt war es Abend; Alles ſtrömte zum Petersplatze zurück und die weltliche Freude löſ'te die geiſtliche ab. Wir folgten dem allgemeinen Strome. Ueberall Häuſer mit Regenbogenlicht eingefaßt, überall Freudenfeuer, in den Gaſſen und auf den Plätzen; wir fuhren durch flammende Straßen. Jetzt erreichten wir den feſtlichen Raum, und ſiehe! da ſtand der hohe Tempel, in Lichtſchmuck gekleidet, vor uns. Alle ſeine Umriſſe und Zierrathen bezeichnete eine Goldſchnur von Licht. Die helle Kuppel trat aus der Finſterniß empor wie ein leuchtender Weltaltar, auf den das Gnadenzeichen des Himmels, eine Flamme, niedergefahren war. In dieſer ſanften Lichtglorie, in dieſem Vorſchimmer des volleren Strahlentriumphes ſtand die erhabene Kuppel, bis die Stimme einer Glocke das lauttönende Zeichen gab und gleichſam das Wort der Vollendung ausſprach, und nun — wahrlich es war Zaubermoment! — nun fuhr es wie eine wandelnde Flamme hervor, und in weniger als einer Minute flammte Fackel an Fackel zwiſchen der ſanftern Erleuchtung, welche in der hohen Flammengluth völlig verſchwand. Der ganze Tempel war eine Lichtmaſſe, er war wie von der ſicht-

baren Herrlichkeit Gottes erfüllt, und ſtrahlte durch das tiefe Dunkel der Nacht einen elyſiſchen Tag; Alles ward plötzlich ſichtbar, Alles erkennbar. Auf allen Geſichtern der Menſchenfluth glänzte der Verklärungsſtrahl der heiterſten Freude. Durch die ſchweifenden Säulengänge ſtrömte die Fülle des Glanzes; Strahlenkronen verherrlichten die Portale. Aber feſtlicher, als der heiterſte Sonnentag ſie kleidet, rauſchten die beiden Springbrunnen empor und ſtreuten erleuchtete Tropfen, gleich ſinkenden Sternen, umher. Ein größeres und anziehenderes Schauſpiel beſchäftigte nie meine Einbildungskraft: es war mir, als ob ich in eine fremde Natur, in eine Feenwelt hinein gezaubert wäre, wo nichts dunkel, nichts todt iſt, wo alles leuchtet und lebt. Ein heller glänzender Tag mitten im ſchwarzen Gebiete der Nacht! Die Schatten der Finſterniß ſchienen in der Ferne zu ſtehen, um den Zauber dieſer Nachtverklärung noch gewaltiger zu machen. Es rauſchte durch das große Getümmel das Getöſe des Wohlgefallens, des Entzückens, des Erſtaunens, welches nur die größern Accorde der brauſenden Glockenharmonie zu übertönen vermochten.

Nicht losreißen konnte ich mich von dem entzückenden Schauſpiel, aber wir mußten fort. Ein wiederholter Kanonendonner kündete den zweiten Act des glänzenden Nachtfeſtes an, die ſogenannte Girandola, ein Feuerwerk, das auf der Höhe der Engelsburg abgebrannt wird. Wir fuhren wieder durch erleuchtete Straßen und buntes Menſchengewühl. Der Cardinal Dugniani

hatte für uns ein sehr bequemes Zimmer besorgt; da erwarteten wir den Augenblick der Vollendung. Noch war die Engelsburg in tiefes Dunkel gehüllt; nur wenige Lampen deuteten den Raum an, der die gespannteste Erwartung aufforderte und mit Ungeduld die Gemüther erfüllte. Jetzt rief ein wiederhallender Kanonendonner den ersehnten Moment hervor, und die gewaltige Steinmasse, unter welcher einst Hadrians Asche ruhte, stand in einem Feuerglanz, der sich in der vorbeiströmenden Tiber zurückspiegelte und ihn gleichsam zu einem Flammenstrome machte. Wie der Ausbruch eines Kraters stieg eine Feuersäule majestätisch empor; langsam erhob sie sich, und blätterte endlich wie die Krone einer riesenhaften, glühenden Palme auseinander; dann breitete sie sich aus und bildete ein großes Flammengewölbe, welches plötzlich und prasselnd niederstürzte; aus seinem Sturze fuhr ein Heer von Sternen auf, die leuchtend zurücksanken und in der Tiber untergingen. Nun erfolgte ein buntes Gemisch von Flammenbildungen, die, gleich den Aposteln, mit feurigen Zungen, vom heiligen Vater zu seinem Volke sprachen. Eine Flammenschrift drückte sein Wappen und seinen Namen aus; Feuerräder drehten sich wie Sphären um die Sonne der Kirche; dann schoß wie auf einem phlegräischen Felde eine ganze Saat von Feuergarben auf, die sich wie vom Sturme bewegt gegeneinander neigten, und nun richtete sich aus einer rollenden Gluth eine zweite Flammensäule auf; es entwickelten sich ihre Rauchwolken, die

einen dunkelgrauen, nächtlich erleuchteten Berg bildeten, der immer höher ſich thürmte. Von ſeinem Gipfel herab fuhren rothe Blitze ſo krachend, als hätten ſie die furchtbare Geſetzgebung auf Sinai auszuſprechen. — Endlich erloſch und verſtummte das wechſelvolle Flammenfeſt, und das dunkle Geſpenſt der alten Burg, ſeines feurigen Lebens beraubt, verſank in die Tiefen der Nacht. Keine Unordnung, kein Frevel hatte die Freude geſtört, die, nach ſo erſchöpfender Luſt, matt athmend, zur Ruhe ging. Ein leiſes Nachſchimmern beſchloß den herrlichen Tag. — Von meiner Wohnung aus überſchaute ich noch einmal ſpät die vom Taumel der Luſt ausruhende Stadt. Auf einzelnen Puncten verglimmten die letzten Funken wie eine goldene Inſchrift an dem dunkeln Vorhange, der das Freudenſpiel des Tages verdeckte. Leer und verlaſſen und verſtummt war das Dunkel umher. Aber hoch über dem finſtern Raume ſtrahlte ruhig und ewig die Herrlichkeit des Sternenhimmels auf die Schattenwelt der vergänglichen Freude herab. —

Dritter Theil.

Ankunft in Neapel.

Nachdem wir acht Monate in Rom verweilt und nach verschiedenen Richtungen diesen merkwürdigen Boden durchwandert hatten, der uns noch eine reiche Nachlese von Spuren der alten römischen Herrlichkeit aufbewahrt, begaben wir uns nach Neapel. Unser Weg zog sich durch die öde Campagna, zwischen Gerippen zerfallener und zerfallender Wasserleitungen und Gräbern hin, oder er ging vielmehr über ein großes Grab, welches seine Todten längst, und nun ihre Gräber begräbt. Wie lange diese Denkmale auch ihr Schattendasein fristen mögen: es naht sich mehr und mehr seinem Verschwinden. Durch die pontinischen Sümpfe gelangten wir auf einer schönen, an beiden Seiten mit Reihen von Bäumen eingefaßten Straße nach Terracina, dem alten Anxur, dessen alter Name längst auch gestorben ist. Hier, wo wir die Nacht blieben, entzückte mich zum ersten Male der große Anblick des Meeres, auf dem das letzte Nachschimmern der Abendbeleuchtung erlosch, — ein Anblick, der mit allen Schauern einer großen Idee, mit dem Gedanken an die Unendlichkeit das Gemüth

freudiglich anſchreckt, tief erſchüttert und mächtig erhebt. Zu dem Meergeſtade hinab ziehen ſich die mit Lorbeern und Myrtengebüſch bewachſenen Senkungen apenniniſcher Vorgebirge. Aber das heitere Dunkel einer heſperiſchen Nacht gab dieſer Landſchaft erſt ihre ſchönſte Vollendung. Das Meer rauſchte ſanft, als dürfte es die geiſterhafte Stille nicht ſtören. Das Lorbeer- und Myrtengrün war mit italieniſchen Lichtkäfern bedeckt, und wie mit Sprühfunken umſchwärmt: da ſenkte ſich nun der ſchimmernde Abhang des Berges wie eine ſtille Feuerkaskade zum Meer hinab; — es war, als ob hier mit dem Erhabenen ſich die Lieblichkeit im Schmuck feuriger ätheriſcher Blüthenkronen vermähle.

Die Fortſetzung unſerer Reiſe am folgenden Tage durch das reizende Campanien berührte, mitten in dieſem Naturreichthume, Ortſchaften wie Fondi und Itri voll Bettelei, Elend und Schmutz. Die Einwohner haben mehr das Anſehen von Wilden, als von Bürgern eines geſitteten Staates. Von der menſchenleeren Sumpfebene bei Garzigliano wurden uns furchtbare Raubgeſchichten erzählt und in St. Agatha mußten wir wirklich eine bewaffnete Bedeckung mitnehmen. Das Geſindel, welches ſich zu unſerm Schutz anbot und eine Geſellſchaft neapolitaniſcher Sbirren vorſtellte, war mit Lumpen und ſchlechten Waffen behangen, und ſah ſelbſt einer Räuberbande ähnlicher als einer Schutzwache. Unſere Beſchützer, die unſerem Wagen vorſchritten, wieſen, um uns das Bedürfniß ihrer Begleitung recht

anschaulich zu machen, bedeutsam auf die Stellen hin, wo hier und da am Wege die Gebeine von hingerichteten Räubern an hohen Stangen aufgehängt waren.

Nach einer Reise von vier Tagen kamen wir endlich nach Neapel, — aus dem stillen, kunstreichen, gesitteten Rom in ein lärmendes, größtentheils rohes Menschengewühl. Wir wohnen in einem Wirthshause am Quai, von wo die Aussicht auf den Meerbusen von Neapel ungemein reizend und großartig ist. Mein erster Blick des Morgens und mein letzter des Abends fliegt auf das Meer. Ein ewig klarer Himmel schaut gleichsam selbstgefällig sich an in diesem reinen Spiegel, dessen Einfassung die Hesperidengärten Campaniens sind. Tief im Hintergrunde schattet wie eine schwarze Wolke im schönsten Himmelblau die durch den ehemaligen Aufenthalt des finstern tyrannischen Tiberius berüchtigte Insel Capri. Auf der östlichen Küste droht, wie ein feuerspeiender Riese der Fabelwelt, der Vesuv, dem der heilige Januarius auf der Magdalenen-Brücke mit aufgehobenem Finger entgegen droht. Wir werden ja sehen, welcher von beiden die Oberhand behält: der aus dem Heidenthume herstammende Unhold, von dem man nichts als Missethat weiß, oder der Heilige, von dem man so viel Wunderthaten erzählt? Der Erste scheint dem drohenden Finger des Letzteren zu trotzen, indem er bereits mit zürnendem Getöse feurige Rauchsäulen ausstößt. Man macht sich auf einen rohen Flammenausbruch gefaßt.

Wenn man vor einem Theater ſitzt und lange die prachtvoll geſchmückten Bühnenwände angeſtaunt hat, dann will man doch auch die Schauſpieler ſehen, die da auftreten werden. Die Natur hat einen unerſchöpflichen Reichthum von Herrlichkeit, Lieblichkeit und Fruchtbarkeit hier über die Fluren ergoſſen; aber die Menſchen, die auf dieſem Boden ſich bewegen, wandeln, trotz der paradieſiſchen Fülle, welche ſie umgiebt, in einem verlornen Paradieſe. Ein Ergebniß von Verwilderung und Rohheit ohne Kraft, von Feigheit, Knechtſinn und Trägheit iſt des Neapolitaners Character; Elend und Armuth ſein Loos; Finſterniß der Unwiſſenheit iſt das Element ſeiner Seele und Aberglaube ſeine Religion. Von einem Bürgerthum, von einem geregelten Volksleben wenig oder gar keine Spur! man müßte denn das Zuſammenhalten der Lazeroni für ein ſolches anſehen, welches aber wiederum auf einer Unziemlichkeit beruht, die ein Staat nicht dulden ſollte. Ein tumultartiges, rückſichtloſes Durcheinanderlaufen der ungeheuren Volksmenge ohne wirklichen Gewerbfleiß oder eigentlichen Verkehr brauſ't beſonders in der Hauptſtraße Toledo auf und nieder. Dieſe Menſchen treibt eine Eile, die nichts ereilt, als was ſie in der nächſten Minute ſchon nicht mehr hat; mit einer Begier, die nichts begehrt, als augenblicklichen Gewinn.

Wie aber, fragt der Beobachter, hat denn die Natur, welche dieſen Boden ſo reichlich auszuſtatten fortfährt, nur von den Menſchen ihre Hand zurück-

gezogen, daß diese im schmutzigen Stumpfsinn dahin kriechen, wie Ungeziefer um die lieblichsten Blumen? Gewiß nicht! der Neapolitaner ist von der Bildungsfähigkeit keinesweges so entblößt, als es ihm an Bildung und Gesittung selbst fehlt. Das Feuerblut in seinen Adern, der Flammenblick in seinen Augen, die auffallende Geberdenbegleitung seiner Worte, die oft bis zur wüthigsten Raserei gesteigerte Leidenschaftlichkeit, womit er Alles behandelt, was seine Begier oder seinen Abscheu, seinen Haß oder seine Liebe reizt; endlich seine kindische, oft possirliche Ruhmredigkeit, womit er die angeblichen Vorzüge seiner Persönlichkeit herausstellt, — Alles dieses deutet genugsam darauf hin, daß ihm nichts weniger als Stumpfsinnigkeit beizumessen ist. Trotz seiner arbeitscheuen Trägheit ist ihm eine leichtaufgeregte Lebendigkeit eigen, der es nur an klaren Begriffen und an der gehörigen Richtung fehlt, um zu einer tüchtigen Geschäftigkeit zu gedeihen. In der Regel ist der Neapolitaner viel geneigter, mit großer Anstrengung und Aufwand von Geduld Jemanden um einen Carlin zu betrügen oder zu bestehlen, als einen solchen Gewinn mit weniger Anstrengung zu erarbeiten. Der Grund dieser Versunkenheit des Volkes liegt in der heillosen Vernachlässigung der Jugend. Von Volksschulen ist nicht die Rede.

Jener Character, wie er sich im Allgemeinen mit allen seinen Folgen an dem niedern Volke wahrnehmen läßt, erhält unter den höhern Ständen eine gewisse

Abänderung, die gewöhnlich nur in der oft geschmacklosen Glanzdecke besteht, die der durch die Geburt oder sonst ihnen zugefallene Vorzug der Lebensbequemlichkeit ihnen verschafft. Dieselben groben Vorurtheile des Aberglaubens, mit denen der gemeine Neapolitaner lebt, hängen auch in dem Kopfe des Marchese herum. Seine vornehme Beschäftigung besteht in einem gewöhnlichen leeren Treiben durch alltägliche Lebensverhältnisse, einem Treiben, welches zur Unterscheidung vom gemeinen Volke mit etwas französischer Sprache und Sitte versetzt ist. Ausnahmen von der Allgemeinheit dieser Erscheinung würden vorauszusetzen sein, wenn die ausgezeichneten Männer auch weniger bekannt wären. Von dem ehrwürdigen Patriarchen, dem Erzbischof von Tarent, sprechen die Reisenden mit dem verdientesten Lobe. Um die Naturgeschichte des Vesuvs erwirbt sich der wackere Duca della Torre ein nicht geringes Verdienst. Es würde zu bedauern sein, wenn sich der fleißige Forscher durch seine zu große Bescheidenheit bestimmen lassen sollte, die Ergebnisse seiner Beobachtungen dem Publicum vorzuenthalten. Diesen und andern Männern ihres Gleichen werde, was ihnen gebührt, — Anerkennung.

Den Eindruck, welchen Neapel und seine Umgegend auf Tiedge's Feuerseele hervorgebracht, schildert der begeisterte Dichter in folgenden Briefen an die Herzogin Dorothea von Curland, die Schwester seiner Freundin und Reisegefährtin Elisa von der Recke.

Erſter Brief.

Neapel, den 9. October 1805.

Die Krankheit brach ein in mein Leben, wie ein Räuber in die Hütte des Armen, der nichts zu verlieren hat. Viel Großes, viel Schönes habe ich nun nicht geſehen; ich habe einen Theil meines Daſeins verloren. Doch ich darf nicht klagen, denn das erhabenſte Schauſpiel, womit die Natur das Gemüth ergreift und erſchüttert, habe ich in ſeiner ganzen Fülle genoſſen.

Angethan mit allen ſeinen Schrecken, mit ſeiner ganzen Herrlichkeit, feierte der Veſuv das furchtbar erhabene Feſt ſeiner Flammenergießung. Lange vorher wehte auf ſeinem Gipfel eine weiße Rauchſäule, wie ein in hoher Luft flatterndes Panier, welches einer großen Erſcheinung vorgetragen wird. Im Innern des gewaltigen Vulkans donnerte die Vorbereitung zu der großen Entwickelung; das tiefere Zucken der verborgenen Kraft hatte Neapel und die umliegenden Inſeln geſchreckt, mehrere Städte niedergeſchüttert, und einen großen Theil der Einwohner unter den Trümmern begraben. Man ſah die weiße Rauchſäule von der unter ihr kochenden Gluth erröthet; oft ward ihr innerſter Kern zur lodernden Flamme, welche glühende Steine empor und umherſchleuderte. Im Schlunde krachte und raſte ein gräßlicher Tumult!

Am 12. Auguſt endlich eröffnete ſich das hinreißendſte Schauſpiel, das die Natur hervorzubringen

vermag. Gegen 9 Uhr Abends ſtieg die Rauchſäule höher; ſie ward röther und röther, und endlich ganz zur leuchtenden Flamme, die wechſelnd ſtieg und ſank, und von Zeit zu Zeit Blitze nach allen Seiten warf. Nicht ſelten erreichte ſie eine außerordentliche Höhe; dann ſtand der majeſtätiſche Feuer-Obelisk einige Minuten faſt unbeweglich wie ein flammender Seraph, der weit über das paradieſiſche Campanien hinſchaute; leichte rothe Wölkchen ſchwebten umher und ſpiegelten ſich im dunkeln Meere. Das Meer war ruhig, als ob es furchtſam den zürnenden Nachbar behorchte. Plötzlich ſank die hochleuchtende Erſcheinung in den Feuerſchlund hinab, und ließ eine Krone von maleriſchen Wolken zurück. Jetzt erhob ſich abermal eine mächtige Gluthſäule; eine kleinere blitzte neben ihr auf, und hohes Getümmel umher, wie das Gefolg einer Göttererſcheinung: — ſie ſank zurück und verwandelte ihre Stelle in einen Flammenſee. Die Wogen ſprudelten, ſchlugen über und rötheten mit ihren Flammen den Horizont, der einen ſanfteren Wiederſchein auf die Stadt, auf das Meer und an die dunkeln Felſen warf. Immer lebendiger, immer ungeduldiger ward das Flammengetümmel, und jetzt durchbrach es, wie eine vollendete Empörung, die umfaſſende Kerkerwand und ſtürzte von der Aſchenſpitze des Kraters herab. Nicht Worte vermögen zu ſchildern, welch' ein Aufruhr von Gefühlen den überraſchten Zuſchauer ergriff. Es war ein Zuſtand, wo das Entzücken zum Entſetzen und wiederum das Entſetzen zum Ent-

zücken wird. Ueber dem Krater hatte ſich vom aufſteigenden Rauch eine Wolkenverſammlung gebildet: es ſchienen die purpurnen Horen zu ſein, die im tiefen Dunkel der Nacht hier die Morgenröthe erwarteten. Ununterbrochnes Leben und Getümmel, immer wechſelnde Pracht, ein ſtetes Werden und Schwinden glänzte und blitzte durch einander. Jetzt ſtiegen zwei rothglühende Rauchſäulen auf, die ſich in einer außerordentlichen Höhe vereinigten und gleichſam einen Triumphbogen von verſchlungenen Strahlen bildeten für einen Götteraufzug. Die Gegend lag ſchweigend wie trunken im röthlichen Lichte. Die Schiffe in dem feuerſpiegelnden Meere ſchienen ſchwarze Rieſengeſpenſter zu ſein, die in einem Blutmeere ſtarrten. Was aber dieſem großen Schauſpiele die höchſte Verherrlichung gab, war der aufgehende Vollmond. Hinter den ſich thürmenden und wälzenden Rauchwolken ſtieg er herauf und ſchien wirklich Aurora zu ſein, die der Triumphzug der vorgeeilten Horen über der Spitze des Berges empfing. Mit glühendem Geſicht, wie ein Nektar-trunkener Gott, trat er auf die verherrlichte Bühne der Nacht.

Aber vom Gipfel des Berges ſtürzte der Gluthſtrom, — und bald hatte er den Fuß des Aſchenkegels erreicht. Jetzt brach er in die Weingärten ein, die ſchon der Ernte entgegen gereift waren. Weiße Flammen loderten auf, wo der Verderber die herrliche grüne Vegetation ergriff. Oft ſchien er eine Allee zu faſſen, deren helle Flamme ſich weit hin erſtreckte, und über

dem rothen Strom als eine weiße Lichtmasse schwebte. Hier theilte sich der Lavastrom in fünf Arme: drei zogen östlich, zwei aber westlich, und diese nur konnten von uns gesehen werden. Reißend stürzte der Erguß weiter und verderbender fort: er umschloß Häuser, deren Einwohner sich kaum noch zu retten vermochten; er füllte die untern Geschosse aus, und zerstörte unzählige Landhäuser, Hütten und Weingärten. Der prächtige Verwüster ging seinen Weg, den er, wo er sich in Vertiefungen verbarg, durch Lichtsäulen entzündeter Bäume bezeichnete. Die beiden Arme des Lavastromes, von denen der eine dem andern bald nachblieb, bald voreilte, hatten in kurzer Zeit die Straße erreicht, die durch Portici nach Torre del Greco und Pompeji führt. Beide Ströme durchschnitten die Straße, und wälzten sich in die diesseitigen Villen und Gärten, die das Ufer des Meeres bekränzen: hier verlor der eine sich unter den Weinhügeln, der andere Strom hingegen drängte mit gedoppelter Wuth dem Meere zu. Bis dahin hatte er einen Weg von anderthalb deutschen Meilen zu machen, und schon war er dem Rande des Ufers nahe. Eine Menge von Zuschauern in Gondeln schwammen in der Gegend des Meeres umher, wo die Feuerkaskade vom Ufer hinabbrausen mußte. Endlich erfolgte was erwartet wurde: die Gluthmasse stürzte mit lautem Gepraſſel und Donnergetöse in's Meer; die Wellen empörten sich gegen den fremden Gast, Flammengewühl und Wellengetümmel im fürchterlichsten Aufruhr rasten schäumend vor Wuth

durcheinander. Kochende Waſſerſäulen und zürnende Flammenſpitzen brachen aus der Fluth empor, kämpften einander nieder, und wiederholten den Sturm des wildeſten Aufruhrs: bis endlich der Tumult mit einem leiſern und leiſern Ziſchen endete, und, gleichſam zum Denkmal des geſchloſſenen Friedens, von der erſtarrten Gluthmaſſe ſich ein Vorgebirge bildete, das tief in's Meer hineintritt.

Dieſe Naturbegebenheit iſt ſo überſchwenglich reich an einzelnen Erſcheinungen, daß ich noch einen Brief, theure Fürſtin, damit anfüllen werde.

Zweiter Brief.

Neapel, den 13. October.

Unſre Wohnung am Ufer der See wird durch die Ausſicht nach dem Veſuv hin, der noch immer ſein groſſes Feuerwerk fortſetzt, höchſt anziehend. Jedes Zimmer hat ſeinen Balkon. Ich trete auf den meinigen hinaus, ſobald die Sonne ihren erſten Strahl über den Veſuv in meine Zelle wirft und mich umfängt von allen Seiten in ihrer ganzen Feſtlichkeit und Fülle eine paradieſiſche Natur. Dorthin rechts nach Weſten das Vorgebirge Pauſilipp mit ſeinen Pinienkronen, Zypreſſen und Landhäuſern; links das Vorgebirge der Minerva — welche ſinnvolle Namen, jenes die Ruhe, dieſes die

Weisheit! — Beide ſtrecken ſich tief in's Meer hinein, als wollten ſie den auf den Wellen ruhenden heſperiſchen Himmel umfangen. Letzteres iſt mit den Städten Portici, Reſina, Torre del Greco, Torre dell' Annunziata, und mit unzähligen Villen bedeckt. Alle dieſe Landſchaften ſchmiegen ſich freundlich um den Fuß des tobenden Vulkans, der unverſöhnt ſeine Flammenſtröme ausſendet. In ſeinen innerſten Schlünden donnert es, als hätten tauſend Cyklopen darin Waffen des zürnenden Jupiter zu ſchmieden, indeß die glühende Lava ruhig in ihren Ufern ſich fortſchiebt. So gefahrvoll dies große Schauſpiel in der Ferne erſcheint, ſo ziehen doch täglich zahlreiche Geſellſchaften zu dem furchtbaren Berg hinauf; auch wir ſchickten uns an zu einem ſolchen Zuge.

Den 18. September machten wir unſere Wallfahrt zu ſeinem Gipfel. Bis Reſina fuhren wir. Dort wurden Eſel genommen; und ſo beritten zogen wir Nachmittags gegen vier Uhr den Berg hinan. Zwiſchen lauter Weingärten und einſam umher liegenden Landhäuſern windet der romantiſche Weg ſich zum Gipfel empor. Der berühmte Wein „Lachrymae Christi“ (Chriſtus Thränen) genannt, hing noch in ſeinen Trauben und röthete wie dunkle Purpurſchnüre die grünenden Ranken, welche wie holde Sympathieen die hohen Ulmen umarmten und Arkaden bildeten, die der Phantaſie Stoff gaben, die lieblichen grünen Labyrinthe, weit über den Anblick hinaus, mit entzückenden Ueberraſchungen zu bereichern. Ueberall herrſchte in dieſem grünen

Leben eine ſüße bis zur Schwärmerei begeiſternde Einſamkeit. Die milden Sommerlüfte kamen von den Hügeln und aus den himmliſchen Lauben der Thäler zu uns herauf, und flatterten zu andern Lauben hinüber, zum ewigen Spiel mit Blättern und Trauben. Links und rechts an der Hauptſtraße kleine Eingänge, wie bekränzte Pforten zu geheimnißvollen bacchiſchen Thälern. Oft wandelte die Luſt mich an, mich in dieſes Labyrinth zu ſtürzen und unterzutauchen, wie die Luft in das grüne Blättergewühl; aber ich folgte dem Zuge unſerer Pilgerſchaft, und bald erreichten wir eine Anhöhe voll Grauen und Entzücken. Die Natur wird hier dürftiger: die arme Geniſta nährt ſich kümmerlich zwiſchen unfruchtbaren Felſenzacken einer alten Lava. Von allen Seiten erblickten wir tiefe ſchwarze Thäler, in welchen vieljährige Lava ſtarrte. Alles wild durch einander, ein Bild des wunderbarſten Eigenſinns, den hier die Natur trotzig durchgeſetzt zu haben ſcheint. Die grauſe Wildniß gleicht einem todten Meere, welches hier mit ſeinen finſtern Wellen erſtarrte und verſtummte, indem es ſeine hundert Arme verwüſtend in die liebliche grüne Natur ausſtreckte. Furchtſam hat ſich hie und da das Hüttchen eines Winzers an das Ufer gerettet, wo ein einſames Leben waltet. Wie der Athem des Entſetzens weht die Luft den Wanderer an; aber er wendet den Blick — und vor ihm in der Tiefe grünen an den Küſten hin paradieſiſche Fluren. Er überſchaut Neapel und den weiten Golf, den Pauſilip und die ganze große

Landſchaft, rein und kräftig hervorgehoben durch die ſchönſte Tagesbeleuchtung; in der Tiefe ſpiegelt das Meer und gleicht einem klaren Horizont, an welchem die Inſeln Capri, Iſchia und Procida wie ſchattige Wolken zu ſchweben ſcheinen. Doch wir durften uns nicht zu lange von dieſen Reizen feſthalten laſſen, wie ſehr auch die abendliche Lichtfärbung das große Naturpanorama verherrlichte.

Wir zogen weiter und erreichten bald die freundliche, mit hohen Bäumen umgebene Stelle, wo der Einſiedler ein nicht ſehr einſiedleriſches Leben führt. Der Mann iſt darauf eingerichtet, die Fremden mit Lachrymae Christi zu bewirthen. Dieſem Weine geht es, wie mancher Berühmtheit, der man nicht zu nahe treten darf; ſelbſt die Trauben dieſes geprieſenen Gewächſes ſind herbe. Aber den Einſiedler, wie wird den Ihre Phantaſie, meine geiſtreiche Fürſtin, Ihnen darſtellen? Ganz natürlich werden Sie ſich einen alten, ehrwürdigen Greis denken, dem ein weißer Bart wie ein Waſſerfall über das dunkle Mönchsgewand hinfließt; tiefe Furchen an der Stirn, wo die Andacht thront; den Blick, gewöhnt nur den Himmel anzuſchauen, aufwärts gerichtet; um den Leib den Gürtel, der das alternde Gewand zuſammenhält. — Nichts von dem Allen! Unſer Einſiedler iſt ein derber, handfeſter Menſch, dem ſeine Buße und die Thränen des Heilandes gar nicht übel bekommen. Er iſt in den vierziger Jahren. Im Venetianiſchen, ſeinem Vaterlande, ſoll er einige Mord-

thaten begangen haben. Hier ſetzt er ſein gottloſes Leben in ein gottſeliges um; dabei liebt er den Scherz und das Lachen, und vielleicht noch andere Dinge, die mit dem Eremitenleben noch mehr im Widerſtreit ſind. Aber die Stelle ſeiner Einſiedelei iſt lieblich und heilig: nicht durch die Märtyrergeſtalten, die da umher gepflanzt ſind, ſondern durch den ſüßen Frieden, der dieſe Stelle, fern vom Geräuſche der Menſchen und näher dem Himmel der Götter, tief in den Schooß der grünen Natur eigenhändig hineingebaut zu haben ſcheint; ſie ruht ſo ſtill auf dem Abhange, und faſt in der Mitte der Höhe des Veſuvs. Hohe Ulmen ſtehen am Rande dieſer feierlichen Terraſſe in einem Kreiſe umher, gleich flüſternden Tempelwänden, über welche ſich ein freundlicher Himmel wölbt. Die weſtliche Abſtufung iſt mit hohen Kaſtanienwäldern herrlich überſchattet; halb verſteckte Eingänge zu dieſen Wäldern winden ſich von der Einſiedelei in dieſe lieblichen Schatten geheimnißvoll hinab. Sie ſind, gleich dem Leben, deſſen Ausgang verhüllt iſt, myſteriös und dunkel. Ach! hier möchte ich wohnen, wenn unter den Menſchen kein Herz mehr für mich ſchlüge! —

Erquickt und geſtärkt zu neuer Anſtrengung brachen wir auf, und der fröhliche Zug ſetzte ſich in Bewegung. Eine lange Strecke ging es noch auf einem Hügelrücken zu Eſel fort, und dies war der anmuthigſte Weg, den ich je gemacht habe. Nach Oſten hin ſtarrte freilich das finſtere todte Lavafeld, aber links von Weſten her ſäuſelten lebendig und kräftig kühle Abendlüfte in der duf-

tigen Waldung. Hohe Kaſtanienwipfel grünten vom tiefen Thale bis zu unſerm Weg herauf. In dieſe grüne Wildniß hinein zog ſich ein Strom alter Lava; aber die holde Natur hatte die Spuren der Verwüſtung halb ſchon überſchleiert. Der Somma, dieſer Zwillingsbruder des Veſuvs, iſt bis zu ſeiner Spitze hinauf mit ſchönem Grün bekleidet; nur die Seite, die er ſeinem unähnlichen Nachbar zukehrt, iſt verbrannt und dürr. Schon beim Eremiten wurden Fackeln angezündet, welche der weiten Gegend umher eine magiſche Beleuchtung verliehen. Der ganze Zug, 30 Perſonen ſtark, würde das Anſehen eines ſchauerlichen Geiſteraufzuges gehabt haben, wenn nicht Scherz und Gelächter dieſe Täuſchung zerſtört hätten; aber vor dem unterirdiſchen Donner verſtummte der jauchzende Muthwille, und der ſchweigende Geiſterzug war auf einige Minuten wieder hergeſtellt. Es war ein ſüßes Grauſen, welches tief in die Empfindung eingriff, und die phantaſievollen Erwartungen behorchten den vom unterirdiſchen Donner erſchütterten Boden. Immer lauter tobte unter unſern Füßen die verborgene Wuth, immer fühlbarer bebte der Berg! Wir hatten noch ein weites, grauenvolles Lavafeld zu durchwandern. Seltſame Gruppen von in einander geſchobenen Lavageſtalten ſtarrten, wie finſtere Geſpenſter der Mitternacht, von allen Seiten uns an; und ſo gelangten wir zum Fuße des Aſchenkegels.

Hier verließen wir unſre Eſel, und die Geſellſchaft, theils zu Fuß, theils auf Tragſeſſeln, klimmte und kroch

den Aſchenberg hinauf. Trotz der unendlichen Beſchwerlichkeit des Steigens verſtummten Scherz und Fröhlichkeit nie ganz, ſie wurden auch hier nur durch das dumpfe Donnern und das ſchreiende Sauſen des Berges in lauſchende Stille verwandelt. Drei Viertelſtunden brauchten wir, um uns durch den Aſchenſand, wo jeder Schritt tief einſank, und oft wieder zurückgleitete, zum Gipfel hinauf zu arbeiten. Endlich erreichten wir mühſelig den Rand des Kraters. Welch' ein Anblick! Welches Erſtaunen voll Grauen und Entzücken beſtürmte die Phantaſie! Niemand fühlte den ermüdeten Körper; aber ein widriger Wind wehte uns ungeheure Wolken von Schwefeldampf entgegen, durch welche die rothe Gluth ohne beſtimmte Form hervor ſchimmerte. Der erſtickende Dampf trieb uns auf die entgegengeſetzte Seite des Berges hin; hier beſtiegen wir den Kraterrand, und ſahen in den Feuerſchlund hinab, an deſſen öſtlicher Seite die Gluth hervordrang. Ueber dieſem Schlunde hat ſich eine rauhe Lavadecke gelegt, auf welcher Hügel an Hügel emporſtarrt; und kleine bläuliche Flammen zucken dazwiſchen aus dem Boden hervor. Mitten unter dieſen ſchwarzen Gruppen erhebt ſich hoch hervorragend ein Doppelhügel von Lava und Aſche; aus dieſem ſchoſſen, mit Donnergepraſſel und heulendem Geſauſe wechſelnd, zwei Feuerſäulen auf. Die eine war von der andern ſehr verſchieden: dieſe warf glühende Steine und Blitze umher; jene ſtieg, mit ſchneidendem Geſchrei, wie eine gelblich klare Flamme, empor, und dieſe gewährte den herrlich-

ſten Anblick. Von ihrer Höhe herab warf ſie tauſend und tauſend kleine Sternchen hernieder, die in der Aſche noch fortglimmten. Oben neigten ſich die Strahlen nach allen Seiten, die ganze Form ſchien eine gewaltige Feuerpalme zu ſein; und fortwährend krachte, raſte, donnerte die Tiefe. Unſre Sitze bebten, und wie Kinder bei einem ſchauerlichen Abendmährchen horchten Alle furchtſam auf die gewaltigen Worte, welche hier die Natur ausſprach.

Jetzt hatte ſich der Wind zu unſerem Vortheile gewendet; wir durften uns nun der Stelle nähern, wo, zwar in beträchtlicher Ferne, der Feuerſtrom vorüber zog. Wie ein neues Wunder überraſchte uns dieſes Schauſpiel. Hier hatte ſich die Hölle einen Ausgang geöffnet; von hier aus ſandte ſie ihre flammenden Heerſchaaren in die Tiefe hinab. Es iſt die weſtliche Seite des Berges, wo der Feuerſtrom hervor gebrochen iſt. Ein hohes Portal von erkalteter Lava hat ſich am Ausbruche gebildet; da ſtürzte die Gluthmaſſe aus der Flammengrotte gewaltſam hervor. Die weite Gegend umher war magiſch beleuchtet. Wie flammende Höllengeiſter ſtanden einige der Verwegenſten von der Geſellſchaft auf einzelnen Felſenſpitzen in rothem wunderbaren Schein. Licht und Dunkel, Flammen und Nacht kämpften mit einander; aber tiefer unten hinter dem finſtern Lavafelde zog der rothe Gluthſtrom ſeinen Weg und drehte ſich in Schlangenwindungen um die fernen Höhen, wo er ſich vor unſern trunkenen Blicken verbarg. Gräßlich

leuchteten seine Flammen die wilden Massen des diesseitigen, schon erstarrten, aber an einigen Punkten noch fortglühenden Lavafeldes an, welches einer untergegangenen Welt gleicht, deren Ueberreste aus dem schwarzen Grabe hervorragen. Wer vermöchte sich loszureißen von der Gewalt des Eindrucks, womit solche Gegensätze von Herrlichkeit und Wüste, von Schrecken und Entzücken das Gemüth überwältigen! Ein Vergessen seiner selbst ergreift den Zuschauer vor den Auftritten, wo die Natur gleichsam in ihrer höchsten, thätigsten Begeisterung erscheint. Doch erinnerte uns der finstere Nachthimmel und die Kränklichkeit Ihrer theuern Frau Schwester an die Rückkehr; denn obgleich die glühende Lava über 1000 Schritte von uns entfernt dahinfloß, so empfand sie doch die von dort her wehende Hitze so sehr, daß sie ihre Stelle verlassen mußte. Wir traten unsern Rückweg an. Die wehenden Fackeln schimmerten furchtsam durch die schwarze Finsterniß der Nacht; am hohen Somma zog der Mond vorüber, und versilberte das rothe Gewölk, diese feurigen Athemzüge des empörten Vulkans.

Dritter Brief.

Neapel, den 18. October 1805.

Sechs Wochen hatte bereits der Vesuv sein großes Schauspiel ununterbrochen fortgesetzt; endlich verstummte

ſein Donner, und ſeine Flammen erloſchen. Nach einer Stille von 17 Tagen kündeten mehr und minder fühlbare Erdſtöße einen neuen Ausbruch an. Einer war ſelbſt in unſrer Wohnung merkbar. Es raſſelten um die Mitternachtſtunde Thüren und Fenſter; doch that dieſer Stoß, außer einigen niedergeſtürzten Mühlen um Neapel, keinen bedeutenden Schaden. Den 15. October Abends gegen 9 Uhr vernahmen die Einwohner von Portici ein erſchütterndes Krachen und Brüllen im Innern des Berges; und bald nachher fuhren Flammen aus dem Krater, welche zuweilen außerordentlich hohe Feuerſäulen bildeten, von deren Spitze Funken wie ein Sternregen umherſprühten. Endlich ſchienen die Ufer des Kraters zu glühen, und von Zeit zu Zeit vernahmen wir, obgleich die Entfernung eine deutſche Meile beträgt, das dumpfe Donnergeroll, welches die Einwohner von Portici und Reſina heftig erſchreckte. Das obere Gluthgewühl dauerte eine halbe Stunde fort; endlich kochte der Flammenrand über, und ergoß ſich anfangs auf der öſtlichen Seite, bald aber durchbrach er auch das weſtliche Ufer — und nun rieſelten große und kleine Feuerbäche von der ſchwarzen Aſchenhöhe herab, gleich flatternden Goldbändern, welche wie ein Schmuck der Nachtgöttin in das tiefe Dunkel niederhingen. Die Nacht war ſtürmiſch und heulte durch die Höhlen des Meergeſtades; das Meer brauſte und tobte gegen das Ufer; der Wind fuhr in das Gluthgewölk des Kraters, und Verwandlungen der Wolkengebilde folgten ſchnell auf einander.

Bald war der ganze Berg in schwarzrothem Schleier gehüllt, bald stand er wieder triumphirend in seiner ganzen Glorie da. Ein ewiger Wechsel! Die mehrsten Ströme zogen in den Ufern fort, welche die vorige Lava ihnen bereitet hatte. Einer aber nahm seine Richtung ganz westlich nach Portici zu, so daß die Einwohner daselbst sich schon zur Flucht anschickten; allein er hatte noch nicht den Fuß der Aschenhöhe erreicht, als er stille stand, die Nacht hindurch leise fortglühte und dann erlosch.

Den Tag nach dem Ausbruche fuhren wir nach Torre del Greco, dem schon oft von den Feuerströmen des Vesuvs heimgesuchten Städtchen, welches dicht am Fuße des Berges liegt. Welch' eine fürchterlich erhabene Scene fanden wir hier! Alle die großen Gestaltungen, mit welchen der erste Ausbruch geschreckt und bezaubert hatte, wichen zurück. Ich müßte Flammenworte haben, wenn ich Ihnen schildern wollte, was sich begab. Nicht einen schwachen Schattenriß vermag ich davon zu geben. — In der Stadt Torre del Greco, und näher am Fuße des Berges, ein Gewühl von Zuschauern, welche die große Erscheinung anstaunten. Auf einer etwas hohlen Terrasse des Berges hinter Weingärten und Landhäusern, unter denen sich die königliche Favorite befindet, hatte sich ein Lavastrom gelagert, und bildete einen feurigen See, von welchem ein röthlicher Dampf aufstieg, der die Gegend umher mit Schwefelgeruch anfüllte. Der Berg schien der schwarze Kern einer einzigen ungeheuren Flamme zu sein; dunkelroth

angeglühte Dampfmaſſen hatten ſich auf dem Gipfel gelagert, in verwirrtem Gemiſch, als ob ein ganzer, von gräßlichen Blitzen zerriſſener Wolkenhimmel auf ihn herabgeſtürzt wäre, und tief unter dem finſtern Dampfe war Alles Bewegung: es wirbelte und wühlte, wie Kampfgetümmel und wild durcheinander tobende Wuth. Das Reich der Hölle ſchien durchbrochen und der Berg eine ungeheure aufſteigende Brücke zu ſein, von Giganten erbaut, den Himmel zu ſtürmen. Tiefe dunkle Mitternacht umher, wie ein ſchwarzes Meer, worin der Berg gleich einer Feuerinſel emporſtand. Immer undurchſichtiger und finſterer ward das Dampfgewölk, welches Himmel und Erde vermiſchte, und hoch herab aus der Nacht hingen Feuerbäche und Feuerſtröme. Der vollſtändigſte dieſer Ströme endigte in dem Feuerſee auf der untern Terraſſe, und ſchien ein glühendes unermeßliches Ungeheuer zu ſein, welches ſich aus dem Gluthſee aufrichtete, und ſeinen flammenhauchenden Kopf in den ſchwarzen Wolken des Nachthimmels verbarg. Die in rothem Wiederſchein auf- und abgehenden Zuſchauer glichen ſeltſam in Flammenduft gekleideten Schattengeſtalten. Das Ganze war mehr als erhaben romantiſch: es war eine Zauberwelt voller Wunder, die das Gemüth überwältigten und fortriſſen in das Gebiet der Phantaſieen und Träume.

Vierter Brief.

Rom, den 28. November 1805.

Nachdem wir die bunten und seltsam kontrastirenden Scenen in Neapel bis zur Uebersättigung genossen hatten, verließen wir das reizende Campanien, wo nichts schöner als die Natur, und nichts abschreckender ist als die Menschen. Der ganze Weg bis nach Rom ist mit Paradiesen bekränzt, und man würde im Entzücken darüber vergessen, daß man noch auf Erden wandelt, wenn nicht elende Hütten voll Schmutz und Menschen mit Lumpen bedeckt die süßen Himmelsträume zerstörten. Italien kontrastirt mit unserm Vaterlande in aller Rücksicht und unter allen Beziehungen. Daß selbst auch das Aeußere den innern Charakter anzeigt, ist ganz natürlich. Schöne, oft kostbare Straßen ziehen durch ganz Italien hin, aber Bettlergesindel wimmelt auf ihnen. Ich kann es nicht beschreiben, wie froh ich war, als unsere Wagen zwischen den letzten Häusern Neapels fortrollten. Links warf ich noch einen Blick auf das große Armenhaus, welches an seiner Stirn die Worte trägt: „Zuflucht für die Armen des ganzen Reichs.“ Das Haus ist ungeheuer groß, und die Inschrift eine ungeheure Lüge; es ist nicht ganz unbewohnt, aber Arme nimmt es nicht auf. Die Inschrift sollte weggenommen und an die Thore von Neapel geheftet werden.

Wir hatten Neapel hinter uns, und in jeder Seele

ging ein heitres Leben auf. Links und rechts, wo wir vorüberrollten, freundlich umgrünte Hügel und lockende Thäler. Schon hatte der November seine Herbſtmalereien an den Hügeln aufgehängt und gleich prächtig geſtickten Teppichen in den Thälern ausgebreitet. Auf den Anhöhen umher ſchimmerten, wie hellere Lichtpunkte, die fröhlich bekränzten Landhäuſer und Villen. Wenn man die Menſchen vergeſſen könnte, ſo ſollte man glauben, daß irgendwo in dieſen himmliſchen Thälern die Glückſeligkeit wohnen müſſe und daß ihre Gegenwart den Horizont zu einer nie getrübten Heiterkeit begeiſtere. Eine ununterbrochene Fortſetzung dieſer Lieblichkeit begleitete uns bis zum Fluſſe Garigliano, dem Fluſſe, an deſſen Ufern die Heldentollheit alter und neuer Zeiten ihre blutigen Raſereien wiederholt hat. Die Gegend iſt flach, und zieht ſich links nach dem Meere hinab; rechts aber wird ſie von den hohen kahlen Apenninen begrenzt. Die Umgebungen haben etwas ſchauerlich Melancholiſches; an beiden Seiten des Weges bezeichnen ummooſte Trümmer die Stelle alter Grabmale, welche, wie unſere Freundin ſagt, ihren Todten nachgeſtorben ſind. Von der alten Stadt Minturnä ſtehen hier noch Reſte eines Amphitheaters; und eine lange unterbrochene Reihe Bogen von einer Waſſerleitung erſtreckt ſich durch die Ebene hin. Der Weg wand ſich abwärts, — welch' ein himmliſches Thal grünte und ſäuſelte am Abhange! Wir ſanken leiſe hinab, und es war als müßten die grünen Wellen von Weinranken und Kaſtanienwildniß über uns

zuſammenſchlagen. Aus dieſer grünen Fülle ängelten, wie kindliche Scherze, die Goldfrüchte der Heſperidengärten unſere Blicke an.

Zwiſchen ſoviel Lieblichkeit und Naturreichthum langten wir endlich, nach einer Reiſe [illegible] drei Tagen, in der Hafenſtadt Gaëta an. Hier erwarteten uns der treffliche Prinz von Heſſen-Philippsthal und der biedere Oberſte von Zweyer; die Gaſtfreundſchaft und die Herzlichkeit dieſer beiden Männer bereiteten uns ein Paar glückliche Tage. In dieſer Gegend ſcheint die Natur ein begeiſtertes Feſt gehalten zu haben: alles Große, alles Liebliche und Schöne hat ſich hier zuſammengehäuft. Heimliche Thäler, grünende Hügel, an welchen idylliſche Träume aus einer Schäferwelt zur Wirklichkeit geworden zu ſein ſcheinen, kühne nackte Felſenſpitzen, ſanfte Abhänge mit der Herrlichkeit und dem Reichthume einer ſüdlichen Flora bekleidet, ein würdiger Thron für die Blumenkönigin, welcher das unendliche Meer ſeinen klaren Spiegel vorhält: und dieſe ganze Fülle von Sanftheit und Kraft, von Erhabenheit und lieblicher Milde vereinigt ſich zu einer ſolchen Harmonie, welche die Phantaſie mit ſchönen Bildern, und das Gemüth mit heiligen Empfindungen bereichert. In der Gegend von Gaëta und dem Molo di Gaëta ſtand die alte Stadt Formiä; da verſchwelgten einſt die alten Welträuber in prächtigen Villen die Schätze, die ſie den Völkern geraubt hatten. Auch Cicero hatte dort einen Sommerſitz: hier begeiſterte ihn die Natur zu philoſophiſchen

Arbeiten, indem ſie ihn die politiſchen vergeſſen ließ: dort trafen ihn die von Antonius abgeſchickten Mörder in einem Luſthaine, durch den er flüchtete, um das Meer zu erreichen. Lorbeer-, Orangen- und Citronenzweige beſchatten die heiligen Stellen, wo einſt der Weiſe, in Gedanken vertieft, umherwandelte. Vor den Eingängen ſeiner Badehallen weben jetzt Epheu und wilde Roſenzweige ewig grünende Vorhänge. Ich trat in eine dieſer Hallen, und der Geiſt der alten Vergangenheit wehte mich kalt an; Zufall und Einöde walten hier, und die von der Wölbung niederfallenden Waſſertropfen geben der ſtummen Wildniß ein ſchauerliches Getön. Aus einzelnen Ruinen laſſen ſich mehr oder weniger die ehemaligen Formen der Gebäude und deren Beſtimmung errathen. Die ganze Gegend gleicht einer zerriſſenen Geſchichte der alten Zeit: einige Blätter ſind leſbar, andre völlig verwiſcht.

Den zweiten Tag nach unſerer Ankunft machten wir einen Spaziergang um die Stadt, auf der Bruſtwehr der Feſtung und genoſſen einer unendlich reichen Ausſicht auf das Meer und das Bergland. Die Feſtung Gaëta tritt mit ihrem Felſenfuß kühn in das Meer hinein; wir wandelten unter drohenden Kanonen, die widerwärtig gegen die ſüßen Träume abſtachen, welche die Gegend dem ruhigen Gemüthe einflößt. Der Prinz erzählte mir bei dem Anblick dieſer Rüſtungen, daß man ſich in Neapel, nach dem unglücklichen Erfolge der öſterreichiſchen Waffen, auf einen Angriff des argliſtigen

Usurpators von Frankreich gefaßt halte. Gaëta sei zwar mit Geschütz hinreichend versehen, nur fehle es an einer vollständigen und zuverlässigen Besatzung. Zu diesem Behuf hatte die Regierung einige tausend Galeerensclaven in die Festung treiben lassen, die bis jetzt aber noch unbekleidet und unbewaffnet waren. Dies Gesindel schickte sogleich eine Deputation an den Prinzen, um ihm zu erklären, daß in ihrer Mitte einige siebzig Räuber sich befänden, mit denen zu dienen ihre Ehre nicht gestatte. Der Prinz stellte ihnen vor, daß sie es mit einander nicht so genau nehmen und sich gegenseitig ertragen müßten, indem keiner von ihnen ohne Vorwürfe sei; worauf sie mit Heftigkeit erwiederten: daß sie, sammt denen, von welchen sie abgesendet worden, ehrliche Männer und nur mit dem Unglück irgend einer Mordthat behaftet, jene aber Räuber seien, mit denen sie nicht dienen könnten. Der Prinz fürchtete von diesen rechtschaffenen Böswichtern mancherlei Unannehmlichkeiten.

Während dieser Unterhaltung gelangten wir zu einer Naturmerkwürdigkeit am Ufer des Meeres. Dort hat die Wuth der Wellen, die sich zwischen den Inseln Ischia und Procida drängen, tiefe Höhlen in das Felsengestade gewühlt; die größte unter ihnen ist auf der Landseite eingestürzt, so daß nur der Uferrand zusammenhängend geblieben: und so bildet dieser breite Rand einen ungeheuern Bogen, den man den Tempel Neptuns nennen könnte, wo die brausenden Wellen ihrem Wasserfürsten

einige Hymnen rauschen. Endlich nahten wir uns dem Eingange zu einer Kapelle, die wahrscheinlich in ihrer Art die einzige auf dem Erdboden ist: die sogenannte Spaccata. Sie liegt, wie ein Geheimniß, so versteckt, daß man in der obern Vorhalle ihr Dasein nicht ahnet. Von der Vorhalle aus führt eine schmale Treppe zu ihrem Heiligthum hinab, welches in einem ungeheuern Felsenspalt ruht. Die große Steinmasse ist durch ein Erdbeben, wovon kein menschliches Gedächtniß mehr weiß, vom Gipfel an bis zum Fuße in der tiefen Meeresfluth zerrissen. Ein Felsenstück ist von dem einen Gipfel des zerrissenen Berges in den Spalt hinabgestürzt, und ungefähr in der mittleren Region hängen geblieben; auf diesem schwebenden Felsengrunde nun baute die Andacht jene Kapelle. Die glücklich angekommenen Schiffer feiern in derselben ihren Gottesdienst; die Priesterschaft, welche so gern über die schönen Wunder der Natur hinwegblickt, und schlechte Erfindungen ihnen unterschiebt, hat sich auch hier nicht verläugnet. An der rechten Seite der Felsenwand, wo die Treppe zur Kapelle hinuntersteigt, ist das Eingreifen einer kolossalen Menschenhand sehr undeutlich eingedrückt. Der uns begleitende Mönch erzählte: ein Muselmann habe das Wunder der göttlichen Macht, welche, wenn ich nicht irre, am Todestage des Heilandes den Felsen zerrissen, bezweifelt und die spöttischen Worte ausgestoßen: „ist denn der Fels von Butter?“ aber, indem er mit der Hand an die Wand geschlagen, habe sich die Form einer zugreifenden Hand

eingedrückt. Wir ließen uns durch dieſe Albernheit nicht irren und folgten den Eindrücken der großen Natur. Nichts iſt überraſchender und hinreißender, als der Anblick aus dem Fenſter der Kapelle. Auf beiden Seiten einige hundert Fuß hoch erheben ſich tief in das Meer hinein die Wände des ungeheuern Felſenſpaltes; unten donnern und brauſen die ungeduldigen wilden Wellen, die den Spalt tiefer zu graben ſcheinen und nicht ſelten herauf in die Fenſter der Kapelle ſtürmen. Vor der Schluft das ſpiegelnde Meer, glänzend wie der leuchtende Mittag; die Inſeln darauf wie Sonnenflecken. Wenn unten die erzürnten Wellen gegen die Felſen toben, ſo grünen oben ſtill und friedlich die Gipfel! Sanfte Oliven ſtrecken von den beiden Wänden des Riſſes ihre Zweige wie Friedensgrüſſe einander entgegen, als wollten ſie, was der Tumult einer wilden Zeit entzweite, mit leiſem Ueberredungsgeflüſter wieder vereinigen; und, was ſo ſchön den Frieden kleidet, Palmenkränze hat die Natur dazwiſchen geworfen. Da, wo kein menſchlicher Fuß hintreten kann, tragen zwei liebliche Palmen einander gegenüber ihre Kronen empor und nicken auf die unten lärmende Fluth hinab, ſicher, daß der Gegenſtreit der Wogen ihren Frieden nicht zu erreichen vermag. Die kleinen Anpflanzer dieſer hangenden grünen Wildniß, — die Vögel, ſingen ruhig in den Olivenzweigen ihre Lieder. Mit ſtummem Entzücken verließen wir das majeſtätiſche Schauſpiel und folgten den reizenden Gängen, welche ſich an den Bergen umher

winden, durch die unendliche Bildergalerie der Natur. Ihre Meisterstücke voll Lieblichkeit und Kraft hat sie hier aufgestellt. Den folgenden Tag bestiegen wir einen andern Berg. Der Prinz, der überhaupt eine unschätzbare Wohlthat des Ortes ist, hat auf seine Kosten einen sehr bequemen Weg hinauf bahnen lassen. Die Anhöhe steigt mit Weinrankenterrassen empor; oben auf der Spitze des Berges steht noch ein antikes wohlerhaltenes Grabmal. Der Berg scheint die ungeheure Basis der einsamen Urne zu sein, die der melancholische Epheu umschleicht. Alle unsere gestrigen Ansichten hatten den Standpunkt verändert; es waren Wiederholungen: aber wie anders, wie fremd erschienen sie uns hier! Unser Rückweg durch die Stadt wurde durch keinen Anblick des Elendes verbittert: da heult kein Bettler die Vorübergehenden an. In Gaëta herrscht durchaus eine solche polizeiliche Ordnung, daß man sich's abläugnen könnte, im Neapolitanischen zu sein. Befriedigt an Herz und Geist, zogen wir nach drei genußreichen Tagen weiter.

Wir kamen durch Itri. Wie ein Auswurf der menschlichen Natur erscheinen dem Fremden die Einwohner dieser Stadt; in jedem Gesicht erblickt man den Ausdruck der tiefsten Verwilderung: die Rüstigen rauben, die übrigen betteln. Es giebt keinen empörendern Abstich, als den, in welchem der Mensch hier der Natur gegenüber steht! Soweit kann es endlich eine schlechte Regierung bringen! Wer vermochte bei dem Anblick solcher Menschen Unbefangenheit genug zu retten für die

holden Eindrücke, womit die milde herrliche Natur dem Wanderer zuſpricht? — In der Nähe von Fondi wehten uns aus den Heſperidengärten der Orangen- und Citronenpflanzungen die kräftigſten Würzgerüche entgegen. Aber trotz der paradieſiſchen Pflanzenwelt iſt die Luft um Fondi ungeſund, die Sümpfe hauchen Fieberluft aus; doch würde eine thätigere Regierung wohl Mittel finden, die geeignet wären, dieſem Uebel abzuhelfen.

Nach einer Reiſe von ſechs Tagen erreichten wir das römiſche Gebiet. Wir zogen noch durch manche Bogen alter zerrißner Waſſerleitungen, die auf beiden Seiten des Weges ſich hinerſtreckten und an mehrern Punkten die Straße durchſchneiden. Dazwiſchen die alten Grabmale. Eine melancholiſche Ruhe umfängt den Wanderer, der von Neapel kommend ſich Rom nähert: er fühlt ſich aus brauſenden Wetterſtürmen in eine ſanft athmende Windſtille hinübergerettet, und die einſame Natur, die zwiſchen Ruinen und Gräbern hier wohnt, ſpricht zu ihm tief bedeutende Worte. Gedankenvoll blickt er umher: ein groſſes fluchbeladenes Leben iſt hier untergegangen; unter den Trümmern der Herrlichkeit ſchlafen endlich ihren friedlichen Schlaf jene alten Heroen, die nimmer den Frieden hatten, den ſie der ganzen Welt raubten. Während ſolcher Geſpräche, welche die Gegenwart mit der Vergangenheit verglichen, nahten wir uns der Hauptruine der alten römiſchen Welt, — der Stadt ſelbſt. Wir erblickten die hochprangende

Peterskuppel, und fuhren nun bald durch das ſtille Thor über die einſamen Plätze. Die Kriegsgerüchte, die uns überall verfolgten, ſchienen an dem geweihten Sitze des wahrhaft heiligen Kirchenfürſten ſchweigend vorüber zu ziehen. Wohl ſollte es ſo ſein, wenn etwas heilig wäre den Horden, die Frankreich auswirft!

Im November 1805 nach Rom zurückgekehrt verlebte Tiedge an der Seite ſeiner hochgebildeten Freundin ſchöne Tage des Nachgenuſſes in der Erinnerung an das Geſehene. Dort beſchäftigte er ſich, in neues Anſchauen jener großartigen Denkmäler der gefallenen Römergröße verſunken, mit neuer Emſigkeit, gleich einer Biene, friſchen Honig aus den Rieſenblumen der Geſchichte in ſeinem Gedächtniſſe zu ſammeln, oder in die Zellen ſeines Tagebuches niederzulegen, eingedenk der herrlichen Worte des Dichters:

„Denn ſpricht in jener erſten Stadt der Welt
Nicht jeder Platz, nicht jeder Stein zu uns?
Wie viele tauſend ſtumme Lehrer winken
In ernſter Majeſtät uns freundlich an!“

Seine Anſicht von Rom behielt bis in die letzten Tage ſeines Lebens jene Heiterkeit, welche in der Erinnerung einer großen Zeit ewige Dauer erblickt. Er konnte ſich daher, gleich ſeiner Reiſegefährtin, trotz der entſchieden proteſtantiſchen Geſinnung niemals mit dem harten Urtheile des nach witzigen Gegenſätzen haſchenden Dupaty vereinigen, der (nach G. A. v. Halems Ueberſetzung) von der Siebenhügelſtadt ausrief:

„Rom, du bist Leiche nur noch der Roma, dein Grab die Campagna,
Und das Volk ist Gewürm, welches die Leiche verzehrt!“

Anfangs war es der Plan der beiden Reisenden, wenigstens noch einen Herbst und Winter in dieser sanften Heimath der Künste zu verweilen; aber ein aus der politischen Combination hervorgegangenes Ahnungsgefühl, daß der französische Gewalthaber Deutschlands friedliche Fluren überfallen werde, trieb Elisa und Tiedge in das theure Vaterland zurück. Es mußte von dem glücklichen Italien geschieden sein. Der zwölfte Junius 1806 war der zur Abreise von Rom festgesetzte Tag.

Ueber den Ponte Molle durch die nur von nomadisirenden Hirten, ihren Büffeln und Schafen bewohnte Wüste der Campagna führt der Weg über das romantisch gelegene Civita Castellana, das alte Veji, nach der auf einer fruchtbaren Anhöhe überaus reizend gelegenen Stadt Narni, wo noch die majestätischen Trümmer der Brücke des Augustus Bewunderung erregen, welche dieser Monarch, zur Herstellung einer geraden Straße nach Perugia über die rauschende Nera, in kühnen Bogen von einem Hügel zu dem andern hinüber spannte.

Bei dem reizenden Terni, der Geburtsstadt des römischen Geschichtsschreibers Tacitus, deren jetziger Name von dem alten Interamnium entstanden zu sein scheint, wurde der weltberühmte Wasserfall des Velino besucht, dabei Seume's und dessen schönen Gedichtes dankbar gedacht und dann die Reise über Spoleto (Spoletium

der Alten), wo noch die Porta d'Anibale, auch Porta Fuga genannt, die im zweiten punischen Kriege bewährte Tapferkeit der Spoletiner beurkundet, nach dem durch seine Kathedrale und die für dieselbe gemalte und jetzt im Vatican aufbewahrte Madonna Rafaels berühmt gewordene Foligno fortgesetzt.

Bei dem nahe gelegenen Städtchen Spello luden die jetzt zum Theil berasten Spuren eines großen Amphitheaters die Reisenden zu einem Vergleiche mit den Ueberresten ähnlicher Riesenbaue bei Puzzuoli und Capua ein.

In der Nähe von Assisi ward das prächtige Kloster „Santa Maria degli Angeli," die Wiege des Franziskaner-Ordens, besucht, wo jetzt über der kleinen Kirche, in welcher der heilige Franziskus gepredigt und über der Zelle, wo er gebüßt, ein großartiger Dom sich erhebt und vor wenigen Jahren Overbecks Meisterhand am Eingange in das Sanctuarium das Leben und die Thaten des seraphähnlichen Märtyrers, den das Mittelalter mit dem Weltheiland zu vergleichen sich nicht entblödete, durch tiefempfundene Gemälde verherrlichte.

Von Perugia, der alten Perusia, jetzt Hauptstadt des päpstlichen Umbriens, die durch ihre amphitheatralische Lage auf einem rebenumkränzten hohen Berge, durch ihre Kathedrale, ihr Rath- und Wechselhaus, mit den herrlichen Fresken Pietro Vannucchi's, genannt il Perugino, und der unvergleichlichen Madonna Rafaels im Palaste Comestabull mächtig auf Tiedge's Geist ein-

wirkte, führte der Weg durch Kastanienwälder und Ollvenhaine bei dem Trasimenischen See, wo Hannibal die Römer schlug, und bei den Städten Radicofani und Cortona, sonst Corytum, der uralten hetrurischen Hauptstadt mit ihren cyklopischen Mauern vorbei, über Castiglione nach Arezzo, wo der Dichter durch die großartigen Erinnerungen an Mäcenas, Petrarcha, Pietro Aretino und so viele Andere, welche hier geweilt, aufs Neue gefesselt wurde, bis ihn die Kunst- und Blumenstadt Florenz nun zum zweitenmale wieder in ihre gastlichen Mauern aufnahm.

Ueber Bologna ging es nun weiter durch die bekannte schilfreiche Sumpffläche gen Mantua und von da über das durch seine musikalischen Instrumente berühmte Cremona bei der Festung Pizzighettone und bei Lodi (dem alten Laus Pompeji) vorüber nach Mailand, wo sich die Reisenden mehrere Tage verweilten, um die Merkwürdigkeiten dieser berühmten Hauptstadt der Lombardei kennen zu lernen. Besonders fand sich Liebge von der majestätischen, ganz aus weißem Marmor erbauten Domkirche mit ihren 4000 Bildsäulen und der wunderbar magischen Beleuchtung angezogen. „Man fühlte sich," schrieb er an einen seiner Freunde, „bei dem Farbenspiele der bunten Fensterscheiben, welches durch den hohen Chor den Eintretenden begrüßt, wie von beginnender Verklärung umflossen."

Dann schenkte er seine Aufmerksamkeit der uralten Pfarrkirche des heiligen Ambrosius, wo dereinst jener

fromme Biſchof Muth genug hatte, den römiſchen Kaiſer Theodoſius den Großen wegen ſeiner zu Theſſalonich im Jahre 390 begangenen Grauſamkeit von der Gemeinſchaft mit den Anbetern Gottes auszuſchließen und von der Tempelpforte zurückzuweiſen, und wo ehedem die deutſchen Kaiſer, welche zugleich Könige von Italien waren, mit der zu Monza verwahrten eiſernen Krone gekrönt wurden, die auch Napoleon auf kurze Zeit an ſich geriſſen und durch die Drohworte „Gare qui y touche!“ furchtbar gemacht hat.

Wie zu einem Wallfahrtsorte pilgerte Tiedge nach Maria delle Grazie, der im Baſiliken-Styl erbauten Kirche des Dominikanerkloſters gleiches Namens, welches die Franzoſen zu einer Caſerne umgeſtaltet hatten, um in dem ehemaligen Speiſeſaale der Mönche, der eine Zeitlang ſogar zu einem Pferdeſtalle dienen mußte, das ſchönſte noch übrig gebliebene Frescogemälde des unſterblichen Leonardo da Vinci, die durch Rafael Morghen's Grabſtichel verewigte Einſetzung der Abendmahlsfeier, auch in ihren Reſten noch zu bewundern.

Nachdem auch die auf den Trümmern eines alten Herkules-Tempels erbaute St. Lorenzo Kirche, deren Eingang ſechs antike Säulen von weißem Marmor ſchmücken, dann das von Herzog Franz dem Erſten geſtiftete große Hoſpital, welches nur in dem Hôtel Dieu in Paris, dem allgemeinen Krankenhauſe in Wien und dem Ospedale del Santo spirito in Rom einen Nebenbuhler erkennt, beſucht und in der Brera, dieſem zu

einem Nationalmuſeum umgeſtalteten ehemaligen Jeſuitenkloſter ſowohl der Wiſſenſchaft als der Kunſt die gebührende Huldigung dargebracht worden war, ſetzte Tiedge mit ſeiner Freundin die Reiſe über Novarra, Vercelli, Cignano nach Turin, und von dieſer ſchönen Reſidenz des ſardiniſchen Herrſchers aus Savoyiſchem Stamme über Suza und den Mont-Cenis nach Genf fort.

Von hier aus wurden Ausflüge in das benachbarte Chamouny-Thal, nach Aix, dem einſt berühmten Bade der Allobroger mit vielen römiſchen Alterthümern und nach Chambery, Savoyens Hauptſtadt, gemacht, in deren Nähe am Fuße eines Hügels in einem anmuthigen Thale voll Wieſengrün und Gebüſch das kleine Häuschen ſich befindet, wo Jean Jacques Rouſſeau bei Madame Warens am Buſen der Natur die erſten goldenen Träume der Jugend träumte.

„Aus dieſer Hütte," ſchrieb Tiedge's edle Begleiterin am 14. Juli 1806 in ihr Tagebuch, „ging das Leben des Mannes hervor, der ſo gewaltig war und ſo ſchwach; der überall bis jenſeit des Meeres die Ruhe aufſuchte, die aus ſeinem Innern geflohen war vor der Leidenſchaft, welche alles verſchlimmernd ſein Gemüth fort und fort in einer entkräftenden Spannung erhielt. Er lebte in einem Mißverſtändniſſe mit ſich und in dieſer Selbſtentzweiung glaubte er im Zwiſte mit der ganzen Welt zu ſein. Dies irrende Gefühl war ſein Verfolger, — nicht die Menſchen waren ſeine Peiniger!

„Durften es dieſe entgelten, wenn etwa Einzelne,

wenn hier und da eine ſchwache Regierung ſich einer Thorheit gegen ihn ſchuldig gemacht? — Wie kam der wirklich große Mann zu ſolchem Irrthum? Ein zu großes Selbſtgefühl trägt mehr oder weniger, aber immer etwas von eiferſüchtig-argwöhniſcher Eitelkeit in ſich und iſt, beſonders wenn es in cyniſche Formen ſich hüllt, recht dazu geeignet, ein reizbares Gemüth bis zu der Grämlichkeit zu verſtimmen, welche mit gewöhnlicher Selbſttäuſchung ſich für Menſchenhaß ausgiebt. So geſchah es, daß Rouſſeau die Menſchen floh, von denen er nicht laſſen konnte!"

Tiedge, deſſen Verſtand ſowohl bei heitern als bei trüben Veranlaſſungen des Lebens ſich ſo gern in den Freihafen der Phantaſie flüchtete, notirte ſich nur die wenigen Worte in ſeinem Gedenkbuche: „Mich überfiel ein kalter Schatten aus den dunkeln Tagen des unglücklichen Philoſophen! Iſt aber Philoſophie der Erwerbung werth, wenn ſie, einmal mühſam errungen, den Menſchen zum wenigſten nicht glücklich macht?"

Auf dem Landſitze der Familie Tronchin am Genferſee, welchen vormals Voltaire beſaß, woher derſelbe noch jetzt les délices de Voltaire genannt wird, drängte ſich unſern Reiſenden unwillkürlich der Vergleich zwiſchen den beiden großen franzöſiſchen Philoſophen des vorigen Jahrhunderts auf: „Voltaire," ſchrieb Frau von der Recke ganz in Tiedge's Sinne, „mit Reichthum und Pracht umringt, in Wohlleben aufgezogen, in der Hauptſtadt gebildet und an dem üppigſten Hofe verbildet, miſchte

in sein beißendes Urtheil den hämisch-verwundenden Spott und opferte einem witzigen Einfall sowohl Tugend als Ehre. Rousseau hingegen, ein Kind der Natur, in Dürftigkeit aufgewachsen, mit der Uhrmacher-Feile oder mit der Feder als Notenschreiber sein Leben fristend, sagte seine Meinung mit redlichem wohlwollenden Ernste und forschte mitten im Kummer nach Wahrheit. Jener nahm aus dem klügelnden Kopfe die Worte, welche mit großer Kunstfertigkeit den Ausdruck des Gefühls nachahmen, dieser redete die Sprache der Empfindung, die in dem Herzen wohnt. Rousseau verachtete das Geld und liebte die Menschen, die er floh, weil er sie entbehren wollte. Voltaire liebte den Reichthum und verachtete die Menschen, die er suchte, weil er Bewunderer brauchte."

Unter Simonde de Sismondi's Führung, dessen Bekanntschaft Tiedge schon in Rom gemacht hatte, wohin Jener Necker's geistreiche Tochter, Frau von Staël-Holstein, begleitete, wurden die Merkwürdigkeiten der kleinen Republik gesehen und dann der Montblanc bis zu dem Eismeere des Bosson-Glätschers und zu der Höhe, die man Montenvert nennt, bestiegen. Bei Servoz am Ufer der Arve fühlte sich der Dichter bei dem Anblicke des Denkmals auf den unglücklichen Uebersetzer des Horaz, F. A. Eschen aus Eutin, einen Lieblingsschüler des Dichters der Luise und unserem Tiedge von Halberstadt her bekannt, der mit seinem Freunde Zimpfen am 7. August 1800 den Burt bestieg und in eine vierzig Klaftern tiefe

Eisschlucht hinabstürzte, tief erschüttert und es brauchte lange Zeit, ehe er die frühere Heiterkeit des Gemüthes wieder erlangen konnte.

Erst in dem idyllischen Appenzeller-Lande, wo Frau von der Recke in dem friedlichen Alpendorfe Gais eine Molkenkur gebrauchte, fand er die ihm eigenthümliche fröhliche Stimmung wieder; denn hier ruhete er mit seiner Freundin geistig und körperlich aus von den Anstrengungen der langen Reise und schwelgte in den süßen Freuden der Rückerinnerung. Welches damals die Eindrücke seiner poetischen Seele waren, mögen nachfolgende Briefe kund geben, die er an die Herzogin von Curland, die Schwester seiner Freundin, schrieb.

Erster Brief.

Gais, den 20. August 1806.

Gegen das Gefühl Ihrer Trennung von uns, hochgefeierte Herzogin, läßt sich nun einmal nichts Besseres thun, als daß wir aus der Ferne schriftlich zu Ihnen hinüber sprechen von dem, was wir treiben und was uns begegnet; Sie haben auch mir dazu die Erlaubniß huldvoll ertheilt, und wenn ich dieser Begünstigung einen ausgedehnteren Sinn beilege, als sich's geziemt, so werden Sie es, edelste Fürstin, Ihrer eigenen Milde zu

verzeihen haben, daß ſie nur zu ſehr ſelbſt Ihre beſcheidenſten Verehrer verwöhnt.

Vor zwei Tagen kamen wir in Gais an und bezogen eine beſchränkte, aber reinliche Schweizerwohnung, welche am äußerſten Ende des Dorfes mitten im Schooße der üppigſten Wieſen liegt. Das ganze hölzerne Häuschen ſchallt, wenn man in einem Zimmer auf und ab geht, wie ein Reſonanzboden. Ein Fußtritt, der ſich über uns bewegt, verbreitet Lärm im ganzen Hauſe. Weit bin ich noch nicht auf meinen Wanderungen gekommen; doch habe ich ſchon eine Schaar von Kindern mir zugewöhnt, die ſich Morgens und Mittags vor meinem Fenſter verſammeln, mich auf meinen Spaziergängen begleiten und mir die Hügel nennen, die wir erklettern. Sie ſind alle reinlich gekleidet, und eins immer hübſcher und lieblicher, als das andere. Alle lieben mich und ſorgen recht, meine Wünſche zu erſpähen. Kinder ſind Menſchen, und Menſchen ſind Kinder: Wie leicht iſt es, ſie zu beherrſchen, wenn man ihr Vertrauen gewinnt. Unſre Großen wiſſen nicht, um welchen wohlfeilen Preis ſie geliebt werden! So ſtreife ich dann zur Verwunderung der Einwohner mit meinem fröhlichen Völkchen, als wäre ich der Schulmeiſter von Gais, in den Windungen der nächſten Thäler umher.

Aber von meinem Fenſter aus blicke ich, ſobald der Morgen grauet, ſehnſüchtig nach dem hohen Säntis hinauf, der, gleich Uzen's Begeiſterung, mit ſonnenrothem Angeſichte dreißig Minuten länger das erfreuliche Tages-

licht ſieht, als wir, die wir unten um ſeinen Fuß uns drehen. Dahinauf möchte ich fliegen mit einem Adler, der ſich droben niederlaſſen kann, wenn es ihm beliebt. Feierlich prangt der königliche Berg mit ſeiner Krone von Schnee, wie ein Haupt-Altar in dem großen Tempel der Natur, der hier unten mich umfängt. Der „Kamor" und der „hohe Kaſten" ſind die feſtlichen Altarſtufen, welche majeſtätiſch, ſeiner Höhe angemeſſen, zu ihm hinauf ſteigen. Die Natur hat einen köſtlich grünen Sammetteppich über ſie hingebreitet, der von ihnen herabwallend bis in das Thal niederhängt und es ganz überdeckt. Ich werde mich weihen, dieſe heiligen Stufen zu beſteigen; den Altar ſelbſt mögen nur meine Gedanken erreichen.

Zweiter Brief.

Gais, den 8. September 1806.

Von der Natur, welche die Schweiz zum Schauplatze ihrer erhabenſten Schönheiten und überraſchendſten Erſcheinungen auserſehen zu haben ſcheint, iſt zwar gerade das Thal, in welchem Gais liegt, am wenigſten reich ausgeſtattet. Dabei zeichnet es ſich aber doch durch eine gewiſſe ſtille Eigenthümlichkeit vor allen Thälern aus, die ich bisher geſehen habe. Nicht himmelanſtarrende Felſen umgeben daſſelbe, ſondern ſanfte Höhen bilden es zu einer lieblichen Hügelflur, die mit einem

kräftig grünen Teppich überwebt iſt. Wie lange Strahlen aus einem Mittelpunkte liegen um die Kirche des Ortes die reinlichen hölzernen Wohnungen über die Hügel zerſtreut, welche grüne Polſter zu ſein ſcheinen, die den friedlichen Hütten weich untergelegt ſind. In der ſüdlichen Ferne erheben ſich duftig blau die hohen Alpen, unter denen weſtlich der gigantiſche Säntis mit ſeinem Greiſenhaupte gebietend thront. Das Thal iſt von allen Seiten beſchränkt, und man hat aufs wenigſte eine halbe Stunde zu gehen, um zu einer freien Ausſicht zu gelangen: aber das lohnt auch! Das höchſte Erſtaunen bemächtigt ſich der Seele; ſie iſt entzückt über die Herrlichkeit, die ſich dann plötzlich dem Auge darſtellt. Auf einer öſtlichen Anhöhe, „der Stoß" genannt, ſahen wir in das Rheinthal hinab. Welche Ruhe, welche Stille wohnet dort unten! Die Senkungen der Hügel und Berge ſind mit Weingärten fröhlich bekränzt, aus denen Städte und Dörfer hervorſchimmern. Oeſtlich blickt der Bodenſee: vor ihm her zieht der Rhein; ſeine Wellen umſpiegeln die kleinen Sandinſeln ſo ſanft, als ob kein Wogentumult, kein gewaltiger Sturz weiterhin ihm bevorſtände.

Vor einigen Tagen machten wir eine kleine Wanderung in das Gebirge. Von unſrer Wohnung aus haben wir, was Sie ſchon wiſſen, gerade ſüdlich die Ausſicht nach zwei Bergſpitzen, der „Kamor" und „der hohe Kaſten" genannt. Jenen beſtiegen wir. Unſre Wanderung glich einem Triumphzuge. Den Führern hatten ſich mehrere Einwohner aus Gais angeſchloſſen, welche

Schweizerlieder anſtimmten, und ſo jauchzten wir durch die blühenden Thäler über unzählige luſtige Bäche, die von den Hügeln hüpfen und die Wieſen durchirren. Wir ſchritten über die Berge, als hätten wir neue Welten zu ſuchen, und wahrlich wir fanden Schöpfungen und entdeckten Land, welches mit dem heſperiſchen wetteifern konnte. Jede Anhöhe entwickelte andere Schönheiten; bei jeder Wendung ſchoben ſich, wie in einer magiſchen Laterne, neue Gemälde vor die Augen. Eine unendliche Fülle von Erſcheinungen eilte an uns vorüber. Es war ein ſchöner Sommertag, doch ſchwebten am Himmel einige Wolken, die in ſtetem Formenwechſel ihre großen Schatten in die unter uns gelegenen Thäler hinabwarfen. Dieſe Schatten zogen jetzt in Gruppen, dann einzeln über die Höhen und Tiefen hinweg; dann lagerten ſie, wie Gigantenzüge und erhoben ſich, vom Sturm aufgerufen, wieder zu neuer Bewegung: und ſo gaben ſie der Natur eine Lebendigkeit, die durch rege Waſſerergießungen noch lauter und täuſchender wurde. Auf einer Alpenhöhe wurde Halt gemacht. Hier erquickte ſich der Zug, ſammt der gefeierten Fürſtin unſ'rer kleinen Völkerwanderung, durch ein ſüßes Hirtenmahl von Milch und Brod. Mit Jubel und Geſang brachen wir bald wieder auf, und nun bewegte ſich die fröhliche Schaar neben einſamen Sennenhütten vorüber, immer höher und höher, bis zum Fuße des Ramors hinauf; da verſammelten ſich zu uns die Alpenbewohner des ganzen Umkreiſes und begleiteten uns bis zur letzten Höhe. Endlich hatten

wir unſer Ziel erreicht. Welch' eine Wunderwelt eröffnete ſich vor unſern Blicken: es war als hätte eine Zauberſchöpfung, mit Götterphantaſien geſchmückt, plötzlich ihren Schleier abgeworfen! Wer hier nicht entzündet wird, trägt keinen Funken im Buſen. O hätten Sie, erhabene Fürſtin, unſere Feier geſehen! Eliſa auf einem Trageſeſſel ruhend, das Völkchen fröhlich um ſie her gedrängt in einem Halbkreiſe, auf ſie die Augen gerichtet: ihr Gemüth aber war verſunken in die Tiefe ihres eigenen Gefühls, ihr Geiſt durchdrungen von der Herrlichkeit Gottes in ſeiner Schöpfung, und in ihren Augen leuchteten Klopſtocks unvergleichliche Worte:

„Schön iſt, Mutter Natur, deiner Erfindung Pracht ꝛc.“

Bieten Sie, vortreffliche Herzogin, alle die elyſiſchen Phantaſien Ihres Geiſtes auf, rufen Sie alle Frühlinge Ihres ſchönen Lebens zurück und geben Sie dem Paradieſe, welches ſich dann vor Ihnen entfaltet, den Sonnenſtrahl Ihrer jugendlich heitern Seele mit: dann werden Sie eine Erſcheinung der Stunde haben, die auf dem Kamor uns mit Entzücken erfüllte. Könnte ich meinen Worten Farbe geben, ſo wäre ich vielleicht verſucht, Ihnen zu ſchildern, was nur empfunden ſein will.

Hier ſahen wir das Rheinthal von einer andern Seite, als auf dem Stoß. Die Umriſſe der Mannigfaltigkeit, obgleich ſehr verkleinert, erſchienen dennoch, von dieſer Höhe betrachtet, weit ſchärfer gezeichnet. Tief im Hintergrunde ſteigen die Graubündner- oder Rhäti-

ſchen Alpen in die Wolken empor, wie eine Titanen-Mauer, mit tauſend und tauſend glänzenden Thürmen von Schnee und ewigem Eiſe beſetzt. Es ſcheint als hätte ſich die Natur mit ihren höchſten Wundern und Schätzen hinter dieſe Rieſenwand geflüchtet und hier ein prachtvolles Paradies in Sicherheit gebracht, welches ſo ſtill wie eine Unſchuldswelt unter uns ausgebreitet lag. Alles dort unten in Ruhe, ſo ſtille, ſo heilig, wie eine große Tempelweihe!

Am Fuße des jenſeitigen Kamors zieht ſich der Rhein hin und ſendet ſeine Wellen zu dem großen Waſſerſchauſpiel nach Schaffhauſen; aber er vermag das nicht allein: aus den rhätiſchen Alpenſchlüften eilet die Ill hervor, um ſich mit ihm zu dem gewaltigen Sturze zu vereinigen. Wie verkleinert auch alles dort unten erſcheint, ſo lebendig und klar ſchwebt es doch der Phantaſie vor:

„Die beiden Ströme ziehn, wie helle Silberſtreifen,
Im ſtillen Jubel durch dies Paradies,
Sie ſchweben luſtig hin, wie Bänder zweier Schleifen,
Die eine Nymph' im Tanz' am Walde hängen ließ."

Nie wird das Bild dieſer anmuthigen und doch großen Natur aus meiner Seele weichen. Ihr Liedge.

Beängſtigende Gerüchte von dem Ausbruche des Krieges in Deutſchland, ſo über die Alpen kamen, fuhren nicht ſelten, wie ſchreidende Nordwinde, durch die Ruhe der begeiſterten Seelen und waren mehr noch, als die ſchon vorgerückte Jahreszeit, die Veranlaſſung zur

Heimkehr der beiden Reisenden in das theure Vaterland! In Jena begegnete ihnen schon das Waffengeräusch der Schaaren, die den Franzosen entgegenstanden. Kaum hatten sie Halle erreicht, so wurde auch schon die Stadt geschlossen und selbst da, als der Belagerungszustand nach einigen Wochen wieder aufgehoben war, blieben die Heerstraßen nach Norden gesperrt. Es blieb daher nichts übrig, als entweder in Halle zu bleiben, oder in einer der benachbarten Ortschaften eine Zufluchtsstätte für den Winteraufenthalt zu suchen. Die Humanität des mit der Frau von der Recke bekannten Herzogs von Gotha gewährte in dem hoch und frei gelegenen Schlosse zu Altenburg mehrere Zimmer. Hier verlebte Tiedge mit seiner Freundin im Kreise der edlen Schloß- und Stadtbewohner und im Umgange mit Männern, wie Thümmel, Demme (Karl Stille), Pierer und Sulzer, der von dem benachbarten Monneburg häufig als Arzt die leidende Elisa besuchte, schöne Stunden der reinsten Geselligkeit. Kalt berührt von dem düstern Schatten der nahen Zukunft, welchen der eherne Koloß aus Corsica auf Deutschlands Gauen warf, zog der patriotische Sänger seinen Blick ab von der Bühne des Völkerstreites und ergoß seinen Seelenschmerz in die Traueraccorde elegischer Dichtungen. Rückerinnerung an die hesperischen Tage, die er in Tyrol, in Italien und der Schweiz erlebt, forderte ihn hinwiederum oft zu lyrischen Gesängen auf, die aber leider, bei seiner anspruchslosen Art und Weise, seinen Geisteskindern,

mit Ausnahme der Urania, auch nicht den geringſten Werth beizulegen, zum Theil gar nicht niedergeſchrieben, zum Theil untergegangen und verſchwunden ſind.

Fleißiger dagegen unterſtützte er ſeine Freundin, die Reiſebemerkungen voll Begeiſterung für Wahrheit, Recht und Licht aus dem Schatze ſeines trefflichen Gedächtniſſes zu vervollſtändigen, welche ſpäterhin — herausgegeben von C. A. Böttiger — in den Jahren 1815 bis 1817 in der Nicolaiſchen Buchhandlung zu Berlin in vier Bänden erſchienen ſind. Es waltet in der Art, wie die Verfaſſerin die Gegenſtände auffaßt und wiedergiebt, eine ſtill ſanftgehaltene Begeiſterung, welche ohne Streben nach poetiſchem Flitterputze alles ſo ſchlicht und klar und lebendig dahinſtellt, daß der Leſer glauben möchte, mit eigenen Augen zu ſehen und eben deshalb auch innig mit ihr die Erhabenheit der Empfindung theilt, wenn ſie von den Trümmern einer gefallenen Größe ſich aufſchwingt zu der Höhe, wo ſie mit ſeligem Vorgefühle einer beſſern Welt aus dem Nebellande der Täuſchung und Vergänglichkeit in die Sonnen der Unvergänglichkeit hinüberſchaut.

Mit Eliſa von der Recke theilte Liedge die Eigenthümlichkeit des Geiſtes, bei jeder ſinnlichen Wahrnehmung des Erdenlebens von überſinnlicher Ahnung ergriffen worden zu ſein, und jeder Welterſcheinung ſowie eine höhere Abſicht, auch eine höhere Beziehung gegenüber geſtellt zu haben — gleich einem Genius, der ſeinen

Himmel mitbringt, wenn er die Erde betritt und die Stellen anleuchtet, wo er vorüber gehet.

Den Winter des Jahres 1809 brachte Tiedge mit seiner Freundin in Leipzig zu und hier gehörten der Philosoph Platner, der geniale Oberhofgerichtsrath Erhard, die Dichter Seume, Mahlmann, Rochlitz und Clodius, sowie der geist- und gemüthreiche Künstler Hans Veit Schnorr von Carolsfeld zu seinen vertrauteren Freunden.

Hier machte er zuerst die Bekanntschaft mit Heinrich Hase aus Altenburg, Verwandten des durch die Herausgabe der Byzantiner und vieler andrer Schriften berühmten Karl Benedikt Hase in Paris, welcher nach Beendigung seiner philologisch-antiquarischen Studien auf den Universitäten Jena und Leipzig fast täglich im Hause der Frau von der Recke war, bis er zur Uebernahme der Erziehung des jungen Grafen Karl von Medem, Neffen der Letzteren, nach Curland abreiste, — eine Bekanntschaft, die er späterhin nach Hase's Rückkehr in das Vaterland, und nach dessen Anstellung als Aufseher des Antiken-Museums in Dresden, fortsetzte.

Mit Seume und Clodius unterhielt Tiedge, nachdem er Leipzig längst wieder verlassen hatte, viele Jahre hindurch einen lebhaften Briefwechsel, mit Ersterem in lateinischer, mit Letzterem in deutscher Sprache. Seume's Originalität, verbunden mit der ächt deutschen Gesinnung, die er nie verläugnete, und mit der trotz des schroffen Cynismus liebenswürdigen Geradheit seines Charakters,

hatte auch Eliſa's Liebe und Vertrauen gewonnen. Als daher der vielgeprüfte Sänger in Folge der vielen ſowohl in Amerika als in Polen erlittenen Strapatzen zu kränkeln anfing, nahm ſie ſich mit dem wackeren Göſchen des Verlaſſenen mütterlich an, und lud ihn im Jahre 1810 ein, ſie nach Teplitz zu begleiten, um durch den Gebrauch der Bäder ſeine Geſundheit wiederherzuſtellen. Als Antwortſchreiben auf den Einladungsbrief von Tiedge's Hand hat ſich in des Letzteren Nachlaß folgender origineller Brief vorgefunden:

Lieber alter Freund Tiedge!

Aechte Freundſchaften ſind ſogleich alt, wie die unſerige; gefirnißte aber werden es nie: da ſpringt alle Farbe wieder ab. Es dauert mir ſehr lange, ehe ich eine Zeile von Ihnen erhalte. So geht es den Halbgeneſenden, die Ungeduld jeder Art quält ſie. Den Prodrom meiner Badereiſe habe ich gemacht; ich bin in Weimar geweſen — und es iſt mir leidlich bekommen. Nun bin ich wirklich begierig, ob ich mich in den Bädern von Teplitz wieder werde aufflicken können. Die Zeit kommt heran und da ich hier nun nichts thun kann, ſo wünſche ich recht ſehr eine genaue Angabe meiner Sommerbeſtimmung. Alle meine Anſtalten ſind getroffen und ſobald Sie mir ſchreiben, daß dort irgendwo ein Käſterchen für mich iſt, ſo bin ich da.

Geſtern war ich mit den Brüdern Hummel bei Göſchen zuſammen, wo wir einen ſehr gemüthlichen jovialen Abend genoſſen und wo Erhard eine Menge ſeiner

pudelnärrischen originellen Schnurren zum Besten gab. Böttiger brachte mir da Ihren Gruß und es wurde viel von Ihnen gesprochen. Thümmel scheint wieder ganz jung zu werden. Beide Brüder bezeigten mir ihre warme Theilnahme. Die sokratischen Becher gingen in der Runde herum und es war des ächt attischen Salzes kein Mangel. Eine kleine ländliche Darstellung des Dorfrichters von Schönefeld, wo Thümmel geboren ist, von Schnorr und ein Gesang dazu von Demoiselle Göschen waren wirklich sogar auch für mich rührend. Der alte Herr schien ganz verklärtes Antlitzes und war gegen die liebliche Aëdi ohne Ziererei wie ein Arkadier von Zwanzigen. „Es ist doch keine Freude besser," pflegt Schnorr zu sagen, „als die man sich selbst macht!"

Ich erwarte sehnlich Ihren Brief. Meine herzlichsten Grüße an unsere vortreffliche Freundin. Der kleine schwarze Professor (Clodius?) wird wohl bei Ihnen oder eigentlich bei seiner Dulcinea sein. Hier ist er auf und davon gelaufen — Niemand weiß wohin.

Hygiea begleite Sie und Alle und führe mich bald an ihrer freundlichen Hand in Ihre Gesellschaft, damit ich nach und nach wieder einen festen Geschmack am Leben gewinne. Meinen Gruß an Payrermann und die Leutchen im Hause, und ich lasse Sie nochmals wegen der Portchaisen-Geschichte im Fieberparoxismus um Verzeihung bitten. Ein so lethargischer Streich ist mir doch

in meinem Leben nicht begegnet. Le bon Dieu Vous prenne dans sa sainte et digne Garde! Ainsi soit-il!

Seume.

Die Einladung wurde wiederholt. Seume kam leidend an und gebrauchte die Bäder, allein der Körper war zu sehr geschwächt, — er starb am 13. Juni 1810 im Hause seiner Freundin Elisa. Ein einfacher Stein mit dem einfachen Namen: „Johann Gottfried Seume" auf dem Friedhofe zu Teplitz bezeichnet die Stelle, wo der einfach großartige Dichter ruht.

Kurze Zeit nach Seume's Tode erhielt Tiedge das nachstehende lateinische Gedicht anonym zugesendet:

Auctori Uraniae.

Qui quondam insipidis, nebulonibus atque tyrannis
Rideus monstrasti, sibila quid valeant,
In Corsum jamnunc Satiras emittito cunctas,
Ejus ut exemplum terreat assimiles.
Plures in parvis Corsos Gallosque notabis,
Corsica quin cunctos Gallia vel tulerit.
His surdas acribus convellito versibus aures,
Verâ ut se monstrent indole Teutonicâ.
Seumius, o utinam! muto non esset in antro,
In tales jaceret, quod meruere diu.
Carpentis Tu nunc fungaris munere Vatis,
Ut reduces recreet vita futura probos.
Gaudia praesentis nos tunc magis exhilarabunt,
Parcere dum nocuos feceris innocuis.

Er rieth lange hin und her, wer wohl der Verfasser sein könnte und glaubte endlich auf den gemeinschaft-

lichen Freund Clodius schließen zu müssen, doch hat dieser, darüber befragt, die Autorschaft niemals eingestehen wollen.

Der Sommer dieser und der folgenden Jahre wurde meistens in den böhmischen Bädern zu Carlsbad und Teplitz, wo Tiedge 1810 viel mit Fichte verkehrte, oder zu Löbichau, dem schönen Landsitze der Herzogin von Curland in der Nähe von Altenburg, verlebt.

In den Jahren 1811 und 1812 brachte Frau von der Recke mit ihrem Begleiter den Winter in Preußens Hauptstadt zu, wo sie an der neuen Promenade ihre Wohnung nahm und ganz zurückgezogen von der großen Welt nur der Wissenschaft und der Pflege ihrer schwächlichen Gesundheit lebte. Ueber Tiedge's Stillleben an den Ufern der Spree verdankt der Herausgeber dieser Biographie seinem theuren Freunde Dr. Gustav Parthey, dem durch seine Reisen durch Italien, den Orient und zumal in Aegypten und Nubien, sowie durch gelehrte Schriften über Sicilien, die Insel Philä und das Alexandrinische Museum in der literarischen Welt rühmlichst bekannten Neffen des gelehrten Buchhändlers Friedrich Nicolai, nachstehende interessante Notizen.

Tiedge's Berliner Aufenthalt — schreibt Parthey — zerfällt für meine Erinnerung in drei Abschnitte, nach den verschiedenen Wohnungen, die er hier einnahm: 1) auf der neuen Promenade, 2) im Hause meines Vaters in der Brüderstraße, 3) im kurländischen Hause unter den Linden. Wie sich überhaupt das Bild eines ausgezeichneten Man-

nes niemals ganz unabhängig von ſeiner Umgebung darſtellen läßt, ſo bilden auch die Räume, in denen er ſich bewegte, erſt den rechten Hintergrund für das bei ihm und mit ihm Erlebte. Beim Zurückblicken auf jede denkwürdige Unterredung mit Tiedge ſehe ich im Geiſte das Sopha vor mir, in deſſen Ecke gedrückt er mit lebhaften Bewegungen ſeine Worte begleitete; darum erlauben Sie, theuerſter Freund, daß ich hin und wieder dieſe Aeußerlichkeiten mit in meine Erinnerungen verflechten darf.

Die erſte Periode iſt hier, wie in jeder Geſchichte, die dunkelſte, ahnungsreichſte ... vorrenſte. Der Aufenthalt von Frau von der Recke und Tiedge an der neuen Promenade ſchwebt mir nur in ganz unbeſtimmten Umriſſen vor. Es war dies, wenn ich nicht irre, der Winter von 1811 — 1812. Die unbedingte Verehrung der Eltern und Groß-Eltern gegen den Sänger der Urania ging in erhöhtem Maße auf die Kinder über; ſo oft meine Eltern mich und meine Schweſter mit dorthin nahmen, ſo war dies jedesmal eine Begebenheit von der größten Bedeutung für uns. Wir konnten uns anfangs kaum darein finden, daß ein ſo berühmter Mann wie Tiedge, der wie ein Rieſe auf dem Gipfel ſeines Ruhmes hoch über unſern Häuptern ſtand, ſich ſo freundlich mit Kindern unterhielt, aber bald hatten ſeine Späße und Schnurren uns zutraulich gemacht, und ſeine Herzensgüte mit unwiderſtehlicher Gewalt angezogen. Als Lichtpunkte dieſer Jahre ſind mir einige ſehr glänzende

Abende stehen geblieben, wo in dem großen Saale mehrere Stücke aus der Urania zum Fortepiano gesungen, dazwischen einzelne Theile des Gedichtes von Tiedge vorgelesen wurden. Vor einer zahlreichen aufmerksamen Versammlung seine eignen, anerkannt vortrefflichen Gedichte vorzulesen, dann dieselben in Musik gesetzt von den herrlichsten Stimmen vortragen zu hören — diese Glorie des Ruhmes erschien dem kindlichen Gemüthe weit erhaben über alles andere, was man in dieser Welt je erreichen könne!

Die zweite Periode ist klarer, und kann schon deutlicher umrissen werden. Den Winter von 1813 — 1814 hatte Frau von der Recke in Folge der Kriegsereignisse auf dem Schlosse Nachod in Böhmen, einer ihrer ältesten Nichte gehörigen Herrschaft, zugebracht. Zahlreiche und sehr lebendige Briefe meiner Tante Eichmann, nachherigen Geh. Räthin Kohlrausch, welche damals Frau von der Recke begleitete, setzten uns von allem dort Vorfallenden in Kenntniß, und unterhielten eine steste Verbindung mit den durch den Krieg an die äußerste Grenze Böhmens gedrängten Freunden. Wir Kinder wurden denn auch veranlaßt, nach Nachod zu schreiben. Meine Schwester hatte in ihrem Briefe an Tiedge geklagt, daß es ihr so schwer werde den Anfang zu finden. Als Antwort erhielt sie unter dem 14. Januar 1814 eine allerliebste gereimte Epistel, worin Tiedge sie aufmuntert, ihm in diesem schlimmen Falle nur kurz weg einen Brief ohne Anfang zu schicken. Diese ist in der dritten Auf-

lage von Tiedge's Werken im vierten Bändchen S. 130 unter der Aufschrift: „An die Briefstellerin Lili" abgedruckt. Als wohlbestallter Secundaner des Gymnasii Leucophaei faßte ich den kühnen Entschluß, an Tiedge einen lateinischen Brief zu schreiben, und führte ihn nach einigem Zögern aus. Darauf erhielt ich mit umgehender Post folgende lateinische Antwort, der man es ansieht, daß sie ohne Weiteres hingeworfen wurde:

GUSTAVO SUO

S. P. D. TIEDGE.

Tecum jocari ac nugari non licet ut solers facio in illos parvulos, quibus tu moderator quasi et dux praeesse videris; te enim primo commilitonum ordini abscitum tuamque mentem magis magisque ad graviora litterarum elegantiorum studia esse intentum non ignoro: macte hac tua virtute esto! Etsi persuasum habeo, te illam studiorum rationem sequuturum, qua partes avi tui, memoria dignissimi suscipere, patrisque tui exspectationi satisfacere valebis: verum tamen, quibus eruditionis artisve generibus adhuc usque praecipue incubueris, ex te cognoscere velim, nec non quae scholarum academiaeque jam nunc sit frequentia, cum bellum recuperandae servandaeque patriae tot juvenum coetus exscriberet; si denique quid novi in re litteraria in lucem prodierit: haec omnia scire gestio, te etiam atque etiam rogans, ut singulis mensibus semel dumtaxat litteras mihi mittas. Orbis litteratus ad Nachodam

non pertingit. Quamobrem hoc loco non occurrit vel novum vel dignum, quod ad te scribam Berolinensem, abundantia ingenii summorum virorum pollentem. Barbarissimi hujusce populi aures feriunt, et verba nostratia citra circulum nostrum non audio, et eruditionis liberalis summa penuria est apud Bohemos, ad rem non ad sapientiam sapientes, quam potius veluti pestem a finibus arcent. Hac mente in littore fluminis Bohemiam et Silesiam dirimentis speluncam accumulatis glebis extruxerunt, ex qua miles ahenobarbus, truculento visu inhians prosilit, viatores retinet, iisque inter alias res prohibitas et libellos, si forte secum portant, adimit. Libri ad supremos judices transmittuntur, per quos stat quominus pestis illa salvos inficiat Bohemos: ex his facile intelliges, nos non nisi nobiscum una esse; attamen solitudinis molestiam sentimus nullam; epistolae amicorum absentium locum tenent sodalium. Horae vespertinae legendo explentur, quarum plures sunt absumtae in legenda Caroli audacis historia, in qua cuivis nostrum similitudo quaedam occurrit; nam istud, singulari nequitia praeditum nostri temporis monstrum, et illo Burgundiae dux inter sese non solum moribus ac fortuna prospera in adversam mutata, sed etiam rebus gestis omnique flagitiorum genere ita sunt similes, ut ovum ovo non sit similius, praesertim quum epitheton: audax apud Napoleonta in mendacem vertatur. Hunc utinam Dii immortales eodem istius Caroli exitio perdant! Fortuna indulget malis ut laedere possit. Delectamentum

ex hac historia nobis profectum, tuae amatissimae matri acceptum referimus, eique gratias habemus maximas. vale!

Sie zeigt recht augenſcheinlich, daß jene „Harmonie der Klänge," die wohl das Hauptverdienſt der Urania ausmacht, dem Dichter angeboren war, und ihn auch in die fremde Sprache hinüber begleitete. Weiter ging aber unſere lateiniſche Correſpondenz nicht; denn bald darauf verließ Frau von der Recke Nachod, um den Sommer wie gewöhnlich in Karlsbad zuzubringen. Groß war meine Freude, als es ſich entſchied, daß ſie nebſt Tiedge den Winter von 1814 — 1815 in Berlin, und zwar in unſerem Hauſe wohnen werde.

Der Kreis, welcher ſich hier um die beiden Gefeierten verſammelte, war von jener erhöhten Stimmung durchdrungen, die nach glücklich erkämpfter Selbſtſtändigkeit in allen Preußen lebte und webte. Tiedge ſelbſt war von Anfang an ein entſchiedener Feind der franzöſiſchen Uebergewalt geweſen, er hatte nie an eine Dauer der drückenden Fremdherrſchaft geglaubt, nach Dichterart dem wälſchen Tyrannen oft den Untergang prophezeit, und früher durch ſeine rückſichtsloſen Aeußerungen gegen Halbbekannte oder Uebelwollende, über den „dämoniſchen Corſen, den Uſurpator und Freiheitsfeind," die gute Frau von der Recke oft erſchreckt und beunruhigt. Nun konnte der Jubel unverhalten losbrechen; Theodor Körner's Leier und Schwert, das Schwanenlied des edlen Dichters, war ſo eben erſchienen, Friedrich

Rückert's geharnischte Sonette wurden aber und abermal gelesen. Tiedge hatte mir einige Abende bestimmt, wo ich ihm, ehe die größere Zahl der Besuchenden sich einfand, etwas vorlesen sollte. Dann saß er gewöhnlich in dem behaglich erwärmten wohnlichen Zimmer am Schreibtisch, oder auch schon in der Ecke des Sopha's, welchen Lieblingsplatz er sein „Denkwinkelchen" zu nennen pflegte. Zwei Stufen, die nach der damaligen unbequemen Bauart seine Stube mit den übrigen Zimmern verbanden, machten ihm oft Beschwerde, doch nur scherzend erwähnte er es als eines besonderen Mißgeschickes, daß er mit seinem lahmen Fuße eine Leiter erklimmen müsse, um zur Gesellschaft oder zum Essen zu gelangen. Frau von der Recke arbeitete damals an ihrer italienischen Reise. Was sie im Laufe des Tag[illegible] aufgesetzt, das brachte sie Abends zu Tiedge hinüber, las ihm die einzelnen Abschnitte vor, und änderte manches nach seinen Bemerkungen. Dadurch wurden meine Lesestunden oft unterbrochen, doch hielt ich es für großen Gewinn, alsdann bei der Vorlesung zugegen zu sein, und manches Nähere über das schöne Land jenseit der Alpen mündlich zu vernehmen. Tiedge's Erinnerungen hafteten besonders an dem Sommeraufenthalte in Ischia. Mit der ihm eigenen Lebendigkeit und in einem von komischen Bildern strotzenden, aber doch poetischen Style beschrieb er die Enge der Wohnung, den Schmutz und die Armuth der Landleute, vor allem einen Eselritt auf den Epomeo, den er ohne Elisa's Vorwissen unternommen. Oben habe sein Führer

den Weg verloren; durch dichtes Lorbeergebüsch, an steilen Abgründen vorbei, sei er endlich zu einem Einsiedler gelangt, der ihn mit ächt patriarchalischer Gastfreiheit aufgenommen. Unauslöschlichen Eindruck machte die Beschreibung der stillen kleinen Felsenklause, die von Orangen umblühet, von riesigen Aloen bewacht, in der Nähe einer klaren Quelle eine göttliche Aussicht über Land und Meer gewährte. Eilig habe der gute Einsiedler dem ermüdeten Gaste einen dicken Kuchen von Mehl und Eiern vorgesetzt. Da er (Tiedge) aber einen unüberwindlichen Widerwillen gegen alles Aufgelaufene, Gedunsene und Gefleckte habe, so konnte er nicht davon genießen, doch sei es ihm schwer angekommen, den freundlichen Wirth durch eine abschlägliche Antwort zu kränken und das Gericht ganz stehen zu lassen; am Ende habe der allzeit fertige Appetit des Eseltreibers ihm noch aus der Noth geholfen und spät am Abend sei er glücklich nach Ischia heimgekehrt. Wahrhaft poetisch waren seine Schilderungen des Vesuv's, der Alterthümer von Herculanum und Pompeji, und die Beschreibung eines Ueberblickes der römischen Campagna von der Höhe von St. Peter herab. „Da sprach zu mir das Alterthum," waren seine eignen Worte, „wie eine riesengroße Aeolsharfe, aufgehangen zwischen der Vergangenheit und Zukunft. Ich hörte aus dem Sturme verwehter Tage nur die sanften Accorde einer glücklicheren Gegenwart." In Rom traf er mit Kotzebue zusammen, dessen Sinnesart ihm in allen Stücken zuwider war, den er aber dulden

mußte, weil er, als Eliſa's Landsmann, viel aus und ein ging. Eines Tages richtete dieſe über Tiſche folgende Frage an Kotzebue: „Theurer Freund! Sie haben nun ſchon ſo manches geſchrieben, was mit Beifall aufgenommen wurde, aber in allen Ihren Schauſpielen finden die Kritiker auszuſetzen, daß ihnen noch etwas fehle, was ſie den Adel der Seele nennen. Warum ſchreiben Sie bei Ihrem ſchönen Talent nicht einmal etwas, womit man ganz zufrieden ſein könnte?" — „Meine verehrteſte Freundin," ſagte Tiedge, „das war eine verzweifelt naive Frage;" Kotzebue aber rief ganz unbefangen: „Gnädigſte Gräfin, ich mache es, hol' mich der Teufel! ſo gut als ich kann!" — Als Tiedge eines Tages ſehr entzückt vom Dache der Peterskirche herabkam, beſuchte ihn Kotzebue, der noch nicht oben geweſen, und bat um einige Mittheilungen für ſeine herauszugebende Reiſe. Nun ergoß ſich der Dichter in einer poetiſchen Schilderung der ungeheuern Dimenſionen und bediente ſich dabei des Ausdruckes: Das Dach ſei ſo groß, wie ein Markt.

In Folge davon finden ſich in Kotzebue's „Erinnerungen von einer Reiſe aus Liefland nach Rom und Neapel" Theil III., Seite 13. die Worte: „So wird man begreifen, wie wunderbar täuſchend ein ſolcher Anblick von dem Dache der Peterskirche ſein muß, zumal wenn bisweilen, wie man mich verſicherte, ein Markt von Lebensmitteln für die Bewohner daſelbſt gehalten wird."

Noch in der Erinnerung an die geſchichtlichen Denkmäler auf dem Capitol und dem Forum richtete ſich vor

Tiedge's Blicke der ruhende Schatten der Vorwelt empor. „Erſt jetzt im Geſpräche mit Andern," pflegte er zu ſagen, „die aus Italien kommen, erhält das von mir Geſehene und Erlebte, was in meinen Studienjahren wie formloſe Nebelſtreifen an meinem inneren Sinne nur flüchtig vorübergegangen, eine helle Bedeutung und ſtellt ſich in beſtimmteren Umriſſen lebendiger und vernehmlicher meinen Betrachtungen dar." Darum war und blieb Italien das Lieblingsthema ſeiner Unterhaltung.

So mannigfaltig auch die Abendzirkel bei Frau von der Recke zuſammengeſetzt waren, ſo bewegte ſich doch die Zahl der Gäſte in einem ganz beſtimmten Kreiſe. Wer ſich das erſtemal nicht angezogen fühlte, der hatte keine Veranlaſſung, zum zweitenmale wieder zu kommen, und da Eliſa's Haus Allen ohne Ausnahme offen ſtand, ſo wurden Einige um ſo ſicherer ausgeſchloſſen. Es gehörte eine ganz beſtimmte Richtung des Gemüthes dazu, um ſich in der Gegenwart der hohen Frau und ihren klaren blauen Augen gegenüber wohl zu fühlen.

Unter den älteren Mitgliedern nahm v. Göckingk in Eliſa's Vertrauen und Tiedge's Freundſchaft unſtreitig den erſten Platz ein. Noch ſehe ich die vom Alter nur wenig gebeugte ehrwürdige Geſtalt im ſchlichten blauen Rocke und mit dem gepuderten Haar, noch höre ich den ſilbernen Ton der Stimme, mit dem er die Begebenheiten eines reichen Lebens, die Gefährlichkeiten ſeiner langen Reiſen, die Perſonen am Petersburger

Hofe unter Paul I. u. ſ. w. oft mit zu groſser Ausführlichkeit ſchilderte. „Er ſchachtelt zu viel" ſagte ſcherzend Tiedge; „in jeder Geſchichte ſteckt wieder eine neue." Nächſt Göckingk machte die Erſcheinung des greiſen Arztes, Hofraths Sulzer aus Ronneburg, der dieſen ganzen Winter in Berlin zubrachte, einen äuſserſt wohlthätigen Eindruck. Klein, aber wohlgebaut, mit bedeutendem Profil und ganz kahlem Vorderkopfe, flöſste er durch die Milde ſeines Weſens Allen, die ihm nahten, Vertrauen ein. Von Fremden nenne ich noch den Grafen Kaiſerlingk aus Curland, und die Familie von Thümmel aus Nöbdenitz bei Altenburg; von Einheimiſchen die Familie von Humboldt, den General von Boguslawski, damals Vorſteher der Kriegsſchule, den General von Witzleben, Vater des nachherigen Kriegsminiſters, den Probſt Hanſtein und den Geh. Rath Roſenſtiel. Da keine Woche, ja faſt kein Tag verging, ohne daſs ich nicht wenigſtens einmal zu Tiedge hinaufgeſprungen wäre, ſo ließ ſich gar bald bemerken, daſs in den Abendverſammlungen gewiſſe Wahlverwandtſchaften ſich geltend machten. Wir junges Volk wendeten uns beim Eintritte in das Mittelzimmer gleich rechts, und eilten die beiden Stufen zu Tiedge hinab; die älteren Beſucher gingen meiſtentheils links hin, um ſich in Eliſa's Nähe zu begeben. Hatten wir nun mit Tiedge hinlänglich gelacht und Poſſen getrieben, ſo zog er mit uns die beiden beſchwerlichen Stufen hinauf, nach dem gröſsern Zirkel hinüber, wo der feierliche Ernſt der guten

Mama *) uns mehr Sammlung, und die Gegenwart so vieler vornehmer Fremden mehr Zurückhaltung auferlegten. So waren wir eines Abends in einem kleinen Kreiſe bei der Mama verſammelt, als aus Tiedge's leerem Zimmer ein Knall, wie der ſtärkſte Piſtolenſchuß, uns erſchreckte. Während noch ein Jeder in ängſtlicher Erwartung geſpannt ſitzen blieb, war Tiedge ſchon auf den Beinen, und eilte (wenn man bei ihm von „eilen" ſprechen kann) hinüber, um dem Spuk gerade auf den Leib zu gehen. Er war die beiden ſchwierigen Stufen ſchon hinab geklettert, ehe noch Licht gebracht wurde, und es zeigte ſich bald, daß eine große Tiſchplatte von einander geborſten war. Fand er die Geſellſchaft bei der Mama nicht ganz nach ſeinem Geſchmack, wie er denn eben ſo leicht von dieſer oder jener Perſönlichkeit angezogen wie abgeſtoßen wurde, ſo wußte er unter allerlei, oft höchſt komiſchen Vorwänden ſein einſames Stübchen wieder zu gewinnen. Allmälig folgte einer oder der andere der ihm beſonders Zugethanen, und bald ſah er ſich wieder von dem fröhlichen Jugendkreiſe umringt. Dann gab er uns wohl zuweilen die Gründe für ſein Entſchlüpfen an, und wir wußten damals manches geiſtvolle Wort über „eine fatale Haken-Naſe, an der man in Gefahr ſei, hängen

*) Schon dazumal in Berlin, wie ſpäter in Dresden, glaubten die Freunde, den Ausdruck ihrer Liebe und Verehrung für die edle Frau in keiner beſſeren und mehrſagenderen Benennung zuſammenfaſſen zu können. A. d. H.

zu bleiben," über „eine unnahbare Atmosphäre," über „Einen, von dem man sich immer in einer gewissen Siriusferne halten müsse u. s. w.," im Gedächtnisse aufzubewahren, ohne daß mir bestimmt erinnerlich geblieben, auf welche Personen sich dergleichen Aeußerungen bezogen.

Im Frühjahr 1815 schrieb Tiedge ein kleines Gelegenheitsstück zum Geburtstage meiner Mutter, das sich wohl noch unter den Papieren meiner Schwester finden möchte, aber schwerlich verdient auf die Nachwelt zu kommen. Es hieß „der Geburtstag oder die Comödie, die sich selbst macht," und es war darin der bekannte Einfall benutzt, daß aus dem Gerede der Kinder, wie der Geburtstag durch eine Comödie zu feiern sei, die Comödie selbst zu Stande kommt. Die allzugroße Harmlosigkeit der dargestellten persönlichen Beziehungen und Familienverhältnisse nahm dem Stücke alles Interesse; darum war später nicht oft die Rede davon, doch verdient es als ein merkwürdiges Zusammentreffen angeführt zu werden, daß in dem Stücke Napoleon auftrat, der sich böslicher Weise sollte von Elba entfernt haben, und daß zu derselben Zeit, ja fast an dem Tage der Aufführung die Nachricht seiner Landung in Frankreich bei uns eintraf. Viele wollten hierin die ächte Sehergabe des Dichters beurkundet finden.

Tiedge lebte zu Berlin so zurückgezogen von jeder äußeren Thätigkeit, nur im Umgange mit den Musen, daß man mit Recht sagen konnte, die geräuschvolle Kö-

nigsſtadt ſei für ihn nichts als ein großes Studirzimmer geweſen.

In den folgenden Wintern (1815 — 1819) bewohnte Frau von der Recke das curländiſche Haus unter den Linden. Die Wohnung in unſerem Hauſe hatte ſie theils wegen der zwei hohen Treppen, theils wegen Tiedge's „Himmelsleiter" aufgegeben. Nun erhielt ſie ein ſchönes Quartier im hohen Erdgeſchoß in der angenehmſten Gegend der Stadt, und deshalb wurden ihre Abendzirkel von mehr Notabilitäten und weit fleißiger beſucht, als bisher. Sie gehörten nicht blos damals zu den feinſten Verſammlungen, auch jetzt noch möchte es ſchwer ſein, in Berlin ein Haus anzugeben, wo eine ſo gewählte Geſellſchaft mit ſo großer Stätigkeit zuſammen kommt.

Hier muß vor Allen des verſtorbenen Fürſten Anton von Radzivill gedacht werden, der dieſe Abende durch ſeine liebenswürdig Gegenwart und durch ſein ſeltenes muſikaliſches Talent verherrlichte. Er componirte damals an ſeinem „Fauſt," und ſang der Geſellſchaft einzelne Stücke vor, wie ſie nach und nach entſtanden, indem er ſich dazu auf dem Violoncello begleitete. So hörten wir dort zuerſt: „Der Schäfer putzte ſich zum Tanz;" — „Ach! neige, du Schmerzensreiche;" — „Es war einmal ein König;" auch andere Gedichte von Göthe, den Erlkönig u. ſ. w. Die wahrhaft geniale Art der Auffaſſung und der meiſterhafte Vortrag riſſen auch Tiedge zur höchſten Bewunderung hin. „So wird das Gedicht noch einmal gedichtet," äußerte er oft nach

solchen musikalischen Hochgenüssen. Uebrigens konnte man in Bezug auf Musik sehr leicht wahrnehmen, daß es ihr in diesem Hause an dem rechten Grund und Boden fehle, um ein kräftiges Element der Gesellschaft abzugeben. Zwar stand ein Fortepiano alle Abende geöffnet, es wurden nach den Aufforderungen der Wirthin Lieder gesungen und Sonaten gespielt. Zu Ostern wurde regelmäßig Naumann's geistvolle Composition von Tiedge's „Ostermorgen" aufgeführt, auch die Geburtstage wurden mit vierstimmigen Gesängen gefeiert; aber es fehlte sowohl der guten Mama als auch Tiedge'n an dem ächten musikalischen Sinne, der — Kern von Flitter zu unterscheiden weiß. Daher konnten die musikalischen Aufführungen, trotz so bedeutender Talente, wie der Schwestern Sebald, Bernhard Klein's, Reichardt's ꝛc., nie zu einem besondern Gedeihen gelangen. Himmel's Compositionen aus der Urania behaupteten immer den ersten Rang; es mochte sonst das Ausgezeichnetste vorgetragen werden, so schien doch für die Mama der Abend nicht hinlänglich ausgefüllt, wenn nicht Himmel's „Mir auch war ein Leben aufgegangen," oder „Heilige Nacht, du führest deine Globen" angestimmt worden war.

Außer den Genannten will ich noch folgende, die mir eben im Gedächtniß geblieben, als mehr oder minder fleißige Besucher anführen: Die Generale von Kalkreuth und von Schlieben, die Obersten (jetzt Generale) von Pfuel und von Wedell, den Grafen von Brühl, unter dessen Intendantur Oper und Schauspiel

in der höchsten Blüthe standen, den Baron von Oelsen, später preußischer Gesandter in Dresden, die Familie Körner, Delbrück, den Erzieher des Kronprinzen, Marheinecke, Lettow, David Friedländer, die geheimen Medicinalräthe Kohlrausch und Behrens, die Dichter Franz Horn, Ludwig Robert, und Schink, den Sprachforscher Wolke, den Hofmaler Hensel, Kreuser aus Köln, Abeken aus Osnabrück, v. Dittmar, v. Hartmann, v. Freimann aus Curland und Andere mehr. Ein Besuch der Herzogin von Curland im Mai 1817 verlieh diesen Abenden ihren höchsten Glanz, doch wurden damals die Räume fast zu eng für die Zahl der zuströmenden Gäste, und es wurde von uns Jüngern für ein großes Glück geachtet, wenn wir die Fluthen der beiden dichtgedrängten Vorzimmer ohne zu großen Aufenthalt durchschiffen, und an der Seite von Tiedge's traulichem Sopha Anker werfen konnten.

So sehr sich Letzterer in allen diesen äußern Verhältnissen dem Willen seiner vortrefflichen Freundin unterordnete, so behielt er doch immer seine innere Selbstständigkeit. Trotz seiner Nachgiebigkeit, Weichheit und Schwäche, bewahrte er eine Unabhängigkeit der Gesinnung und des Urtheils, die nur von denen gehörig erkannt werden konnte, die ihm näher traten, und es nicht scheuten, über unangenehme, und ihm widerwärtige Gegenstände eine abweichende Meinung unumwunden darzulegen. Dann war er nicht leicht zu beschwich-

tigen und trieb den Widerspruch oft bis zur Hartnäckigkeit. Indessen war doch das ideale Leben seiner Seele von so zarter Natur, daß es der ganzen sorgfältigen Pflege Elisa's bedurfte, um jedes rauhe Lüftchen davon abzuhalten. Darum möchte ich die Vereinigung dieser beiden Charaktere eine recht eigentlich prädestinirte nennen. Hätte Tiedge diese Freundin nicht gefunden, so mußte er, bei seiner durchaus unpraktischen Art zu handeln, unausbleiblich zu Grunde gehen. Gepflegt von ihrer Vorsorge, deren Schutz sich noch über ihr Leben hinaus erstreckte, konnte er, wie eine empfindliche Pflanze in einem wohlverschlossenen, warmen Treibhause, sein Dasein bis an die höchste, dem Menschen gesteckte Grenze ruhig hinanführen. — Soweit Dr. Gustav Parthey's Bericht über Tiedge's Aufenthalt in Berlin.

Im Jahre 1818 vertauschte Frau von der Recke ihren Aufenthalt in Berlin mit demjenigen zu Dresden, wo sie das früher von dem Königl. Sächs. Cabinetsminister Grafen Senfft von Pilsach bewohnte v. Biedermannsche Haus, das in der Neustadt am sogenannten Kohlmarkte liegt und mit einem freundlichen Garten nebst geräumigem Gartenhaus versehen ist, an sich kaufte und nach dem Bedürfnisse ihres kränklichen Körpers zwar einfach, aber äußerst bequem einrichtete.

Welcher Ort unseres Vaterlandes konnte ihrem ganzen innern Leben mehr zusagen, als Deutsch-Florenz, diese heitere Stadt an der Elbe, in der die Kunst damals mehr als irgendwo eine zweite Heimath gefun-

den, eine Heimath, welche die Natur mit ihren erwähltesten Kränzen umhangen und welche sie erkoren zu haben scheint zu ihrem geliebtesten Tempel.

Doch in dem Hause, wo ehedem bei hofähnlichen Festen eine bunte Menschenmenge schön geschmückter Frauen und Herren auf und nieder wogte, bei den häufigen Bällen rauschende Musik dem Eintretenden entgegenklang und bei diplomatischen Mittagstafeln Convenienz und Etiquette den Vorsitz führten, versammelte sich von nun an ein anspruchloser Kreis gleichgesinnter Freunde um eine ehrwürdige Matrone, die im Schmucke ihrer eigenen Würdigkeit und Milde die schönste Zierde ihres Hauses war, in welchem von Zeit zu Zeit Choräle und geistliche Gesänge aus Naumann's „Vaterunser" oder aus Tiedge's und Neukomm's „Ostermorgen" erklangen, und wo harmlose Gespräche über Wissenschaft und Kunst die tägliche Unterhaltung bildeten.

Gewiß folgt uns der Leser gern in jene stillen Räume, wo zwei hochbegabte, für alles Gute, Edle und Große begeisterte Menschen, welche durch Schrift und Wort so manches müde Herz erquickten, die letzten Tage eines beglückten und beglückenden Dichterlebens im Arme der Freundschaft beschlossen.

Hatte man den heitern mit Steinplatten belegten Hof des fast ländlichen Hauses durchschritten, so führte die Treppe in ein geräumiges Vorzimmer, dessen Wände durch mehrere landschaftliche Gemälde von der Hand des berühmten Hofmalers Anton Graff geschmückt waren,

welche Naturſcenen aus der Umgegend von Dresden, als: die Dörfer Loſchwitz, Blaſewitz (Naumann's Geburtsort), den plauiſchen Grund u. ſ. w., darſtellten, und um ſo mehr Aufmerkſamkeit verdienten, da der große Porträtmaler erſt im ſpäteren Alter und gleichſam nur zu ſeiner Erholung ſich dem Studium der Landſchaftsmalerei widmete und auch in dieſem Fache geniale Werke ſchuf. Von hier gelangte man durch eine Art Salon, welchen Aquarellbilder mit Darſtellungen aus Italien und vor Allem die lebensgroßen Bildniſſe der Herzogin Dorothea von Curland (von Graſſi) und der beiden Grafen Johann und Karl von Medem (von Anton Graff) ſchmückten, in das mit bildlichen Reminiſcenzen aus der Jugendperiode der Beſitzerin reich ausgeſtattete Schlafzimmer, wo ein altmodiſches Himmelbett mit grünſeidenen Vorhängen und eine Chaise longue zur erquickenden Ruhe einlud, und an Winterabenden ein behagliches Kaminfeuer das über dem Ruhebett hängende Bildniß der in früheſter Jugend geſtorbenen Tochter Eliſa's, und die Darſtellung des väterlichen Landgutes, ſowie die auf kleinen Pfeiler-Commoden befindlichen Marmor-Büſten Friedrich Nicolai's und Antonio Canova's erleuchtete, an der großen Seitenwand aber eine Copie des in der Dresdener Gemälde-Galerie befindlichen Originals des Chriſtuskopfes nach Annibale Caracci, die in Kupfer geſtochenen Bildniſſe der Grafen Moritz und Aloys von Brühl und einige Schweizerſcenen aus den Cantonen St. Gallen und Appenzell mit einem matten

Schimmer übergoß. Die Thüre öffnete ſich und man trat in das Wohnzimmer einer der ausgezeichnetſten Frauen unſerer Zeit, von deren Geiſtes- und Herzensvorzügen der Ruf ſich weit über die Grenzen unſeres Vaterlandes hinaus verbreitet hatte und von welcher der gelehrte Italiener und Freund Friedrichs des Einzigen, Abbé Denina, im dritten Theile ſeiner Prusse litéraire sous Fréderic II. Seite 205 — 207 unter vielen andern Lobeserhebungen ſagt:

„Madame de la Recke est dans l'Allemagne litéraire ce que Vittoria Colonna, Marquise Pescaire, a été dans la litérature italienne au siécle de Léon X. — La Marquise de Pescaire noble, belle, savante, auteur, a été l'amie de l'Arioste, de Bembo, de Casa, de Varchi et de tous les écrivains illustres de sa nation et de son temps. Madame de la Recke l'est de Messieurs Biester, Goethe, Müller, Nicolai, Ramler, Wieland; elle l'est de tous les Allemands illustres par leurs ouvrages, sans distinction de pays, de condition, de religion. Elle recoit avec la même politesse, la même bonté, l'épouse du savant libraire Nicolai, celle du Docteur Herz juif, la veuve et la fille de Moses Mendelssohn. On voit chez elle le poëte, le peintre, le maître de musique, le literateur, l'historien. Elle n'attend pas qu'on aille lui rendre hommage dans sa terre ou dans la résidence du Duc son beau-frère et de la Duchesse sa soeur. Obligée de faire des voyages par raison de santé elle se trouve souvent au milieu et au Sud de

l'Allemagne, et elle rend elle-même hommage aux grands écrivains qui honorent la nation.“

Mit edler Haltung und ſelbſt in den Jahren eines vorgerückteren Alters noch ungebeugt kam die edle hohe Geſtalt dem Eintretenden entgegen, in deren impoſantem und erhabenem Aeußern man eine Fürſtin zu erblicken glaubte, deren angeborne Würde eben ſo ſehr die Vertraulichkeit zu entfernen ſchien, als ſie durch den unverkennbarſten Ausdruck wahrer Güte dazu wieder einlud. Sanft ſtrahlte das große blaue Auge den edleren Naturen, die ſich ihrem Zirkel aus reiner Abſicht näherten, ein freundliches „Willkommen“ zu, indem es den minder Edlen, die nur Neugierde oder eigennützige Abſichten über die Schwelle ihres Hauſes führten, Ehrfurcht und Zurückhaltung gebot. Gedankenfülle thronte auf der Stirn, während ſanfte Weiblichkeit und Milde um Mund und Wangen ſpielten, das ernſte Kinn aber faſt männliche Feſtigkeit verrieth. Die ganze Erſcheinung war das Bild der Hoheit und Würde.

Sie war — auch allein — ſtets umgeben von ihren Freunden; denn ſie hatte von Jugend auf die Gewohnheit, in ihren Zimmern keinen andern Schmuck zu dulden, als der zur Nachfeier der Erinnerung an glückliche Tage, an — ihrem Herzen theure und befreundete Weſen beizutragen im Stande war. Alle Wände ihres Arbeitszimmers waren mit den Bildniſſen derartiger Perſonen ſo reichlich geſchmückt, daß man faſt nirgends eine Spur von Tapete erblicken konnte. Selbſt die Thüren und die

Inſeite der Fenſterpfeiler waren mit kleinen Miniaturen, Kupferſtichen oder Silberſtift-Zeichnungen intereſſanter Menſchen behangen. Es war ein wahres Pantheon der Freundſchaft, in welchem Eliſa als hohe Prieſterin waltete. Um das Bildniß ihres längſt dahingeſchiedenen Vaters, Johann Friedrich Reichsgraf von Medem, (treffliches Oelgemälde von Darbes) und ihrer Mutter gruppirten ſich an der Hauptwand wie Planeten um ihre Sonne die ſämmtlichen Mitglieder der Familie: Rechts und links ihre Brüder, von Darbes und Oechs gemalt, von denen ſie beſonders den älteſten, welchen ein auszehrendes Fieber ſchon im Jahre 1778 in der Blüthe ſeines Alters auf der Univerſität Straßburg dahinraffte, nie ohne Wehmuth anblicken konnte. Unter dem Vater die liebreizende, ſelbſt im Alter von ſechzig Jahren noch ſchöne Schweſter Dorothea, Herzogin von Curland, in einem kleineren Bilde nach Graſſi *); dann die beiden Lieblingsnichten Pauline (Fürſtin von Hohenzollern) und Johanna (Herzogin von Acerenza), zwei ſchöne Paſtellgemälde; die jetzt regierende Fürſtin Eugenia von Hohenzollern, geborne Prinzeſſin von Leuchtenberg, Eliſa's Jugendfreundin Sophie Becker, nachmals Gattin des Gerichtsdirectors Schwarz in Halle, der Dichter Göckingk nebſt ſeiner geiſtreichen Gattin Amalia, Gleim, Moſes Mendelsſohn und David Friedländer. Die

*) Tiedge hat nach dem Tode ſeiner Freundin dieſes Bild durch dasjenige der Frau von der Recke erſetzt.

Wand nach Tiedge's Zimmer hin schmückten über den Bücherschränken die Bildnisse von Nicolai nebst dessen Gattin und Schwiegersohn, Hofrath Parthey in Berlin, Tochter und Enkeln (dem jetzigen Besitzer der Nicolaischen Buchhandlung Dr. Gustav Parthey und dessen Schwester, nachmals an den Musik-Director Bernhard Klein verheirathet), der berühmte Rechtsgelehrte Anselm von Feuerbach, der Kunstkenner Ritter von Quandt nebst dessen geistreicher Gattin, Tochter des durch seine Skizzen, Erzählungen und historischen Gemälde unsterblichen August Gottlieb Meißner. Ueber der Thüre hatten Schwander und Meißner nebst dem ausgezeichneten Kanzelredner Ober-Consistorialrath und Probst Dr. Hanstein ihre Plätze gefunden. Diesen gegenüber bildete Tiedge, von Rösler gemalt, den Mittelpunkt, um welchen der geniale Naumann, ein Bild der sprechendsten Aehnlichkeit von Anton Graff's Meisterhand, der ehrwürdige Sulzer und sein College Seiler, Sieveking, die edle Herzogin von Holstein-Augustenburg, Klopstock, Wieland, Johannes von Müller, Klinger, von Holtey aus Kurland, Elisa's Jugendfreund, Weigel, G. A. von Maltitz, Reichenbach, von Wachsmann, Ernst von Brunnow und viele Andere sich reiheten.

Den Schreibtisch aber schmückten Miniaturgemälde und kleine Büsten derjenigen Personen, deren häufige Erinnerung für sie ein besonderes Interesse hatte, wie Catharina II. Kaiserin von Rußland, Luise Herzogin von Dessau, Stanislaus Poniatowski, König von Polen,

die Fürſtin von Hohenlohe-Schillingsfürſt, geborne Fürſtin von Fürſtenberg, Friedrich Wilhelm IV. König von Preußen (als Kronprinz, überaus ähnlich in Eiſen gegoſſen), ihre innig geliebte Schweſter Dorothea, Herzogin von Kurland, ihre Nichte Frau von Schöppingk, Tochter des Grafen Karl von Medem, und deren Kinder nebſt noch einigen Mitgliedern der Familie.

In nächſter Umgebung, nur durch eine Thüre von dieſem Muſen- und Freundſchaftstempel getrennt, wohnte ihr treuer Freund und Lebensgefährte Tiedge in einem kleineren Zimmer, deſſen Fenſter, wie die des ihrigen, die Ausſicht nach der Elbe hatten und nicht nur einen überaus freundlichen Blick auf die Altſtadt Dresden mit der ſchönen im italieniſchen Style erbauten katholiſchen Hofkirche, auf das königliche Schloß, die majeſtätiſche Elbbrücke, die durch ihre reizende Ausſicht berühmte mit Bäumen bepflanzte Garten-Terraſſe des Gräflich Brühlſchen Palaſtes und die hohe Kuppel der Frauenkirche gewährten, ſondern in einiger Entfernung ein wahres Panorama der Umgegend beſonders nach der Seite des plauenſchen Grundes und des Oſtrageheges darboten.

Hier ſaß der ehrwürdige Sänger in einem mit rothem Leder beſchlagenen altmodiſchen Lehnſtuhle am einfachen Schreibtiſche, den nichts als ein von Eliſa von der Recke zum Andenken an das ſo oft gemeinſchaftlich beſuchte Carlsbad geſchenktes Schreibezeug von Kryſtall-Glas zierte. Zur Seite links am Fenſterpfeiler ein ebenſo einfaches Büreau, das gewöhnlich offen ſtand und

bei halb ausgezogenen Fächern den wenig geordneten Inhalt von Papieren und Schreibmaterialien sehen ließ. Dessen alleiniger aber um so interessanterer Schmuck war eine Stutzuhr von vergoldeter Bronze, welche dereinst auf dem Arbeitstische des Cardinals Richelieu, des allgewaltigen Ministers Ludwigs XIII., zu manchem wichtigen Staatsgeschäfte — vielleicht sogar zu manchem Todesurtheile und dessen schauriger Vollstreckung die Stunden anzeigte. Die Herzogin von Curland hatte diese merkwürdige Uhr von der Familie jenes berühmten Staatsmannes als einen Beweis ganz besonderer Auszeichnung zum Andenken erhalten und nach ihrem Tode durch Vermächtniß ihrem Biographen Tiedge hinterlassen.

Einen ähnlichen Gebrauch davon machte auch Letzterer, indem er dies historische Denkmal in gleicher Weise dem Herausgeber seines Lebens und seiner hinterlassenen Gedichte noch bei Lebzeiten geschenkt hat.

Dem Schreibtische gegenüber hingen die Bildnisse der Herzogin Amalia von Weimar, des Glaubenshelden Johann Huß, C. A. Böttigers, Neanders, Feuerbachs, Neukomm's und der Herzoginnen Dorothea von Curland nebst deren jüngsten Tochter Fürstin von Talleyrand; über dem Sopha aber diejenigen Jean Paul's und der Herzogin von Sagan, eine Ansicht von Löbichau und ein Seesturm von Dahl.

Nach dem Tode der edlen Frau von der Recke hielt sich Tiedge den ganzen Tag über in deren Wohnzimmer auf, um, wie er sich selbst auszudrücken pflegte, durch immer-

währende Erinnerungen an „die hohe Seele" zur fortgesetztesten Selbstbewachung und Selbstbeherrschung aufgemuntert zu werden, und schlief alsdann in seiner bisherigen Studirstube, wo über seinem Bette, welches eine zartsinnige Dame aus Böhmen mit einer eigenhändig gestrickten Ueberdecke geschmückt hatte, das Bildniß der für ihn und die Welt viel zu früh entschlafenen Freundin, von Graff gemalt und von dem genialen Landschaftsmaler Dahl auf Lebenszeit geliehen, seine theuerste Umgebung ausmachte.

Der Leser, der sich für den Gegenstand dieser Biographie interessirt, wird gewiß die Ausführlichkeit einer solchen Schilderung von Aeußerlichkeiten gern vergeben, eingedenk der Wahrheit, daß sich weder das moralische noch das physische Bild eines ausgezeichneten Menschen ganz unabhängig von seiner Umgebung darstellen läßt, indem ja sowohl die Verhältnisse als die Orte und Räume, in denen er sich bewegte, erst den rechten Hintergrund seines Daseins bilden.

Jeder, dem es vergönnt war, in das kleine Heiligthum der edelsten Freundschaft, in die stille Wohnung Elisa's und Tiedge's zu treten, ging nicht anders als mit Bewunderung und den Gefühlen treuester Anhänglichkeit von Beiden.

Bald war dies Haus nebst demjenigen des geistreichen Dichters, Philosophen und Kritikers, des Mitstifters der romantischen Schule Deutschlands — Ludwig Tieck's — der Mittelpunkt für ganz Dresden, wo sich

täglich nicht nur ein ausgezeichneter Kreis von einheimischen Männern und Frauen um das seltene Freundespaar versammelte, sondern auch gebildete Fremde aller Nationen jederzeit die wohlwollendste Aufnahme fanden.

Des Vormittags traf man die würdige Matrone stets an ihrem Schreibtische sitzend, entweder mit Lecture beschäftigt, oder ihre weitverbreitete Correspondenz, ihr Tagebuch und andere schriftliche Arbeiten besorgend. Die häuslichen Geschäfte und zumal die Wirthschaftsberechnungen mit ihrem treuen Haushofmeister Pappermann waren bereits abgemacht. Im Allgemeinen waren Morgenbesuche, die nicht auf Geschäfte Bezug hatten, oder welche nicht unaufschiebbare Dringlichkeit der Zeit und Umstände gebot, weniger willkommen. Abends nach sechs Uhr hingegen freute sie sich ihre Freunde eintreten zu sehen, und mit liebenswürdiger Gastlichkeit öffnete sie Jedem, den gute Sitten und Bildung empfahlen, ihre Gesellschaftszimmer.

Mit unbeschreiblicher Hoheit und Milde empfing sie die Besuchenden, welchem Volke, welchem Religionsbekenntnisse sie auch angehörten, wessen Standes und Alters sie immer sein mochten. Das Gespräch wurde vermöge der Gewandtheit ihres Geistes bald lebendig, was auch nicht anders sein konnte, da ihr durch den vieljährigen Umgang mit Menschen aller Sphären ungewöhnliche Erfahrungen zur Seite standen und da sie in der Kunst zu leben bereits auf jener Höhe angelangt war, wo im Urtheile mit und von Andern die Ruhe der Besonnen-

heit wohnt, der Menſch ſich ſelber begreift und die Vernunft, ihr Gebiet und ihre Grenzen erkennend, das eigene Selbſt beherrſcht!

Hatte auch ihr mühſam ſowohl durch Studium und Umgang mit philoſophiſch gebildeten Männern als durch eigenes Nachdenken errungenes Moralſyſtem in ihrem klaren Geiſte eine Vorſtellungsart von Gut und Böſe geſchaffen, die kein Mittelgut zuließ, ſo ging dennoch von ihrem Weſen ein allgemeines Wohlwollen aus, eine Duldung, eine Milde, die keine Ausſchließung kannte. Jene moraliſche Strenge durfte nicht ihr äußeres Betragen gegen die Menſchen, ſondern nur ihr inneres Verhältniß — ihr Vertrauen zu ihnen beſtimmen. Die ganze Richtung ihres Geiſtes, der auf gründliche Kenntniß der Gegenſtände ausging, war dieſer meiſt nur einzelne Merkmale vergleichenden Auffaſſung entgegen. Meiſterin in der Kunſt des Schweigens trat ſie nur dann mit der Aeußerung ihrer Geſinnungen hervor, wenn ſie darum erſucht, gleichſam berechtigt war, die Wahrheit auszuſprechen, oder wenn ſie ſich, auch unaufgefordert, für verpflichtet hielt, durch warnende Mahnung ein Unheil zu verhindern. Die im geſelligen Leben ſo häufigen Kritiken über unſere Nebenmenſchen, zu welchen oft blos um eines glücklichen Gedankens, um eines witzigen Wortſpiels willen, ſelbſt edle Menſchen zuweilen ſich hinreißen laſſen, machten auf Frau von der Recke ſtets einen unangenehmen Eindruck. Voll Wehmuth pflegte ſie dann zu ſagen: „Nichts ſtehet höher als die Reife des Geiſtes,

des Verstandes, der Vernunft, nichts aber tiefer als der Witz, der nur durch plötzliches Zusammenstellen von Gegensätzen überrascht, zumal der trockene Wortwitz, — denn er ist die Krätze der Seele."

Leichtsinnig Verurtheilten oder Verspotteten versagte sie ihre Vertheidigung niemals; daher denn nicht selten Personen, denen es nicht an Scharfblick fehlte, bei solchen Veranlassungen einen Mangel an Urtheil an ihr wahrzunehmen glaubten und sie überhaupt für weniger geistreich als gut und edel hielten; allein man täuschte sich, denn sie wollte nur — nicht richten.

Der Heuchelei kam sie bald auf die Spur, und vor der entschiedenen Verworfenheit zog sie sich immer, von welcher Bedeutung, von welchem Range der Träger derselben auch sein mochte, freimüthig und merkbar zurück, weshalb auch nur eine gewisse Classe von Menschen sich wohl in ihrer Nähe fühlen konnte.

War sie von der Erscheinung eines Menschen, der sie zum erstenmale besuchte, befriedigt, so öffnete sie die Seitenthüre ihres Zimmers und führte ihn zu Liedge, damit auch dieser des Genusses einer würdigen und deshalb bleibenden Bekanntschaft theilhaftig werde.

Ruhig nahm dieser das grünseidene Schirmchen, das zum Schutze der Augen ihm von der sorgsamen Freundin jedesmal zum Geburtstage neu geliefert wurde, von den Silberlocken, die sein schöngeformtes Hinterhaupt umwallten, blickte anfangs verwundert von dem Papiere, das ihn gerade beschäftigte, empor und erhob sich — je

nachdem der Gegenstand des unerwarteten Besuches ihn erfreute oder unangenehm überraschte — mehr oder weniger von seinem Sitze, wozu er stets des zur Seite lehnenden Bambusstabes mit elfenbeinener Krücke bedurfte, indem sein rechter Fuß, seit frühester Jugend durch die Blattern geschwächt, so sehr nach einwärts gebogen war, daß er mehr auf dem Riſt als auf der Sohle ging, was ihm beim Auftreten Schmerzen verursachte.

War der Besuchende so recht nach seinem Sinne, das heißt: treuherzig, offen und ohne Ceremoniell, so drückte ihm Tiedge freundlich die Hand, wies ihm einen Stuhl an seiner Seite an und nahm, zumal wenn das Gespräch nicht bloße Oberflächlichkeiten des Lebens: Tagesneuigkeiten, Theater, Concerte und dergleichen berührte, den lebhaftesten Antheil an der Unterhaltung. Brachten ein Vater oder eine Mutter Kinder mit, um sie dem heiteren Greise vorzustellen, so strahlte sein schönes großes schwarzes Auge voll inniger Freude über diese „Blumen des Lebens," wie er sie zu nennen pflegte. Er ließ sich gar bald mit den Kleinen in lebhafte Gespräche und nicht selten in rein kindliche Scherze ein und schien sich so im Anblick der Jugend selbst zu verjüngen. „In der ganzen weiten Natur," rief er nicht selten voll Begeisterung aus, „giebt es doch nichts Schöneres, als Blumen und Kinder!"

Wer Eines oder das Andere von diesen Beiden mitbrachte, konnte der freundlichsten Aufnahme gewiß sein. Letztere wurde überhaupt fast Jedermann zu Theil, wenn der Besuch, was freilich sehr häufig geschah, nicht etwa

die Durchsicht und Beurtheilung dichterischer Selbsterzeugnisse zum Zwecke hatte. So oft ein junger Mann ein Manuscript aus der Busentasche, oder eine Dame Papiere aus dem Strickbeutel hervorzog, wurde sein Blick — selbst ehe er noch den Gegenstand kannte — unwillkürlich ernster; auf der heitern Stirn lagerten sich Wolken und mit stummer, für den Zartfühlenden aber um so beredteren Mißbilligung nahm er die ihm zugedachte Pönitenz in Empfang. Bei dem nächsten Besuche gab er alsdann, wenn in den oft umfangreichen Poesien kein hervorragendes Talent wahrzunehmen war, die Manuscripte mit der lakonischen Bemerkung zurück: „Es ist recht gut gemeint, was Sie da zu Tage gefördert haben, — wir wissen es aber schon!“ — Scherzhafter Weise pflegte er oft zu sagen, wenn von erhaltenen Besuchen die Rede war: „So oft meine Thüre sich öffnet, so ist mein erster Blick bei Männern auf die Rocktasche, bei Frauen aber auf den Strickbeutel gerichtet, um zu erspähen, ob nicht ein zeittödtendes Papier aus dem Verstecke hervorschaue, das meine gute Laune, zum wenigstens für denselben Tag, mit einem Angriff bedrohet.“

Wirkliche poetische Talente aber nahm er nicht nur schonend auf, sondern ermunterte sie zum Vorwärtsschreiten, oder wies sie freundlich auf der verfehlten Bahn zurecht und ward ihnen bald mit Rath und That ein väterlicher Freund, Rathgeber und Beschützer.

Andern wiederum, die im Gefühle der eigenen Schwäche mit bescheidener Bitte um Wahrheit und zwar unge-

ſchminkte Wahrheit in der Beurtheilung erſuchten, gab er nicht ſelten den wohlgemeinten Rath: „Wenn einmal nach ächtem Ritterbrauch das Leben dem Dienſte einer einzigen auserwählten Dame gewidmet ſein müſſe, ſich lieber die Muſe der Geſchichte, als jene der Dichtkunſt als Huldgöttin zu erküren. Die Dame Klio," fügte er alsdann lächelnd hinzu, „iſt nachſichtiger, als Thalia und Kalliope. Jene nimmt mit dem redlichen Willen ernſter Forſchung vorlieb, dieſe beiden Letzteren aber verlangen rhythmiſche Klänge einer aus dem Innern ſtrömenden Begeiſterung."

Das Haus der Frau von der Recke, welche für Dresden gerade das war, was Frau von Récamier für Paris, Caroline Pichler für Wien und Johanna Schopenhauer für Weimar, wurde ſehr bald der Sammelplatz in- und ausländiſcher Gelehrter, Staatsmänner und Künſtler, wo die Einförmigkeit der gewöhnlichen Converſation nicht ſelten durch Vorleſungen über allerlei Gegenſtände, durch briefliche Mittheilungen, durch Geſang, Pianoforte-Spiel oder Declamation unterbrochen wurde.

In dieſen reinen Genuß der edelſten Lebensfreude trat — wie ein Wehmuthsengel — plötzlich ein ergreifendes Ereigniß, welches die hohe Frau und ihre Umgebung in die tiefſte Trauer verſetzte.

Es war dies der am 20. Auguſt 1821 zu Löbichau durch Erſchöpfung und gänzliche Auflöſung des Nervenlebens erfolgte Tod der Herzogin von Curland. In Eli-

ſa's Armen hauchte dieſe heißgeliebte Schweſter, deren herrliche Natur ein und vierzig Stunden mit der Zerſtörung rang, ihren letzten Athem aus. Mit ihr war nun hinübergegangen in die ewige Heimath die feine zarte Seele von Eliſa's zweitem Ich, die ein rettender, ein helfender, ein wohlthuender Schutzgeiſt für Tauſende hienieden geweſen.

Für die ſilberne Kapſel, in welcher ihr Herz aufbewahrt wurde, verfaßte Tiedge die Inſchrift:

„Wohlwollen ſchlug in dieſem Herzen
Und Zartgefühl für fremde Schmerzen."

Auf den Deckel des Sarkophags aber legte er die Worte nieder:

„Ihr Geiſt ging heim in einen hellern Raum,
Hier unten leuchtet noch ſein Pfad;
Ihr Daſein war ein ſanfter Morgentraum,
Ihr Leben voll von Engelthat;
Und jede Thräne, die ihr floß, —
Es war nur Dank, der ſich ergoß."

Wie zart und innig unſer Tiedge auch der Schweſter ſeiner Freundin zugethan geweſen, davon giebt ſo mancher Brief aus jener Zeit den ſprechendſten Beweis, unter denen wir nur ein Schreiben vom 13. October 1821 an den durch innige Bande der Freundſchaft mit Tiedge und Frau von der Recke verknüpften Paſtor Pleißner in Groß-Stechau im Altenburgiſchen hervorheben:

Dresden, den 7. December 1821.

„Noch immer, mein geliebter Pleißner, iſt mein Gemüth mit dem Schatten einer recht tiefen Trauer umgeben, und wenn ich unſere hohe Freundin leiden ſehe, die ſchon angefangen hat, unter ihren gewöhnlichen Winterbeſchwerden zu ſeufzen: dann iſt mir's, als brächen die früher geſchlagenen Wunden wieder auf und ergößen ihre Verblutungen über alle Stellen meines Gemüthes, wo die Ruhe aufkeimen will. Ich habe es wahrlich zuvor nicht gewußt, daß ich die Verewigte ſo innig geliebt habe. Ach! iſt es nicht traurig, daß uns der Verluſt erſt über unſern frühern Beſitz belehren muß? Aus dem Gefühle der Ergebung, die mit dem Schmerze kämpft, iſt ein Gedicht hervorgegangen, welches ich Ihnen hierbei mittheile. Leſen Sie es Ihrer Pauline vor. Es wird Euch beide wehmüthig ſtimmen; aber Sie werden ſicher dieſe Empfindung, des Gegenſtandes wegen, den Ihre Thränen ehren, nicht zurückweiſen. Mit meinem Geiſte bin ich oft, ſehr oft mitten unter den kleinen frohen Geſchöpfen, welche Sie umgeben und ergötze mich an der kleinen lieblichen Eliſa; dann ſitze ich wieder mit Euch allen im vertraulichen Kreiſe um den runden Tiſch und verzehre ein Lieblingsgericht; aber dann ziehen mich die Gedanken zu dem heiligen Grabe dahin, das ich ſo oft ſchon beſuchte. Die Herrnhutiſche Gemeine bewahrt einen ſchönen Gebrauch: Am Oſtermorgen beſuchen Brüder und Schweſtern die Grabſtätten der

geliebten Heimgegangenen. Wäre ich in Löbichau, ich würde auf dem heiligen Abendsonnenhügel einen Ostermorgen feiern. Dieser Gedanke war es, der mich zu dem beigefügten Gedichte begeisterte. Ich bin überzeugt, daß ich darin auch Ihre und Paulinens Empfindungen ausgesprochen habe. Ich habe, wie Sie wissen, immer nur sehr ungern mein Zimmer verlassen, jetzt kostet es mir noch weit mehr Kampf hinaus zu gehen in die Welt; und wie selig froh bin ich, selbst in meiner Trauer, wenn ich wieder in meine Einsamkeit zurücktreten kann. Vor ein paar Tagen saß ich einsam sinnend an meinem Schreibtische, von wo aus ich den südlichen Horizont überschaue. Da zog plötzlich ein tief dunkles Gewitter herauf, so daß es beinahe Nacht um mich wurde, ein heftiger Blitz riß wie mit einer Feuerlinie den schwarzen Himmel aus einander, daß mir es war, als müßte ich einen Blick hineinwerfen können in das Empyräum, wo unsere Verewigte wandelt. Der ganze Tag war düster, mein Gemüth war es auch; denn neben mir in ihrem eben so einsamen Zimmer litt die große Seele, die so himmlisch ist, und so wenig Erdenhimmel genießt. Herzlich grüßt sie ihre geliebten Pleißners. Lebet wohl, Ihr Guten." Tiedge.

Das Gedicht, auf welches unser Sänger hindeutet, spricht die Empfindungen der verwaiseten Unterthanen der Herzogin einfach und treffend aus, von denen Einer, ein schlichter Landmann der Löbichauer Gemeinde, in der lakonischen Grabrede die Verstorbene mit folgen-

den Worten charakterisirte: „Ach! wir haben eine große Frau begraben, doch uns war sie mehr!“ und so möge es denn auch hier eine Stelle finden:

„Die Hohe, welche die Unſ're wir nannten,
Sie wandelt und wirket nun nicht mehr hier.
Was war ſie uns allen! und wir erkannten
Den ſegnenden Engel des Herrn in ihr;
Sie brachte ſo huldvoll auf unſere Fluren
Ein irdiſches Paradies herab.
Ach! weinend ſuchen wir nun ihre Spuren,
Und alle führen uns an ihr Grab.
Die Spuren alle ſie offenbaren,
Wie milde ſie war, wie menſchlich und hold,
Und was ſie gethan, und was ſie gewollt,
Sie ſagen uns alle, wie glücklich wir waren.
Wir ſchauen nach unſerem Tempel dahin,
Wo jegliches Herz ihr Anblick entzückte,
Als ſie mit himmelvollem Sinn
Den heiligen Altar des Ewigen ſchmückte.
Noch ſehen wir, wie ſie, von Andacht entglüht,
Da ſtand in Gottes Heiligthume,
Fürwahr ſchon hier eine himmliſche Blume,
Die auf den Fluren des Himmels nun blüht!
Wir hören die heiligen Lieder der Jugend
In unſerem Tempel erſchallen — und tief,
Tief fühlen die Herzen die Sitte der Tugend,
Zu der ſie, wie Chriſtus, die Kinder berief.
Doch ach! der Hain, worin die Freude gewaltet,
Ihr Fußtritt wird nun nicht mehr ihn weihn!
Er hat ja traurig ſich umgeſtaltet
Zu einem ernſten Todtenhain!
Da iſt ihr Grab! Ihr Lüfte, weht gelinder,

Weh't heilig um dieſes geheiligte Grab.
Bekränzt es mit Blumen, ihr unſere Kinder!
Wir beten ihren Geiſt auf euch herab.
Da ſchlummert ſie. Sie ſchlaf' in Gottes Frieden!
Kein wilder Laut entweihe dieſen Hain!
Sie iſt nicht gänzlich von uns geſchieden,
Ihr Sinn wird immerdar mit uns ſein.
Zur Feierzeit im Abendſchimmer,
Wenn nächtliche Lüfte den Hügel umwehn,
Dann wird unſ're Wallfahrt für immer und immer
Zu ihrer Schlummerſtätte gehn!" —

Als nicht lange nach dem Tode der Herzogin die Sage ſich verbreitete, daß eine böswillige Feder die Fehler und Schwächen dieſer Fürſtin und ihres allerdings nicht vorwurfsfreien Hofes in einem Gemälde von der Nachtſeite des Lebens zuſammenzuſtellen in Bereitſchaft ſei, folgte Tiedge um ſo williger der Aufforderung Eliſa's und deren zahlreicher Freunde, und lieferte in kurzer Zeit die anziehende Lebensbeſchreibung unter dem Titel „Anna Charlotte Dorothea, letzte Herzogin von Curland, Leipzig. Brockhaus, 1823. 8.," welche in ſtyliſtiſcher Beziehung als ein Meiſterſtück der biographiſchen Kunſt betrachtet werden kann, — wenn auch in Bezug auf Treue und unbefangene Auffaſſung der Perſönlichkeiten ſowie der Verhältniſſe wohl mit Recht Manches zu tadeln ſein dürfte. Als habe der Biograph die Stimme der richtenden Mit- und Nachwelt geahnet, ſchrieb er im December des nämlichen Jahres, in welchem das Buch erſchienen war, an den ſchon oft erwähnten

Freund Pleißner folgenden merkwürdigen Brief, der ſchon um der darin ausgeſprochenen Charakteriſtik Eliſa's von der Recke und der zwiſchen den beiden Schweſtern gezogenen Parallele willen hier nicht am unrechten Orte ſein dürfte.

„In der ganzen Zeit hat kein Brief aus der Nähe und aus der Ferne mir ſo viel Freude gemacht, als der Ihrige vom 24. December. Sie haben über dem Leben der Dorothea nicht nur das Leben der viel höheren Eliſa nicht vergeſſen; ſondern Sie haben es auch ſehr richtig herausgefühlt, daß ohne die erhabene Eliſa die liebliche Dorothea mancher Strahlen entbehren würde, mit denen jetzt ihr Seelengemälde prangt; daß ſie weit niedriger ſtehen würde, hätte die Hohe ſie nicht gehoben, gehalten, getragen. Tritt uns in Eliſens Bilde gleichſam eine Heilige entgegen, ſo iſt dies wahrlich nicht des Malers Werk: deſſen war der Maler ſich ſo lebendig bewußt, daß er erſt durch fremde Stimmen, die nicht von der Begeiſterung ausgingen, mit der die Wahrheit und Hoheit einer ſeltenen Tugend erfüllten, erinnert werden mußte, daß man die Abbildung der ihm vorſchwebenden Geſtalt für das Werk eines panegyriſchen Pinſels halten könnte, der zu wenig in ſchattige Farben getaucht hätte. Der Maler trat nun mit wiederholter Aufmerkſamkeit und vergleichendem Blick vor ſein Bild, und immer ſagte ihm ſein Bewußtſein: Nein, du könnteſt auch zum Zweitenmale es nicht anders machen. Und ſind denn nicht treu und ehrlich, ohne alle ſchminkende Farbe, die Schat-

tenſtellen, die das Urbild ihm zu zeigen hatte, aufgetragen worden? Als in den ſchönen Blüthentagen der Zeit der Verſucher in der Geſtalt der Eitelkeit zu ihr trat, habe ich da die Siege verſchwiegen, welche die Lockung über die Jungfrau davon trug? Freilich hat ſie den Sieger bald wieder beſiegt; auch legte ſie, wie ein kluger Feldherr, dem Feinde gegenüber, niemals die Waffen gänzlich nieder. Alles dies habe ich aus dem Verhöre, welches das edlere Selbſt dieſer ſchönen Seele in ihrem Tagebuche mit ſich hält, treulich abgeſchrieben. Allerdings war ich nun von einer ſo ſeltenen Natur, die ich darzuſtellen hatte, durchdrungen; ich war begeiſtert von der hohen Erſcheinung, die vor meine Seele trat: und ſo bildete ſich der Ausdruck, die Form der Darſtellung, ich möchte faſt ſagen ohne mein Zuthun von ſelbſt. Genug, mein theurer Freund, Sie verſtehen mein Gemälde, weil Sie das Urbild verſtehen." —

Tiedge's Biographie der Herzogin von Curland war erquickender Balſam auf die Seelenwunde der trauernden Schweſter, und es bedurfte lange Zeit, ehe die würdige Matrone ſich von ihrem Schmerze wieder erholte.

Die Beſuche der Freunde, die es ſich zur angenehmſten Pflicht machten, ihr Gemüth durch Zerſtreuung aufzuheitern, verdoppelten ſich, und im Umgange mit geiſtreichen Männern ſtellte ſich nach und nach die entflohene Seelen-Heiterkeit wiederum ein. Das Lieblingsgeſpräch Eliſa's war Politik und Religion, — Tiedge hingegen ſuchte beiden ſorgfältig auszuweichen und be-

mühte ſich, die Unterhaltung auf Muſik, auf Dichtkunſt oder hiſtoriſche Ereigniſſe hinzulenken.

Zu den älteſten und treuſten Freunden des Hauſes gehörten: Der berühmte Alterthumskenner Hofrath Böttiger, der gelehrte Herausgeber und Commentator von der Eliſa von der Recke's „Tagebuch einer Reiſe durch einen Theil Deutſchlands und Italien in den Jahren 1804 — 1806, Th. 1 — 4. Berlin, 1816 — 17. 8.," der edle Conferenzminiſter von Noſtitz und Jänkendorf, als Dichter unter dem Namen Arthur von Nordſtern bekannt, der geiſtreiche und welterfahrene Diplomat Geheime Cabinetsrath Breuer, der gründliche Hiſtoriker Haſſe, damals Profeſſor der Geſchichte an der Ritterakademie, jetzt öffentlicher Lehrer der hiſtoriſchen Hülfswiſſenſchaften an der Hochſchule zu Leipzig und Hauptredacteur der officiellen Leipziger Zeitung, deſſen zwei treffliche Collegen Karl Förſter und Auguſt Leberecht Herrmann, erſterer als einer unſerer gemüthreichſten Dichter, letzterer als hiſtoriſcher Schriftſteller bekannt, der jetzige Vice-Director des königl. Hoftheaters und der muſikaliſchen Kapelle Hofrath Winkler (Theodor Hell) nebſt deſſen Jugendfreund und Mitüberſetzer der Luiſiade von Camoëns Friedrich Kuhn, der geniale Landſchaftsmaler Profeſſor Johann Clauſen Dahl, der große Muſiker Karl Maria von Weber, der erfahrene Arzt und Philolog Hofrath Dr. Weigel, der Vorſtand des königlichen Antiken-Muſeums Hofrath Heinrich Haſe, der Geheime Rath und nachmalige Cultusminiſter von Carlowitz, der

Oberschenk Graf Heinrich von Einsiedel, der Geheime Rath und Kammerherr von Globig, der würdige und wahrhaft fromme Greis Assistenzrath Demiani und der berühmte Kanzelredner Moritz Schmalz, damals Pastor an der Kirche zu Neustadt Dresden, gegenwärtig Hauptpastor und Scholarch in Hamburg.

Zu den ausgezeichnetsten Fremden, welche Elisa und Tiedge in der ersten Periode des Dresdner Aufenthaltes von Zeit zu Zeit besuchten, gehörten außer den Prinzessinen von Sagan, Hohenzollern und Acerenza, der geistvolle Kronprinz von Preußen, des jetzigen Königs Majestät, der Großherzog von Weimar, der kaiserl. russische Staatsminister von Uwarow, der französische Gesandte Graf von Reinhard, Talleyrand's vertrautester Freund, Alexander von Humboldt, Matthisson, Baggesen, Oehlenschläger, Schukowsky, Bretschneider, Schuderoff, Röhr, Wilken, Geißler, Pinder, Anselm von Feuerbach, Cajetan von Weiller, mit welchen Beiden Frau von der Recke bis zu deren Tode in unausgesetztem Briefwechsel stand, die Professoren Krug, Clodius und Wachsmuth aus Leipzig, Kanzler Niemeyer sowie die Professoren Gesenius und Wegscheider aus Halle, Kapellmeister Ritter Neukomm aus Salzburg, die beiden Dichter Franz und Apollonius von Maltitz, die russischen Staatsräthe Morgenstern aus Dorpat, von Recke aus Mitau und Turgenieff aus St. Petersburg, die Freiherrn von Kaiserlingk, Kleist, Uexküll, von der Hopp, Simolin, Firks, Rutenberg, Schöppingk, Löwen-

ſtern und Kloymann aus den Oſtſee-Provinzen und Dr. Guſtav Parthey aus Berlin, durch ſeine hiſtoriſch-geographiſchen Forſchungen über Sicilien und Aegypten bekannt.

Mit den meiſten derſelben unterhielt auch Tiedge einen lebhaften Verkehr, wie mit dem Erzieher des Großfürſten Thronfolger, dem genialen Dichter Schukowsky, der das ruſſiſche Volk zuerſt in die tiefe Welt germaniſcher Dichtung einführte.

„Mit Schukowsky," pflegte Tiedge oft zu ſagen, „beginnt im Lande der Nordſlaven die Poeſie des Gedankens: Er lehrte Rußland die erhabenen Empfindungen verſtehen, die eigentlich weder das Privat- noch das Volksleben irgend einer beſonderen Nation angehen, ſondern das Erbtheil der ganzen Menſchheit ſind. Hätte jener Länderkoloß unter ſeinen Eingebornen mehr Männer wie ein Speranſky, Rumänzoff, Uwarow, Stroganoff und Schukowsky, ſo würde die ſchöne Saat eines ſelbſtſtändigen philoſophiſchen Strebens, welche Katharina II. ausgeſtreut, dermaleinſt zur Reife gedeihen können."

Von auswärtigen Damen, die durch mehr als ephemere Erſcheinung zur Erheiterung des Lebensabends unſeres Dichterpaares beitrugen, ſtehen die geiſtreiche Frau von Ahlefeld, geborne von Seebach, die mit der klaſſiſchen Literatur der Griechen und Römer vertraute Geheime Räthin Kohlrauſch — die treue Freundin und Pflegerin der unlängſt verſtorbenen Königin von Han-

nover, dann die Gattin des ehrwürdigen Arztes Sulzer in Bonneburg und Elisa's beide Nichten: Frau von Schöppingk und Gräfin von Kleist-Loß, sowie die liebenswürdige Gräfin Luise von Hohenthal-Königsbrück nebst deren Schwestern, gebornen Prinzessinnen von Biron-Curland, in der ersten Reihe.

Eine andere Kathegorie bildeten die Schriftstellerinnen Helmina von Chezy, geborne Freiin von Klenke, Fanny Tarnow, Frau von Bornstedt nebst ihrer Tochter, welche in der literarischen Welt ihren wahren Namen unter dem pseudonymen „Anna Mora" verbirgt.

In der späteren Periode gesellten sich zu dem obengenannten Kreise von Männern eine nicht minder große Anzahl Freunde und Verehrer als: der gründliche Rechtsgelehrte und Meister in der historischen Charakteristik Geheime Rath Dr. von Langenn, welcher aus dem Oberhofgerichte von Leipzig in das königliche Appellationsgericht und später als Hof- und Justizrath in die Landesregierung berufen, ganz besonders in den für Sachsen auf immer denkwürdigen Jahren 1830 und 1831 als königlicher Commissarius in Leipzig dem Staate wesentliche Dienste leistete, und jetzt als Erzieher des Prinzen Albert, Herzogs zu Sachsen, die theuerste Hoffnung des Vaterlandes pflegt, — der welterfahrene durch seine historischen Romane hinlänglich bekannte Obrist von Witzleben (A. von Tromlitz), der gemüthreiche Dichter Ernst von Brunnow, Bruder des berühmten Diplomaten, der Hahnemann's Organon der homöopathischen Heil-

kunde zuerſt in die franzöſiſche Literatur einführte, der in ſeinem „Troubadour“ das Zeitalter der Minneſinger trefflich ſchilderte und nun in einem größeren hiſtoriſch romantiſchen Gemälde Luthers und Franz von Sickingens Freund Ulrich von Hutten dem deutſchen Volke vorführen wird, Sachſens erſter Botaniker Hofrath Dr. Reichenbach, der durch ſeine naturhiſtoriſchen Reiſen in Ungarn und Portugal und beſonders durch das Prachtwerk „La Flore portugaise“ berühmte Graf von Hoffmannsegg, Appellationsrath von Saltza, Rector Gröbel, Landrentmeiſter Pfarr, der geniale aber excentriſche Gottbilf Auguſt Freiherr von Maltitz und der Großherzoglich Badenſche Geheime Rath von Ungern-Sternberg, Paſtor Burckhardt zu Friedrichſtadt Dresden, Carl Conſtantin Kraukling, Director des hiſtoriſchen Muſeums, der kaiſerl. ruſſiſche Akademiker von Goldbach, der kenntnißreiche Münzbuchhalter Dr. Kummer, Schuldirector Kaden, Prediger Lingke und der Herausgeber dieſer Biographie.

So lange die ehrwürdige Matrone Frau von der Recke lebte, bildete die Gattin des Geheimerathes von Langenn, geborne von Zabeltitz, ein zartorganiſirtes Weſen voll reinſter Harmonie des Geiſtes und Herzens, von der man mit Tiedge ſagen konnte: „jeder Nerv ihres Körpers war eine Seele,“ als Liebling Eliſa's, den Centralpunkt des weiblichen Theiles der Geſellſchaft. An Frau von Langenn hatte ſich das liebenswürdige Fräulein Marianne Surmann, damals Pflegetochter der

Königl. Preußischen Generalswittwe Frau von Ivernois, gegenwärtig Gräfin von Harrach, auf das innigste angeschlossen, wozu sich bald noch die Gattin des Obersten von Witzleben, geborne Albanus aus Berlin, als Dritte im Bunde gesellte. Diese drei Freundinnen, verbunden mit der musikalisch gebildeten jungen Gräfin von Hoffmannsegg und deren trefflichen Mutter Frau von Warnery, den fein gebildeten Damen: von Quandt, Förster, Winkler, Hase, Reichenbach, Weiß, Platzmann, von Honwald, v. Lorenz, v. Tettenborn und v. Tümpling, würzten die Gesellschaft der Männer in jenen heitern Abend-Cirkeln, welche häufig durch Vorlesungen dramatischer Dichtungen mit vertheilten Rollen, und durch Gesang, wo außer der Gräfin von Hoffmannsegg und Fräulein Bianka Weiß, jetzt Gattin des Baumeisters Hugo Erhard, nicht selten auch Madame Vogeler, eine geborne Schottländerin mit ihrer schönen Tochter Valeria, zwei vollendete Tonkünstlerinnen, und die Königl. Kammersängerin Fräulein Veltheim mitwirkten, zu improvisirten Soirées litéraires et musicales umgestaltet wurden. Unter den Männern, welche durch ihre musikalischen Talente zur Verherrlichung solcher Abende beitrugen, haben sich die Herren von Krüdener, von Meiners, Hollander und Preußer ausgezeichnet.

Jahre, Monate und Wochen vergingen auf solche Weise in schöner Ruhe, aber auch in einer gewissen Einförmigkeit, die nur der innere Friede, der in diesem Hause seinen Wohnsitz aufgeschlagen, minder drückend

zu machen im Stande war, und mit Recht konnte man wie jener geiſtreiche Brite bei Schilderung des Vicars von Wakefields Leben ausrufen:

„To-day is so very like yesterday, that we imperceptibly forget the progress of time!“

Einer der ſchönſten Glanzpunkte in dem ſchon von den gebrochenen Strahlen der untergehenden Sonne beleuchteten Leben Tiedge's und Eliſa's von der Recke war die mehrwöchentliche Anweſenheit ihres Freundes Feuerbach, des ausgezeichnetſten unter den Criminaliſten neuerer Zeit, erſten Präſidenten des Appellationsgerichtes zu Ansbach, welcher von ſo mancherlei trüben Erfahrungen in ſeiner amtlichen Thätigkeit im ſchönen Dresden Erholung ſuchte und fand.

Er war von ſeiner Tochter, der Frau von Dobeneck, begleitet. Das Einzige, was den philoſophiſch gebildeten Rechtsgelehrten und Menſchenfreund zu drücken ſchien, war das Schickſal des unglücklichen Kaſpar Hauſer, deſſen er ſich in Ansbach kräftig angenommen hatte und über den er ſeiner Freundin Eliſa und Tiedge — ſoweit es ſein Amtseid geſtattete, — höchſt intereſſante Mittheilungen machte, deren auf kritiſche Prüfung der Thatſachen gegründeten Reſultate er in der Schrift: „Kaſpar Hauſer, Beiſpiel eines Verbrechens am Seelenleben, Ansbach 1832. 8.“ der Oeffentlichkeit übergab, aus welcher hervorgeht, daß Feuerbach dem Urheber des Verbrechens auf der Spur war.

Unter den auswärtigen Damen, welche häufig längere Zeit zu der edlen Frau zum Besuche kamen, waren, außer den weiter oben genannten Freundinnen Kohlrausch und Sulzer, besonders die früheren Pflegetöchter: Frau von Griesheim, geborne von Anselm aus Gotha, die beiden Schwestern Pauline und Johanna Kirst, — Erstere Gattin des Fürstlich von Schönburgischen Rathes und Leibarztes Dr. Streit in Waldenburg, Letztere Gemahlin des oben erwähnten würdigen Pfarrers Pleißner zu Groß-Stechau, deren Nichte Fräulein Emma Jäger aus Ronneburg und Minna Parthey, Tochter des einst so beliebten und jetzt nach seinem Tode so schmerzlich vermißten Arztes Dr. Mitterbacher in Carlsbad.

Das innige Verständniß dieser Seelen mit ihrer ganzen Sinnesweise, und Gespräche aus früherer Zeit brachten Stärkung in die Pulse des allmälig sinkenden Lebens.

Um letztere so viel als möglich wieder aufzufrischen, unternahm die edle Frau auf Anrathen ihres trefflichen Arztes, des Hof- und Medicinalraths Dr. Seiler, der seit dem Winter 1825 in täglichem Umgange ihr vertrautester Freund geworden, im Sommer des Jahres 1832 zum letztenmale, selbst bangend und von bangen Ahnungen ihrer Verehrer begleitet, die Reise nach Carlsbad. Eine unerklärliche Sehnsucht nach Dresden rief sie jedoch sehr bald wieder zurück. Sie verstand die Mahnungen der Natur, die mit bedrohlichen Symptomen auf das nahe Verglimmen des Aetherfunkens hinwies. Sie

fühlte das Bedürfniß, ihre Lieblingsbeschäftigung geweihter Stunden zu wiederholen und Anordnungen zu treffen, wie es einst gehalten werden solle, wenn sie nicht mehr am Leben.

Das Testament, und besonders das von ihr oft unter unsäglichen Schmerzen eigenhändig niedergeschriebene Codicill, welches der Universal-Erbe Hofrath Hase nach ihrem Tode dem Drucke übergab, ist ein Spiegel des edelsten Wohlwollens, das sich noch weit über die Grenzen dieses Erdendaseins hinaus erstreckte.

Ihre hauptsächlichste Fürsorge war auf Tiedge's Zukunft gerichtet, dessen geringen Talente für das practische Leben Niemand besser als sie kannte. Zudem besaß er kein eigenes Vermögen, und die in frühester Zeit ihm von Gleim verschaffte Präbende des Domcapitels von Halberstadt hatte er, gänzlich uneigennützig, wie er war, an seinen Bruder abgetreten. Ein Jahrgehalt von dreihundert Thalern in Gold, welchen er von der Familie von Stedern, in deren Hause er mehre Jahre hindurch als Privat-Secretair, Freund und Erzieher gelebt hatte, bezog und welchen ihm seine ehemalige geliebte Schülerin Frau Kammerherrin von Alvensleben, geborne von Stedern, in Ballenstedt alljährlich mit den herzlichsten Briefen zusendete, machte, da ihm die schriftstellerischen Arbeiten wenig oder gar nichts eintrugen, sein ganzes Einkommen aus. Die Edle traf deshalb, da ihr der Himmel den sehnlichsten Wunsch, daß dieser Freund ihr in die Ewigkeit vorangehen möchte, versagen zu wollen

ſchien, mit einer wahrhaft rührenden Genauigkeit die nöthigen Anſtalten, daß der greiſe Dichter nach ihrem Tode um nichts, was zu dem häuslichen Leben gehört, ſich kümmern, daß er nichts — gar nichts als ihre Gegenwart vermiſſen ſollte.

Ihren Freunden machte ſie es zur ſtrengſten Pflicht, Tiedge eben ſo oft wie zuvor, ja ſogar — da er alsdann des Troſtes und der Zerſtreuung bedürfe — noch öfterer zu beſuchen. Die Zimmer mit allen Einrichtungen mußten bis zu deſſen Heimgang unverändert bleiben; kein Bild, kein Tiſch, kein Stuhl ſollte von der Stelle gerückt werden und die geſellige Unterhaltung und Alles, was zum edelſten Lebensgenuſſe gehört, ſeinen Fortgang haben, als wenn ſie noch am Leben wäre; „denn ich werde, ſo hoffe ich zu Gott — dies waren ihre eigenen Worte — auch nach dem Tode noch im Geiſte unter meinen Freunden gegenwärtig ſein!"

Obgleich ſie einer jeden der ihr theuren Perſonen ein Andenken zurückließ und Dieſem ein Bild, Jenem aber ein Glas, ein Schreibzeug, eine Uhr, ein Buch oder ſonſt etwas beſtimmt hatte, durfte doch bis zu Tiedge's Tode nichts von größeren Gegenſtänden ausgehändigt werden, damit der an ſolche Umgebungen gewöhnte Freund durch deren Abweſenheit keine unangenehme Empfindung haben möge.

Die ihr ſeit vielen Jahren innigſt ergebene Familie Pappermann, in welche Frau von der Recke ein unbedingtes Vertrauen ſetzte, wurde von ihr erſucht, den

treuen Lebensgefährten ſo behutſam und zart, wie ſie ſelbſt gethan, zu hegen und zu pflegen. Zu dieſem Behufe hatte ſie ein nicht unbedeutendes Capital (30,250 Rubel) beſtimmt, deſſen Zinſen (ungefähr 1600 Thaler Pr. Cour.), ſo lange Tiedge lebte, alljährlich von ihren Erben aus Curland durch die Vermittelung des langjährigen Hausfreundes Oberhofgerichts-Advocaten Dr. Köler eingeſendet wurden. Er ſelbſt aber mußte ihr mündlich verſprechen, mit der Familie Pappermann bis zu ſeinem Tode verbunden zu bleiben und in ſeinem Hausweſen keine Aenderung zu treffen. Dieſer Wunſch entſprang aus der feſten Ueberzeugung, daß Tiedge in keinem anderen Verhältniſſe ſo gut aufgehoben wäre und ſo ruhig und ſorgenfrei ſeinem Ende würde entgegenſehen können. — Damit der Vergeßliche auch dann, wenn ſie ihn nicht mehr überwachen konnte, ſtets an ſein Verſprechen, dieſen ihren letzten Wunſch zu erfüllen, erinnert werden möge, hinterließ ſie in drei langen Briefen mit der Ueberſchrift: „Von Freund Tiedge erſt nach meinem Tode zu eröffnen" ihre bis in die kleinſten Details gehenden Wünſche, Mahnworte und Verfügungen.

Nicht ohne Bangigkeit und mannigfach beklemmende Gefühle erbrach dieſer in der Folgezeit, erſt nach langem Zagen, das verhängnißvolle Siegel und handelte — wenn nicht aus Ueberzeugung, doch aus Pietät — nach dem Willen ſeiner Freundin.

Lag in dieſer Abnahme eines bis über das Grab hinaus dauernden Gelübdes gleichwohl ſcheinbar eine

Beſchränkung ſeiner Willensfreiheit, welche anfänglich die Quelle zu mancherlei Mißbehagen wurde, ſo hat doch in Zukunft die Erfahrung gelehrt, daß die wohlwollende Freundin ſich nicht getäuſcht hatte, denn der gänzlich unpraktiſche Dichter befand ſich, zum wenigſten in phyſiſcher Hinſicht, vollkommen wohl in ſo treuer Fürſorge und Pflege.

Bewunderungswürdig war die Ruhe und Klarheit, mit der ſie dem Augenblicke entgegentrat, der ſo lange und oft der Gegenſtand ihrer ſtillen Betrachtungen geweſen — die Frucht der reinſten Moralität, gereift am Sonnenlichte der Religion.

Wenige Wochen vor ihrem Tode, welcher am 13. April 1833 erfolgte, veranſtaltete ſie mit hellem Geiſte, obwohl unter häufigen, oft bis zur Qual geſteigerten Leiden ihres kranken Körpers, die Ausgabe der „Geiſtlichen Lieder, Gebete und religiöſen Betrachtungen" *) weil ſie ſo gern noch vor dem Uebertritt von dem zeitlichen zum ewigen Leben die Bekenntniſſe ihrer innerſten Ueberzeugung Allen darreichen wollte, denen ſie die Wohlthat gleicher Zuverſicht in dem entſcheidendſten Augenblicke gönnte.

Dieſe Ergüſſe ihres Geiſtes und Herzens waren zu gleicher Zeit ihr Glaubensbekenntniß für das Leben, ſo wie ihr Vermächtniß nach dem Tode!

Der Segen dieſer frommen Hingebung in den Willen eines allbarmherzigen Gottes, der Glaube an ein

---

*) Die gegenwärtig in einer neuen Ausgabe den vierten Band von Tiedge's poetiſchem Nachlaſſe bilden.

gerechtes aber väterlich mildes Gericht, die Ueberzeugung von der Unsterblichkeit der Seele, das Vertrauen an die stufenweise Fortbildung zu einem stets höhern und vollkommneren Selbstbewußtsein, die Zuversicht auf eine darin begründete ewige Seligkeit im Anschauen der Gottheit war in der ernsten Stunde des Verscheidens an ihr selbst am meisten bemerkbar.

Der umsichtige Arzt, der die letzten Tage hindurch die Kranke fast nicht mehr verließ, hatte den Körper nur noch Augenblicke des Lebens zugesprochen. Das geheimnißvolle Räderwerk der Natur schien abgelaufen, der Puls ward leiser, das Athmen schwerer.

Die innigste Theilnahme hatte die nächsten Freunde und Freundinnen um das Ruhebett versammelt. Es war am 13. April 1833 des Morgens in der siebenten Stunde. Liedge faßte ihre Hand, blickte sie mit inniger Wehmuth an und wollte sie trösten. Da zeigte sich noch ein sanftes Lächeln auf ihren Lippen, und sie sprach langsam, aber noch vernehmlich die Worte: „Dem Dulder wird der Kranz!" Regungslos lag der Körper ausgestreckt, lebendig und willensfrei aber blieb der Geist; denn selbst als schon die Sprache ihren Dienst versagte, redete noch der Blick. Keine Sorge der Liebe und Freundschaft ging auch jetzt unbemerkbar an ihr vorüber, kein Zeichen der Verehrung, kein Ausdruck der Trauer unbedankt dem allmälig brechenden Auge verloren. Mit dem leisen Rufe: „Licht! mehr Licht!" der mehr von einem milden Hauche, als von einem Seufzer begleitet

war, löſchte der Genius die längſt ſchon geſenkte Fackel. Die Pſyche, ihrer Bande entledigt, flatterte aufwärts — und ihre ſchöne Seele ſtand vor Gott!

Eine tiefe Stille, dieſe beredte Sprache der Andacht, wehte durch das Trauerhaus. Man glaubte die Herzen der Umſtehenden ſchlagen zu hören. Als Letztere von dem Eindrucke dieſes großen Momentes ſich erholt hatten, war Tiedge ihr einziger Gedanke.

Obwohl in ernſte Trauer verſenkt, doch gefaßt, wie es dem Weiſen ziemt, ſaß dieſer in die Ecke ſeines Sopha's gedrückt und weinte Thränen des Schmerzes und der Theilnahme.

Kaum hatte ihm, dem leicht Erregbaren, der überall im Leben nur mit Mühe die angeborne Heftigkeit bezwang, irgend Jemand dieſe Faſſung zugetraut. Der Kraft ſeines Geiſtes machte es Ehre, daß er wenige Tage, nachdem das, was an ſeiner hohen Freundin ſterblich war, ihrer teſtamentariſchen Verordnung gemäß, ohne Leichengepränge, ohne Sarg, nur in ein weißes Linnentuch eingehüllt, dem Schooße der mütterlichen Erde wieder zurückgegeben war, einen eigenhändigen Aufſatz nicht nur über die letzten Augenblicke, ſondern auch über das Reſultat der, (nach dem ausdrücklichen Wunſche der Verewigten,) unter Leitung des Hof- und Medicinal-Raths Dr. Seiler vollzogenen Leichenöffnung und endlich über das Begräbniß niederzuſchreiben im Stande geweſen iſt.

Bald aber fühlte ſich Tiedge, ungeachtet der verdoppelten Beweiſe von Freundſchaft und Ergebenheit

ſeiner zahlreichen Freunde, wie verwaiſet. Die ganze Welt erſchien ihm wie eine unabſehbare Einöde, der heitere Quell der Phantaſie verſickerte — wie er ſelbſt zu ſagen pflegte — in der dürren Wildniß ſeines Gemüthes und nur die Erinnerung bildete eine Oaſe, in welcher der müde Erdenpilger ſich laben konnte, daß er nicht gänzlich verſchmachtete auf ſeiner von nun an freudenleeren Reiſe in die große Heimath aller Sterblichen.

Was ihm die edle Freundin geweſen, bezeugen die wenigen, aber um ſo innigeren Zeilen, die er aus ſeinem Zimmer in den früheſten Morgenſtunden des erſten Januars 1825 in ſeiner ihm ſo eigenthümlichen Ueberſchwenglichkeit an dieſelbe ſchrieb und die ſich noch in den Papieren des Letzteren vorgefunden haben:

„An Eliſa zum 1. Januar 1825.

„Wer neben dieſe Frau ſich wagen darf,
Verdient für dieſe Kühnheit ſchon den Kranz!“

Wenn, theure heilige Eliſa! wenn ich jemals gewünſcht habe, ein fremdes Wort mir anzueignen, ſo iſt es das Obige aus Goethe's Taſſo. — Ja! ich fühle es bis in die tiefſte Stille meines Geiſtes hinab, wie glücklich ich bin, mich in der Himmelsheiligkeit Ihrer Nähe bewegen zu dürfen. Meine höchſten und reinſten Beſtrebungen ſind von dieſem Gefühle durchdrungen; es erhöht das Intereſſe, das ich jetzt an mir ſelbſt nehme. Gott erhalte mir dieſe Seligkeit, die mich mit den Engeln in Berührung bringt. Tiedge.“

Es bedurfte einer langen Zeit, ehe der arme verwaiſete Greis ſich wieder zu irgend einer geiſtigen Arbeit, ſelbſt auch nur zu einem Billet aufgelegt und gekräftigt fühlte. Wie ſehr der Baum ſeines Lebens bis in die tiefſte Wurzel erſchüttert war, beweiſet der Brief, den er Ende Julius 1833 an ſeinen und der edlen Dahingeſchiedenen treubewährten Freund Pleißner mit zitternder Hand ſchrieb:

„Mein theurer Pleißner!

Längſt ſchon hätte ich Ihnen aus der Tiefe meiner Verſunkenheit wenigſtens einen Seufzer, ein weinendes Wort zugeſendet, wenn mich die Zerrüttung meines innerſten Lebens dazu hätte kommen laſſen. Die Hand zittert mir noch, wie das Herz, welches nur noch ſo viel Kraft hat, mich empfinden zu laſſen, daß ich die Trümmer eines ehemaligen Lebens bin, die in einer finſtern und ſtummen Wüſte daliegt, zu der kein erfreulicher Lebenshauch mehr eindringen wird.

Abgeſtorben iſt mir der beſſere Theil meines Daſeins; entwichen der weihende Geiſt, der die Seele meiner Wirkſamkeit war; abgewandt hat ſich von mir der Muth etwas zu unternehmen. Ach! könnte ich unter den Ruinen in dieſer finſtern Wüſtenei meiner letzten Tage, die kein warmer Himmelsſtrahl mehr beſucht, ach! könnte ich da die Kraft noch finden, ein würdiges Bildniß aufzuſtellen, von der Hohen, die ſo leuchtend durch unſere Tage ging: das bin ich ihren Freunden, das bin ich mir

ſchuldig, mir, dem ſie Alles war und der ihr ſo wenig ſein konnte. Wir bedürfen eines ſolchen Denkmals, ſie nicht, ſie wandelt unter den Verherrlichungen ſeliger Geiſter, die mit ihr den großen Morgen feiern, von dem ſie hier ſo erhaben geſungen hat. O! viel hat in ihr der Himmel gewonnen, viel haben ihre Freunde verloren, unter denen ich der Verarmteſte bin. Nur ein Gefühl belebt mich noch, das Gefühl des Verlaſſenſeins; zu der tiefen Einſamkeit meines öden Gemüthes kommen nur noch die Erinnerungen aus der Vergangenheit; aber auch dieſe ſind nur die helleren Schatten, welche mich die Schwärze der Nacht wahrnehmen laſſen, in die ſich der Reſt meiner Tage verwandelt hat. Tiedge."

Es war wahrhaft rührend anzuſehen, wie der edle Greis den Schmerz über den unerſetzlichen Verluſt in ſich verſchloß. Ein Nachklang aus unvergeßlichen Tagen ſchlug an ſein Herz bei jeder Erwähnung des theuren Namens; doch feierte er jetzt die Erinnerung an ſeine Todten nicht mehr, wie ſonſt, mit lauter Klage und ſogar oft mit keckem Murren gegen die dunkeln Wege der Vorſehung, ſondern in der geweiheten Tempelſtille des Herzens, in ſanften Elegieen, in deren Tönen ein geduldig frommer Glaube, eine gottergebene Zuverſicht waltet. Eine ſchwere Pflicht laſtete aber, ohne daß er die nöthige Kraft zur Erfüllung derſelben im zerknickten Lebensmuthe finden konnte, auf ſeiner Seele — die Pflicht, ſowohl dem Bedürfniſſe ſeines Herzens zufolge, als dem Wunſche der zahlreichen Freunde der Verſtorbenen und den Erwar-

tungen des Publikums zu genügen, und das Leben Eliſa's von der Recke zu ſchreiben, eine Aufgabe, die Niemand ſo wie Tiedge zu löſen im Stande war. Oft wurde er von nahen und fernen Freunden daran erinnert, unter den Letzteren am häufigſten durch den biedern Schweizer, Banquier J. J. Mayer aus St. Gallen, deſſen Bekanntſchaft er einige Jahre vor dem Tode der Frau von der Recke in Carlsbad gemacht hatte. Unzählige Male ſetzte er die Feder an, aber eben ſo oft entglitt dieſe wiederum ſeiner zitternden Hand. Dann aber ſank die Spannkraft ſeines Geiſtes im Vorgefühle der immer zunehmenden Schwäche vollends darnieder und die beklommene Bruſt machte ſich oft in Thränen Luft.

Von dieſer Gemüthſtimmung giebt ein Brief Zeugniß, den er im Februar 1834 an Pleißner abſendete:

„Ihr freundliches herzvolles Schreiben hat mich Thränen, aber lindernde Thränen vergießen laſſen. Solche Briefe, nicht Troſtreden, ſchmiegen ſich meinem wunden Herzen an. Ich erkenne die Zartheit, mit welcher Sie gezögert haben, meine fortblutende, ſich immer tiefer einſenkende Wunde zu berühren. Jetzt, ja jetzt mehr als je, fühle ich, was ich durch die Hohe war und was ich ohne ſie bin. Sie war die Stütze meines geiſtigen Lebens, durch ſie allein beſtand die Kraft meines Gemüthes. Ach dieſes Gemüth iſt zur unfruchtbaren Wüſte geworden und die Thätigkeit meines Geiſtes liegt gänzlich darnieder und athmet in dieſer Verſunkenheit, wie ein

Sterbender, den es quält, sein Haus noch nicht bestellt zu haben. Sie war fertig, sie war bereit, den großen Schritt in das dunkle Jenseit zu thun. Sie konnte in einem letzten Schreiben an mich sagen: „ohne Lebensüberdruß freue ich mich auf meine Todesstunde." — Das kann ich nicht! Ach, Freund, theurer Freund meiner Seele, lassen Sie mich schweigen!"

Mit diesen Worten brach Tiedge von dem Gegenstande, der seine ganze Seele füllte, ab, und ging im Briefe auf seines Freundes Familie über. Mit liebevoller Theilnahme erkundigte er sich nach dessen Gattin und Kindern, von denen der ältere Sohn damals gerade auf der Universität Jena die juridischen Studien begonnen hatte. „Recht herzlich", fuhr er fort, „habe ich meine Segnungen mit denen der Verewigten ihm gewidmet. O! hätte sie diesen Zeitpunkt erlebt! Wie würde sie für ihn gewirkt haben!"

In einem früheren Schreiben sagt er: „An dem Erwachsen und Vorwärtsgehen der Kinder nimmt das Alter sein Verwelken, sein Rückwärtsgehen wahr. Diese Wahrnehmung macht mir mein jetzt zweijähriger Rheumatismus oft recht peinlich. Dabei aber blicke ich auf solche Leidende, die viel mehr, als ich, verdienten, gesund zu sein und viel mehr zu dulden haben als ich. Mein Kopf ist frei, ja sogar kräftig, fast wie ein Jugendkopf so frisch, daß er mich selbst täuschen könnte, wenn nicht das gebleichte Haar die Enttäuschung übernähme. Auch werde ich von Außen her oft an die Hinfälligkeit des Le-

bens erinnert. Seit einiger Zeit bewege ich mich wie auf einem Schlachtfelde während des Gefechts. Wohin ich um mich her blicke, da fällt ein Haupt, welches feſter als das meinige zu ſtehen ſchien. Endlich iſt auch mein Vordermann, Göckingk, der älteſte von meinen Freunden, dahin gegangen quo pius Aeneas et Ancus etc. etc. Wenn wir dieſen Sommer zuſammenkommen, ſo werden Sie eine ziemlich wohl erhaltene Büſte ſehen, die auf einem wackeligen Tiſche ſteht."

Aehnliche Aeußerungen von Schwermuth enthalten faſt alle ſeine Briefe, die er nach dem Tode der unvergleichlichen Freundin ſchrieb, und zwar um ſo offenherzigere, je größere Theilnahme er von der beiderſeitigen Bekanntſchaft und dem unbedingten Vertrauen erwarten zu dürfen glaubte. Ergüſſe dieſer Art thaten ſeinem beklommenen Herzen wohl. Der umwölkte Geiſt fand Troſt und Heiterkeit in der Mittheilung. Er fühlte ſich dann weniger einſam, weniger verwaiſet.

Im October 1836 ſchrieb er an die Gattin ſeines Freundes Pleißner:

„Ihre lieben Zeilen machen mir meines langen Stillſchweigens wegen ſanfte Vorwürfe, die ich freilich verdient habe. Könnten Sie aber in meine Seele ſchauen, ſo würden Sie darin unter den Spuren eines zerſtörten Lebens manches wohlerhaltene Denkmal antreffen, welches hinweiſet nach dem lieblichen Hain, durch den ich ſo oft hineilte zu der traulichen Pfarrwohnung, wo mir immer feſtliche Stunden bereitet waren, die mich aufrich-

teten, wenn irgend Etwas mich niederbeugte, oder mich begeisterten, wenn mein Geist mit einer Unternehmung beschäftigt war. Jedoch würden Sie auch neben solchen Denkmalen, bei denen mich oft eine tief erschütternde Wehmuth ergreift, Zerfallenheiten und Verwüstungen finden, die mein Verstummen begreiflich machen. Wenn ich nun so in der Schattenwelt verstorbener Tage einsam umherschleiche und Stellen berühre, die mich an liebe Freunde fern oder nah erinnern, so ist es, als ob ich Ihnen nichts mehr zu sagen hätte. Gebrochen ist die Kraft meines Gemüthes, gelähmt die Thätigkeit meines Geistes. Da liegen vor mir angefangene Arbeiten: nur fehlt es mir an Muth sie zu vollenden. Ich habe seit 2 Jahren in meinem physischen Leben Mahnungen erfahren, die mich deutlich genug aufriefen, mein Haus zu bestellen; auch dazu habe ich Anfänge gemacht; da liegen sie; aber die Hand ist wie gelähmt, wenn ich sie hervorziehen will: und so stirbt ein Tag nach dem andern dahin. Was war, ist nicht mehr. Das klingt mir aus allen Winkeln des Herzens entgegen, wenn die finstre Einsamkeit einer schlaflosen Nacht mich umgiebt. Eins gelingt mir noch: das Streben nämlich, die unheilbare Wunde meines Herzens zu verbergen."

Wenn es Tiedge'n auch gelang, diese trübe Seelenstimmung nach außen hin zu verbergen, — sie zu beherrschen, zu unterdrücken vermochte er nicht. Was seine ganze Seele füllte — denn auch der Unmuth hat seine Begeisterung — sprach sich in Liedestönen aus und so

entſtand ſein letztes größeres Gedicht, das er ſelbſt „die letzten Worte" überſchrieb:

Die Hoheit ſah ich mit der Milde
Im ſeligſten Verein, ich ſah
Die in Eliſa's holdem Bilde
Erſcheinende Urania,

Die, wenn ich duldend oder ſtrebend
Mich durch des Lebens Irren wand,
Begeiſternd, kräftigend, erhebend
Und tröſtend mir zur Seite ſtand.

Da ſchritt ich wie durch eine hohe Feier
Geweihter Tage durch das Leben hin,
Und die von ihr bekränzte Leier
War meine trauliche Begleiterin.

Ein Tag iſt über mich gekommen,
Er ſtürzte wie ein Fluch herab, —
Ein Schreckenstag, der Alles mir genommen,
Was Leben war und Leben gab.

Wohin ſich nun mein Auge richtet —
Stumm Alles! öde, kalt und todt!
Vernichtung, die nur halb vernichtet,
Iſt ſchrecklicher noch als der Tod.

Mein armes Herz! ſo iſt uns nichts geblieben,
Als eben dies zerriß'ne kalte Herz?
Nicht fähig mehr, die Menſchenwelt zu lieben,
Vergieb Du, Heilige, den frevelhaften Schmerz!

Wo ſoll ich hin? mein Sonnenſtern ging unter;
Verſchattet, unſtät, ungewiß
Irrt mein Gedanke dort hinunter
In die mir nahe Finſterniß!

Wie? tönt es nicht von jener dunkeln Pforte
Daher, wie Geiſterruf zum Wiederſehn?
Ach nein! es ſind die Seufzer meiner Worte,
Die mir zurück die finſtern Winde weh'n!

Doch kann ich's immer noch nicht glauben, kann's nicht faſſen,
Daß —, wie verbannt in eine Wüſtenei,
Mein Geiſt ſo ſchrecklich einſam, ſo verlaſſen
Und aus der Luft, die ſie umgab, verloren ſei.

Wie einen Gottesdienſt beſuch' ich jede Stelle,
Wo mir geleuchtet hat der ſeelenvollſte Blick,
Und kehre weinend zu der Zelle,
Wo meine Trauer wohnt, zurück.

Da regt es ſich in mir, wie Schwingen!
Fort, aus der grauſen Wildniß fort!
Ich habe nichts mehr zu vollbringen;
Bis oben iſt der alte Stamm verdorrt!

Wo jugendfroh mich die Natur begrüßte,
Verſtummt der rege Liederſinn!
Die Stunden zieh'n durch meine Wüſte,
Wie Nachtgeſtalten dunkler Träume, hin.

Nur zögernd tritt, wenn mich die Schatten decken,
Der karge Schlaf in meinen öden Raum;
Und wenn mich früh die erſten Schimmer wecken,
Dann weinet noch mein wach gewordner Traum.

Kein Morgen frohlockt mir! der Abend fragt vergebens
Nach Werken, die mein Tag vollbracht!
Du, großer Frühling eines neuen Lebens,
Wann rufſt Du mich empor aus meiner Winternacht?

Ich blick' umher in meinen Lebenshandel:
Das Würdigſte, das er mir trug, hat ſie geweiht;
Was da noch leuchtet, ſind die Funken, die ihr Wandel,
Ihr Sonnenwandel ausgeſtreut;

Den Lichttag hat die Nacht, die nicht mehr tagt, verſchlungen,
Mir ſchimmert nur das wehmuthvolle Licht,
Das Mondlicht der Erinnerungen,
Das ſtill von ſeiner Sonne ſpricht.

Der Durſt nach Wiederſehen, Wiederkennen,
Der iſt die letzte Gluth, die hier im Herzen brennt;
Wer wird mir dort den hohen Namen nennen,
Womit der Himmel ſie, die Himmliſche, benennt?

Tief ſinnend irrt mein Geiſt um die Cypreſſenpforte:
Durchſchimmert ſie kein Strahl von jenem Götterglanz?
O helft mir! traget mich, ihr letzten Worte,
Die ihre Lippe ſprach: „dem Dulder wird der Kranz!"

In dieſem ſtillen Schmerze ſtand ihm die Familie Pappermann und die treffliche Pflegetochter der verewigten Frau von der Recke, Fräulein Mathilde Haupt, Schweſter des durch ſeine Gedichte und langjährige Wirkſamkeit als Secretair der Oberlauſitzer Geſellſchaft der Wiſſenſchaften bekannten Paſtors Dr. Leopold Haupt in Görlitz, treu pflegend und tröſtend zur Seite. Um dem verwaiſeten Tiedge das Gefühl ſeiner Einſamkeit weniger drückend erſcheinen zu laſſen, fand ſich allabendlich ein ziemlich zahlreicher Kreis von Freunden und

Freundinnen bei ihm ein, welche Alles aufboten, ihn zu erheitern und ihm Freude und Zerſtreuung zu verſchaffen. Zu ſeinen eifrigſten Verehrerinnen gehörten neben den Damen: Rabe, Köler und Fink, die mit ihm in einem Hauſe wohnten, Gräfin Rieſch, von Schönberg und von Grützmacher, die polniſche Stiftsdame von Dunin aus Warſchau, Nichte des in der Streitfrage über die gemiſchten Ehen ſo bekannt gewordenen Erzbiſchofs von Poſen, und Fräulein Ida von Düringsfeld aus Schleſien, in der Geſchichte unſerer Literatur unter dem Namen „Thekla" bekannt, welche ihn durch Geiſt und Gemüth und wahre Dichter-Originalität ſo zu feſſeln wußte, daß ihm ihre Nähe Bedürfniß ward und er an die Entfernte im ſechs und achtzigſten Jahre mit der Wärme eines achtzehnjährigen Jünglings die zärtlichſten Briefe ſchrieb.

Ein ſolches Schreiben vom November 1837 beginnt:

„Meine theuerſte Freundin!

Ihr herrliches Briefchen, worin jede Zeile wie ein lebendiges Herz mir entgegenſchlägt, welches von Wohlwollen und kindlicher Zärtlichkeit überfließt, endet mit dem Worte „Vergeſſen", einem Worte, das der Orkus aller Widerwärtigkeiten ſein ſollte.

In Ihrem Briefe drückt es ſich zwar verneinend aus, aber es ließ ſich doch vernehmen; und in einem ſo heiligen Gebiete, welches Freundſchaft und Liebe weihen, ſollte es ſich gar nicht hören laſſen. — Ich mußte alſo

das widerwärtige Vergessen erst vergessen, um mich recht seelenfroh zu erquicken und zu laben an dem lieblichsten Herzenserguß, welchen die Sendung aus Ostrawe*) mir bereitet hatte. Jedoch das sollte nun einmal nicht sein, denn mitten in diesen heiligen Genuß drängte sich ein fatales Gerücht, worüber ich erschrak, ja wahrlich! ich erschrak. Es sagte mir ohne alle Schonung: „Ida, die liebliche Ida ist Braut!"

Ich verstummte und dachte: ist es recht, daß solch' ein Gerücht, das ein Myrtenfest meiner liebsten Freundin ankündigt, mich erschreckt? — Ach, meine Theure, meine — darf ich sagen, geliebte — Ida! Der ferne Freund wird immer vom Bräutigam tief verdrängt in den Hintergrund, wo es finster ist. Soll das nicht schmerzen?" u. s. w.

Im April 1838 schrieb er: „Meine theure unvergessene Freundin! Das sind Sie! Wer kann vergessen was unvergeßlich ist? Aber dennoch die Frage: Wie konnte es der Mensch in Dresden nur aushalten, Monate vorüber gehen zu lassen, ohne ein Mal an Ida zu schreiben? Wenn auch die edle verzeihende Ida diese Frage nicht laut werden läßt, wenn sie sogar einen rosenfarbenen engelfreundlichen Brief aussendet, der sich von jener Frage nichts merken läßt, sondern lauter Huld und Wohlwollen athmet, so regt sich ohne Zweifel dennoch in der schönen Idaseele eine leise Stimme, die jene

*) Name des bei Herrnstadt in Nieder-Schlesien gelegenen Landgutes, wo die Familie von Düringsfeld wohnt.

Frage nicht verſchweigt, und jener ſchöne purpurne Brief iſt eine aus Roſen geflochtene Ruthe, die empfindlicher trifft, als jede andere, die gar nicht ſchonen will. Könnte ich doch mein Herz in dieſem Augenblicke in eine knieende Geſtalt verwandeln, ſo ſollt' es da vor Ihren Füßen erſcheinen und für die tröſtende Nachſicht danken, die Sie mir angedeihen laſſen." u. ſ. w.

Außer den ſchon weiter oben Seite 180. genannten Männern erſchien faſt einen Abend um den andern der ehrwürdige fünf und achtzigjährige Greis Aſſiſtenzrath Demiani, ein um das Vaterland hochverdienter deutſcher Biedermann vom alten ächten Schrot und Korn, über welchen Tiedge im Januar 1836 an deſſen Schwiegerſohn Profeſſor Haſſe in Leipzig ſchrieb:

„Der ehrwürdige Groſspapa (ſo wurde der wackere Greis im Hauſe von Jedermann genannt), der es ſich manchmal gefallen läßt, an meinem frugalen Mittagstiſche Theil zu nehmen, hat ſich dem ſehr kleinen Kreiſe meiner häufig unterbrochenen Abendſuche angeſchloſſen, unter denen der ſeinige mir der angenehmſte iſt. In ſeinem geiſtigen und gemüthlichen Leben hat ſich ein ſo ſchönes Gleichgewicht zwiſchen Glauben und Wiſſen entwickelt, wie ich es nie zu erringen vermochte!"

Sichtbar erheiterte ſich Tiedge's Antlitz, wenn der ihm an Alter am nächſten ſtehende Freund mit dem ruhigen feſten Schritt in das Zimmer trat. Vor Freude ſtrahlend reichte er ihm die Hand und ruhte nicht eher, bis er dicht an ſeiner Seite Platz genommen. Es war

ordentlich, als wenn ſein von Natur ſtürmiſches Temperament in der edlen, würdevollen und gehaltenen Ruhe des Freundes für ſein eigenes Gemüth Beruhigung fände.

War er mit demſelben in religiöſer und politiſcher Beziehung gleichwohl nicht immer einerlei Meinung, ſo beugte ſich doch der einem entſchiedenen Rationalismus hingegebene Geiſt des Dichters in ſtiller Huldigung vor dem Offenbarungsglauben des ſtrengen orthodoxen und wahrhaft frommen Proteſtanten, der als eifriges Mitglied der Bibel- und Miſſionsgeſellſchaft die Verbreitung der Chriſtusreligion und die ſtrenge Ausübung aller von dieſer vorgeſchriebenen Pflichten zum Hauptzwecke ſeines Lebens macht.

Bald ward ihm der Umgang mit dieſem Manne ein wahrhaftes Geiſtes- und Herzensbedürfniß. Kaum hatte des Abends die Glocke die ſiebente Stunde geſchlagen, ſo blickte ſein Auge unabläſſig nach der Thüre des Zimmers hin, von wo der Erſehnte erſcheinen mußte. Wie Demiani's Geſellſchaft unſern Tiedge beruhigte, ſo erheiterte ihn der lebhafte G. A. v. Maltitz, den er wegen des Biederſinnes und der treuen Anhänglichkeit zärtlich liebte, mit ſeiner ſtets muntern Laune und der Originalität ſeines Erzählertalentes. „Muß man gleichwohl," pflegte er oft dem ihm Zunächſtſitzenden ins Ohr zu raunen, „von den wunderbaren Geſchichten und Erlebniſſen, die Freund Maltitz uns zum Beſten giebt, neun und neunzig von hundert ſubtrahiren, ſo hört es ſich ihm doch gut zu und

man kann nicht anders, als dem Pfefferkörnermann*) gewogen ſein.

Wer erinnert ſich nicht gern des kleinen hagern Mannes mit dem blaſſen Antlitz, den berganſtrebenden Haaren, den buſchigen Augenbraunen, unter welchen zwei hellblaue Augen gutmüthig hervorblitzten, mit der Adlersnaſe und den aufgeworfenen Lippen, dem kurzen Halſe und hohen Rücken, welcher beim Erzählen die überlangen Arme wie Windmühlenflügel nach allen Seiten hinbewegte, und der, wie in ſeinen Gedichten, ſo in ſeinem Vortrage — wenn auch derb — doch immer geiſtreich die Schwächen unſerer Zeit enthüllend über alle Stände die Geißel der Satyre bitter ſchwang, aber doch niemals durch Perſönlichkeit verletzte? Mit bewunderungswürdiger Zungenfertigkeit und Bruſtausdauer, wenn auch mit weniger günſtigem Organe wußte er ganze Abende hindurch die Geſellſchaft durch Declamation zu unterhalten. Die Werke der meiſten unſerer klaſſiſchen Schriftſteller ſtanden ſeinem beneidenswerthen Gedächtniſſe jederzeit zu Gebote. Es genügte, irgend einen Vers aus Klopſtock, Herder, Wieland, Schiller, Göthe oder Leſſing nur anzudeuten — und er fuhr im Recitiren fort.

In gleicher Weiſe trug er, omnia sua secum portans, ſeine eigenen Gedichte, die früheſten, wie die ſpä-

---

*) Anſpielung auf deſſen „Pfefferkörner". Vier Hefte, Hamburg, 1831 — 1834. Die Quinteſſenz ſeiner politiſchen Satyre.

teren, und Alles, was er je geſchrieben, in ſeinem Kopfe mit herum und wußte im Vortrage der Elegie: „Das Stammſchloß meiner Ahnen", oder des Gedichtes „an Seume", ſeinen Liebling, deſſen Denk- und Handlungsweiſe er ſich zum Vorbild nahm, eben ſo zu rühren, als er beim Declamiren des Gucklaſtenliedes oder der Parodie auf Schiller's Handſchuh, „der Landſtand", oder „die Welt iſt ein Orcheſter" ſowohl Rigoriſten als Hypochondriſten zum Lachen zu zwingen verſtand.

Selbſt zarte Frauen aus der Geſellſchaft verziehen ihm manche Ungereimtheiten gern um der treuen Anhänglichkeit an Liebge willen. Letzterer war auch über Niemanden, der ſeit Eliſa's Tode aus ſeinem Kreiſe ſchied, mit ſo aufrichtiger und tiefer Trauer erfüllt, als über Maltitzens viel zu frühen Heimgang in das Land der ewigen Liebe. Während der Krankheit deſſelben ſchickte der Bekümmerte täglich mehre Male ſeinen Bedienten an ihn ab und ließ jeden Morgen neue Erkundigung von deſſen Befinden einziehen.

Dieſer Verluſt hatte ſeiner Seele abermals eine tiefe, nun unheilbare Wunde geſchlagen. „Der Kummer tödtet nicht," pflegte er wohl oft zu ſagen, „aber er bringt ein langes Sterben in das Leben, wodurch die geiſtigen Kräfte mehr, als die leiblichen abmagern. Langſamer und langweiliger iſt jetzo der Gang meines Geiſtes, als der meiner gelähmten Füße. Kein Moment geht mir vorüber, wo nicht trübende Erinnerungen mich überfallen und meine Thätigkeit unterbrechen; inſonderheit beim

Briefſchreiben ergreift mich oft ein ſo trauriges Gefühl, daß ich da ſitze und nicht weiter kann!“

Mit verdoppeltem Eifer ſuchten jetzt die noch übrig gebliebenen Freunde, zu denen ſich der vielbeleſene Kammerherr Eduard von Bülow, Verfaſſer des „Novellenbuches“ und Herausgeber von Friedrich Ludwig Schröders Werken nebſt Gattin und die hochgebildete Frau Baronin von der Decken mit ihren liebenswürdigen Töchtern geſellt hatten, durch häufige Beſuche den darniedergebeugten Greis wieder empor zu richten. Am meiſten trug der welterfahrene Novellendichter Carl von Wachsmann, vereint mit dem Freiherrn Georg Ernſt von Brunnow, dem Major Serre auf Maren, Hofrath Reichenbach, den jungen Theologen Kummer und Schlurick, dem Linguiſten Hollander und dem Verfaſſer dieſer Biographie, nach Kräften dazu bei, Liedge's Abende durch lebhafte Geſpräche oder durch Vorleſungen geeigneter dramatiſcher Stücke mit vertheilten Rollen möglichſt zu erheitern.

Wurde der Greis gleichwohl allmälig ſtumpfer und konnte er auch nicht immer dem Gange der dramatiſchen Handlung folgen, ſo war er nichts deſto weniger ſchon über das Bemühen, ihm Freude zu bereiten, höchſt erfreut und dankbar ergriff er dann am Schluſſe die Hand des in ſchönſter Jugendfriſche blühenden Fräuleins von Wachsmann und der übrigen mitleſenden Damen, unter denen ſich die zartſinnige für alles Hohe und Edle begeiſterte Frau Majorin Serre mit ihrer wohlklingenden

Stimme am meiſten auszeichnete; denn fühlte auch der Geiſt und ganz beſonders das Gedächtniß die Spuren des hohen Alters, ſo blieb doch das Herz von der Bürde der achtziger Jahre unangetaſtet, feurig, regſam und empfänglich wie dasjenige eines achtzehnjährigen Jünglings.

Bei dieſer Empfänglichkeit des Gefühls gehörte Muſik und zwar — wie er oft zu ſagen pflegte — „die naturgemäße Muſik" der menſchlichen Stimme im harmoniſchen Geſange zu Tiedge's reinſten und höchſten Genüſſen.

Reichen Dank von ſeinen ſtrahlenden Augen und entzückten Lippen ernteten jedesmal die ſchon erwähnten Damen Vogeler und Gräfin Hoffmannsegg, wenn ſie — den Uebelſtand eines mangelhaften Inſtrumentes nicht ſcheuend, ſich an das Pianoforte ſetzten und ſeine Lieblingslieder ſangen. Zu dieſen gehörten außer mehreren ſchottiſchen, portugieſiſchen und ſpaniſchen Nationalgeſängen und Balladen Pergoleſi's Hymnen, die einfach großartigen Kirchen-Compoſitionen anderer italieniſcher oder deutſcher Tonſetzer, wie z. B. das „Ave Maria" und die bekannten britiſchen Volksmelodieen „Rule Britannia" und „God save the King (Queen)," von der hochgebildeten Madame Vogeler und ihrer ſchönen liebenswürdigen Tochter Valeria mit einer Meiſterſchaft vorgetragen, welche man ſelbſt bei Künſtlern von Beruf ſo häufig vermißt.

In der That kann auch nichts Höheres im Geſange gedacht werden, als der ſeltene harmoniſche Einklang zweier ſo metallreicher, ſo friſcher und ſo innig ver-

wandter Stimmen, welche durch Talent, Selbſtſtudium und Schule gleich vollkommen ausgebildet ſind.

Hochentzückt ging dann die Geſellſchaft, wenn Fräulein Valeria noch einen heitern Geſang, etwa Hebel's „Nachtwächterlied," angeſtimmt hatte, voll des wärmſten Dankes aus einander und der Dichter ſchlief im Nachgenuſſe der ſeine Phantaſie umgaukelnden Tonbilder unter wonnigen Träumen ein.

In den letzten Jahren fand ſich nicht ſelten auch ein Kreis von jungen gebildeten Dilettanten, die unter Leitung des wackern Cantors Mühle einen Geſangverein geſtiftet haben, bei Tiedge ein, welche größere Tonſchöpfungen mehrſtimmig ausführten, und ſomit viel zur Erheiterung ſeiner letzten Lebenstage beigetragen haben. Dieſe talentvollen Männer ſind die Herren: Reyher, Kupferſtecher bei der Plankammer und Mitglied der Akademie der bildenden Künſte, Kori, Gehülfe in der Arnoldiſchen Buchhandlung, die Lehrer Jäckel und Mieth, Kaufmann Werner, Muſiklehrer Adam und Muſikalienhändler Rotter.

Dank, inniger Dank ſei ihnen dargebracht für die hohen Genüſſe, welche in Tiedge's Wohnung auch den Freunden des Verklärten durch deren gehaltvollen Vorträge zu Theil geworden.

Noch denkt gewiß ein Jeder der Letzteren mit dankbarer Anerkennung an die Aufführung von Annacker's und Döring's „Bergmannsgruß" im Jahre 1839, deſſen wohlthätiger Einfluß auf unſeren Dichtergreis, der lange

noch in der Erinnerung an dieſe gediegene Tonſchöpfung ſchwelgte, in der erhöheten Freudigkeit ſeiner Seelenſtimmung unverkennbar war.

Große Freude gewährte ihm auch in den letzten Jahren die Bekanntſchaft mit dem geſchickten Porträtzeichner Weinhold und der talentvollen Familie des engliſchen Bildhauers Weſtmacott, der ſeine Büſte modelirte und dereinſt in Marmor auszuführen gedenkt, — beſonders aber mit einem talentvollen jungen Franzoſen, Félix Marande, welcher kaum in Dresden angekommen und voll Verlangen, den Sänger der Urania kennen zu lernen, im folgenden Gedichte um die Erlaubniß bat, Tiedge'n ſeine Aufwartung machen zu dürfen:

Au jeune Franc, venu dans la vieille Misnie,
Ce pays le plus pur du langage allemand —
Pour aspirer plus près les fleurs de son génie,
Voudras-tu bien, Poète, accorder un moment?

Je ne te connais pas, Vieillard; mais je vénère
D'un amour si pieux le Barde en cheveux blancs!
Que n'eusse-je donné pour soutenir d'Homère
Ou la Lyre d'ivoire ou les pas chancelans!

Je ne te connais pas; mais ma vue éblouie
A suivi dans son vol sublime, radieux
La fille de ton coeur, ta divine Uranie,
Des déserts d'ici-bas s'élancant dans les cieux.

En concevant soudain un projet plein d'audace,
Ma Muse tressaillit à cette vision....
Oh Dieu! si je pouvais montrer à nu la face
De cet ange du ciel devant ma nation!

Et jaloux de bientôt te surprendre toi-même,
O Père glorieux de ta chaste Beauté,
Je formais pour son front un nouveau diadème
Du plus pur diamant à ma langue emprunté.

Et le coeur énivré de joie et d'espérance,
D'un boud je m'élançais près d'Elle sur son char,
Et fiers nous traversions le beau ciel de la France,
De la France ravie exaltant le regard.

Ne t'étonnes donc pas, si, jusque dans mon rêve
Du jeune Phaéton gardant le souvenir,
Barde, j'implore, avant que le Char ne m'enlève,
Un instant pour te voir, un mot pour me bénir!

Tiedge antwortete freundlich auf dieſe poetiſche Epiſtel, lud ihn zu ſich ein und ſtellte ihm, als dieſer den Entſchluß ausſprach, die Urania in das Franzöſiſche zu überſetzen, alle Schwierigkeiten eines ſolchen Unternehmens vor.

Nichts aber vermochte ihn abzuhalten. Schon im Jahre 1838 erſchien der erſte Geſang mit dem Bildniſſe und Facſimile Tiedge's geſchmückt, dem bald die Ueberſetzung des Ganzen nachfolgte. Tiedge hatte unter ſein Bildniß, als Facſimile ſeiner Handſchrift, die Worte geſetzt:

„Oh! l'immortalité, la vertu, Dieu — voilà la Poésie de la Poésie.“

Félix Marande, eine jugendlich zarte Dichternatur, trug, als er das Gedicht von der Unſterblichkeit ſeinen Landsleuten in franzöſiſcher Sprache vorſang, ſchon den

ziemlich ausgebildeten Keim des Todes in ſich. Seine Kräfte ſchwanden zuſehends dahin und kaum hatte er die Aufgabe gelöſt, ſo raffte ihn eine abzehrende Krankheit in der Blüthe ſeiner Jahre dahin.

Der frühe Tod des jungen Freundes ging Tiedge'n ſehr zu Herzen. Als ihn wenige Tage darauf der Verfaſſer dieſer Biographie beſuchte, theilte er ihm trauernd die Nachricht mit und ſagte voll Rührung: „Immer düſterer wird es in der Einöde meines Lebens. Einſam ſtehe ich da, ein entäſteter Baum, von dem ein Blatt nach dem anderen abfällt!"

Einen vortheilhaften Einfluß übten auf ſeinen verwaiſeten Seelenzuſtand die wiederholte Anweſenheit ſeines langjährigen Freundes, des geiſt- und gemüthreichen Dichters Chriſtian Auguſt Gottlob Eberhard und der hochgebildeten Frau Charlotte von Ahlefeld, gebornen von Seebach aus Weimar, deren unter dem Namen Eliſa Selbig erſchienenen Romane, Erzählungen und Gedichte zu den vorzüglichſten Erzeugniſſen unſerer Literatur gehören.

Störten auch in der letzten Zeit die unberufene Dazwiſchenkunft einer dritten Perſon und andere Umſtände, deren Auseinanderſetzung hier nicht an ihrem Orte wären, die ſeit mehr als dreißig Jahren beſtandene Harmonie zwiſchen dem Sänger der Urania und dem Verfaſſer des „erſten Menſchen," ſo war hingegen das Zuſammenleben mit Frau von Ahlefeld, die bei ungewöhnlicher Welterfahrung ſo ſchön die geiſtige Kraft des

Mannes mit der zarten Milde des Weibes zu vereinigen weiß, für Tiedge eine Quelle der höchsten und reinsten Freuden. An diesem ungewöhnlichen Geiste richtete sich sein Geist empor!

Fast gleichzeitig wurde ihm wenige Jahre vor seinem Tode auch die Ueberraschung zu Theil, Besuche von einigen seiner Verwandten zu erhalten, die ihm nie zuvor noch die Freude der persönlichen Bekanntschaft geschenkt hatten.

Tiedge hatte nämlich zwei Schwestern, und zwei Brüder. Die ältere von ihm so innig geliebte Schwester starb sehr früh und die Trauer über deren Verlust war, wie wir aus seiner Selbstbiographie gesehen haben, gewissermaßen die erste Triebfeder zur Entwicklung seines poetischen Talentes; die jüngere hingegen mit Namen Katharina, jetzt auch schon hoch betagt, lebt noch zu Frankfurt an der Oder und erfreute sich fortwährend seiner Theilnahme. Der älteste Bruder, Lehrer an der Stadtschule zu Frankfurt an der Oder, war unverheirathet, der jüngere, Pfarrer zu Beensdorf im Magdeburgischen, starb vor neunzehn Jahren daselbst und hinterließ zwei Töchter, von denen die ältere an den Pastor Pilarick in Zabakuk verheirathet ist, die jüngere aber, Cäcilie mit Namen, bei ihren Pflegeeltern im Hause des Superintendenten Brand zu Rathenow lebt.

Letztere war noch ein Jahr vor seinem Tode auf mehrere Wochen in seinem Hause. Erinnerungen aus der Jugend wurden durch die Gespräche von der Heimath wach, — und wie alte Leute ihr Gedächtniß für Perso-

nen, Sachen und Begebenheiten aus der Kindheit länger frisch erhalten, als für Dinge der Gegenwart, so ging Tiedge jedesmal nach Besuchen aus der Heimath mit neuem Eifer an die ihm sonst höchst unangenehme Arbeit der Selbstbiographie. Allein zum gewiß aufrichtigen Bedauern der Leser sank ihm bald wieder der heroisch gefaßte Muth und er legte die Papiere voll Mißbehagen in sein Schreibepult, bis wieder ein neuer Impuls kam; — dieser aber blieb leider stets sehr lange aus.

Wie er über diesen Gegenstand dachte und empfand, davon giebt ein Brief an den Professor Hasse in Leipzig vom 5. Januar 1830 ein merkwürdiges Zeugniß. Er lautet:

„Mein inniggeliebter Freund! Sie haben meinen Tag nicht wollen vorbeiziehen lassen, ohne ihm ein liebes Wort, ein Wort des Herzens entgegen zu rufen. Obwohl ich in der Regel kein Freund von den gewöhnlichen Begrüßungen solcher Tage bin, so hat mich doch die Ihrige innigst gerührt. Dieser Tag war zufällig derjenige, an dem ich den ersten Theil meiner Biographie endete. Aber nun kam es darauf an, das Manuscript mit der Feder in der Hand noch einmal durchzulaufen: das ist keine angenehme Beschäftigung; doch wollte ich mir sie erst von der Hand schaffen, ehe ich etwas Anderes vornahm, und so legte ich dann nebst anderen Briefen auch den Ihrigen, wiewohl sehr ungern, zurück. Doch das verzeihen Sie gewiß, mein edler Freund, denn wie könnte ich meinem Hasse schreiben mit einem Gemüthe, worin ein unheiteres Geschäft seine Umtriebe treibt.

Schwer ging ich überhaupt daran, mein Leben zu ſchreiben; aber mein Freund Eberhard ließ mir keine Ruhe, bis ich mich daran machte. Ich weiß und bin darauf gefaßt, daß dies Buch dreierlei Arten von Leſern in die Hände laufen wird: Einige Wenige werden wirklich Theil daran nehmen; Andere werden es gleichgültig oder höchſtens neugierig durch die Finger gleiten laſſen; noch Andere werden meinen, daß es gänzlich ungeſchrieben hätte bleiben ſollen. — Dieſen Leſergattungen es recht zu machen dürfte wohl ſelbſt dem lieben Gott unmöglich fallen, weil ſelbſt Er nicht machen kann, daß ein Ding ſei und zugleich nicht ſei. Ich werde alſo ganz ruhig bleiben und von den neueſten äſthetiſchen Kleinmeiſtern, wie Sie ſolche bezeichnen, nichts leſen!"

In einem anderen Briefe vom 5. April 1831 ſchreibt er: „Meine Biographie, wovon ich zwei Abtheilungen ganz und die dritte halb vollendet habe, wird Fragment bleiben. Seit zehn Monaten liegt ſie da und unterhält in mir den Kampf, ſie zu vernichten oder höchſtens die poetiſchen Brocken zuvor heraus zu nehmen, und mit ihnen und einigen andern Gelegenheitsgedichten, die der Aufbewahrung nicht ganz unwürdig ſind, ein Poſthumus zu hinterlaſſen. Verzeihen Sie, edelſter Freund, den Erguß meiner trüben Stimmung, die ſich mir unwillkürlich in die Feder gedrängt hat."

Mittlerweile nahete ſich ſeine letzte größere Dichtung „Wanderungen durch den Markt des Lebens" ihrer Vollendung. Daran pflegte er ſelbſt in weniger gün-

ſtigen Gemüthsſtimmungen mit Freude zu arbeiten; denn er hatte ja, wie er ſelbſt zu ſagen gewohnt war, als Erdenpilger, der nicht umſichtlos ſeine Laufbahn durchſchritt, jene Stelle erreicht, die man das höhere Alter nennt und wo man ſo gern in Gedanken ſtill ſteht, um den zurückgelegten Weg zu überſchauen. Da trat nun eine Schattenwelt von Erinnerungen ihm entgegen; einzelne Geſtalten und Gruppen tauchten aus den Tiefen untergegangener Tage empor; in lebhaften Phantaſiebildern ſtellten ſich ihm die an ihm vorübergezogenen Erſcheinungen dar, von denen die einen mit Wohlgefallen, andere mit bittern Empfindungen das Gemüth erfüllten.

Aus dieſem Allem entwickelte ſich nun ein Gemälde des vielſeitigſten Weltlebens voll Licht und Schatten. Es nahm des Sehers ganze Seele ein und drängte den Greis, — wie dies überhaupt das Alter liebt, — den jüngern Freunden ſeiner Jugend davon zu erzählen. Dieſe Erzählung geſtaltete ſich zu Verſen, die Verſe zu einem größeren Gedichte, welches aber, ſo lange die männlich ernſte und zugleich weiblich zarte Eliſa von der Recke lebte, nicht an das Licht treten durfte. Als dieſe hinübergeſchlummert war, riethen ihm ſowohl Freunde als Buchhändler, die „Wanderungen" dem Drucke zu übergeben. Sie machten einiges Aufſehen und erfuhren bald die verſchiedenartigſte Deutung, ſo ſehr auch der Verfaſſer in dem Vorworte den alten Martial den Kritikern zurufen läßt: „Absit interpres malignus!"

Um ſo wohlthuender waren für Tiedge'n unbefangene Stimmen, die der harmloſen Tendenz ſeines Werkes Gerechtigkeit widerfahren ließen.

Wahrheitsliebend in allen Verhältniſſen des Lebens und jeder Art von literariſcher Vergötterung abhold, war er doch nichts deſto weniger ſehr empfänglich für öffentliche Auszeichnung und freute ſich über das — wie er dachte — ihm gebührende Lob wie ein Kind über die Chriſtbeſcheerung. Haſſe hatte ihm zu Anfang des Jahres 1834 ein freundliches Dankſchreiben, mit einem anerkennenden Worte für die Zuſendung ſeiner „Wanderungen durch den Markt des Lebens" geſchrieben. Darauf antwortete er: „Was für einen entzückenden Brief haben Sie, edelſter Freund, mir über das letzte Product meines Geiſtes geſchrieben. Freilich mußte ich bei der Leſung oft die Augen niederſchlagen; daß ich es oft mußte, beweiſet Ihnen zugleich, daß ich ſie ebenſo oft wieder aufſchlug, wie ein Mädchen, das man hübſch nennet. Wenn ich gleich weiß, daß Ihre ſchöne verſchönende Freundesſeele manchen ſchmückenden Strahl auf mein Buch hat fallen laſſen, den ich ſchon von ſelbſt zurecht zu legen wiſſen werde; ſo will ich doch die erquickenden, erhebenden Worte in meinem Herzen aufbewahren, wie einen goldenen Kelch voll ſtärkender ambroſiſcher Tropfen, um daraus von Zeit zu Zeit einen Schluck zu nehmen, wenn kalte, Schnupfen bringende Lüfte von da oder dort mich antrohen, welches nicht ausbleiben wird.

„Unſer Anakreon Winkelmann *) hat es wahrlich von Herzen gut mit mir gemeint; nur wünſchte ich, daß aus ſeiner Anzeige die Stelle weggeblieben wäre: daß ich jahrelang dem Alten Neues, ohne ſtrengen Plan hinzudichtete. Nicht etwa als ob ich fürchtete, daß unſelbſtſtändige Urtheile meine Ausſtellung als ein zufällig zuſammen gewürfeltes Machwerk anſehen möchten, ſondern weil jene Andeutung meiner Vorrede geradezu widerſpricht, die ausdrücklich erklärt, daß die ganze Darſtellung nur auf das Vormals, nicht auf das Jetzt, auf Altes, nicht auf Neues ihre Beziehungen ſich erſtrecken laſſe; doch transeat! Aber näher am Herzen liegt mir die Berichtigung einer Anzeige des Cometen, der im Lobpoſaunenton ſolche Auszüge aus meinem Werke zuſammengeſtellt hat, die mit Ausſchluß derjenigen Stellen, welche ihnen das Gleichgewicht halten, grobe Mißverſtändniſſe veranlaſſen müſſen, ſo daß man mich leicht ohne Böswilligkeit zu der Schaar der Schreier zählen könnte, denen die Regierungen nichts recht machen, die ſich nur im Verleumden gefallen.

„Ihre gütige Rettung, Ihre Vermittelung rufe ich an: irgend Jemanden zu veranlaſſen, der eine kurze Anzeige ohne allen polemiſchen Charakter und ohne Lob, in der Leipziger Zeitung oder ſonſt wo, von meinem Buche machte, jedoch mit Anſehung ſolcher Stellen, die

---

*) Der bekannte Archäolog Hofrath Carl Auguſt Böttiger, Verfaſſer der Sabina, oder die Römerin am Putztiſche.

einen mildern Geiſt und das Element der Unbefangenheit und Gerechtigkeit an ſich tragen, zum Beiſpiel Seite 59 im erſten Buche. Sie allein, mein edelſter Freund, können mich retten von einem Verdacht, der mich ſehr beunruhiget und den ich doch wahrlich nicht verdiene."

Als ihn Haſſe darüber beruhigt hatte, ſchrieb er als Antwort am 7. März 1834 an denſelben zurück: „Aus voller Seele, mein hochgeliebter Freund, rufe ich Ihnen meinen herzlichſten Dank zu für die herrlichen Troſtworte, die Ihr lieber Brief mir mitgebracht hat. Sie haben mich ſehr beruhigt über jene hämiſche, wenigſtens ekelhaft unverſtändige Lobpoſaunerei, womit ein Unberufener meine argloſe Schrift begrüßt hat. Ich bereute ſchon recht ſchmerzlich, daß ich mich hatte bereden laſſen, — und ehrlich geſtanden ſelbſt überredet hatte, ein ſo mißverſtehbares Werk in einer ſo argwohnvollen Zeit vor das Publikum treten zu laſſen. Auch wurde das Gefühl dieſer Reue noch dadurch geſchärft, daß ich die Warnung meiner hohen verewigten Freundin gegen die Ausgabe des erſten Theiles nicht beachtet und ein ſo heiliges Geſetz übertreten habe. Hierin liegt für mich ein Vorwurf, der mich ewig peinigen wird."

Aehnliche Gefühle beunruhigten ihn beſonders bei jedem wichtigeren Abſchnitte ſeines einförmigen Lebens. Hierzu gehörten ſowohl der Geburtstag ſeiner verklärten Freundin Eliſa (zwanzigſte Mai) als ſein eigenes Wiegenfeſt am dreizehnten December, welcher Tag — einer alten Gewohnheit zufolge, — wozu er dereinſt ſelbſt in

seiner Zerstreutheit die Veranlassung gewesen, in den letzten Jahren gefeiert wurde, obgleich er, wie seine Selbstbiographie erzählt, am vierzehnten December 1752 das Licht der Welt erblickt hat. Um so mehr beeilten sich Männer und Frauen aus fast allen Ständen, ihm besonders den vorgenannten Tag als einen wahren Festtag der Freundschaft so angenehm als möglich zu machen. Schon am frühen Morgen desselben weckten ihn gewöhnlich Laute derjenigen Sprache, die er am meisten liebte und am besten verstand, — der Musik — durch irgend einen Choral von Blaseinstrumenten, oder durch mehrstimmigen Gesang, — ein Genuß, den ihm seine Freunde abwechselnd zu bereiten sich bemühten.

Kaum hatte er sich von seinem Lager erhoben, so strömten die zahlreichen Freunde und Freundinnen herbei, um dem selbst im höchsten Alter noch jugendlich frischen Greise Glück zu wünschen. Heil- und Segenssprüche flossen aus jedem Munde. Niemand erschien mit leeren Händen; und war die Gabe noch so klein, — war es ein Gedicht, ein Kranz, ein Kupferstich, ein Buch, — sie fand dieselbe liebevolle Aufnahme, wie der werthvollste Gegenstand. Die Damen brachten Blumen mit und Früchte — und wußten, ungeachtet der für die Gaben des Frühlings und des Herbstes so ungünstigen Jahreszeit, das Zimmer doch zu einem Garten umzugestalten. Da fand sich denn auch manche Herzensergießung angehender Dichter und Dichterinnen in gebundener und ungebundener Rede, bald da bald dort von

beſcheidener Hand in einen Blumenſtrauß oder Kranz verſteckt und wagte ſomit als Tagfalter der Literatur unter Flora's holdem Schutze den erſten Flug ihres Eintaglebens: — Der große runde Tiſch in Tiedge's Wohnzimmer war gegen Mittag dann gewöhnlich mit ſolchen Libellen überſäet.

Nach dem einfachen Mahle, das außer ſeiner häuslichen Umgebung nur wenige — auserwählte Freunde mit ihm theilten, ſammelte er in einem kurzen Schlummer neue Kräfte für die Anſtrengungen des Abends, wo der erfinderiſche Geiſt der Pflegetöchter *) mit jedem Jahre neue Feſtlichkeiten zu veranſtalten wußte.

So wurde die Abendfeier dieſes Tages im Jahre 1837 mit einem allegoriſchen Melodram: „Der Sängerinnen Streit auf Tiedge's Burg," welches Ernſt von Brunnow gedichtet und ein Freund und Kenner der Muſik componirt hatte, eröffnet **).

Vier junge Damen repräſentirten vier Länder: Preußen, als des Dichters Vaterland, — Italien, als das Land, wohin er ſo gern zurück dachte, — Curland, als ſeiner Freundin Eliſa Heimath, — Sachſen, als

---

*) Anfänglich, nach dem Tode ſeiner hohen Freundin, Fräulein Mathilde Haupt, jetzt Gattin des geſchickten Porträtzeichners B. Schertle, gegenwärtig zu St. Petersburg, und zuletzt Fräulein Auguſte Engelhardt aus Dresden, die ihn bis zum Tode treu gepflegt hat.

**) Siehe Tiedge's Leben und poetiſchen Nachlaß, B. III. S. 269.

letzter Wohnsitz, — welche um die Ehre, ihn zu ehren, stritten, bis Urania (Frau Majorin Serre auf Maxen) mit der Sternenkrone auf dem Haupte und einem Lorbeerkranze in der Hand erschien und den edlen Wettkampf mit den Worten schlichtete:

Laßt ab von eurem Grolle!
Der Sänger, den ihr ehrt,
Ist nicht der kleinen Scholle,
Nicht einem Land beschcert.
Er, der das Lied gesungen
Von der Unsterblichkeit,
Das durch die Welt gedrungen,
Gehört der Ewigkeit!
Nehmt hin des Kranzes Spende
Und setzt ihn reich belaubt,
Damit der Streit sich ende,
Vereinigt auf sein Haupt!

Der berühmte Componist und Clavier-Virtuose Adolf Henselt, der gerade in Dresden anwesend war, begleitete den Gesang mit dem Pianoforte. Der ausgezeichnete Bühnenkünstler Pauli hatte das scenische Arrangement übernommen; denn diesem Gesang-Vorspiele folgte die Darstellung von zwei dramatischen Stücken von Tiedge's beiden Lieblingen, Theodor Körner und G. A. von Maltitz: „der Vetter aus Bremen" und „der alte Student."

Die Hauptrollen wurden durch die Fräuleins Weiß, Haupt und Helbig, sowie durch die Herren: Serre, Kühnel, Pappermann, Lengnick und Hasse dargestellt.

herr A. Henſelt hatte bereitwillig die Rolle eines Be-
ienten übernommen. Kammerherr C. von Wachsmann
ichtete dazu nachſtehenden Prolog, welcher von ſeiner
ugendlich erblühenden Tochter Adolphine meiſterhaft
eſprochen worden iſt:

Prolog.

Der Tag, Ihr Freunde, der uns heut' verſammelt,
War ſtets ein Feſttag uns, er war es Vielen,
Die ſchon geſchieden, deren edle Namen
Jedoch verzeichnet ſtehn mit goldnen Chiffern
Im Buche der Geſchichte wie der Dichtkunſt. —
So wie wir heut vereint uns finden, um
Das Silberhaar des Freundes zu bekränzen,
Ihm darzubringen Wünſche, kleine Gaben,
Durch Sang und Spiel die Stunden ihm zu kürzen:
So fanden Freunde ſich an dieſem Tage,
Die ihm den Kranz gedrückt auf's edle Haupt,
Als braune volle Locken es umwallten,
Ward er gefeiert auf dem heil'gen Boden
Der ew'gen Roma, an der Tiber Ufern,
Im Angeſicht von Taſſo's heil'ger Eiche,
Des Capitol's, und von St. Peters Dom,
War's an Neapels Golf, am Fuß der Gletſcher
Der alten Schweiz, an Vater Rhenus' Ufern,
War es am Strand der ſchilfumkränzten Ilm,
Es fanden Freunde ſich, denn Tiedge's Name
Er hatte guten Klang, es lag ein Zauber
In dieſem Namen, und Urania
Sie war's die Dankbare, die ihren Sänger
Mit dieſem Zauber ausgeſtattet hatte.
„So, wie Du mich verherrlicht," ſprach die Hohe,

„So will ich Dich verherrlichen! Was gäb' es
„Wohl nach der Liebe herrlicher, als Freundſchaft!
„Nie ſoll ein Freund ermangeln meinem Sänger!"
Dies hörte Atropos die Neidiſche.
Ihr unerbittlich Eiſen — es zerſchnitt
Der Lebensfaden viele, die dem Sänger
Uraniens theuer waren; noch vor Kurzem
Raubt' ihm die Feindliche den liebſten Freund.
Tief war die Wunde, die ſie ihm geſchlagen,
Doch etwas giebt's, das ſie nicht rauben konnte:
Des Freundes Wort, und Sang und Angedenken.
Wir feiern dieſes, wenn wir Jenes hören.
Und die Geſtalten, die er hat geſchaffen,
Sie werden jetzt vor Eure Augen treten,
Bekannte Worte werdet Ihr vernehmen.
Ein wackrer Mime, überall gekannt,
Wo man die Kunſt und ihre Prieſter ehrt,
Mit Fleiß und Sorgfalt hat er angeordnet
Was nöthig war, um würdig darzuſtellen
Des hingeſchiednen Freundes Dichtung. Soll
Ich ſie Euch nennen? — Wohl! — Es iſt der alte
Student, das wohlbekannte Werk des allzufrüh
Entſchlafnen. — Ihm folgt eine zweite Dichtung
Von Körner, jenem Edlen, der als Sänger
Und Krieger gleich berühmt war. — Malitz, Körner,
Zwei Namen, die dem Herzen unſers Freundes,
Deß Feſt wir feiern, theuer ſind, und darum
Auch würdig ſind der Feier dieſes Feſtes. —
Und Du, Verehrter, dem dies Spiel geweihet,
Nimm freundlich auf, was guter Wille bringt:
Wie ſie auch ſei die Leiſtung, Du erkenneſt
An ihr, wie an dem Kreis, der Dich umgiebt,
Daß treu Urania ihr Wort gehalten.

Im Jahre 1838 gerieth man auf den Gedanken, durch lebende Bilder den Greis zu überraſchen, in welchen die Entwickelungsſtadien der Poeſie durch Scenen aus den Meiſterwerken der Dichter der alten, mittlern und neuern Zeit gleichſam ſymboliſch dargeſtellt waren.

Den Reihen eröffnete Virgil's Aeneide, — nebſt der Iliade und Odyſſee die Hauptrepräſentantin des claſſiſchen Alterthums und der epiſchen Dichtkunſt.

Der Moment der Darſtellung war von dem berühmten, durch Jazet's Grabſtichel verewigten, Bilde Guerin's entnommen: Aeneas ſitzt der auf einem Ruhebette hingegoſſenen Dido gegenüber und erzählt Troja's bejammernswerthes Geſchick, während Anna, den Kopf in der Hand ruhend und auf die Lehne der Sella geſtützt, den in der Geſtalt des Julus verkappten und in dem Arme von Karthago's Königin ruhenden Eros bedeutungsvoll anblickt und den Liebesſchmerz der geliebten Schweſter ahnet.

Hierauf folgte eine Scene aus der Skalden-Periode des früheſten Mittelalters: Die goldgelockte Malwina trauert um ihren Heldenſohn Oskar, während Oſſian, der greiſe Barde, in die Saiten ſeiner Harfe ſchlägt, ihren Schmerz zu lindern.

Die dritte Vorſtellung vergegenwärtigte das Wiederaufblühen der romantiſch-epiſchen Dichtkunſt in Taſſo's befreitem Jeruſalem: Der ſiegreiche Tankred findet die Chriſtenfeindin Chlorinde, die heimlich er geliebt, hinſterbend auf ihrem Heldenpfade, ſchöpft in ſeinem Helme

den Quell des Heils, um noch vor ihrem Scheiden durch die heilige Taufe das schöne Sarazenenkind als Christusbraut in den Schooß der wahren Kirche einzuführen.

Im vierten Bilde ward der Triumph der neueren (deutschen) Dichtkunst in Schillers Carlos gefeiert: Der Prinz, von seinem fast übermenschlich großgesinnten Freunde Posa zum Erben hoher Hoffnungen auf Völkerparadiese eingesetzt, folgt der Stimme des Rechts und der Tugend und nimmt, von allen Banden der Leidenschaft befreit, vor der tugendhaften Elisabeth knieend zum letztenmale Abschied von seiner Königin, Mutter und Geliebten. Im Hintergrunde: Philipp und der Großinquisitor.

Das fünfte Bild war ein Impromptu aus des Dichtergreises eigenen Werken „Aennchen und Robert." Die darstellenden Personen waren: 1) Frau Majorin Serre, der Herausgeber dieser Biographie, nebst dessen Gattin und Fräulein Clotilde Förster; 2) Münzbuchhalter Dr. Kummer und Fräulein Leontine von Wachsmann; 3) Fräulein Helbig (jetzt Gattin des k. k. österreichischen Hauptmanns Baier in Josephstadt) und Advokat Pappermann; 4) Gräfin von Hoffmannsegg, Herr F. C. von Bachmayr, Dr. J. Meyer und F. A. Frenzel, Sohn; — 5) Fräulein Valeria Vogeler und Herr Otto Hasse.

Fräulein Therese von Winckel hatte die Güte, die Darstellungen mit passenden Musikstücken auf der Harfe zu begleiten.

Zum Verständnisse dieser lebenden Gemälde, denen

ein kleines Luſtſpiel „Die Damen unter ſich“ vorausging, hatte der Verfaſſer der „neuen Pſyche und des Troubadours,“ Freiherr Ernſt von Brunnow, Bruder des berühmten ruſſiſchen Diplomaten, nachfolgenden Prolog gedichtet, welcher von Fräulein Adolphine von Wachsmann (als Kalliope) vorgetragen wurde:

Kalliope an den Sänger der Urania.

Heil, Tiedge! Dir, geweihter Mann der Lieder,
Mit edler Dichterſtirn und Silberhaar!
Es ſtieg Kalliope vom Pindus nieder,
Geſendet von der Muſenſchweſtern Schaar,
Dir Glück zu wünſchen, und zu ſchmücken wieder,
Wie oft ſie that, des Hauſes Feſtaltar.
Was ſich begiebt in Deines Kreiſes Mitte,
Verkünd' ich als Prolog nach Griechenſitte.

Den Tag zu feiern, der uns heut erglänzet,
Was ziemt, ſo fragten wir, für unſ're Wahl?
Sind Blüthen es, die Poeſie gekränzet,
Sind es Gemälde aus Licht und Farbenſtrahl?
Sind's Töne, die Grato ihm kredenzet?
Iſt es ein Denkmal von Hephäſtos Stahl?
Nein, Malerei und Plaſtik ſoll mit Tönen
Und Poeſie zugleich den Dichter krönen!

Vier Sänger, die gleich Sternen uns umringen,
Sie ſollen Dir mit Huldigungen nahn;
Ein Jeder möge Dir ein Bildwerk bringen,
Wie's ihm erſchienen einſt im hell'gen Wahn,

Wenn ihn Begeiſterung auf Adlersſchwingen
Entführt zur ſonnenhellen Schönheitsbahn;
Das Leben ſoll das Künſtlerwalten ſchildern
In lebensvollen lichtumfloſſnen Bildern!

Auf rollt der Vorhang bald der Aeneide,
Es ſpricht Virgil's unſterblicher Geſang.
Hier zeigt Aeneas ſich, der Dardanide,
Dort Dido, die Karthago ſich errang;
Huldvoll empfängt ſie, wie der milde Friede,
Den Flüchtigen aus Troja's Untergang,
Und drückt Aeneas' Kind an ihren Buſen
Und herzt und küßt den Sprößling von Kreuſen.

Doch Venus, die den Helden einſt geboren
Und ihm zur Gattin wünſcht die Königin,
Hat Amor zum Gehülfen ſich erkoren,
Stellt ihn verwandelt ſtatt des Julus hin,
Daß mit dem ſcharfen Pfeil er ſoll durchbohren
Die unbewehrte Bruſt der Herrſcherin;
Schon traf der Stahl, es ſchlagen bald die Flammen
Aus Beider Herz in Liebesgluth zuſammen! —

Komm, zweites Bild, und ſteig' aus Meereswogen,
Du ſtolzes Inſelland, Britannia!
In deinem Norden lieget bergdurchzogen,
Vom Nebelkleid umgürtet, Scotia;
Dort ruhet an des Ufers Felſenbogen
Ein hoher Greis, dem eine Jungfrau nah;
Ihr ſchaut Oſſian, den Barden, und Malwinen,
Ihr Haar iſt Gold, die Lippen ſind Rubinen!

Sie weint um ihren Oskar, der im Streite
Des Schlachtenfelds ein Heldenjüngling fiel;
Da greift der blinde Harfner in die Saite,
Die ſanft ertönt vom geiſtbewegten Spiel.
Er ſingt von König Krothar's herbem Leide,
Um ſeines Lieblingsſohnes blut'ges Ziel,
Daß er im Mitgefühl für fremde Schmerzen
Das Weh ihr lindre, das ſie trägt im Herzen.

Aus Schottlands nebelgrauen Thalgefilden
Führt euch die Muſe raſch ins Palmenland;
Das Kreuzheer ſteht geſchaart mit Schwert und Schilden
Vor Zions Burg, die in des Türken Hand;
Nicht eher raſten will es, bis die wilden
Barbaren ſind von Chriſti Grab verbannt.
Wie Tapferkeit und Glaube ſich verzweigen,
Das ſoll im dritten Bild Euch Taſſo zeigen.

Hinſterbend liegt auf ihrem Heldenpfade
Chlorinde da, die Chriſtenfeindin war;
Da ſieht vom Sieger Trancred ſie als Gnade,
Daß mit der heil'gen Tauf' er netz' ihr Haar;
Er ſchöpft im eignen Helm zum Himmelsbade
Den Quell, der aus dem Felſen ſprudelt klar,
Und löſ't dem Feinde ſeines Helmes Binden,
Und ſchaut, — die heimlich er geliebt, Chlorinden.

Jetzt noch ein Bild, das euch der deutſche Dichter,
Das Schiller euch in ſeinem Carlos giebt.
Sein Poſa ſteht ſchon vor dem Sternenrichter,
Die Menſchheit hat ſein großes Herz geliebt;

Don Carlos iſt ſein Erbe, rein und lichter
Wird ihm das Herz, das Leidenſchaft getrübt,
Es will der Gluth zur Königin entſagen
Und Poſa's Freiheit hin nach Flandern tragen!

Schon hat der Glocke Abſchiedsruf erklungen,
Ihr ſeht den Prinzen und die Königin;
Zum letztenmale hält er ſie umſchlungen,
Doch wankt er nicht, verwandelt iſt ſein Sinn,
Von höh'rer Hoffnung ſeine Bruſt durchdrungen,
Auf Völkerparadieſe blickt er hin!
Doch abgelaufen ſind ihm ſeine Horen —
Don Philipp naht mit den Inquiſitoren.

Mein Amt als Prologus hab' ich verwaltet,
Ein Wort nur ſei, o Sänger, mir gewährt:
Wie plaſtiſch uns Virgil die Welt geſtaltet,
So haſt Du lebensvoll ſie uns beſcheert,
Wie die Natur des Oſſian nie veraltet,
So ſteht in Bildern ſie bei Dir verklärt,
Harmoniſch haſt, wie Taſſo, Du geſungen,
Wie Schiller uns zur Freiheit aufgeſchwungen!

Der 13. December des Jahres 1839 führte den heitern Greis in Italiens glückliche Gefilde, wo ſeine Erinnerung, eingedenk der ſchönen Reiſe von 1804 bis 1806, ſelbſt im hohen Alter noch am liebſten weilte.

Blühende junge Mädchen (die Fräuleins Förſter, Helbig und Dithmarſch) im maleriſch ſchönen Coſtume von Iſchia, Albano und Rom, begleitet von munteren Knaben (Centurius Graf von Hoffmannsegg und Johannes

Vogel von Vogelſtein) in der Fiſchertracht von Neapel und Portici, brachten, trotz der Ungunſt der winterlichen Jahreszeit, Blumen und Früchte aus Heſperiens Gefilden, während Andere durch Tanz, Geſang und Saitenſpiel dem Dichtergreiſe die ewige Jugend vergegenwärtigten, welche ihm kurz zuvor der „Genius der Mit- und Nachwelt" in der anmuthigen Geſtalt des Fräuleins Anna Vertholdi, Pflegetochter der Frau Majorin Serre, am „Altare der Menſchheit" geweiſſaget hatte *).

Selbſt der Orient beeiferte ſich, zu dem Anakreon-Wiegenfeſte ſeine Gaben zu ſpenden. Es war wiederum der nämliche Tag im Jahre 1840, als eine übergewöhnlich zahlreiche Geſellſchaft in den wohlbekannten Räumen ſich eingefunden hatte. Heiter mit freudeſtrahlendem Angeſichte ſaß der Gefeierte, umgeben von einem bunten Kranze von Freunden und Freundinnen, behaglich und ohne das Geringſte zu ahnen in ſeinem Lehnſtuhle und drückte ſo eben nach Aufführung des von Herrn Cantor Mühle vortrefflich componirten und von acht jungen Männern vorgetragenen Rheinliedes ſeinen lebhaften Beifall aus, als die Reihen der Gäſte ſich öffneten und der muhammedaniſche Prinz „Raden Saleh Ben-Jachja **)" von der Inſel Java in dem kleidſamen mor-

*) Man ſehe das Gedicht: „Der Genius der Mit- und Nachwelt an Tiedge" von Guſtav Erhard Bd. III., S. 226.

**) Raden Saleh, aus der javaniſchen Dynaſten-Familie der „Jachja," deſſen Oheim als Regent der Provinz Samarang jetzt den Holländern zinsbar iſt, lebt ſeit Anfang des Jahres

genländiſchen Coſtume ſeines Vaterlandes, von zwei Schweſtern in der maleriſchen Tracht der Prinzeſſinnen auf Java begleitet, vor den Sänger trat und ſich ein naives Zwei-Geſpräch entwickelte.

Zwei kleine Mädchen als Dienerinnen (Camilla Winkler und Clotilde Förſter) melden die beiden Prinzeſſinnen, welche in der Perſon der Fräuleins Maria von Houwald und Ida von Düringsfeld die Anmuth und die Lebendigkeit des Orients vergegenwärtigen. Die Anreden waren von der Verfaſſerin des Romanzen-Cyclus „der Stern von Andaluſien" und des Romans „Schloß Goczyn" in dem eigenthümlich gebrochenen Deutſch gedichtet, welches der Prinz zu ſprechen pflegte:

Erſte Dienerin.

Raden Saleh grüßet ſehr
Und durch unſern Mund fragt an,
Ob zu Deinem Feſte her
Zwei ihm Schweſtern führen kann?

Zweite Dienerin.

Fürſtinnen ſeit Stunden hier
Und von Deinem Feſt gehört
Wollen, wenn es nicht verwehrt,
Grüßen Dich und wünſchen Dir.

(Der Prinz ſeine Schweſtern führend:)

1840 zu Dresden, wo er die berühmte Gemälde-Galerie fleißig ſtudirt, und hat ſich durch höchſt geniale Gemälde von aſiatiſchen Tiger- und Löwenjagden in der Kunſtwelt einen achtbaren Namen erworben.

Saleh.

Meine Schweſtern bring' ich Dir,
Sei zu ihnen, wie zu mir!

(Die Prinzeſſinnen knieen und grüßen)

Prinzeſſin Zaida.

Frauen immer beſſer lernen,
Sprachen reden als der Mann,
Saleh wenig Deutſch erſt kann.
Sieh! wir kommen aus der Fernen,
Und wir können Dir ſchon ſagen
Wie wir ſind hierher gekommen,
Und warum ein Schiff genommen.
Das uns über Meer getragen.
Siehſt Du, Saleh war gegangen,
Und da war ein großes Leid,
Erde hatte traurig Kleid,
Blumen gar nicht wollten kommen,
Sonne gar nicht wollte ſcheinen,
Und wir nichts gethan als weinen.

Prinzeſſin Katidja.

Ja, das ſehr betrübte Tage —
Ich und Schweſtern immerfort
Dran gedacht, daß Saleh fort,
Immer tönte unſre Klage,
Aber einmal fort der Gram,
Weil ein Brief von Saleh kam.

Zaida.

Gram doch oft noch wiederkommen,
Oft noch traurig ſah'n zum Strand,
Wenn wir lange nicht vernommen:
Saleh froh im fremden Land.

Katidja.

Saleh aber gut geweſen,
Briefe oft geſchickt zum Leſen,
Schöne Bilder auch geſchickt. —
Ach, ſo froh, als die erblickt!
Soviel bunt, und ſo viel ſchön,
Niemals müd' ſie anzuſehn,
Und noch nicht ein ganzes Jahr
Daß ein Brief der letzte war.

Zaida.

Und im Briefe ſtand geſchrieben:
Saleh hier ſo gut geſcheh'n,
Alle Menſchen gern geſeh'n,
Daß er wohnen hier geblieben;
Viele Namen auch drinn ſtanden,
Doch am allermeiſten fanden
Deinen wir, und Saleh ſchrieb:
Dieſen Greis von Herzen lieb.

Katidja.

Sprach die Schweſter: „ſähe gerne
Dieſen Greis mit Augen mein,
Sollt' es denn nicht möglich ſein,
Daß wir könnten in die Ferne?"

Zaida.

Und wir es gekannt; ſie ließen
Fahren uns auf Fluth voll Schall,
Sagten: hofften überall
Werde Himmel uns umſchließen,
Und ſo fuhren wir und dachten
Viel an Saleh und an Dich;

Saleh hat gefreuet ſich,
Als wir Java's Gruß ihm brachten. —
Wirſt auch Du nun Freunde haben,
Wenn wir thun wie Andre auch
Hier nach Deines Landes Brauch,
Wünſche bringen Dir und Gaben?

Saleh.

Zaida, nur vielen Muth,
Dieſer Vater immer gut!

Zaida.

Alle Güter Allah giebt
Frommen Menſchen, die er liebt,
Dich auch liebet, weil Du fromm:
Allah's Freude zu Dir komm',
Allah's Gnade bei Dir wohne,
Und für Alles, was gethan,
Allah's Frieden Dich belohne
Und kein Uebel laſſen nah'n! —

Natidja.

Und in Java da ein Baum,
Unter dem wohl Tauſend Raum,
Für ein Volk ein Tempelhaus.
Er die Zweige breitet aus,
Früchte träget immerdar
Ueber duft'ger Blüthenſchaar —
Du nun ſo viel Freunde haben,
Alle Herzen ohne Trug, —
Daß der Baum nicht groß genug
Sie zu ſchatten und zu laben.

Zaida.

Und in Java Vögel fliegen,
So viel hell von buntem Scheine,
Daß ſie glüh'n wie Edelſteine,
Daß ſie ſich wie Blumen wiegen: —
Dieſen ſchönen Farbenreichen
Deine Tage ſollen gleichen! —

Katidja.

Und in Java immer Duft
Steigt aus Kelchen und aus Halmen,
Und in Java blaue Luft
Und in dieſer hoch die Palmen,
Und wie Palmſaft ſüß und rein,
Soll Dein heilig Leben ſein.

Zaida.

Hätten gern mit hergebracht
Früchte ſüß, und Blumenpracht,
Aber arme Blumen ſterben,
Wenn ſie abgebrochen ſind,
Und die Früchte ſüß verderben,
Wenn nicht eſſeſt ſie geſchwind.

(Orangen von der erſten Dienerin nehmend.)

Dieſe Früchte drum gewählt,
Hier gereift in einem Haus,
Freilich Sonne hat gefehlt,
Sehen klein und ärmlich aus,
Aber da einmal ſo iſt,
Nimm ſie, weil Du gütig biſt.

Katidja.

(Roſen von der zweiten Dienerin nehmend.)

Und die Blumen auch die Roſen
Heimathlich in Java ſind,
Freilich haben ſanftern Wind,
Um mit ihnen lieb zu koſen,
Aber doch erblüht auch hier!
Und ich bringe ſie zu Dir,
Weil in Düften webet Leben,
Blumen immer Freude geben.

Saleh.

Aber nun iſt Zeit zu ſcheiden,
Saget Lebewohl ihr Beiden!

Zaida.

Traurig iſt zu gehen fort,
Aber wenn der Bruder ſpricht,
Schweſtern dürfen ſäumen nicht.
Und ſo höre letztes Wort:
Oftmals noch erblicken ſollſt
Dieſen Tag, ganz hell von Schimmer.
Aber dann auch immer, immer
Unſerer gedenken ſollſt!

Katidja.

Dieſes Wort auch meines iſt,
Angedenken gleich uns Beiden;
Denn wenn Seele nicht vergißt,
Selbſt das Meer nicht Macht zu ſcheiden!

Den Schluß des Feſtes machten Hymnen und geiſtliche Lieder, von dem ſchon weiter oben geſchilderten

Männer-Chor ausgeführt und anspruchloses heiteres Gespräch unter den Anwesenden. Dies war der letzte Geburtstag, den Tiedge zu feiern so glücklich war; denn obwohl ihm der Besuch des Karlsbades, wohin er im Sommer 1840 zum erstenmale wieder seit dem vor acht Jahren erfolgten Tode seiner Freundin Elisa gereist war, und wo er in der Umgebung der drei Prinzessinnen von Curland und einem Kreise ausgezeichneter Fremden schöne Tage verlebt hatte, sichtbare Stärkung brachte, und er zu allen den Lieblingsorten seiner Erinnerung wallfahrten konnte, so nahmen doch die geistigen Kräfte zusehends ab.

Zu dieser bei der ungewöhnlichen Frische der Körperkraft um so betrübenderen Erscheinung mochte der Umstand nicht wenig beigetragen haben, daß Tiedge im Sommer 1838, als er in Begleitung seiner Pflegetochter Auguste Engelhardt mit dem Herausgeber dieser Biographie und dessen Gattin von einem Besuche bei der befreundeten Familie Serre auf Maxen heimkehrte, durch Ungeschicklichkeit des Kutschers am Lockwitzer Berge mit dem Wagen umgeworfen wurde, welcher Unfall nicht nur den Bruch des Nasenbeines und eine bedeutende Gesichtswunde, sondern auch eine große Erschütterung des Gehirns zur Folge hatte.

Mit wahrhaft bewunderungswürdiger Standhaftigkeit trug der damals fünfundachtzigjährige Greis dies harte Geschick und die während der Operation und der darauf folgenden Krankheit bewiesene Geduld verdient

um so mehr als Beispiel für Jedermann hervorgehoben zu werden, als Tiedge zu den empfindlichsten und reizbarsten Naturen gehörte.

Wiederum hergestellt ließ er sich durch diese trübe Erfahrung keineswegs abhalten, noch häufig Landpartien zu Wagen nach Pharand und nach Friedstein zu den ihm befreundeten Familien Schwarz und Pilgrimm zu machen, oder in einer Gondel auf der Elbe nach Findlaters oder Uebigau zu fahren und sich so an der früher schmerzlich entbehrten schönen Natur in der Umgegend von Dresden zu erfreuen. Die allzugroße Fürsorge seiner Freundin Elisa von der Recke für seine und ihre eigene Gesundheit gestattete bei Spazierfahrten nie einen anderen als verschlossenen Scheibenwagen. Er streifte daher nach deren Tode diesen, sowie manchen mit Blumenketten ihm angelegten Zwang ab und überließ sich gern der unschuldigen Freude am Genusse der balsamischen Luft in Gottes freier Natur. Dies stärkte den Körper, doch vermochte es nicht, den Druck und die Allgewalt der Jahre zu beseitigen, die auch über ihn, wie über jeden Sterblichen, ihre Rechte geltend machten.

Das schon seit Jahren minder treue Gedächtniß wurde von Tag zu Tag schwächer, die Heiterkeit des Geistes, die sich so gern in schlagfertigen Bemerkungen, in Scherzen oder in Satyre Luft machte, verlor ihre Schärfe, das Urtheil die Spannkraft und selbst das sonst so voreilige Gemüth zog sich zurück hinter die Schranken einer theilnahmlosen Gleichgültigkeit.

Wie es beim höheren Alter zu geſchehen pflegt, erloſch bei Tiedge allmälig alles Intereſſe an der Gegenwart und nur die Erinnerung vergangener Tage, an die Jugendperiode der zu Magdeburg und Halle verlebten Studienzeit, an den Aufenthalt in Halberſtadt, Quedlinburg und Berlin vermochte den ſchlummernden Funken des Geiſt- und Gemüthlebens zu wecken.

Er ward nach und nach gleichgültiger gegen die Welt und Alles, was ihn umgab; doch der völlige Stumpfſinn der kindgewordenen Alterſchwäche hat niemals über den Greis Herrſchaft gewonnen. Davor hat ihn der Genius der Dichtkunſt bewahrt. Bis zu dem letzten Athemzuge hatte er Momente, wo ſeine Phantaſie in poetiſcher Begeiſterung aufflackerte, und der Feſſeln der Körperwelt entledigt in dem Vorgefühle des Jenſeits ſich ſelbſtbewußt war.

Ein Lieblings-Thema ſeiner Geſpräche und ſeines Nachdenkens war in ſpäterer Zeit die Heilkunde. Die in den letzten Jahren gemachte Bekanntſchaft mit einem jungen Arzte, Dr. med. Ehrhardt, den er mit Wohlwollen aufnahm und öfters bei ſich ſah, nährte dieſe Neigung. Stundenlang ſprach er ſich mit großer Lebhaftigkeit und mit ſeltenem Scharfſinn über die ihm gemachten Mittheilungen aus, und der Arzt zählt dieſe Stunden zu den ſchönſten und genußreichſten ſeines Lebens.

An Perſonen, die einmal ſeine Liebe oder ſein Vertrauen gewonnen hatten, hielt er in treuer Anhänglich-

keit feſt und umfaßte dieſelben mit ebenſo unerſchütterlicher Liebe, als er im entgegengeſetzten Falle durch keine noch ſo gute Handlung, ſelbſt nicht bei den ſprechendſten Zeichen der Reue oder der Beſſerung von der einmal vorgefaßten ungünſtigen Meinung zurückzubringen war.

Letztere beherrſchte ihn ganz; denn wenn man ihm ſolche Anſichten auch durch triftige Gründe momentan benahm, ſo kehrte er nichts deſto weniger ſpäter immer wieder zu denſelben zurück. Er konnte keine Beleidigung, ja nicht einmal kleine Reibungen oder Unannehmlichkeiten vergeſſen, noch weniger aber vergeben.

Dieſe immer tiefer wurzelnde Empfindlichkeit wurde ſelbſt durch geringfügige Umſtände gereizt und genährt. So konnte er zum Beiſpiel einen höchſt achtbaren Buchhändler nicht leiden, weil einige wirklich unbedeutende Druckfehler in einem Aufſatze von Tiedge ſich eingeſchlichen hatten; vielleicht auch, weil der Buchhändler ſich zu der neuen Dichterſchule hinzuneigen anfing.

Im Uebrigen aber offen, gutmüthig, freigebig, in den letzten Jahren manchmal bis zur Schwäche, höchſt lebendig bei intereſſanten Geſprächen, beſonders über Perſonen und Sachen aus ſeiner früheren Zeit, freiſinnig im edelſten Sinne des Wortes, gleichgültig gegen äußere Vortheile, handelte er oft mit der Genialität eines Dichters, der über allem Irdiſchen ſtehet.

Ganz eigenthümlich war bei ihm die Freude, die er am Freude Bereiten und hauptſächlich am Schenken empfand. So geſchah es nicht ſelten, daß er z. B. ihm

dargebrachte Dedicationsexemplare von literariſchen Erzeugniſſen noch an dem nämlichen Tage, an dem er ſie erhielt, aus keiner andern Abſicht, als um damit Freude zu machen, an Jemanden Anderen, der dieſelben zufällig zu leſen wünſchte, wieder weggab und ſogar häufig auch ihm dargeliehene Bücher und Gegenſtände an Andere verſchenkte, und alsdann in nicht geringe Verlegenheit gerieth, wenn der rechtmäßige Beſitzer ſein Eigenthum zurückverlangte.

Mit unbegrenzter Liebe und Verehrung hing er an dem ſächſiſchen Fürſtenhauſe und verfolgte mit beſonders warmem Intereſſe die edle Denk- und Handlungsweiſe unſeres allverehrten Königes, den er als Prinzen Friedrich öfters zu ſehen das Glück gehabt.

In ſichtbarer Erhebung ſprach er oft zu dem Schreiber dieſer Zeilen und zu ſeinem ehrwürdigen Freunde Demiani Worte des Dankes, in einem Lande zu leben, das unter ſolchem Scepter an innerer und äußerer Entwickelung allen andern Ländern deutſcher Zunge als Muſterſtaat vorzuleuchten berufen zu ſein ſcheint.

Alle Dichter ſind Seher. Im Vorgefühle der nahen Auflöſung ſprach er abwechſelnd von Sachſens Glück, von Preußens und von Europa's Hoffnungen. — Dieſer Blick in die Zukunft war ſeine letzte Freude.

Den Winter von 1840 auf 1841 verlebte Tiedge in vollkommener Geſundheit. Er ſagte oft: „er ſpotte, von Blumen und freundlichen Geſichtern umgeben, ſeiner

Strenge und er habe lange nicht ſo ein Geſundheitsgefühl und Kraft in ſich gefühlt. Im Januar bekam er manchmal des Nachts und früh beim Aufſtehen etwas kurzen Athem, doch da es nach dem Genuß von warmem Thee ſich ſchnell verlor, den ganzen Tag nicht wiederkehrte und endlich ganz verſchwand, hielt man dies Uebel für einen leichten Anfall von Grippe. Der Plan zu einer Reiſe im Frühjahr wurde entworfen. Nichts deſtoweniger wendeten — beſonders in einſamen Stunden ſich ſeine Gedanken auf den Tod und das Leben nach dem Tode. Dies waren ſchöne Stunden. Er ſprach begeiſtert von ſeinen Hoffnungen und der Beruhigung, die der Gedanke: ſeine Stelle nicht unbezeichnet gelaſſen zu haben, und an die Vereinigung mit allen Edlen, die vorangegangen, gewährte. Oft wiederholte er das Wort theils zu ſich ſelbſt theils näheren Freunden: „unſer Leben währet ſiebenzig, wenn es hoch kommt achtzig Jahre; ich habe alſo ſchon ſeit acht Jahren kein Recht mehr zu leben.“

Wenige Abende vor ſeinem Tode, als er ſich ſchon etwas unwohl fühlte, doch aber wie gewöhnlich auf ſeinem Lehnſtuhle ſaß, flammte noch ſein Herz in Begeiſterung empor bei Vorleſung eines in der Zeitſchrift „Europa“ abgedruckten Gedichtes zum Lobe des Königs von Preußen, deſſen neu begonnene Laufbahn alle ſeine Aufmerkſamkeit in Anſpruch nahm.

In den Stunden ernſter Todesbetrachtung unterhielt er ſich am liebſten mit ſeinem vieljährigen Freunde,

dem erfahrenen Geschäftsmanne Landrentmeister Pfarr, der schon Elisa's vollstes Vertrauen besessen, ernannte ihn zu seinem Testamentsvollstrecker und traf in Berathung mit demselben alle Anordnungen seines letzten Willens, wobei er seine geliebte Pflegetochter besonders bedachte, aber auch den Meisten seiner Bekannten nach dem Beispiele Elisa's irgend einen Gegenstand zum Andenken bestimmte.

Seine Verordnungen, ohne das geringste Leichengepränge und wie seine Freundin Elisa ohne Sarg begraben zu werden, legte er seiner Pflegetochter wiederholt an's Herz. Als diese und andere Freundinnen bei solcher Gelegenheit ihren Widerwillen über seinen Wunsch ohne Sarg begraben zu werden äußerten, gab er zur Antwort: „Sie können Recht haben, bei dem Abfassen des Testaments habe ich mir es nicht so genau überlegt; es ist auch höchst unangenehm zu denken, daß einem die naßkalte Erde so unmittelbar auf das Gesicht fällt — doch nun ist's geschrieben, ich kann's nicht ändern."

So stets mit Todesgedanken beschäftigt, aber in seltener Geistesheiterkeit, besuchte er noch einmal im Februar die Gesellschaft „Albina", sah am 28. noch einige ihm theure Freunde zu Mittag bei sich, wohnte am 1. März einer Vorlesung im Hause seines theuern curländischen Freundes Köler bei, wo er bis Mitternacht blieb. Er war die Nacht etwas unruhig, was dem Genusse einiger Gläser Champagner zugeschrieben wurde, schlief aber die darauf folgende Nacht sehr gut. Dann stellte

ſich plötzlich kurzer Athem und Erbrechen ein. Durch Arzenei wurde es gehoben. Er ſah den 5. März Abends Freunde bei ſich und wurde heiter und belebt. Den 7. März klagte er über große Mattigkeit, ſchlief viel, unterhielt ſich aber noch des Abends, wie ſchon weiter oben erwähnt, mit ſeinem alten liebſten Freunde Demiani. Die Nacht verging recht gut. Von den ſämmtlichen Hausbewohnern wurde ihm die treueſte Pflege zu Theil. Abwechſelnd ſaßen Madame Vayrermann, Fräulein Engelhardt und deren Mutter wachend an ſeinem Bette, um, wenn er huſtete, gleich warmen Thee zu bringen.

Die Liebe und Freundlichkeit ſelbſt lobte er jede Aufmerkſamkeit und bedauerte, daß er gar nicht ſchlafen könne und dadurch ſo viel Mühe bereite. Als der Morgen anbrach, fiel er in einen ruhigen Schlaf. Alle ſeine Umgebungen waren gewöhnt, daß jeder Krankheitsanfall durch tagelanges Schlafen zur Beſſerung überging, und freuten ſich, daß er am Morgen des 8. März nicht aufſtand. Während des ganzen Vormittags verweigerte er Arzenei zu nehmen, und blieb ganz ohne etwas zu genießen. Er ſprach nicht von freien Stücken, beantwortete aber jede Frage pünktlich.

Um 4 Uhr Nachmittag kam ſein treuer Arzt, der gelehrte Hof- und Medicinalrath Dr. Seiler. Als er ihm den Puls fühlen wollte, zog er die Hand mit dem lebhaften Ausdrucke: „Sie ſind kalt" zurück. Dieſer befahl mit den gewöhnlichen Mitteln die Nacht hindurch fortzufahren. Noch hatte keine Ahnung des Todes ſeine

Umgebungen berührt. Sein Schlaf wurde unruhig, er warf ſich fieberhaft hin und her. Um für die Nacht einen Beiſtand zu haben, ſchickte man nach dem erfahrenen Wundarzte, der ſchon früher mit liebevoller Theilnahme ihm beigeſtanden hatte. Er kam, gab ihm einige Tropfen, die er willig nahm, und bereitete ſchweigend ein Senfpflaſter. Da richtete ſich der Kranke plötzlich auf und öffnete weit die Augen. Die an ſeiner Seite ſtehende Pflegetochter neigte ſich vor, um hinein zu blikken — ſie waren gebrochen! Ein leiſer Schrei: „Gott, er ſtirbt" wurde mit einem bejahenden Zeichen des Arztes beantwortet. Der Kranke ſank erſchöpft, wie zum Weiterſchlafen, nieder. Keine Zuckung oder Bewegung der Hand verrieth den geringſten Kampf, er athmete ganz leiſe. Almälig traten längere Zwiſchenräume des Athemholens ein, endlich ſtand der Puls ſtill. — Die Seele war entfeſſelt. Der ſchönſte Tod hatte das ſchönſte Leben gekrönt. Die Uhr ſchlug drei Viertel auf Zwölf. Es war die Nacht vom achten auf den neunten März 1841. So wie im Leben Jeder, der ſich ihm nahte, durch ſeinen Anblick erfreut wurde, ſo war es auch im Tode. Dieſer hatte keine Macht über ihn. Heiter und ſcheinbar lächelnd war ſeine Leiche, die unzählige Menſchen mit Liebe und Ehrfurcht betrachteten. Manches Wort des Dankes für geiſtigen Troſt von Freunden, die die Gelegenheit nicht gehabt hatten ihn im Leben noch zu ſehen, wurde jetzt an ſeinem Sarge laut. Die Section ergab, außer der durch den Tod hervorge-

brachten Lähmung der Lunge und einer kleinen Verhärtung im Herzen, keinen Fehler, sondern einen völlig normalen Zuſtand.

Am elften März Abends verſammelten ſich mehre Freunde und Freundinnen im Trauerhauſe zu einer Vorfeier des Begräbniſſes, um die irdiſche Hülle des Mannes, den ſie im Leben ſo hoch geachtet, auch noch im Tode zu ehren. Ein Lorbeerkranz ward um ſeine Schläfe gewunden, Blumen bildeten ſein Bett und Palmen-Zweige mit flatternden weißen Atlasbändern deuteten ſinnig auf die ewige Heimath des Friedens, in die der Sänger eingegangen war.

Ein vieljähriger treuer Freund des Verewigten, Freiherr Georg von Kleiſt auf Leegen in Curland, drückte voll Wehmuth das letzte Abſchiedswort in folgendem am 10. März geſchriebenen Gedichte in ſeine kalte Hand:

Blättchen, ſei dem Dichtergreiſe
Treu' Geleit in's kühle Grab,
Folg' ihm auf der letzten Reiſe
In der Erde Schooß hinab.

Sei ihm, ſtillen Abſchieds Zeichen,
Ruh' in ſeiner lieben Hand,
Die den treuen deutungreichen
Freundeshändedruck verſtand!

Sag' ihm, wie des Schmerzes Weihe
Trauernd ihm ein Denkmal baut,
Würdig, daß es Troſt verleihe,
Wenn die Sehnſucht nach ihm ſchaut.

Und das Denkmal haben Liebe,
Dank und Achtung ihm erbaut,
Daß es in dem Herzen bliebe,
Unentweiht durch Klagelaut!

Sag' ihm, Blättchen, daß die Seinen,
Weil ihm Gott nun Ruhe gab,
Nicht um seinen Hingang weinen,
Fromm ihn betten in das Grab.

Ruhen wird er sanft in Frieden,
Seiner Seelenfreundin nah,
Und, von Gott nicht mehr geschieden,
Schauen, was er geistig sah!

Am zwölften März hatte sich früh um acht Uhr ein großer Kreis von Freunden und Bekannten, von denen jeder Blumen- und Immortellenkränze vorangesendet, in dem Trauerhause versammelt. Der mit weißem Zeug ausgeschlagene Sarg war mit Eichen, Lorbeer, Myrten und Immergrün geschmückt. Feierliche Wehmuth ging lautlos, wie ein Engel des Friedens, durch die Versammlung; denn der Schmerz des gefühlvollen Menschen ist, wie die einsame Lampe an Gräbern, still und andachtgebietend. Da ertönte von acht Männerstimmen in leisen Accorden, nach der Melodie: „Jesus, meine Zuversicht u. s. w.", ein erhebender Trauer-Gesang*), worauf der würdige Pastor von Neustadt-Dresden in

*) Von den nämlichen Herren, die den Dichter so oft im Leben mit ihrem Talente erfreut hatten, veranstaltet.

die Mitte trat und nach gehaltvoller Gedächtnißrede den Segen über die Leiche sprach.

Das ebenfalls achtstimmig gesungene Lied:

„Ich bin Staub und muß daher
Auch einmal zu Staube werden;
Das erkenn' ich, doch wird Er
Mich erwecken aus der Erden,
Daß ich in der Herrlichkeit
Um ihn sein mög' allezeit.

schloß die häusliche Vorbereitungs-Feier und der Zug setzte sich in Bewegung.

Nicht nur die Freunde des Verewigten, sondern selbst auch entfernte Bekannte, aus allen Ständen und von jedem Alter, folgten zu Fuße dem einfachen von sechs schwarzen Pferden gezogenen und mit Lorbeerkränzen geschmückten Trauerwagen.

Auf dem Friedhofe zu Neustadt-Dresden angelangt, wo ein Philipp Daniel Lippert, Johann Christoph Adelung, Nicolaus Bischoff und Friedrich Adolf Ebert ruhen und wo auch der berühmte Dresdener Todtentanz, der früherhin die Georgsburg (das jetzige königliche Residenzschloß) schmückte, aufbewahrt wird, gingen die Sänger voran und geleiteten unter Anstimmung des Liedes: „Nun bringen wir den Leib zur Ruh" den Zug bis zum Grabe, welches dicht neben der Ruhestätte der unvergeßlichen Elisa von der Recke aufgeschüttet war.

Hier nahm, nachdem eine Geſanges-Strophe der „Erinnerung jenſeit des Grabes" gewidmet worden war, der Verfaſſer dieſer Zeilen, ein langjähriger Freund Tiedge's, das Wort, um — als deſſen literariſcher Teſtamentsvollſtrecker — im Namen der Verſammlung dem heimgegangenen „Dichter" und „Menſchen" ein treuinniges: „Have pia anima, have!" nachzurufen.

Es war ein ſchöner heiterer Frühlingsmorgen. Die Sonne ſendete mild wärmend ihre Strahlen von dem azurnen Himmel herab. In den Momenten, wo man dem mütterlichen Schooße der Erde dies edle Samenkorn zu künftiger ſchönerer Blüthe anvertraute, ſchwang ſich zufällig an dieſem erſten heitern Frühlings-Tage eine Lerche hoch in die freien Lüfte dem freundlichen Lichte der Sonne näher und feierte mit jubelndem Geſange das Auferſtehungsfeſt der Natur und Deſſen, der zur Beruhigung ſo manches Zweiflers in melodienreichen Weiſen den Oſtermorgen der geiſtigen Auferſtehung ſang und — jetzt ſich ſonnt am Urquell der Wahrheit im Anſchauen des ewigen Lichtes.

Der erhebende Geſang des Verſes:

„Schlumm're ſanft, wir ſeh'n uns wieder!
Ewig lebt die Sympathie;
Seelen, Geiſter ſterben nie —
Schlumm're ſanft, wir ſeh'n uns wieder!"

machte den Beſchluß der rührenden Leichenbeſtattung, nachdem die vom Schmerze tiefgebeugte Pflegetochter

Auguſte Engelhardt, ſtets gewohnt, dem theuren Lebenden alle Wünſche an den Augen abzuſehen, eingedenk ſeiner Worte, dafür Sorge getragen, daß ſein Geſicht, durch eine von Zweigen und Blumen geflochtene Maske geſchützt, nicht unmittelbar von der kalten Erde berührt werden konnte.

Ein mit Blumen bewachſener Raſenhügel, von einem Eiſengitter umzäunt, iſt der einzige Schmuck des Grabes und die einfachen Inſchriften: „Eliſa von der Recke" und „C. A. Tiedge" bezeichnen an der öſtlichen Kirchhofmauer die Stellen, wo zwei im Leben durch die Harmonie der Seelen innig verbundene, nun auch im Tode vereinigte edle Menſchen ruhen, deren Namen, — wenn Gräber und Monumente ſchwinden, — fortdauern werden in alle Zeiten.

E. A. Tiedge's

Leben

und

poetiſcher Nachlaß.

Herausgegeben von

Dr. Karl Falkenſtein,
Königl. Sächſ. Hofrath und Ober-Bibliothekar.

Dritter Band:

Tiedge's poetiſcher Nachlaß, nebſt Gedichten an den Sänger der Urania.

Leipzig,
Verlag und Druck von B. G. Teubner.
1841.

Ex Biblioth.
Universitatis
Frider. Guil.
Berolin.

C. A. Tiedge's

poetiſcher Nachlaß.

Vorerinnerung.

Der poetiſche Nachlaß C. A. Tiedge's bedarf in doppelter Hinſicht einer nachſichtsvollen Beurtheilung. Als Erzeugniſſe augenblicklicher Eingebung, weniger aus innerem Drange als durch irgend eine dargebotene Gelegenheit veranlaßt, ſind die hier mitgetheilten Gedichte und Lieder von eben ſo verſchiedener Zeit als von verſchiedenem Werthe und haben, von dem beſcheidenen Dichter oft ſcherzweiſe „Eintagsfliegen" genannt, mehr ein hiſtoriſches als ein poetiſches Intereſſe.

Die meiſten derſelben ſind durch eigenthümliche Kriſen der moraliſchen und politiſchen Welt in's Leben gerufen und aus einem Gefühle entquollen, welches mit tiefer Innigkeit an Allem Antheil nimmt, was

der Menschheit werth und heilig ist, wie z. B.: „der große Mann", „König Löwe", „die Griechen im Kampfe mit den Barbaren", „das stumme Land", „die Polen", „der Sachsen Vaterland" u. s. w. Andere umfassen das Gebiet der Liebe und Freundschaft und gehören in die Kategorie der sogenannten Gelegenheitsgedichte. Nur wenige — und diese meist aus früherer Zeit — sind lyrische Ergüsse oder athmen den Ton der Romanze, Ballade und Elegie. Alle aber sind ohne Ansprüche auf bleibenden Werth und gewiß ohne Ahnung auf dereinstige Veröffentlichung harmlos auf das Papier geworfen und ermangeln der Feile. Einige erschienen sogar mit dem nämlichen Grundgedanken auf verschiedene Personen oder Sachen angewendet, nur in mehr oder weniger veränderter Form, je nachdem es die Veranlassung des Moments zu erheischen schien, oder die Schöpfungskraft gegen das Ende des Lebens allmälig zu sinken begann.

Gerade in dieser unbewachten Anspruchlosigkeit aber liegt etwas ungemein Anziehendes. Der alte

Sänger mag eifern oder ſcherzen, ſo iſt Naivität und Treuherzigkeit immer der ſchönſte Hauptzug der Miene, die das Weſen ſeines Vortrags ausmacht, denn ſie iſt ſtets, wie Er ſelbſt — der Ausdruck der Humanität!

Was nun die Anordnung betrifft, ſo trägt auch dieſe das Gepräge des Zufälligen; denn jene poetiſchen Kinder des Augenblicks, von dem Verfaſſer ſelbſt wenig beachtet, ſind nicht in deſſen Schreibepulte vorgefunden, ſondern theils durch die Fürſorge ſeiner Pflegetochter Auguſte Engelhardt aufbewahrt, theils erſt nach dem Tode des Dichters durch den Herausgeber von nahe und fern mühſam zuſammengetragen, und viele der hier und da zerſtreuten Blätter — ſelbſt aus früherer Periode — dem Letzteren erſt dann mitgetheilt worden, als der Druck der erſten Bogen bereits beendigt war.

Möge daher dem Unterzeichneten von der Kritik diejenige Nachſicht zu Theil werden, die er in der angedeuteten doppelten Hinſicht in Anſpruch

nehmen zu dürfen glaubt; — wollte er ja doch durch die Sammlung der Gedichte nichts Anderes bezwecken, als den zahlreichen Freunden Tiedge's den Beweis in die Hand geben, daß auch dem mehr als achtzigjährigen Greise die Muse noch gelächelt, und der Dichterschwan, der alten Mythe treu, gleichsam singend aus dem Leben zog. Für sich selbst aber wollte er dem Bedürfnisse seines Herzens genügen, und auf der Gruft des theuern Todten für das Wohlwollen, welches ihm der Lebende geschenkt, den Kranz der Dankbarkeit und der Verehrung niederlegen.

Dresden im September 1841.

Karl Falkenstein.

Inhaltsverzeichniß.

	Seite
Glaube	1
Virgil's Grab	6
Freundschaft	10
Auf Gleim's schönen Baum. Den 2. April 1791.	12
Der Mädchensprung	15
Das Mädchen von Bern	18
Romanze	29
Lied von der schönen Schifferin	34
Kurze Anrede an den Meistersänger Schink bei Gelegenheit seiner Weihung zum Frauensänger, fortan genannt: „Frauenlob der Zweite"	37
Lob und Schmeichelei	40
Der große Mann	41
König Löwe. Eine Fabel.	44
Vorrecht und Vorzug	47
Pius' VII. Entführung aus Rom	48
Metastasio's Pilgergesang: Le porte a noi diversa etc.	49
Seltsame doch wahrhafte Historia von der hochgelobten hochgeliebten Prinzessin Johanna v. C....., verfasset und zur Abschrift befördert von deren Schwester Wilhelmina zu Kaiser Karl's Bad, am Tage aller Johanne und Johannen im Jahre 1818.	51
Prolog zu einem Festspiele auf dem Schloßtheater in Sagan	54
Prolog bei einem Festspiele in Löbichau	56
Doris	57
Bekehrter Unglaube	58
Belindens Gelübde	59
Lied am Carlsbader-Sprudel zu singen	60
Prinz Louis Ferdinand von Preußen	63
Gebet am Friedensfeste	64
Erinnerung an die Schlacht von Waterloo	66

Seite

Lob- und Danklied für die Genesung der Frau Herzogin von Curland, gesungen in der Kirche zu Groß-Stechau am 1. Juli 1821. 72
An Seine Königl. Hoheit, den Prinzen Friedrich August, Herzog zu Sachsen 75
Die Griechen im Kampfe mit den Barbaren 76
Das stumme Land 80
Der Sachsen Vaterlandslied. Zum 31. October 1830. . . 83
Lied der Communalgarde 87
Der Mann vom Berge 90
An den Präsidenten v. Trützschler in Altenburg, bei seiner 50jähr. Amtsjubelfeier 1821. 93
C. A. Böttiger 96
Die rechte Zeit 97
An Freund Hasse 98
An Christian Gottlieb Eisenstuck 100
Zu einer Hochzeitsfeier 102
Zum 3. August 1832. (Geburtstag Königs Friedrich Wilhelm III. von Preußen.) 105
Zum Geburtstage einer Freundin 109
Am 24. Juni 1821. (Geburtstag der Herzogin v. Acerenza.) 110
Der heilige Johannes-Tag. (Den 24. Junius 1813.) . 112
Schwesterliebe . . . . . —
Sylvesterabend 1807. 113
Toast an unsern scheidenden Freund Hasse 114
Der h. Nepomuck. An die Herzogin v. A. zum Geburtstage 115
Der Tartarus 116
Die Polen 117
Die todte Ottilia 121
Die verklärte Ottilia . . . . . —
Bei dem Tode einer blinden Harmonikaspielerin . . . 123
Trost am Grabe 125
An eine trauernde Mutter 127
Grabschriften 128
Stimme aus einem geliebten Grabe 129
Aphorismen und Sentenzen . . . . . —
Sinnlichkeit 136
Das Schicksal 137
Die Geschichte . . . . . —
Der Patriot . . . . . —
Der Weise . . . . . —

	Seite
An Pauline Pleißner	138
Zeitgewinn	139
Tugend	—
Der Invalide	—
Die bibliſche Ehe	—
Ternath der Widerſprecher	140
Hebra	—
Ahnung der Unſterblichkeit	—
Ein würdiges Paar	141
Unmuth	—
Ruhe	—
Freude und Leid	—
Todes Urſache	142
Wahrheit und Traum	—
Stiefelknecht (Siegreifgedicht)	—
Das wunde Herz	—
Die großen Männer	143
Motto vor dem „Markt des Lebens"	—
An einen Taubſtummen	—
Indignatio versus facit	144
Gedankenfreiheit	—
An ein junges Mädchen	145
Begräbnißzettel zur Beiſetzung der franzöſiſchen Republik	—
Triolet 1806. Triolet 1826	146
Gebet auf der Schwelle des Eheſtandes	147
Text zu einer künftigen Gardinenpredigt	—
Gegenmittel wider die Gardinenpredigt	—
An eine Freundin mit einem Exemplar der Urania	148
Bei Ueberſendung einer Taſſe	—
In ein Exemplar der Urania	149
An die Fürſtin von H..... im Namen ihrer Unterthanen	—
Einer jungen Freundin, welcher er ein Exemplar ſeiner Urania weihte	151
Eliſa	—
An Eliſa. (Als ſie zu ihrer geliebten Fürſtin von Deſſau reiſte)	152
An Eliſa	153
Mißverſtändniß. (An Eliſa.)	154
An Eliſa. An dem Geburtstage der Frau von der Recke, den 20. Mai 1805	155
Zum 20. Mai 1812	—
Der 20. Mai	156

	Seite
Der Geburtstag	156
An Eliſa	157
In Eliſa's Tagebuch	158
Den 20. Mai 1815.	—
Zum 20. Mai 1816.	159
Der 20. Mai 1817.	160
Der 20. Mai 1818.	161
Am 20. Mai 1820.	163
An Eliſa	—
Lied. Dem heiligen Dorotheentage geweiht von Eliſa	164
An Ottiliens Sohn. Bei ſeiner Taufe	165
Zum 26. Januar 1828.	167
In ein kirchliches Liederbuch. (Für eine Freundin geſchrieben)	169
An Auguſte Engelhardt. (In ein Exemplar der Urania.)	170
Heimkehr von Miaren	—
An Johannes Vogel von Vogelſtein	171
An Hugo Falkenſtein. (Zu ſeinem erſten Geburtstage 1833, bei Ueberſendung eines Wachsſtocks mit ſilberner Kapſel.)	—
An einen jungen Dichter	172
An Denſelben	—
An Minna	173
Reimlexikon	—
An Minna. (Mit einem Zahnſtocher-Etui in Form eines kleinen Folianten.)	174
An eine ſchöne Frau	175
Die Locke	—
Gebete und Wünſche für Blanka	176
Die drei Blumen: Emilie, Luiſe, Maria	177
An die junge Chriſtin Maria, bei ihrer erſten Chriſtenweihe, den 15. October 1820	178
An eine junge Fürſtin	179
An Auguſte Engelhardt. Am 12. October 1839	180
Neujahrwunſch eines Kindes	—
An Freund Winkler's Geburtstage	182
Glückwunſch eines Kindes	183
Zum Geburtstage des Vaters, geſprochen von einem ſiebenjährigen Kinde	184
Geſpräch der Kinder am Geburtstage ihres Vaters. Am 4. Januar 1827	185
An die Frau Gräfin Fanny von H..... zu ihrem Geburtstage, den 22. April 1829	188

	Seite
Geburtstagsgruß. An Dieſelbe 1838.	189
Zweite Elegie an Naumann's Grabe	190
Hanſtein's Todtenfeier in der Domkirche zu Berlin am 28. März 1821. Gedächtnißmuſik. (Text von Tiedge. Muſik von Zelter.)	192
Erinnerung an den Reichsgrafen Karl von Medem	193
An Gleim	195
An Denſelben	196
An A. G. Eberhard	197
Die Verwandlung	198
Lied der Liebe. (Nach dem Salomo.)	202
Das Auge im Herzen. (Romanze.)	203
Stadt und Land	204
An Morpheus	206
Das verſchwundene Temve	207
Sykofant	208
Die Kränze	209
Feſter Muth	210
Bei Ueberreichung eines Veilchens	—
Der Genügſame	—
Die letzten Worte	211

Gedichte an den Sänger der Urania.

An Tiedge von K. E. Ebert	217
Meinem edlen Tiedge zum Lebewohl von Schink	219
An Tiedge von C. Maien	221
An den Neſtor der deutſchen Dichter von A. Böttger	223
Dem Sänger der Urania von C. F. W. Kümmel	224
An Tiedge von v. Rutenberg	225
Der Genius der Mit- und Nachwelt an Tiedge v. G. Erhard.	226
Der Freund dem Freunde von Schink	229
Der 13. December 1818 von Schink	231
Huldigung, bei Ueberſendung eines Bildniſſes v. F. Kind.	232
Begeiſterung, als ich die Urania geleſen von J. Krebs	234
Der Geburtstag im Chriſtmonat von K. Förſter	236
Angelika's Morgengruß. Am Geburtstage. Von A. G. Eberhard	237
Unſerm verehrten Tiedge an ſeinem 72. Geburtstage von K. Förſter	239

Seite

Wohl überlegte Trinksprüche nach Hoffmannswaldau, an Tiedge's 72. Geburtstage, den 14. Dec. 1824. an der hochverehrten Elisa von der Recke frohen Tafelrunde, von F. Ch. A. Hasse 241
Dem Sänger der Unsterblichkeit von E. G. von Brunnow 244
Dem Dichter aus der goldenen Zeit v. E. G. v. Brunnow 246
Die Vision von E. G. von Brunnow 247
Des Dichters Willkomm von E. G. von Brunnow . . 251
Der achtzigste Geburtstag von Th. Hell 253
Des Engels Wiegenlied von C. A. Böttiger 254
Deutschlands edlem Barden Vater Tiedge an seinem 81. Geburtstage den 14. Dec. 1833 von G. A. v. Maltitz. 254
Dem hochverehrten Freunde zum Wiegenfeste 1833 von E. G. von Brunnow 261
Das Traumgesicht an Tiedge's Geburtstage 1834. . . . 263
Der Sängergreis von A. G. Eberhard 265
Der Weihnachtsbaum von G. A. von Maltitz 267
Der Engel an der Lebenswiege 1837 von G. von Kleist . 268
Der Sängerinnen Streit auf Tiedge's Burg, am Wiegenfeste des Dichters 1837, von E. v. Brunnow . . . 269
Gott, die reinste Wahrheit 272
Urania ihrem Sänger. Zum Geburtstage 1837 von G. Erhard 275
Wiedersehen. Dresden im August 1837, von G. v. Kleist 276
Der Bote aus der Liebe Reich 278
Sängergruß 1838 von G. A. von Maltitz 280
Dem Meister in der Kunst des Lebens von K. Förster . . 281
Huldigung von Th. Hell 285
Des Lebens Tag von A. v. Maltitz . . . . . —
Aller Deutschen Fest von C. v. Wachsmann 286
Tiedge's Geburtstagekranz. Am 13/1. December 1838 von G. von Kleist 287
Morgengruß von G. Erhard 288
Der greise Schwan von H. Grahl 289
Der Traum von C. v. Wachsmann 292
Morgenlied den 13. December 1840 von G. Erhard. . 294
Der Phönix von Carl Maien 296
Das letzte Wiegenfest von E. G. von Brunnow . . . 297
Bei Tiedge's Tode (Sonett) von Ernst Fischer 299
Ein Kranz auf C. A. Tiedge's Grab am 12. März 1841 von E. G. von Brunnow 300

Glaube.

Weinend grüß' ich deine fromme Trauer,
In dem Schatten deiner Einſamkeit,
In dem Dunkel, das wie Geiſterſchauer
Meine tief bewegte Seele weiht!
Laß mich, Freundin, in den Mitternächten
Deiner Trauer mit dir untergehen;
Aber ſiegreich auch an deiner Rechten
Wieder mit dir auferſtehen!
Deinen Tagen — ach! ſo ganz verſunken
In die Tiefen einer Schattenwelt,
Leuchtet nicht mehr jener Sonnenfunken,
Wie er vormals deinen Kreis erhellt!
Wo Du hinblickſt, ausgeſtorbnen Spuren
Der Vergangenheit begegneſt du:
Finſtre Mächte, Todesſtürme fuhren
Durch die ſchöne Pflanzung deiner Ruh,
Stürzten Kronen deiner Zedern nieder,
Und es ward um dich ſo leer, ſo ſtumm;

Seufzer wurden deine Feierlieder,
Eine Wüſte dein Eliſium!
War der lichte Sonnentag erkoren
Quell zu ſein von ſolcher Finſterniß?
Ja, du haſt ein Paradies verloren,
Welches nicht die Sünde dir entriß;
Deine Tugend konnt' es nicht erretten
Von dem ſchauderhaften Untergang.
Führe mich zu allen Blumenſtätten,
Wo dein ſchönſter Lebenston verklang.
Lieb' und Unſchuld, die Begleiterinnen
Deines ſchönen Lebens, konnten ſie
Dem Verhängniß dich nicht abgewinnen,
Achtet ſie das kalte Unglück nie?

Doch vernimm! zu dem Verlangen,
Deiner Sehnſucht ſpricht dies ſanfte Wort:
„Die du liebteſt, ſind dahin gegangen,
„Die dich liebten, lieben dich auch dort,
„Trotz dem Nachtgebiet der Trauertöne.
„Noch ſind mit dir, die dein Schmerz beweint."
Liebe! Wechſellieb' iſt ja der ſchöne
Iſthmus, der das Dort und Hier vereint!

Wenn auch nichts, als dieſer Troſt dir bliebe,
Dürfteſt du wohl elend ſein?
O! hier unten Lieb' und droben Liebe,
Feſt mit Dir im innigſten Verein!

Würde jetzt der Sinnenaufruhr ſchweigen,
Der ſo tief erſchütternd dich berührt:
Dann gewahren würdeſt du den Reigen,
Den die Liebe durch die Himmel führt.
Aber hier, dein Blick will hier noch ſchauen,
Was von dir gepflegt, nun nicht mehr blüht.
Einſam wandelt durch zerſtörte Auen
Dein verwaiſtes, liebendes Gemüth.
Dringt kein friſcher Keim mehr durch die Trümmer,
Iſt dein ganzes Leben ein Verluſt?
Sieh doch! Liebe legt im Blumenſchimmer
Dir zwei Engelkinder an die Bruſt!
Nahe dich den zarten Huldgeſtalten,
Welche ſonſt mit Spiel und Tanz
Freudiglich und blühend dich umwalten,
Wie die Sonn' im Morgenwolken-Kranz.
Hör'! erhör' ihr zärtliches Verlangen!
Deine Agnes ſtreckt nach dir den Arm;
Küß' an ihren warmen rothen Wangen
Deine kalte Hoffnung wieder warm!
Küß' aus ihrer ſchönen Jugendblüthe
Troſt und Linderung für deinen Schmerz,
Aber küß' auch deine Seelengüte
Und den Muth zu dulden in ihr Herz.
Führe ſie aus deinem kleinen Kreiſe
In's Gewühl der großen Welt hinaus;
Für die rauhen ſchlüpferiſchen Gleiſe
Statte ſie mit deinem Herzen aus!

Lehre ſie das Eigenſte beſchützen,
Was vom Niederdruck die Kraft gewinnt:
Das iſt unſer nicht, was wir beſitzen,
Unſer iſt nur, was wir ſind;
Gut ſein, kräftig ſein und Schlimmes dulden:
Darin liegt der höchſte Selbſtgenuß;
Was die Welt uns nehmen kann ſind Schulden,
Die man doch einmal bezahlen muß.
Dieſer Glaube kann die Nacht entſchwärzen,
Hebt den Geiſt zum Lichtgebiet hinauf,
Seine Weisheit ſteht vor deinem Herzen;
Schleuß ihr doch die ſchöne Heimath auf.
Schwanke nicht zu bangen Zweifeln über,
Sie verſchatten das Gebiet des Lichts;
Oder, Freundin, willſt du lieber,
Weil nicht alles dein iſt, nichts?
Alles hat nur Gott, kann Gott nur haben,
Volle reine Seligkeit und Ruh;
Unſ're Seele lebt von ſeinen Gaben;
Jedes Beſte theilt er Jedem zu.
Laß uns denn in Herzenseinfalt glauben,
Daß das Beſte gut iſt! o laß nie
Dieſe Zuverſicht Dir rauben,
Unſern Seelenfrieden rettet ſie!
Wirf ein Blatt in ſtille Spiegelfluthen:
Ihre nächſten Kreiſe ſiehſt du nur;
Doch die weitern darf dein Blick vermuthen,
Siehſt du auch von ihnen keine Spur.

Das iſt Glaube! Wandl' in dieſem Glauben
Wie im Schatten, der den Wand'rer kühlt!
Würd' ihn uns wohl die Vernunft erlauben,
Die für Wahrheit ſich geſchaffen fühlt,
Wenn an ihm nicht Wahrheit wäre?
Und nun beut ſie ſelber uns ihn an.
Ja, ſie ahnet nirgends eine Sphäre,
Die den Glauben ganz entbehren kann.
Ohne ihn ſchwankt zwiſchen ſo viel Uebeln
Unſ're Ruh' vor jedem leichten Hauch.
Sollten wir den Frieden uns ergrübeln?
Nein, er blüht an jedem Roſenſtrauch,
Duftet auch von jeder Blumenſtelle,
Die der Geiſt der Morgenluft bewegt,
Wallt im Leben jeder Felſenquelle,
Blickt im Sterne, den der Aether trägt.

Und du fragſt noch, wer in dies Getümmel
Düſtrer Sorgen deine Seele führt?
Frag' den Grashalm, weiſt er nicht zum Himmel,
Spricht die Luft nicht, wer die Welt regiert?
Finde doch in deines Chriſtus Munde
Selbſt von dieſem Glauben manche Spur!
Sagt dein Heiliger nicht: Zeit und Stunde
Weiß ich nicht, die weiß der Vater nur?

Sei der Pfad nun, den wir fürder wallen,
Blumig oder ſumpfig wüſt beſchilft:

O! der Glaube ſpricht: es kommt uns Allen
Eine Stunde, die uns weiter hilft!
Tritt hervor denn aus dem Schattenſchleier,
Wo der Gram die längern Stunden mißt;
Friede ſei mit deiner Todtenfeier,
Wie er dort mit deinen Todten iſt!

Virgil's Grab.

Wehet ſanft mich an, ihr Abendwinde,
Wehet mich mit Ahnungſchauern an,
Daß ich die geweihte Stätte finde,
Wo der reinſte Liederquell verrann!

Dort, von dort her weh'n die Lüft', als hätte
Maro's Genius ſie mir geſandt;
Ja, ſie kommen von der heil'gen Stätte,
Wo des Sängers Todtenurne ſtand.

Ach, ſie ſteht nicht mehr! Barbarenhände
Haben hier gewaltet — aber doch
Lebt ſein Geiſt — von einer Sonnenwende
Bis zur andern lebt und tönt er noch.

Auch der Lorbeer fehlt! mit tiefer Trauer
Schaut der Wandrer in den Raum hinab.
Durch die Wildniß zittern heil'ge Schauer;
Die Entweihung wehrten sie nicht ab.

Als Gesetz war des Tyrannen Wille,
Tugend Wahn hieß, und ein Gott das Glück,
Zogst Du Dich, mein Sänger, in die Stille
Deiner Hesperidenflur zurück.

Lüfte, die kein Wehgeschrei getragen,
Die aus Rosen kamen, webten Ruh
Und Begeisterung den Göttertagen
Deines Liederparadieses zu.

Unter Rosenzweigen, unter Myrten
Oder auf der schäferlichen Flur
Sangst Du Helden und Sikuler Hirten,
Und den Gott im Leben der Natur.

Da ist Dir ein Gottesreich erschienen
Und der Geist, der durch die Welten geht,
Dessen Odem selber in den Bienen,
Wie im hohen Menschendasein weht.

Lebensodem weht in allen Tiefen,
Weht auf allen Höh'n, und nirgend Tod.
Ein Erwachen Aller, die entschliefen,
Jeder Abend wird ein Morgenroth.

Dieſe Wahrheit im Gedankenkreiſe
Deiner Weisheit iſt ein Frührothſchein;
Dämmert Licht aus Nazareth nicht leiſe
Schon in Dein Prophetenwort hinein?

Fern von Sünde, Schmach und Stolz und Schimmer
Lebteſt Du Dir ſelber zugewandt;
Nur Dein Feierlied — ach! hätt' es nimmer
Den Tyrannen einen Gott genannt!

Dieſe Schmach zerſtörte Deinen Frieden;
Meidend ihren Schauplatz eilteſt Du
Von der Knechtſchaft Deiner Romuliden
Einer freien Selbſtverbannung zu.

Aber, rinnet eine Lethequelle
Durch das finſt're Schattenthal hinab:
O ſie wuſch mit ihrer reinſten Welle
Jenen Fleck von Deinem Leben ab!

Sieh, und nun empfingen Dich die Sänger
Früher Tage mit Geſang; und dann
Schloß Dein Genius ſich eng und enger
Seinem Meiſter, dem Homeros, an.

Später lud in ſeine jungen Palmen
Dich des Sioniten Harfenklang,
Und Du feierteſt mit ſeinen Pſalmen
Den erhabnen Sieger, den er ſang.

Edler Heide, dich verſchmähn die Großen,
Die geweihten Männer Gottes nicht!
Narren wähnen Dich hinausgeſtoßen
Von des Chriſtengottes Angeſicht.

Kein Vergängliches, die ewig ſchönen
Lebenssterne: Lieb' und Friede nur
Wecken Deine Saiten, und ſie tönen
Lieder einer höheren Natur.

Aber hier! im Schmuck der Frühlingsfeier
Senkt auf die ſchon halberloſchne Spur
Deines Denkmals ihren grünen Schleier
Deine treue Freundin, die Natur.

Was ſie konnte, hat die Zeit verſchlungen.
Ich verlaſſe, wunderbar bewegt,
Dieſe Wildniß, die Erinnerungen
Eines hohen Dichternamens trägt.

Frühlingsgötter mit der ernſten Weihe,
Die da Kränze werfen Gräbern flicht,
Schaffet, daß ein Lorbeer hier gedeihe!
Und ihr Wand'rer, o beraubt ihn nicht!

Freundschaft.

Freundschaft, dieses Lebens heil'ge Blume,
Weihet dieses Erdenthal,
Weiht es ein zu einem Heiligthume,
Sanft erwärmt vom milden Himmelsstrahl.

Weh dem Armen, dessen Lebenspfade
Jener heil'ge Lichtstrahl nie bescheint!
Dem, im Lebenssturm entrissen vom Gestade,
Nie sein Auge Scheidethränen weint.
Mag Der leichter auf den Wellen fahren,
Der kein nasses Auge nach sich ließ;
Nie hat er den süßen Schmerz erfahren,
Nie der Wehmuth stilles Paradies.
Keine Erdenfreuden sind es, die da blühen,
Die zerreißt der Trennung kalte Hand;
Seelen, die für Höheres erglühen,
Kennen ein erhabnes Heimathland.

Hier wird eitel jedes nied're Streben,
Jeder Raum verschwindet aus dem All;
Wo die Seelen frei zusammen schweben,
Wird die Trennung nur ein leerer Schall!

Nicht wo Leidenschaft die Menschen bindet,
Nicht wo gleicher Zweck entfernte Herzen eint,
Nein, nur wo der Geist sich zu dem Geiste findet,
Da ist's, wo die Wahrheit heller scheint.

Wahre Freundſchaft iſt nicht auf dies Leben,
Iſt auf Erdenzwecke nicht beſchränkt;
Wahre Freundſchaft kennt das hohe Streben,
Das die Seele aufwärts lenkt.

Kurz iſt unſer Leben, kürzer ſind die Stunden,
Wo uns Freundſchaft hold zur Seite ſteht;
Kaum hat Herz zum Herzen ſich gefunden,
Schlägt die Stunde, und der Traum vergeht!
Nein, nicht Träume ſind die Hochgefühle,
Die in gleichgeſtimmten Seelen glühn:
Thätig ſtählen ſie zum Kampf nach jenen Zielen,
Wo der Freundſchaft Roſen ewig blühn.
Wär's für dieſe flüchtigen Secunden,
Daß der Freundſchaftsbund ſich ſchließt,
Die ſo ſchnell geboren, wie entſchwunden,
Die man tödtet, wenn man ſie genießt? —
Nein, vergänglich nicht iſt jener Bund der Seelen,
Der mit Heldenkräften aufwärts fliegt,
Der uns aufhilft, wenn wir fehlen,
Mit uns kämpft und mit uns ſiegt.
Jenſeits, jenſeits, über Grabesſchauern,
Ueber jenem eiteln Traumgebild der Zeit,
Wird der Bund der Seelen ewig dauern:
Wahrer Freundſchaft Ziel — iſt Ewigkeit!

Auf Gleim's ſchönen Baum.

Den 2. April 1791.

Hände, die von wunden Herzen,
Die der Gram herabgedrückt,
Jeden Dornenkranz der Schmerzen
Liebevoll hinweggerückt,
Edle, ſegensvolle Hände
Haben dich, o Baum, gepflanzt,
Daß dich einſt der Enkel fände,
Der dich fröhlich ſchon umtanzt.

Darum ſchatteſt du auch grüner
Als der Baum, der einſt den Tod
Dem geliebten Venuſiner
Auf der Tiberfluth gedroht;
Ihn vor allen deinen Brüdern
Hat der Mann der Fröhlichkeit,
Hat mein Gleim mit ſchönen Liedern
Dich zum Heiligthum geweiht.

Da, wo er in deiner Kühle
Seine frohe Laute ſchlug,
Athmend dichteriſche Gefühle,
Wie ſie Flaccus Buſen trug:

Da, du heiligſter der Bäume,
Schleichen der umblühten Ruh'
Eines Dichters alle Träume
Schöner Phantaſien zu!

Was mit aufgeſchreckten Blicken
Flaccus ſah im Todestraum,
Das erblickt' ich im Entzücken
Deines Zaubers, ſchöner Baum!
O, ich war den Fluren nahe,
Wo der ſchönſte Friedenshain
Ewig blüht und tönt; ich ſahe
Hell in's Land der Ruh hinein.

Sah den größten König' Thaten,
Welche durch Elyſium
Ihre Schimmer warfen, traten
Palmenreich um mich herum.
Könige ſah ich ihn richten,
Die, durch Schmeichler weggetäuſcht
Von der Wahrheit ihrer Pflichten,
Einſt ein armes Volk zerfleiſcht.

Und ein ſtaunendes Gedränge,
Schweigend Haupt an Haupt, verſchlang
Die erhabenen Geſänge,
Welche Vater Ovid ſang.

Werth der tiefſten ſtillſten Feier
Eines Sabbathstags, erhob
Auf der vollen gold'nen Leier
Opitz guter Fürſten Lob.

Götz vergaß in dunkler Laube,
Bei der ſüßen Harmonie
Kleiſt's und Geßner's, daß ſein Glaube
Flammen einſt auf Leſſing ſpie.
Klotz warf ſeine ſpitzen Pfeile
Nicht nach armen Schriftlern mehr;
Kein Pantil lief mit der Feile
Meiſternd hinter Meiſtern her.

Und in roſigen Geweben
Zeigte Lacheſis der Schaar
Ein, wie Licht, entquoll'nes Leben,
Das für ihn in Arbeit war.
Friſch erſt wieder angefangen,
Wechſelt es ſo ſchön darin;
Hundert Lorbeertage ſchlangen
Sich um jedes Luſtrum hin! —

Der Mädchensprung.*)

Es war einmal ein Mädchen fein
Von allerliebſtem Weſen,
Und — Herzbeſiegerin zu ſein
Vor vielen auserleſen.

Da kam einmal ein Wandersmann
Auf ſeiner Pilgerreiſe
Bei ihrem Herzenspförtchen an,
Und bat nach Pilgerweiſe:

„Nimm, ſchönes Herz, mich auf und an,
Der Friede meines Lebens,
Mein Leben ſelber hängt daran!“ —
Allein, er bat vergebens.

Da hofft er noch auf ein „Vielleicht“,
Und rührend war ſein Schweigen;
So ward ſie endlich doch erweicht,
Ihr Herz ihm zuzuneigen.

Die holde Stunde rückt heran,
Mit ihr ſich zu vereinen,
Da fängt die Huldin plötzlich an,
Es gar nicht ſo zu meinen.

*) Man ſehe die Veranlaſſung zu dieſem Gedichte in Tietge's Selbſtbiographie Bd. I. S. 164 — 166.

Das kränkt ihn: er beſchließt ſodann,
Nicht mehr um ſie zu werben,
Und ſo, wie ein Romanenmann,
Aus lauter Gram zu ſterben.

Er ſtirbt; — und ſchon die nächſte Nacht
Weckt ſie ein grauſes Wimmern,
Und ſie erblickt, als ſie erwacht,
Zwei düſtre Augen ſchimmern.

„Blick auf!" erſcholl's — „blick' auf und an,
Was Du noch nie erblickteſt:
Ich bin der Wandrer Lobeſan,
Den Du im Gram erſtickteſt.

„Im Harze ſteht die Teufelsburg,
Da ſchau'n mit langen Hälſen
Durch dicken finſtern Wald hindurch
Zween ihrer höchſten Felſen.

„Dich ſchrecke dies Geſicht, bis Du
Von einem Fels zum andern
Mit zarten Füßen, ohne Schuh,
Zur Pönitenz wirſt wandern."

Die Strafe dünkt ihr freilich hart,
Doch war ſie unvermeidlich;
Es ſprach die ſtete Gegenwart
Der grauſen Nacht zu deutlich.

Sie ſinnt und faßt zuletzt den Rath
Die Strafe zu behandeln:
Sie will zum wenigſten den Pfad
Mit einem Schuhe wandeln.

Es nachtet: nun muß Julchen fort,
Sie geht mit Angſt im Herzen;
Die Nacht umringt ſie hier und dort
Mit allen ihren Schwärzen.

Sie tappt und tappt, und hat mit Noth
Ein Felsſtück überwunden,
So iſt, — o weh! — im tiefſten Koth
Der ſeidne Schuh verſchwunden.

Da wankt ſie bis zur Dämmerung
Gleich eingefrornem Schilfe;
Zuletzt gelingt ihr noch ein Sprung,
Man hofft mit Gottes Hilfe!

Nun, was Dich billig wundern mag:
Wo der Verluſt geſchehen,
Iſt noch bis heute dieſen Tag
Der Mädchenſprung zu ſehen.

Da ſoll der Platz, ſagt Stadt und Land,
Nicht trocknen und nicht frieren,
Da geht auf ſeine eigne Hand
Ein Schuh im Koth ſpazieren.

Das Mädchen von Bern.

Graf Ezel war der verruchteſte Mann,
Ein Schrecken umher in den Gauen,
Ihm ſchloß eine Macht von Geſindel ſich an;
Ihn fürchteten Männer und Frauen.

Die Schaar von Knechten ſtand um ihn her,
Wie furchtbare hölliſche Geiſter
Sie alle, verrucht und verworfen, wie Er,
Ihr toller Gebieter und Meiſter.

Er winkte, ſo waren ſie alſobald
Seinem Willen zu folgen befliſſen;
Schon hatte die ſchreckliche rohe Gewalt
Viel Töchter den Müttern entriſſen.

Auch Jünglinge wußte der ſchreckliche Mann
Den Eltern gar ſchlau zu entwenden,
Und die jungen, kräftigen Herzen ſodann
Gegen Glauben und Recht zu verblenden.

Sein Spruch war: das läſtige Sittengeſchwätz
Kann Freudenverluſt nicht vergüten!
Man lebet nur e i n m a l: ſo heißt das Geſetz;
Der Frühling trägt e i n m a l nur Blüthen.

Ihm hatte der Vater einen Prieſter vermacht,
Daß dieſer zum Guten ihn leite;
Der weibt ihm Gebete, die Ezel verlacht,
Er hielt ihn ſich fern von der Seite.

Einſt mahnt ihn der Prieſter an Gottes Gericht.
„Schweig,“ zürnt der Verſtockte, „bin mündig geworden.
Hinweg von mir, Narr! ich bedarf Deiner nicht!
Ich laſſe Dich Schwätzer ermorden.“

Der Fromme ſpricht: „Morde! ſchon ruhet der Lohn
Deiner Thaten in heimlichen Händen;
O wahrlich! ſie werden nicht ſäumen, den Sohn
Der Hölle zur Hölle zu ſenden.“

Um Mitternacht tritt vor ſein Lager ein Knecht,
Rolf, der jüngſt' und kühnſte der Herde,
Ein entadelter Jüngling von edlem Geſchlecht,
Bereit zu dem gräßlichen Morde.

Bereit, und immerdar zaudert er noch;
Er kämpft ſich Muth einzuſprechen;
Noch hält ihn die innerſte Regung, und doch
Beſiegt ihn das ſchwarze Verbrechen.

Er tödtet den Prieſter mit zitternder Hand,
Entflieht, als wollt' ihn Wer faſſen.
D'rauf wird der Mörder nach Rom geſandt,
Zum Prieſter ſich weihen zu laſſen.

In Rom verſchafft ihm Gewandtheit das Glück,
Zu gewinnen die päpſtlichen Gnaden:
So kehrt er im Prieſtergewande zurück
Mit reichlichem Ablaß beladen.

„Willkommen!“ rief Ezel, „Du bringeſt von Rom,
Was wir fleißig werden gebrauchen:
Du lenkteſt herüber den Gnadenſtrom,
Um Sünden darein unterzutauchen.

„Ich ſetze Dich hiermit zum Burgvaſſen ein;
Ich brauche ſo einen Gewandten,
Wie Du biſt; Du wirſt ein ganz anderer ſein,
Wie der, den zum Himmel wir ſandten.“

Hatt' Ezel ſchon immerdar fern und nah
Gewaltthat und Frevel getrieben;
So trieb er's noch mehr, nun durch den Ablaß war ja
Die Rechnung voraus unterſchrieben.

Einſt führt ihn zufällig ein Streifzug nach Bern,
Um Beuteglück zu erſpähen,
Da ſah er ein liebliches Mädchen von fern
Am blühenden Gartenhag ſtehen.

Das Auge ſo freundlich, ſo himmelblau klar,
Der Purpur der Wangen erglühte,
Wenn Blicke der Frechheit ſich nahten: ſie war
Unter Blüthen die lieblichſte Blüthe.

Sie wurde von Thormann, dem Ritter, geliebt,
Allein ſie ſcheut' die Gefahren,
Mit denen die Welt die Unſchuld umgiebt
Und will ſich im Kloſter bewahren.

Da ſteht ſie in heiliger Unſchuld, und flicht,
Und ordnet die Zweig' einer Laube.
Es nahet ſich Ezel, ſie kennet ihn nicht,
Doch erbanget die ſchüchterne Taube.

In kecklichem Uebermuth naht er ſich ihr:
„Du ſchönſte Blum' in dem Garten!
Wer biſt Du, ſchön Liebchen? Du ſcheineſt hier
Wohl auf etwas Liebes zu warten?“

„Die herrliche Mutter erwart' ich hier,
Die ſo zärtlich mich liebet und leitet.
Darum hab' ich, ſo viel ich vermag, auch ihr
Zum Geburtstag ein Feſt hier bereitet.“ —

„O ſage mir, willſt Du mein Liebchen ſein?
Ich hab' einen ſchöneren Garten;
Und Alles, was mein iſt, ſei künftig auch Dein,
Treu will ich Dein pflegen und warten.“

„Nein,“ ſtammelt ſie ängſtlich, „das kann nicht ſein!
In der Welt da treibt Ezel ſein Weſen;
Da iſt kein Recht, kein Friede! nein! nein!
Ich habe das Kloſter erleſen.“

Die arme Ella! ſo war's ihr noch nie
So ängſtlich beklommen, ſie zittert,
Ihr Athem wird enger, als hätte ſie
So Etwas von Hölle gewittert.

Ein Sinn, der Unſchuld nur aufgethan,
Fühlt Pein, wo in Schmeichelgeſtalten
Verworfene tückiſche Geiſter ſich nah'n,
Fühlt ſelig, wo Selige walten.

Graf Ezel kehrt eilig zurück in ſein Schloß
Von der Lieblichkeit Ella's benommen.
Er ſchickt nach Rolfen; ſein Sündengenoß
Wird beſehliget zu ihm zu kommen.

Er ſagt ihm: „Heut hab' ich ein Mädchen geſehn,
Dort ſah ich das liebliche Weſen,
Ganz nahe vor Bern an dem Gartenhag ſtehn,
Sie hat ſich das Kloſter erleſen.

„Nun mach' ich es hiermit zur Aufgabe Dir,
Deine Klugheit zuſammen zu raffen,
Und gegen die reichſten Belohnungen mir
Das Mädchen zur Stelle zu ſchaffen."

„Ich verſchaffe ſie, Herr, ich verſchaffe ſie Dir,
Und ſtänden auch Himmel und Hölle
Mit ſchirmenden drohenden Mächten vor ihr:
Ich ſchaffe ſie dennoch zur Stelle!

„Im Felſenſchloß hoch dort im Tannenhain,
Dort laß ich ein Kloſter entſtehen,
Da lad' ich die Kloſterliebhaberin ein
Die heiligen Schweſtern zu ſehen."

„Wie aber die Mutter, wie täuſcheſt Du die?" —
„Die nehmen wir mit zum Geleite;
Und wenn ſie dann hier iſt, ſo bringen wir ſie,
So gut es will gehn, auf die Seite.

„In vier Mal zwölf Stunden wird leuchten Dein Stern;
Und vernimmſt Du am Bergfuß die Worte:
Holla! Holla! das Mädchen von Bern,
So öffne die eiſerne Pforte." —

Rolf wandelt gen Bern, und mit ſich ſo allein
In den Schauern der felſigen Wildniß:
Da fallen ihm ſchwere Gedanken ein,
Ihm erſcheinet ein drohendes Bildniß.

Das Bildniß des Vaters; und ihn erfaßt
Ein furchtbares ſchauderndes Zagen,
Sein junges Gemüth vermag nicht die Laſt
So gräßlicher Unthat zu tragen.

Und als auch der Prieſtermord vor ihn trat,
Wie ein Rachegeiſt höherer Sendung,
Erbebt er; doch Scham unverrichteter That
Reißt fort ihn zur Frevelvollendung.

So kommt er nach Bern, wo er nicht verſäumt,
Sein Gewiſſen im Rauſch zu betäuben,
Und die böſen Träume, die er geträumt,
Hinweg aus dem Herzen zu treiben.

„Hinweg du grämliches Sittengeſchwätz
Mit all' deinen Zagen und Bangen! —"
Er vollendet, ſo mit ſich kämpfend, das Netz,
Das liebliche Mädchen zu fangen.

Nun hält er mit lockern Geſellen ein Feſt
Den ſchwankenden Muth ſich zu ſtärken,
Vergißt ſich im Rauſche des Weines und läßt
Sich Worte voll Selbſtverrath merken.

Mit Forſchen und Spähen hat ſchon unſer Rolf
Erforſcht den bezeichneten Garten;
Da ſchleicht nun im Prieſtergewande der Wolf
Das harmloſe Lamm zu erwarten.

Schaut hieher und dorthin, ſchaut nahe und fern
Nach dem zu erſpähenden Raube;
Da erblickt er dann endlich den leuchtenden Stern
In dem Dunkel der ſchattigen Laube.

Und plötzlich zuckt ein himmliſcher Strahl,
Ein ergreifender Aufblick der Liebe
Mit wunderbarlich gemiſchter Qual
Durch ſeine verwilderten Triebe.

Eine Wunderkraft ſchirmte das Paradies,
Wie ein Seraph mit blitzendem Schwerte,
Der zurück den Geiſt der Miſſethat ſtieß
Und die Unſchuld zum Engel verklärte.

Es erſcheint dem Frevler, der frech ſich ihr naht,
Als ob ihr ein heller Himmel entquölle;
Und in ihm da dunkelt der ſchwarze Verrath:
Er ſtand zwiſchen Himmel und Hölle.

Nun gedenkt er des Wortes: ich ſchaffe ſie Dir,
Das er kecklich dem Ezel gegeben,
Und ſtänden auch Himmel und Hölle vor ihr.
Da erſtarrt ihm das innerſte Leben.

Sein prahlender Muth iſt darnieder gedrückt,
Wie von der Hand Gottes geſchlagen.
Wo Höll' und Himmel ſo zuſammen rückt,
Da mag wohl ein Sünder verzagen.

Er fühlt, ihn peinigt ein heiliger Ort,
Ihn ereilt eine ſchreckliche Stunde;
Zu dem Mädchen zu ſprechen verſagt ihm das Wort,
Der Laut erſtirbt ihm im Munde.

Ihm fehlt es an Allem, an Kraft und Ruh',
Er ſinkt auf den Boden darnieder,
Und Ella ruft Vater und Mutter herzu;
Allmälig ermannt er ſich wieder.

Er wird in ein Zimmer des Hauſes gebracht,
Und als er von brennenden Schmerzen
Der Gewiſſensangſt endlich wieder erwacht,
Giebt er Luft dem beklommenen Herzen.

„Ich bin ein Jüngling von edlem Geſchlecht,
Zu beſſerem Daſein geboren,
Dann hab' ich, vergeſſend Gott und Recht,
Mich Ezel dem Räuber verſchworen.

„Gegeben hatt' ich dem Frevler das Wort,
Mit ſchrecklichem Muth und im Glauben
An Liſt und Gewalt, das Mägdlein dort,
Eure Tochter, für Ezel zu rauben."

Erſchrocken ſchmiegt dieſe der Mutter ſich an
Und ſchreit ein erſchütterndes Wehe!
„O Mutter, führe mich weg von dem Mann,
Auf daß ich ihn nimmermehr ſehe!"

Indeß erhebt ſich und geht das Gerücht:
Daß umher in dem Berner Bereiche
Ein Geſelle von Ezels verrufnem Gezücht
Die Gegenden lauernd umſchleiche.

Und Thormann, der Ritter, erhält vom Rath
Auf ſein und der Bürger Verlangen
Bewaffnete Männer, um friſch auf der That
Den Geſellen von Ezel zu fangen.

Rolf iſt mit Ella's Vater allein,
Da wird ein Getöſe, da ſchreitet
Eine ſtarke bewaffnete Schaar herein,
Von Thormann, dem Ritter, geleitet.

Der richtet ſein zornentglühtes Geſicht
An den Mann im Prieſtergewande:
„Dort ergreift, Gefährten, den Böſewicht
Von Ezels verwegener Bande!“

„Herr Ritter, laßt Gnade vor Recht ergehn,“
Fleht Rolf, geſchreckt vor den Waffen;
„Ich will gern Alles und Alles geſtehn,
Will Euch Ezel, den Räuber, verſchaffen.

„Mich aber laßt fliehen, weit fliehen von hier!
Ich will mit entkleideten Füßen
Zum Grabe des Heilandes wandern und mir
Vergebung der Sünden erbüßen.“ —

„Ja, ſageſt du ehrlich und redlich mir,
Was zu thun iſt, den Räuber zu faſſen:
So geb' ich mein ritterlich Ehrenwort Dir,
Der Strafe Dich frei zu entlaſſen.“

Rolf ſpricht: „Er weilt auf dem Rieſenſchloß dort,
Entfernt von Schutz ſeiner Leute,
Da ſitzt er und harret auf die durch mein Wort
Ihm verheißene köſtliche Beute.“

Und ſomit macht ſich die Schaar auf den Weg
Durch grauſiges Felſengedränge,
Hin über ſo manchen verborgenen Steg,
Durch unterirdiſche Gänge.

Und angekommen ruft Rolf ſeinem Herrn
Hinauf zu dem Schloßthurm die Worte:
„Holla! holla! das Mädchen von Bern,“
Auf thut ſich die eiſerne Pforte.

Und Ezel erſcheint, man ergreift ihn ſofort.
Der Spott ſagt ihm: „ſieh Dein Verhängniß!
Gefällt's dem Herrn Grafen?“ Darauf führt man ihn fort
Gebunden nach Bern in's Gefängniß.

Und Thormann, der Wackere, der ſäumet nun nicht,
Die Nachricht zu Ella zu bringen:
Wie Er und die Seinen den Böſewicht
Im eigenen Netzwerke fingen.

„Es gelang uns,“ erzählt er, „von dem gräflichen Herrn
Die friedliche Gegend zu retten.
Sein Rolf zieht nach Oſten, und Ezel in Bern
Sitzt eng in verwahrenden Ketten.

„Sprich, Ella, hat noch nicht Dein Herz ſich gewandt?
Beſchenke mit der höchſten der Gaben,
Beſchenke mich, Holde! mit Deiner Hand;
Ich träume verdient ſie zu haben.

„O laß mich nicht endlos in tödtendem Harm
Mein Leben verträumen, verklagen;
Mein Auge ſoll treu Dich bewachen, mein Arm
Soll ſanft durch das Leben Dich tragen.“

Und Ella's Gefühl iſt kaum ſich bewußt;
Sie weiß nicht, was ſo tief ſie erſchüttert;
Sie wirft überwältigt ſich an die Bruſt
Der zärtlichen Mutter, und zittert.

Die Mutter ruft: „Ella, vernimmſt Du mich noch?“
Sie aus der Betäubung zu wecken;
„Ermanne Dich, Kind, ermanne Dich doch!
Was konnte ſo tief Dich erſchrecken?“

Sie öffnet die Augen, ihr Blick fällt auf ihn:
„Vergieb! vergieb, daß ich weine!“
Er wagt ihre Hand an ſein Herz zu ziehn,
Und Ella ward endlich die Seine.

Romanze.

Es verließ ein Mägdlein ihr mütterlich Haus,
Ade!
Es zog in die treibende Welt hinaus,
Ade!

Da flog ihr verſtohlen manch' heimliches Ach!
Da tönte das traurige Wörtchen ihr nach:
Ade, Ade, Ade!
Das Scheiden der Liebe thut weh!

Sie reiſte bergauf und bergunter dahin
Durch's Land,
Da reicht' ihr ein mütterlich liebender Sinn
Die Hand:
„Wie oft hat ſchon Roſen ein trauriges Heut
Bei nächtlicher Weile für Morgen geſtreut!
Drum, Liebchen, laß den Schmerz
Und fall' an mein mütterlich Herz!

„Schau hin, die Natur ſpricht überall
Zu Dir,
Die Haine durchflötet die Nachtigall
Auch hier;
Schon iſt unſer ſchattiges Roſenthal grün,
Bald wird Dich die Fülle der Roſen umblühn,
So Dir Dein Frühling weiht:
Du pflücke, ſonſt pflückt ſie die Zeit!"

Nun verließ oft die Tochter der ſchönen Natur
Das Haus,
Sie ging zu der blühenden Roſenflur
Hinaus;

Da war es, als ſprächʼ eine Nachtigall:
„Die Hütte der Liebe ſteht überall,
Sie ſteht in jedem Hain,
Du liebende Seele, zeuch ein!“

Da wurde das Herz ihr ſo wunderbar ſchwer;
Sie ſah
In der Fülle der blühenden Fluren umher:
Sieh' da!
Da ſtand in den Roſen ein Mann gebückt,
Der hatte den Hut in die Augen gedrückt;
Er ſtand und ſann und ſann:
Und ſchaute das Mädchen nicht an.

Er ſuchte in dem Schachte der Weisheit das Gold
So tief,
Und hörte noch kaum, was lieblich und hold
Ihn rief!
Da ſprachen die Töne der Nachtigall:
„Ein Hüttchen der Liebe ſteht überall!“
Es ſang der ganze Hain;
Froh ſtimmte das Mädchen mit ein.

Das riß ihn aus tiefem Gedankenſchacht
Hervor;
Er richtet ſich wie aus Träumen der Nacht
Empor.

Da flog ſein Blick in den Sonnenſchein
Von zwei unſchuldigen Augen hinein;
Hier war er wie zu Haus,
Er konnte nicht wieder heraus.

Nun fand er ſein träumendes Leben zuvor
So leer,
Verſchloſſen war ferner ihm Herz und Ohr
Nicht mehr;
Nun wird aus den Augen, als ob es ihn drückt,
Der Hut und die Weisheit hinweggerückt;
Es ſtand der weiſe Mann,
Und ſchaute das Mädchen nur an.

Und glaubt in das himmliſche Paradies
Zu ſehn,
Und hinter ihm trieb ſich die Welt; er ließ
Sie gehn.
Er hatte durchſucht das entlegenſte Land,
Zu finden die Tiefen der Weisheit, und fand —
Ein Mädchen fromm und gut:
Das, mein' ich, war eben ſo gut!

Er nahte ſich ihr mit Wonn' und Schmerz
Und ſprach:
„Dich ſah ich, Mädchen, da ſchlug mir das Herz
Und brach,

Es brach in zwei Hälften, die eine will Dein,
Will immer und ewig die Deinige ſein;
Wie ſelig theilt' ich hier
Ein Hüttchen der Liebe mit Dir!"

Da ſang noch einmal die Nachtigall
Halblaut:
„Ein Hüttchen der Liebe iſt überall
Gebaut!"
Das rief in der Ferne den Wiederhall wach,
Und tönt' in zwei Seelen lebendiger nach; —
Sie ſenkte tief den Blick,
Das war ein verheißender Blick!

Den fühlt' er, er fühlte ſo himmelfroh
Sich nie;
Ihr war es wie Traum, doch träumte ſie ſo
Noch nie:
Sie gab ihm ein heiliges Röschen, o ſeht,
Wie Liebe durch Blumen ſich ſpricht und verſteht!
Er ſtand nicht mehr gebückt, —
Nun rief er, nun ſang er entzückt:

„Komm, Mädchen, in's Hüttchen der Liebe mit mir
Hinein,
Mit Roſen und Myrten bekränz' ich es Dir,
Zeuch ein!"

Sie ſtand wie Unſchuld ſo hell und weiß
Im ſchönen Erröthen und liſpelte leiſ'
Ein liebeſeufzendes Ach!
Das liſpelt die Laute nicht nach.

Er ſagt ihr viel Holdes; da wurde ſein Blick
So naß,
Sie redete ſchweigend, da ſchimmert ihr Blick
So naß;
Sie dacht' an die Heimath — Ade! Ade!
Dort that ihr das Scheiden der Liebe ſo weh:
Was weh dem Herzen thut,
Das Finden der Liebe macht's gut!

Lied von der ſchönen Schifferin.

Es ſchiffte ein Mägdlein über die See,
Ihr werdet es freilich nicht kennen;
Doch daß meiner Heldin ihr Recht geſchehʼ,
So will ich Bianka ſie nennen.

Das Schifflein fuhr ſanft auf den Fluthen dahin,
Und Mai war's, und alles war heiter;
Geſtimmt zur Freude war jeder Sinn,
Was will unſre Schifferin weiter?

Allein ein Mädchen will immer noch was:
Ein Sturm, meint ſie, wäre wohl beſſer;
Da käme doch etwas luſtiger Spaß
Und Tanz in das ſtille Gewäſſer.

Geſagt, geſchehn! Aus Süden daher
Kam ein Sturm mit gewaltigen Schwingen.
Das Schiffſlein tanzt die Kreuz und Quer,
Als ſollten's die Fluthen verſchlingen.

Nun ſchreit ſie ängſtlich zum Himmel hinauf:
„Nicht tanzen mehr," ruft ſie, und weinet:
„Wer nimmt denn alles ſo ernſtlich auf,
So war es ja gar nicht gemeinet.

„Ach laß mich, o Himmel, nicht untergehn!
Bei der Sonne gelob' ich's da droben,
Sie ſoll mich nimmer mehr tanzen ſehn"—
Man kann nichts feſter geloben.

Schon zürneten leiſer und leiſer die Wellen,
Das Schiffſlein gewinnet den ruhigen Lauf;
Der dunkelnde Himmel fängt an ſich zu hellen,
Die Sonne geht unter, der Mond geht auf.

Der Sturm verſchwand, man kam in den Port
Bei einem gar fröhlichen Städtchen;
Da tanzten an einem offenen Ort
Die Fiſcher-Buben und Mädchen.

Und als Bianka ſo ſinnig da ſtand,
Da konnten die Füße kaum ruhen;
Es tanzten auf ihre eigene Hand
Die Zehen geheim in den Schuhen.

Sie aber ſteht in ſich gekehrt und ſtumm,
Sie will in den Tanz ſich nicht miſchen,
Und ſieht nach dem Meere verdrießlich ſich um;
Doch endlich ſpringt ſie dazwiſchen;

Und fliegt hinauf den luſtigen Reihn,
Es wehn die ſchmückenden Kränze;
Von oben der prächtige Maimondſchein
Beleuchtet die fliegenden Tänze.

Da ruft eine Stimme vom Himmel: „O weh!
Bianka, Du haſt Dich verloren,
Gedenk' an den gefährlichen Tanz auf der See!
Was haſt Du der Sonne geſchworen?

„Bianka, Du haſt Dein Gelübde verletzt!" —
„Was," ſpricht ſie, „was hab' ich verbrochen?
Die Sonn' iſt in Amerika jetzt,
Und dem Mond hab' ich gar nichts verſprochen.

Kurze Anrede
an
den Meiſterſänger Schink
bei Gelegenheit ſeiner Weihung zum Frauenſänger,
fortan genannt
„Frauenlob der Zweite*).“

Beliebet, Meiſter Schink, beliebet aufzuſchau'n!
Vernehmt, womit ich Euch kraft meines Amts begabe:
Vernehmt, was ich im Namen hoher Frau'n
Euch an- und vorzutragen habe!
Nichts Größeres ertheilt der heil'ge Mann in Rom,
Als dieſe Damen Euch verleihen;
Sie wollen feſtlich Euch zu ihrem Sänger weihen,
So hört nun das Euch ehrende Diplom:
Kund und zu wiſſen ſei hiermit,
Daß wir den Meiſter Schink ob ſeiner Liedergaben,
Womit er für die Frau'n doch ſang, wenn auch nicht ſtritt,
Zum Frauenherold auserkoren haben. —

*) Tiedge dichtete dieſen Schwank auf Veranlaſſung der geiſtreichen Dorothea von Kurland und deren liebenswürdiger Töchter zu Löbichau, dem idylliſchen Landſitze der Herzogin, der oft ſcherzweiſe auch „Elſenau“ genannt wurde. Der damals anweſende berühmte Criminaliſt Anſelm v. Feuerbach hatte die Rolle des Kanzlers übernommen und den Spruch vorgetragen.

Vollauf hat dieſer Dichter es verdient,
Durch ſeine ſchmeichelnden Charaden
Und and're Sängerei, daß friſch ſein Lorbeer grünt;
Vollauf erwarb er ſich der Frauen Huld und Gnaden,
Sobald in ſeiner Hand ſich nur die Laute regt,
So wird der Schönen Lob geſungen.
Iſt's nicht ein Kranz von Frauenhuldigungen,
Die er der ſchönſten Frau zu Füßen hat gelegt?
So hat er Frauengunſt in vollem Maß errungen.
Wir freu'n des Lobes uns, das ſeiner Harf' entquoll,
Drum ſoll auch keine Zeit ihm ſeinen Kranz entreißen:
Kraft dieſes offnen Briefes ſoll
Er Frauenlob der Zweite heißen!
Und läuft einmal ſein frohes Leben ab —
Denn ihm auch wird die dunkle Stunde ſchlagen —
Dann weinen wir ihm nach und tragen
Auf unſern Schultern ihn ins Grab;
Und fort und fort ſoll ſeine Urn' umſchlungen
Mit friſchen Lorbeerzweigen ſein;
Doch ſamml' er reichlich noch zuvor Erinnerungen
Von ſchönen Stunden für die letzten ein.
Vor allen leuchte ihm die hehre Stunde,
Die ihn ſo ganz der niedern Erd' entzieht,
Wo er in dieſer feierlichen Stunde
Vor hohen ſchönen Frauen kniet.
Wir wollen ihn indeß bei Leibes Leben ehren
Vor vielen Sängern weit und breit:
Und darum ſei zu ſeinen Ehren

Ihm dieſer Dichterkranz geweiht,
Den unſ're Hände ſelbſt gewunden,
Wie kaum erfuhr Ein Harfeniſt;
Und dieſer offne Brief ſoll männiglich bekunden,
Wes Standes Meiſter Schink nun iſt.
Zum Dichter hat ihn die Natur geboren,
Zum Frauenſänger hat ihn Frauenhuld erkoren:
Ausſprechen ſoll dies ſonnenklar
Ein Wappenſchild, wie kein's noch war.
Die goldne Harfe prang' im himmelblauen Felde,
Denn ſie verherrlicht ja ſo ſchön des Ruhmes Glanz:
Und daß die Harfe ſich den Frauen weihet, melde
Was ſie umſchlingt: ein Roſ'- und Lilienkranz. —
Ein ſolches iſt verhandelt und geſchehen
Zur lieben Au im Schloß der Feen,
Was als ein ſolches weit und breit
Geprieſen wird und hoch bewundert,
Im Jahr Eintauſend und achthundert
Und neunzehn unſ'rer Zeit.

In Namen und Geheiß der
Hohen Edlen Frauen,
Die ſich an Sang und Klang
Ergötzen und erbauen
Beim Vorſitz unſ'rer — fern und nah
Verherrlichten Titania.

Anſelmus Nectarius.

Lob und Schmeichelei.

Fürſten ſtehen hoch und mächtig;
Sie vertheilen Ehr' und Gold:
Darum iſt das Lob verdächtig,
Das man reichlich ihnen zollt;
Doch ihr Thun zu hoch erhoben
Fechtet nicht zu grämlich an!
Denn man thut nicht ſchlimmer dran,
Sie zum Rechtthun hin zu loben,
Die man nöthigen nicht kann.
Aber ſiebenfache Rüge
Treffe die verworf'ne That,
Die mit frecher Schmeichellüge
Sich dem Ohr des Fürſten naht!
Sie verkleidet Miſſethaten
Vor dem Angeſicht der Welt;
Sie iſt Giftthau, die auf Saaten
Eines guten Bodens fällt!

Der große Mann.

Nein, nenne mir nicht einen Großen
Den Heldengeiſt der wilden Schlacht,
Der Recht und Menſchlichkeit aus ſich hinaus geſtoßen,
Und nun den Genius, der hell in ihm erwacht,
Zu einem finſtern Dämon macht;
O nenne den nicht einen Großen! —
Der Mann der Kraft, der Recht und Freiheit ſchirmt,
iſt groß;
Von dieſer Hoheit riß der Schlachtenwüther,
Der weltverheerende Gebieter,
Der tolle Macedonier ſich los.
Wirſt Du in jenem Mann den Helden noch erkennen,
Der in der Wolluſt Schooß ſein Heldenthum vergißt?
Wirſt Du den einen Großen nennen,
Der kleiner, als die Wolluſt, iſt?
Sei's nun die Wolluſt, ſei's die rohe Heldenehre —
Wer einer dieſer Lockungen erliegt,
Und wenn er ſiegender als Alexander wäre,
Der hat ſich breit, nie groß geſiegt!

Jetzt richte Deinen Blick nach jenem ſanftern Lichte,
Das hell auf Heinrich's Namen fällt:
Groß iſt Navarra's edler Held,

So ſteht er da vor dem Gerichte
Der Könige, vor der Geſchichte!
Der Feind, der um die Krone mit ihm ſtritt,
Der zählt ihm vor: er ſei der Schwache.
„Zwei Starke," ſpricht der Held, „die zähltest du nicht mit:
„Nicht Gott und die gerechte Sache!"
Nie ſtrebte Heinrich's hoher Sinn,
Wie ein gemeiner Held, nach einem niedern Preiſe:
Nach Länderraub und nach zerſtörendem Gewinn.
In einem heiligern Gedankenkreiſe
Bewegte ſich ſein königlicher Sinn.
Er ſiegt — und wendet ſich nun ab vom Glanz der Waffen,
Will ſeinem Volke Heil, den Völkern Frieden ſchaffen.
Nach Heinrich ſehn wir Friedrich's Kraft
In ihrer Fülle ſich erheben,
Gleich einem Gotte, der da Leben
Und eine neue Zeit erſchafft.
Ja, Friedrich's große Tage traten
Hoch über ſeine Zeit empor:
Aus kleinen Mitteln rief er große Thaten,
Wie Schöpfungen aus Nichts hervor.
Erhabne, lichte Geiſter weihten
Den hohen königlichen Mann,
Der trüben Tagen helle Zeiten,
Und Wüſten Leben abgewann.
Und ob er auch die Welt mit Waffenthaten ſchreckte:
Laßt uns dem großen Mann verzeihn ſein Heldenthum!

Der schöne Sieg, der unbefleckte,
Der todte Sümpfe reich mit Leben überdeckte,
Bedeck' auch seinen Waffenruhm!
Nun laßt den Blick uns hin nach jenem Corsen wenden:
In Lügenkünsten tüchtig und gewandt,
Raubt er mit hunderttausend Händen
Bald hier, bald da ein Stückchen Land.
Folgt ihm auf allen seinen Zügen:
Die Menge siegt, die Zahlgewalt erdrückt:
Und dann, was ist sein Sieg? halb ist er eine Lüge,
Die längst nicht mehr die Gläubigsten berückt.
Laß Alles seinem Stolz gelingen
Und fertig stehe da der schreckliche Koloß:
Dann sieh, und zähl', aus wie viel Dingen
Sein breiter Ruhm zusammenfloß!
Durch tausendfachen Raub hat er sich so erweitert,
Und nicht durch Schöpfungen, wie Friedrich's Geist;
Aus Strömen Blutes ist geläutert
Das Leben, welches ihm ein großes Leben heißt.
O, zahllos ist die Zahl von Ränken, von Verbrechen,
Die da bezeichnen seinen Heldenlauf!
Stark machten ihn der Gegner Schwächen,
Und Zwerge trugen ihn zur Riesengröß' hinauf.
Sei's, daß auch nie vor ihm das Schmeichellied verstumme,
Vergötter' ihn der Glanz des Marmorsteins:
Die Wahrheit spricht: der große Mann ist Eins,
Der breite Mann ist eine Summe!

König Löwe*).

Eine Fabel.

Der König Löwe hatte lange
Sein Volk regiert, als unerhört
Und plötzlich ſich mit Sturm und Drange
Das Thierreich gegen ihn empört.
Vernichtet werden alle Großen,
Die Kleinen nebenher beraubt,
Der Löwe wird vom Thron geſtoßen,
Vom Rumpf ihm das gekrönte Haupt.
Daß Alles gleich und eben werde,
So mähte rüſtig hier und dort
Die Gleichheitsſichel von der Erde
Die höhern Köpfe rüſtig fort.
Und nun war Alles flach und eben,
Nichts Hohes ragte mehr empor;
Doch ſtürmte durch das platte Leben
Der wilde Aufruhr nach wie vor.

*) Ueberarbeitung des Gedichtes „Revolution der Thiere," ſiehe Tiedge's Werke, dritte Auflage, Bd. IV. S. 155. Anſpielung auf Napoleon's Gewaltherrſchaft.

In dieſen wilden Bürgerſtürmen
Schwingt ſich ein kleiner Tiger auf
Und dringt, als Mann den Staat zu ſchirmen,
Den Thieren ſich als Schutzherr auf.
Drei Jahre will er ſich verbinden,
Den Thieren Schutz und Schirm zu ſein,
Doch ſchwer wird ſich ein Andrer finden:
Dann will er längern Schutz verleihn.
Herr Braun, der Fuchs, hält eine Rede:
„Errungen," ſpricht er, „iſt das Loos,
Der Freiheit durch die größte Fehde
Und unſer Schutzherr iſt zu groß,
Um ſich zur Tyrannei zu neigen.
Nie wird der Freiheit edler Sohn
Zu einem Throne niederſteigen:
Wo ſteht ſo hoch, wie er, ein Thron?"
Der Tiger ſchleicht nun leis und leiſer,
Nachdem er Widerſtand erfährt,
Bis er ſich öffentlich zum Kaiſer
Der Thiere, nicht des Reichs, erklärt.
Nun wieder Braun, der ſehr erhaben
Des kleinen Tigers großen Geiſt,
Des niedern Geiſtes hohe Gaben
Und ſeine ſanfte Mordſucht preiſt.
„Wohl," ſpricht er, „darf der Blick ſich weiden
Am Schauſpiel, das der Schutzherr gab;
Von ſeiner Höh' ſteigt er beſcheiden
Zu einem Kaiſerthron herab.

Er will nur Herr der Thiere heißen
Und, wie der Titel ſchon verſpricht,
Wird er die Thiere nur zerreißen,
Allein das Reich der Thiere nicht.
O! wer kann ſolche Huld ermeſſen!
Ihr Beſtien, fühlt euer Glück;
Er könnt' euch all' auf einmal freſſen,
Und ihm genügt Stück vor Stück.
So viel auch Gottes Kräfte ſchufen,
Noch fehlte viel: da ward die Brut
Des Tigers aus dem Nichts gerufen,
Nun ſprach Gott zu ſich ſelbſt erſt: gut!
Blickt auf zu dieſem Gottesbilde,
Seht, unſer Schutzherr iſt ſo hold
Und ſein Befehl iſt lauter Milde:
Bei harter Todesſtrafe ſollt
Ihr flehend ihn zum Throne zwingen."
Nun eilte man in's Prunkgemach,
Die Allgewalt ihm aufzudringen,
Die Wölfe trieben hinten nach.
Braun's Rede ſchloß nun ſehr erhaben:
„Ihr Wölfe, ſchließt um ihn den Kreis!"
Die Thiere bückten ſich und gaben
Geduldig ihre Bälge Preis.
Die Wölfe durften ihn vergöttern,
Nur rauben nicht aus eignem Drang.
Der Raub war ſein, den er mit Vettern
Und Baſen gnädiglich verſchlang.

Vorrecht und Vorzug.

Der große Thiersultan hielt Landestag — das heißt:
Es müssen sich dem Thron die Landesstände nahen,
Um, was der Herrscher will, verstummend zu bejahen.
Ein Jeder fühlt, wozu ihn seine Pflicht verweist;
Doch wer vor dem Gebot sultanischer Entwürfe
Zuerst sich neigen und verstummen dürfe:
Darüber sprach man fast republikanisch dreist
Mit freiem Untersuchungsgeist.
In Ueberlegung wird sogleich der Rang genommen:
Das schönste Thier soll auch das erste sein.
Der Affe stellt sich dar — und alle Thiere lachen.
Erschüttert hatt' er oft des hohen Sultans Leib;
Ein Affe weiß viel Spaß zu machen,
Und ein Monarch, der eben wachen,
Und sanft regieren will, verbraucht viel Zeitvertreib.
Da brummt ein ernster Bär: „Fort mit dem grauen Affen!
Hat die Natur nicht selbst für häßlich ihn erklärt?"
Doch plötzlich schweigt er still, wie vor gezückten Waffen,
Als der Monarch empor von seinem Sitze fährt.
„Was," spricht die Majestät, „hat hier Natur zu schaffen?
Wer hat den Einfluß ihr in unser Reich gewährt?

Zum ſchönſten Thier erklären wir den Affen!
Die Schönheit ſei ein Recht, das wir,
Als Vorrecht, jedem Affenthier
Kraft unſers Machtſpruchs anerſchaffen!" —
Der Bär entfernte ſich und brummte ſtill dabei:
„Den Vorzug giebt Natur, das Vorrecht Tyrannei."

Pius' VII. Entführung aus Rom.

Auch das iſt noch dem Schrecklichen gelungen:
Dem Fürſten Rom's entreißt er ſeinen Thron!
Iſt todt das Recht, verſtummen alle Zungen?
Die Hölle ſpricht dem Himmel offen Hohn.

Vor welchem Gräul mag er fortan erröthen,
Wenn ſolche Stirn je noch erröthen kann?
Die Tugend in der Tugend ſelbſt zu tödten,
Griff ſeine Fauſt nach dem geweihten Mann.

Daß er ſich ganz dem Weltgericht verkünde,
Befleckt er noch mit dieſem Gräul die Zeit;
Da ſteht er zwiſchen Heiligkeit und Sünde,
Sein ſchlimmſter Fluch iſt Pius' Heiligkeit.

Wie mag er vor dem reinen Blick ſich bergen,
Wie bulden, daß ſolch' Haupt ihn niederſtrahlt!
Auf! Murat! Tancuſt! rüſtet euch, ihr Schergen,
Da würgt es hin! ſo iſt die Schuld bezahlt.

Metaſtaſio's Pilgergeſang:

Le porte a noi diserra etc.,

Liedge.

Le porte a noi diserra,
Gerusalem bramata,
Già lieta, or desolata,
Mà sempre illustre terra.

E' ver che più non vanti
La forte rocca, e il chiaro
Tempio, che in te fondaro
Due de' maggior Regnanti.

Pur consolarti puoi,
Se dal poter Romano
Furo adeguati al piano
Gli eccelsi muri tuoi.

Te sovra ogn' altra apprezza
Chi sa, che volle in te
Morir il sommo Re
Per la commun salvezza.

Di questo al terminar
Del mondo oscura via
Dato, ah, per lui ci sia
La celeste abitar.

Gerusalemme:

Metastasio.

Wir nahen deinen Thoren,
O Zion, mit Verlangen,
Seh'n nicht mehr hoch dich prangen,
Doch immer hoch erkoren.

Kein Lied mehr, dich zu preisen,
Kein Lied des Ruhms verkündet
Das Heiligthum, gegründet
Von zwei gekrönten Weisen.

Doch darfst du nicht mehr trauern,
Daß Rom dich hat entgöttert;
Zwar liegt herabgeschmettert
Die Hoheit deiner Mauern:

Doch biſt du hoch erhaben,
Ein Gottmenſch ließ ſich hier,
Jeruſalem, in dir
Zum Heil der Welt begraben.

Und wandeln wir einſt fort
Aus dieſem dunkeln Leben:
Werd' uns dann *) durch ihn gegeben
Jene Himmelswohnung dort,
Das hohe Zion!

Seltſame doch wahrhafte Hiſtoria

von der hochgelobten hochgeliebten Prinzeſſin Johanna von C.....

verfaſſet und zur Abſchrift befördert von deren Schweſter Wilhelmina zu Kaiſer Karl's Bad,

am Tage aller Johanne und Johannen im Jahre 1818.

Ein Mägdlein einſt geboren ward
Von allerliebſtem Weſen,
Von ſolchem Sinn und ſolcher Art,
Wie wenige geweſen.

*) Dieſe und die folgende Erweiterung ward durch Naumann's Compoſition der Worte nothwendig.

Die Aeuglein waren ganz erfüllt
Mit hellen Sonnenſtrahlen,
Mit einem Wort, es war ein Bild,
Ein Engelbild zu malen.

Das Mägdlein kaum geboren war,
Geſchehen Wunderdinge:
Es klang wie eine Geiſterſchaar,
Die um die Wiege ginge.

Um's Haupt der Huldin ſchwebte was,
Wie Licht auf Nebelſtreifen;
Man rieth und ſchwatzte dies und das,
Und Niemand konnt's begreifen.

„Man laſſe," ſprach ein kluges Wort,
„Das Kind magnetiſiren!
Dann wird es ſprechen, und ſofort
Von ſich prophetiſiren."

„Nein!" rief die gute Tante, „nein!"
Mit Heftigkeit dazwiſchen;
„O! laß uns keine Gaukelein
In ernſte Dinge miſchen!"

Ein Jemand rieth: man ſollte noch
Die Philoſophen hören,
Die, was ſie auch nicht wiſſen, doch
Zum wenigſten erklären.

Man ſchickte nun im Augenblick
Nach ſolchen klugen Leuten;
Da kam ein breiter Senf zurück,
Der wußte nichts zu deuten.

Dann rief ein frommes Mütterlein:
„So wahr die Hulda lebet,
Das iſt der Weisheit Wiederſchein,
Der um das Haupt ſo ſchwebet!“

Sie fing auch wirklich früh ſchon an,
Sich Weisheit zu erwerben,
Und darum meinte Jedermann,
Sie würde zeitig ſterben.

Doch iſt es bloßer Wahn, der dies
So abergläubig meinet,
Sonſt, Schweſter! hätten wir gewiß
Längſt Deinen Tod beweinet.

Wer könnt' auch wohl an Weisheit ſich
Den Magen ſo verderben,
Daß man darüber jämmerlich
Des Todes ſollte ſterben?

Du lebſt uns noch, drob wir uns freu'n,
An Deinem Lebenstage,
Den wollen wir noch oft erneu'n
Mit frohem Herzensſchlage.

Sollſt leben und ſollſt fröhlich ſ
Und alles Schmerzgebudel,
Und jede Leib- und Seelenpein
Soll untergehn im — Sprudel!

Prolog zu einem Feſtſpiele

auf dem Schloßtheater in Sagan.

(Der Name der Gefeierten glänzte in einem im Vordergrunde der Bühne angebrachten Sterne; darunter die Worte: Où peut-on être mieux qu'au sein de sa famille*)?

Wie oft hat Sehnſucht dieſen Blick gefeuchtet!
Wie oft hat er hinaus in fernes Land geſchaut!
Der Name, der in jenem Stern dort glänzet,
Schlug oft in unſ'rer Bruſt ſo liebend und ſo laut.
Seh'n wir ein lichtes Sternbild untergehen,
So gönnen wir der fernen Welt ihr Glück,
Den Lichtaufgang der Lieblichkeit zu ſehen,
Doch wünſchen wir den holden Stern zurück.
Das ſchönſte Feſt im Himmel ſelbſt — heißt Wiederſehen!

---

*) Man vergleiche die Beſchreibung dieſes Feſtes in Tiedge's „Anna Charlotte Dorothea, letzte Herzogin von Kurland" (Leipzig, Brockhaus, 1823. 8.), S. 313.

Es dünkte leer uns Frühlingsfeld und Au,
So lieblich auch die Nachtigallen ſangen;
Ein Stern der Liebe war uns aufgegangen:
Doch Du, Du fehltest uns, Erhabne Frau!
Wenn uns die Harmonien der liebſten Töne umklangen,
Vollendung tönten ſie uns nicht,
Ein Seelenton mußt' uns noch immer fehlen:
Die volle Harmonie verwandter Seelen
Iſt die Muſik, die zu den Engeln ſpricht!

So bringſt Du uns ein Vorgefühl der Tage,
Die ſich um ſolche Geiſter dreh'n,
Verſtammt iſt jede leiſe Klage
Der Sehnſucht nun im ſüßen Wiederſchein.
Ein Wort der Freud' und Liebe ſpricht aus Allen,
Die hier Dein Feſt, Erhab'ne Frau, begehn!
O laß Dir unſer kleines Spiel gefallen,
Es feiert ja, ſo gut es kann, Dein Wiederſehn!

Prolog bei einem Feſtſpiele in Löbichau.

Willkommen wieder in Titania's Auen,
Ihr allverehrten hohen Fürſtenfrauen!
Willkommen wieder in der Elſen Kreis,
Ihr, unſ're Luſt, des Frauenſängers Preis!
Willkommen wieder mit der Engelmiene —
Dem Cherubslächeln, liebliche Pauline *),
Du langerſehnte, hochgeliebte, Du!
Dir fliegen freudig unſ're Herzen zu! —
Willkommen wieder, Gönnerin der Muſen,
Des inn'ren Lebens tiefen Sinn im Buſen,
Johanna **)! Du, mit jedem Reiz geſchmückt,
Der Aug' und Ohr, und Geiſt und Herz entzückt!
Willkommen uns, Titania's edle Sproſſen,
Und ihres Lichtreich's ſel'ge Mitgenoſſen!
Willkommen, Schweſtern der Sagania ***),
Ein heller Stern, in Licht und Mild' uns nah!

---

*) Fürſtin Pauline von Hohenzollern-Hechingen,
**) Johanna, Herzogin von Acerenza,
***) Katharina Friederike Wilhelmine, Herzogin von Sagan,
} geborne Prinzeſſinnen von Kurland.

Nehmt freundlich auf der Huld'gung Feiergaben!
So klein ſie ſind, wir geben was wir haben,
Und bringen ſie mit reinem Herzen dar!
Thalia's Kunſt, ihr Spiegel hell und klar,
Will Euch durch uns von Menſchenſitt' und Leben
Ein treues Bild Euch zur Ergötzung geben.
O helf', Apoll! der Muſen dreimal drei,
Daß unſ're Kraft gleich unſ'rem Willen ſei!
Daß unſer Spiel wahrhaftig Euch erfreue,
Euch drücke nicht des Zeitverluſtes Reue!
Gab's hier und da ein X auch für ein U,
Schenkt Nachſicht uns, und drückt die Augen zu!
Gelt' Euch für That der Wille, das Beſtreben:
Ein Schelm giebt mehr, als er vermag, zu geben.

Doris.

Holde Doris, ſanft und milde,
Ach ſie welkte hin, wie Laub;
Dort im ſchweigenden Gefilde
Bei dem Tode ruht ihr Staub.

Ja, das iſt das Loos der Wonne,
Die ſo kurz auf Erden blüht;
Heimlich nahet ſich der Sonne
Das Gewölk, das ſie umzieht.

Aber dort im Garten Gottes
Blühet Doris wieder auf;
Führet mich, ihr Engel Gottes,
Wo sich nichts mehr trennt, hinauf!

Wehe, Luft, mit leisem Flügel
Durch die Blumen ihrer Gruft!
Leicht sei ihrem Staub, Du Hügel,
Angeweht vom Blumenduft! —

Bekehrter Unglaube.

Ein Mädchen, das hieß Melanie,
War fromm und gut wie Tauben,
Und schön dazu, doch konnte sie
Nicht an die Liebe glauben.

Sie ging wohl einsam in den Hain
Zur Zeit der Nachtigallen
Und mochte so mit sich allein
Am besten sich gefallen.

Auch schien das Lied der Nachtigall
Den Busen ihr zu heben
Und lange noch mit Wiederhall
Durch ihr Gefühl zu beben.

So war ihr ſchöner Lebenslauf
Gewebt aus freien Scherzen:
Nun trat vor ihr ein Jüngling auf,
Wohl fein von Geiſt und Herzen.

Von Stund' an war ſie mehr allein
Bald heiter und bald trübe;
Das Lied der Nachtigall im Hain
Klang wie: „ich lieb', ich liebe."

Drauf ſah ſie noch im grünen Thal
Das Schmeichelfeſt der Taube, —
Sieh! da geſtand ihr Herz einmal,
Daß ſie an Liebe glaube.

Sie gab ſich ihrem Jüngling hin,
Als ob ein Gott ſie triebe,
Und feierte mit Geiſt und Sinn
Den Glauben an die Liebe.

Belindens Gelübde.

Ich bin geſund, ich bin geneſen;
Nichts weiter brauch' ich mehr vom Glück;
Ich nehme froh mein heitres Weſen,
Das mir entriſſen war, zurück.

An allen Freuden mußt' ich darben,
An Lautenſpiel und Sanggetön:
Die Welt iſt wieder roſenfarben,
Und ich bin, denk' ich, wieder ſchön.

Drum will — ich hoff', es ſoll mir glücken —
Ja, ein Gelübde will ich thun:
Nie einen Kopf mehr zu verrücken;
Ihr Augenwaffen, möget ruhn!

Käm' Einer ohne Kopf — das ginge
Mich ohnehin nichts an — der Tropf,
Er geh' vorüber mit dem Dinge,
Das ſich geberdet wie ein Kopf. —

Lied

am Carlsbader-Sprudel zu ſingen.

Rauſche leiſer, edle Quelle!
Unſer Lied ertönet Dir!
Schweigend kamen wir zur Stelle
Und mit Singen ſcheiden wir.

Eine Stimme:

Blaſſer kam ich einſt gegangen,
Als der Mond dort über mir,
Und mit pfirſichrothen Wangen
Spiegl' ich heute mich in Dir.

Chor:

Für der Freundin rothe Wangen,
Für ihr Auge klar und hell, —
Dein Geſchenk allein — empfange
Unſern Dank, Du Wunderquell!

Eine Stimme:

Jüngſt noch ſchlich ich matt an Krücken
Zu dem Wunderquell hinan;
Denkt euch, Freunde! mein Entzücken,
Daß ich heute tanzen kann.

Chor:

Quell! wir hängen hier die Krücken
{Unſers Freundes / Unſrer Freundin} ſingend auf;
Denn zu dieſem Denkmal blicke
Hoffnungsvoll der Lahm' hinauf.

Eine Stimme:

Ha! des Todes kalte Hippe
War dem Nacken ſchon ſo nah!
Und ich wandelndes Gerippe
Steh' jetzt wie der Vollmond da!

Chor:

Ja! selbst {dieses Freundes / dieser Freundin} Leben
Ist, o Quelle! dein Geschenk;
Dein, bis wir der Erd' entschweben,
Sind wir dafür eingedenk!

Eine Stimme:

Krummer hat ich mich geschrieben
Als ein Herr Notarius;
Freude war es, mich betrüben:
Meine Freud' ist jetzt ein Kuß.

Chor:

Keinen fröhlichen Gedanken
Bracht' ihm selbst der Wein in's Herz;
Doch aus dir, o Quelle! tranken
Seine Lippen manchen Scherz.

Eine Stimme:

Freund', ihr hörtet sonst mich schreien,
Wenn mein Seitenweh mich stach:
Laßt den Quell uns benedeien,
Der des Schmerzes Dolch zerbrach.

Chor:

Ja, sei dreimal hochgepriesen,
Quelle, die du All' uns labst!
Dreimal hoch! daß du Elisen
Ihren Freunden wieder gabst. —

Prinz Louis Ferdinand
von Preußen.

Den Menſchen treibt ein ewig Streben,
Das nimmer raſtet, nirgend weilt;
Im Sturme ſuchet er das Leben,
Und da, wo ihn der Tod ereilt.

Im Kampfe fühlt der Held ſich größer:
Er weiß ja, welches Ziel ihm winkt,
Schifft kühn durch's tobende Gewäſſer,
Er ſteigt, ob er auch kämpfend ſinkt.

Er ſtieg empor zum hellen Ruhme:
Das Vaterland war ſein Altar!
Dem brachte opfernd ſich die Blume
Des edlen Fürſtenſtammes dar!

Er trotzte jenem wilden Schwarme,
Schon drohte neidiſch ihm die Schmach;
Er riß den Tod in ſeine Arme —
Stark war ſein Herz noch, als es brach.

Es hat ſich kühn der Schmach entrungen,
Aus ſeinem Tode ſtrahlet Glanz;
Er fiel verrathen, nicht bezwungen.
Er ruhe ſanft, ihn deckt ſein Kranz.

Gebet
am Friedensfeste.

Höchster, vor Dir, vor Dir
Fallen wir anbetend nieder!
Schmach bedeckt lagen wir,
Glorreich erhebst Du uns wieder.
Völker von nah und fern,
Feiert den Tag des Herrn!

Vater, Dein Angesicht
Hatte sich von uns gewendet;
Aber Dein Strafgericht
Hat mit Erbarmen geendet:
Weiter nicht! riefest Du
Wüthenden Feinden zu.

Deine Macht hat's gethan,
Daß wir nicht hülflos verschmachten:
Augen des Glaubens sahn
Dich, Herr, im Wetter der Schlachten.
Nieder mit starkem Arm
Warfst Du der Feinde Schwarm.

Sieh! da kam Licht und Ruh'
Ueber die Hoffnungberaubten;
Gnadevoll ließeſt Du,
Als die Verzagenden glaubten,
Unter im Druck zu geh'n,
Gnade für Recht ergeh'n.

Herr, ſo wie Du verzeihſt,
Sei auch den Feinden vergeben!
Tilge Dein Friedensgeiſt
Jedes feindſelige Streben!
Hebt ſich doch himmelwärts
Nur ein verſöhntes Herz.

So laß uns würdig ſein
Deiner erbarmenden Gnade!
So laß uns Dank Dir weih'n,
Lenker der menſchlichen Pfade!
Höchſter, Dich preiſen wir,
Vater, wir danken Dir.

Erinnerung

an

die Schlacht von Waterloo.

(Von Tiedge in einer Verſammlung deutſcher Patrioten geſprochen zu Carlsbad am 18. Juni 1818.)

Wohl würdig eines frohen Andenkens iſt der Tag, an welchem vor drei Jahren die letzten Anſtrengungen eines verwegenen Völkerfeindes von der vereinten preußiſchen und brittiſchen Kraft darnieder geworfen wurden. Es ſei mir erlaubt, dem, allem Voruſſiſchen Volke ſo heiligen Tage, zu deſſen Feier ſich dieſe verehrte Verſammlung in einem gemeinſchaftlich frohen Gefühl hier vereiniget hat, einige Worte zu widmen, anſpruchlos, wie die edleren der Männer, die dem Vaterlande ihn errangen. Mögen dieſe Worte einer früheren Ergießung ſich anſchließen, die dem begeiſterten Gemüthe entquoll, welches innig durchdrungen war von dem großen unvergeßlichen Siege, der nahe an den feindlichen Grenzen die Rettung des Vaterlandes vollendete. Mancherlei Töne der Wehmuth, des Schmerzes und des Zornes

drängten aus dem Innerſten der gepreßten Seele ſich hervor; dann leuchtete endlich über Waterloo's blutigen Feldern der Tag der Herrlichkeit und der Erhebung, und dem tief bewegten Gemüthe entquollen folgende Töne:

Sei jedes Thal zu einem Gotteshauſe,
Zum Altar jeder Hügel eingeweiht,
Vom Aufgang bis zum Niedergange brauſe
Der Lobgeſang: „erfüllet iſt die Zeit!“ —
Dir ſinget die Begeiſt'rung ihr Willkommen,
Dir Tag des Heils, Dir, großer Siegestag!
Zur Gluth, zur hellen Flamm' iſt er entglommen
Der Funke, der im Schooß der Zeiten lag;
Die Flamm' ergriff des Wahns gethürmte Hallen,
Zermalmte ſie in Staub und webt
Am Horizont dahin, wie Siegerfahnen wallen:
Das iſt die Gluth, aus der ein Phönix auferſteht.
Seht! wie er glänzt! er ſchüttelt ſein Gefieder,
Zur Sonne fliegt ſein erſter Blick hinan,
Dann ſieht er auf die dunkle Stelle nieder,
Wo ſein Verklärungsfeſt begann.
Kennt er ſie noch? ſie glich dem öden Schooße
Der Wüſtenei, die eine Welt begrub,
Wo Albion nur ſtand, und Wellington der Große
Noch ungebeugt ſein freies Haupt erhub.
Da, wo es heller glänzt, da ſäuſeln Jubeltöne,
Da iſt es, wo die Zeit das neue Heil gebar,
Da weihten Mütter ihre Söhne,

Da weihte ſich die Kraft am Vaterlandsaltar.
Wo iſt die Macht, die Kraft zu unterjochen?
Des Räubers Macht entfloh, ließ fallen ſeinen Raub,
Die Rieſenhand des Frevels iſt gebrochen,
Ohnmächtig wüthend greift ſie in den Staub.
Zerſchmettert ward die ſtolze Säule,
Woran die Kette unſern Rheinſtrom band;
Der brauſet wieder frei in froher Welleneile,
Er brauſet frei durch's freie Vaterland.
Unwillig trugen ſeine Wogen
Das Joch, das jenen fluchbeladnen Nacken beugt;
Ihn, den die deutſche Flur erzogen,
Ihn hat der Freiheit Felſenbruſt geſäugt:
Ein neuer Morgen ſoll auf ſeinen Hügeln brennen.
Fleug' auf, mein Lied, in's neue Morgenroth!
Da weihe Dich, das Herrliche zu nennen,
Zu ſingen, was der Geiſt gebot.
Ihr edlen Männer deutſcher Zungen,
Wie Donner Gottes ſtürmtet ihr herauf,
Ihr habt das Vaterland, ihr habt euch ſelbſt errungen.
An Herrmanns Säule hängt die Feindes Adler auf!
Und Du mein Volk, vor allen hocherkoren,
Dein Nam' iſt Kraft, Boruſſia!
Du haſt erfüllt, was Du dem Stern geſchworen,
Aus dem herab die Seele Friedrichs ſah.
Den Hohen darf die Lippe wieder nennen
Im freien Raume ſeines Heiligthums;
Sein Geiſt begeiſterte zum Siege ſeine Brennen

Und ihn, den Erben ſeines Ruhms.
Heil Dir, mein Lied, es glänzt an Deinen Flügeln
Der Stolz Boruſſia's, der ſich zurück gewann;
Verkünd' ihn, Du Geſang, verkünd' ihn fernen Hügeln!
Ja, ſtolz ſein darf ein Volk! beſcheiden ſei der Mann!
Erhebe Dich, mein Volk, in Deiner ganzen Würde!
Die Säule Deines Ruhmes ſtrahlet weit;
Nie trägſt Du mehr des fremden Joches Bürde:
Sei feſt, ſei ſtark! ſei groß, ſei würdig dieſer Zeit!
Die Wüſte hat den Raum der Segensflur geboren,
Am Roſenſtrauche blüht die Freud' im Eichenhain:
O pflegt die Roſen, pflegt ſie, junge Horen,
Den Heldengräbern ſie zu weih'n!
Dort ſchlummern, die den Heldentod erwarben,
Dort ſprach ein Stein zum künftigen Geſchlecht:
„Steh, Wanderer, ſtill! die hier Entſchlafnen ſtarben
Für Vaterland, für deutſche Sitt' und Recht.“

Es iſt heute das dritte Mal, daß wir die Wiederkehr des glorreichen achtzehnten Junius feiern, des Tages, bei deſſen Erſcheinung es lauter und voller in der Bruſt jedes Preußen ſchlägt: der Jubel der Herzen iſt ſeitdem leiſer, aber darum nicht minder innig geworden. In der glänzenden Hauptſtadt unſres Vaterlandes verkündet dies Feſt die donnernde Stimme des Geſchützes; wir feiern es ſtiller mit eben ſo frohem und dankbarem Gemüthe. Glänzende Reihen von tapfern Kriegern verherrlichen dort die feſtliche Weihe; aber auch wir er-

blicken in unſrer Verſammlung hochehrenwerthe Männer, die rüſtige Theilnehmer waren an der Heldenarbeit, welche uns die frohen Erinnerungen des heutigen Tages erkämpfte. Wir neigen ehrend und dankbar unſre Herzen ihnen entgegen; beſonders aber gebühret ein preiſendes Andenken dem königlichen Manne, der an der Spitze ſeiner Schaaren auszog in die Stürme der Schlachten. Rührend ſtehen vor dem innern Sinn die Bilder aus jener Zeit; vor allen das Bild unſers verehrten Monarchen.

Feſt ſteht er da und achtet nicht der Pfeile,
Die Frankreichs Gaukler nach ihm wirft; Er ſchweigt,
Er weiß, daß ſich mit ihrem ganzen Heile
Die Götterſchaar der Tugend zu ihm neigt:
So ſteht er da wie eine Feuerſäule,
Die hell empor aus dunklen Tagen ſteigt,
Mit ihm iſt Gott; der Ahnen Geiſter ſchweben
Um *ſeinen* Geiſt, um ſein geweihtes Leben.

Aber gedenken wir an dem heutigen Tage auch der edlen Männer und Jünglinge, die zum Opfer das Schickſal des Tages hinnahm. Geheiligt wehe der Odem des Friedens durch die Halme, die ihre Gräberſtellen bekränzen, an denen verwundete Herzen noch ſchlagen!

Du Braunſchweigs Held, der ſich zuerſt geweiht,
Und all' ihr Opfer jener harten Zeit,

Da glorreich ihr für Recht und Würde fochtet,
Die Hügel dort am Rhein habt ihr geweiht:
Dort grünt fortan der Kranz, den ihr euch flochtet.
Herab von euren Sternen seht
Die schönern Sonnen auf uns niederstrahlen,
Seht, wie das Bessre einst aus eurem Staub ersteht!
Wie sollen wir Euch unsern Dank bezahlen?
Nehmt unsre stillen Herzensopfer an!
Die Hügel weih'n sich Euch zu Ehrenmalen:
Da ruht von Eurer Blutarbeit fortan!
In Segen ruht! Von Euern Thaten spreche
Das junge Laub und das Getön der Bäche.
Nach euern Gräbern soll einst unsre Jugend sehn,
Daß sie noch in der Zeiten tiefsten Ferne
Den heil'gen Spruch der Weihe lerne:
„Ein Volk, das stehen will, — das kann nicht unter-
gehn."

Lob- und Danklied

für die Geneſung

der

Frau Herzogin von Curland,

geſungen in der Kirche zu Greß-Stechau am 1. Juli 1821.

Chor der Kinder.

Erhebt euch frohlockend, ihr feſtlichen Lieder!
Es hör' uns Feld und Au'!
Wir haben ſie wieder! Wir haben ſie wieder,
Die mütterliche Frau!
Der Himmel hört Stimmen der Kindlichkeit gern;
Lobt mit uns, ihr Alten! Lobpreiſet den Herrn!

Die Gemeine.

Nun lob', mein' Seel', den Herren,
Was in mir iſt, den Namen ſein!
Sein' Wohlthat thut er mehren:
Vergiß es nicht, o Herze mein!
Uns iſt ein theures Leben,
Nicht mehr gedrückt an Schmerz,
Durch ihn zurückgegeben:
Drob preiſt ihn Mund und Herz!

Es ſei fortan behütet,
An Gottes Gaben reich
Und herrlich überſchüttet,
Verjüngt dem Adler gleich!

Chor der Kinder.

O Heil uns, daß wieder ihr Blick uns begegnet!
Ein Segen iſt ihr Blick.
Mit Mutterhuld hat uns die Hohe geſegnet;
Gott gab uns ſie zurück,
Zurück aus Gefahren der drohenden Pein:
Laßt Opfer des Dankes dem Höchſten uns weihn!

Die Gemeine.

Die Gottesgnad' alleine
Steht feſt und bleibt in Ewigkeit;
Dank ſei von der Gemeine,
Die hier vereint iſt, ihr geweiht!
Vor Gottes Machtbefehlen
Schweigt Sturm und Wetter ſtill;
Er ſendet Engelſeelen,
Wann er beglücken will.
Daß unſer Heil uns bliebe,
Es war wohl hart beſtürmt,
Hat er, der Gott der Liebe,
Die hohe Frau geſchirmt.

Chor der Kinder.

Er hat, daß die drohende Trübsal ſich wende,
Mit ſtarkem Arm gewehrt;
Er ſah die betenden kindlichen Hände,
Und hat uns nun erhört.
Bringt Opfer des Lobes und Preiſes ihm dar!
Ein jegliches Herz ſei ein Opfer-Altar!

Die Gemeine.

Sei Lob und Preis und Ehren
Ihm, den das Chor der Engel preiſt,
Ihm, der, uns zu erhören,
Durch ſeinen hohen Sohn verheißt!
Du haſt ſie uns gegeben,
Die Herrin, Dank ſei Dir!
Erhalt', o Gott, ihr Leben!
Sei fort und fort mit ihr!
Wir flehn zu Deinem Namen,
Wie Kindesliebe fleht;
Der Glaube ſpricht das Amen
Zu unſerm Herzgebet.

Chor der Kinder.

Amen! Amen! Amen!

An

Seine Königliche Hoheit,

den Prinzen Friedrich August,

Herzog zu Sachsen.*)

Von fern hab ich Dein hohes Lied vernommen,
Dir sah ich nach auf Deiner hellen Bahn,
Den Geistern der Unsterblichkeit willkommen,
Die sich mit Dir dem Freundschaftstempel nahn;
Nichts Irdisches kann solchen Geistern frommen,
In diesen Tempel tritt nicht Leidenschaft noch Wahn:
Dich hat er freudig grüßend aufgenommen,
Du sangst ihn würdig, Königlicher Schwan!
Vernimm von dort ein feierliches Tönen:
Es feiert einen jungen Lorbeerkranz,
Wie Lichtaufgang umschwebt ihn stiller Glanz,
Ein theures hochgeweihtes Haupt zu krönen:
Da reichen schon die festlichen Camönen
Dir durch die Hand der Freundschaft ihren Kranz.

*) Des jetzt glorreich regierenden Königs Majestät.

Die Griechen im Kampfe mit den Barbaren.

Verlaßnes Griechenland! da ſtehen
Berufne Rettungskräft' — und ſehen
In argliſtvoller, kalter Ruh'
Dem Mordgräu'l der Barbaren zu.
Sie ſehn, wie das, was Chriſtus ſä'te,
Die Hordenwuth darnieder tritt,
Sie tragen ſelbſt die Mordgeräthe
Den Mördern zu; ſie morden mit,
Und wagen Chriſten ſich zu nennen, —
So ſpotten ſie der Chriſtenpflicht!
Nein! Jeſus Chriſtus! Dich erkennen
Die chriſtlichen Barbaren nicht!

Gefallen iſt die heil'ge Sache!
Die Todesernt' iſt abgemäht!
Einſt erntet ihr, was ihr geſä't.
O zittert! zittert! Gottes Rache
Sie trifft die Schuld früh oder ſpät!

Ach, edles Blut iſt ſo verronnen!
Ihr Blicke Gottes, all ihr Sonnen
Des Himmels, bargt ihr euer Licht
Vor ſolchem ſchwarzen Frevel nicht?

Da ſieh! wornach du längſt geſchmachtet,
Politika, du Orkusbrut!
Da ſieh, dein Opfer iſt geſchlachtet,
Dein Höllenaltar ſteht in Blut!
Berauſche dich zu neuen Thaten,
Berauſche dich mit neuem Muth,
Gott und die Menſchheit zu verrathen!
Und haſt du je von Gott geträumt,
Wie ſeine Schrecken zu dir traten,
Vergiß, und geh'! der Becher ſchäumt!
Geh' hin! vom Völkerhaß begleitet,
Geh' hin, zu deinem Siegesmahl!
Aus Leichen iſt es dir bereitet,
Roth ſchäumt der gräßliche Pokal;
Das Feſtlied zu dem Bacchanal
Von allen Bergen ſtrömt es nieder,
Es hallt aus allen Klüften wieder
Das Fluch- und Angſtgeſchrei der Qual!
Da ſchwelge dich dann immer dreiſter,
Mag doch vor dir die Nacht daſtehn,
Durch welche Todesſeufzer wehn,
Und der Erſchlagnen irre Geiſter,
Die finſtern Rachegeiſter gehn.
Sie zeigen Hellas' große Trümmer;
Sie weiſen auf das Blutfeld hin —
Das Alles, Alles irrt dich nimmer!
Die Wüſten — freche Sünderin,
Die deine wilden Knechte ſchufen,

Sie ſteigen fürchterlich die Stufen
Des hohen Pelion hinan,
Und, Hellas, deine Söhne rufen
Umſonſt das Herz der Menſchheit an. —
Die mitleidvollen Lüfte tragen
Den Hülferuf von Land zu Land.
Wie? hat den Geiſt, den ſie verklagen,
Hat ihn ein Zauberſpruch gebannt?
Den Schrei von allen Völkern, allen,
Er hört ihn, ſchweigt, läßt ihn verhallen
Und ſchauet in den Tempelbrand!

Heil, edle Griechen, euren Manen!
Euch hat ein heil'ger Tod geweiht!
So theilt denn die Unſterblichkeit,
O theilt mit euren hohen Ahnen
Die Kronen einer großen Zeit!
Schaut nicht herab, wo immer ſtummer,
Verödet Tempe's heil'ge Flur
Die Luft, — als athmete dort nur
In einem langen Sterbeſchlummer
Noch die helleniſche Natur!
Schaut nicht herab zu den Gebüſchen
Der ſtarren Wildniß —: da verwiſchen
Barbaren eure letzte Spur!
Hört's nicht, wie da die Schlangen ziſchen,
Wo durch den dunklen Lorbeergang,
Wo unter heiligern Gebüſchen

Der gottbegeiſterte Geſang,
Der hohen Lyra Kunſt erklang.
Horcht nicht nach jenen Tempelhügeln:
Da zürnet, ewig aufgeregt,
Ein Wehruf, den auf ſeinen Flügeln
Der Wind durch die Ruinen trägt! —
Da ſchleppten Chriſten eure Kinder
Und Frau'n für niedrigen Gewinn,
In's Elend, in die Knechtſchaft hin.
Die tiefſte Höll' hat keinen Sünder,
Der je auf ſeinen Frevelmuth
Ein ſchwärzeres Verbrechen lud.
Laßt uns, laßt die Geſchichte trauern,
Mit des Entſetzens tiefſten Schauern
Erfülle ſie das Trauerſpiel,
Als die erhabne Hellas fiel! —

O tragt in Frieden eure Kronen,
Vergeltung eurem Chriſtenmuth!
Hier ſpritzt untilgbar an die Thronen,
Ihr Hohen, euer Opferblut!
Was ihr, was unſre Zeit geweſen,
Das wird vereinſt die Nachwelt dort,
Dort in der Blutſchrift wird ſie's leſen.
Fahrt wohl! mir fällt die Thrän' in's Wort

Das ſtumme Land.

Auf raffte ſich ein Volk, zu retten
Sein Allerheiligſtes aus Ketten
Der grauſenvollſten Sclaverei:
Da goß die finſtre Tyrannei
Auf dieſes Volk ein Heer blutgieriger Barbaren,
Mit ihnen grauſes Mordgeſchrei,
Und hinter ihren Mörderſchaaren
Das ſtumme Grau'n der Wüſtenei.
Die Dummheit nennt das edle Volk Rebellen,
Kein Herrſcherrecht verletzt ſein Muth, ſich zu befrei'n.
Denn, wer geſetzlos herrſcht, der iſt kein Herrſcher — nein
Gewaltig nur durch ſeine Raubgeſellen
Mag er ein Räuberhäuptling ſein.
Wie mögen Fürſten nur ihm gleich ſich ſtellen,
So ihre Kronenwürd' entweih'n!
Sein fürchterliches Recht ſind Ketten,
Und welcher Gott verbeut, vor Räubern ſich zu retten?
Im Rettungskampf hier weiht das Recht den Heldenmuth,
Dort gegenüber ſchäumt die Wuth:
Bedeckt mit Leichen ſind die Flächen,
Wehklagen ſchrein die Hügel, in den Bächen

Und in den Strömen ſchäumet Blut.
Da nächtlich ſchwelgt und ſchändet das Verbrechen
Beim Licht des Hüttenbrands und heller Tempelgluth.

Wie ſoll den wilden Tigerhorden,
Die zum Verwüſten und zum Morden
So zahllos dort aus ihren Höhlen gehn,
Ein Häuflein Helden widerſtehn?
Doch nie ſind Tiger Ueberwinder,
Sie würgen Greiſe, Frau'n und Kinder,
Die wehrlos um Erbarmen flehn.
Da fliegt das Hülfegeſchrei der Armen
Hin durch die Welt, durch Thal und Höh'n, hinab,
hinauf
Und ruft erſchütternd das Erbarmen
In allen, allen Völkern auf.
Die Menſchen, die ſonſt nie das Blutvergießen ſcheuten,
O ſeht! wie friedlich ſind ſie nun,
Denn hier iſt nur das Recht, nichts weiter zu erbeuten,
Sie laſſen ihre Waffen ruhn.
Und retten können Völker, denen
Der Waffennachdruck fehlet, nicht;
Sie bringen dann, gemiſcht mit Thränen,
Was den halbnackt Entflohenen gebricht.
Sie drängen ſich herbei und ſpenden
Mit vollen, wohlthatvollen Händen,
Und Gott im Himmel hält Gericht.
Und mitten in der großen Weltbewegung,

In der ſich auch das kleinſte Volk ermannt,
Liegt gänzlich ohne Laut und Regung
Ein ſtummes, aber nicht taubſtumm gebornes Land.
Mit ſtillem Grimme trägt das Volk die Bande
Des Zwangs, der jeden Laut bewacht.
Und hoch in dieſem ſtummen Lande
Da ſteht ein Mann, der ſpricht: „ich heiße Mitternacht!
Wie darf es jenes Volk dort wagen,
In frecher Selbſtkraft aufzuſtehn?
Was war, — das iſt die Nacht der Dummheit zu verjagen
Und ſeine Ketten ſo rebelliſch zu zerſchlagen.
Dies Beiſpiel ſoll und muß auf immer untergehn:
Es iſt die Frucht von unſern hellen Tagen.
Drum Licht weg! Licht weg! ſei hinfort,
Politika, dein Looſungswort.“
So deckt der Mann wie eine Schattenwolke
Das ſtumme Land, um ſeinem Volke
Den grellen Lichttag zu entziehn.
Wenn irgendwo ein Strahl von Licht und Freiheit funkelt,
Gleich fällt ſein Schatten über ihn,
Bis Alles wieder ſattſam dunkelt,
Und alle lichte Geiſter fliehn.
Du aber, edles Volk, das grauſamlich zertreten,
So muthvoll blutend ſeine Ketten bricht,
Das ſtumme Land kann ſtill nur für dich beten,
Doch Hülfe ſenden kann es nicht.

Der Sachſen

Vaterlandslied.

Zum 31. October 1830.

Steh auf, Geſang! er iſt gekommen!
Gekommen iſt der große Tag,
Der von den Schultern hat genommen,
Den Druck, der lange auf uns lag!
Schon wandelt beſſer in dem Schirme
Des jungen Friedens unſre Zeit.
Verhülle die Vergeſſenheit,
Den finſtern Geiſt empörter Stürme!
Mit Kränzen in dem Haar
Naht euch dem Sühnaltar!
Wohlauf! wohlan! ſtreut Blumen hin,
Wo Zwiſt und Unheil war!

Chor.

Wohlauf! wohlan! u. ſ. w.

Des Unheils Macht iſt nun gebrochen!
Der dumpfe Ruf der Zwietracht ſchwieg,
Seit ihn das Wort der Kraft beſprochen.

Auf, Triumph! beſtrahle den Sieg!
Sei unſre Flur die Tempelhalle,
Wo Gottesdienſt die Eintracht hält,
Daß hoch empor zum Herrn der Welt
Der feiernde Triumph erſchalle!
Mit Kränzen in dem Haar
Naht euch dem Feſtaltar!
Wohlauf! wohlan! ſtreut Blumen hin,
Wo Zwiſt und Unheil war!

Chor.

Wohlauf! wohlan! u. ſ. w.

Wo Unheil war, bricht neues Leben
Mit jugendlicher Kraft hervor;
Hell umtönt von Geſängen, heben
Ihre Häupter die Berg' empor,
Des Vaterlandes heil'ge Berge
Seht! ſtrahlet nicht ihr Rebenkranz?
Auf daß vor ihrem neuen Glanz
Der Zwietracht Unhold ſich verberge!
Mit Kränzen in dem Haar
Naht euch dem Feſtaltar!
Wohlauf! wohlan! ſtreut Blumen hin,
Wo Zwiſt und Unheil war!

Chor.

Wohlauf! wohlan! u. ſ. w.

Wer weissagt uns die fernen Zeiten?
Vernehmt! vernehmt! die Wahrheit spricht:
Der Triumph wird das Recht begleiten,
Und die Wahrheit wohnen im Licht!
Nur schleich' um Sachsens Fürstenkrone
Kein gunsterhaschendes Geschwätz;
Frei sprech' ein heiliges Gesetz
Ein gleiches Recht herab vom Throne!
Mit Kränzen in dem Haar
Naht euch dem Festaltar!
Wohlauf! wohlan! streut Blumen hin,
Wo Zwist und Unheil war!

Chor.

Wohlauf! wohlan! u. s. w.

Kein Unrecht mehr im Vaterlande!
Kein Vorrecht stör' ein Friedensreich!
Und im friedlichen Volksverbande
Ist das Vorrecht dem Unrecht gleich.
Aristokraten, Demokraten —
Nichts von dem Allen sei fortan!
Doch nenn', o Lied, den höhern Mann,
Es ist der Mann der Edelthaten!
Mit Kränzen in dem Haar
Naht euch dem Festaltar!
Wohlauf! wohlan! streut Blumen hin,
Wo Zwist und Unheil war!

Chor.

Wohlauf! wohlan! u. s. w.

Daß ſich das neue Heil vollende,
Vertilgt des alten Grolles Spur!
Sodann reicht einander die Hände,
So erneut den Einigkeitsſchwur!
Und laſſet euch das nicht empören,
Was Zufall in ein Leben ſtreut!
Der ſtill ſich ſeiner Ahnen freut,
Den guten Mann ſoll Niemand ſtören!
Mit Kränzen in dem Haar
Naht euch dem Feſtaltar!
Wohlauf! wohlan! ſtreut Blumen hin,
Wo Zwiſt und Unheil war!

Chor.

Wohlauf! wohlan! u. ſ. w.

Wem danken wir dies neue Leben?
Blick auf! blick auf, Saronia!
Sieh! dein Fürſt, mit Bürgern umgeben,
Steht ein Engel des Friedens da!
So laßt uns immer ihn umringen,
Der ſchön die Friedenspalme trug!
Durch ihn ſind wir uns ſelbſt genug!
Kein Fremder ſoll uns Frieden bringen!
Mit Kränzen in dem Haar
Naht euch dem Feſtaltar!
Wohlauf! wohlan! ſtreut Blumen hin,
Wo Zwiſt und Unheil war!

Chor.

Wohlauf! wohlan! u. ſ. w.

Schaut hin! da tritt der Hochgeweihte
Hervor in junger Majeſtät!
Sein Johannes geht ihm zur Seite!
Seht den Blick, der iſt ein Gebet!
O ſchwört ihm, Bürger, ſchwört auf's Neue
Im Angeſichte der Natur
Vertrauenvoll den großen Schwur,
Den feierlichen Schwur der Treue!
Mit Kränzen in dem Haar
Naht euch dem Feſtaltar!
Wohlauf! wohlan! ſtreut Blumen hin,
Wo Zwiſt und Unheil war!

Chor.

Wohlauf! wohlan! u. ſ. w.

Lied der Communalgarde.

Hört, wie auf den Flügeln der Lüfte
Der Jubel die Straßen durchfliegt!
Es haben die Stürme der Freude
Die Stürme des Grolles beſiegt!

Wer kommt durch die Stürme der Freude
So heiter und ernst? Es ist Er,
Der würdige Sachsenfürst Friedrich,
Der reitet so stattlich daher!

Er hat die Verwirrung beschworen,
Da floh sie die finstre Gefahr!
O bringet denn Herzen voll Liebe
Zum würdigsten Opfer Ihm dar!

Ein Königgreis ist ihm zur Seite,
Seht Beid' im erhabnen Verein!
Sie wollen verzeihend und tröstend
Das Fest der Versöhnungen weihn.

Wohl ist es ein Blick in den Himmel,
Wo, liebend und wieder geliebt,
Ein Volk in der Stunde der Weihe
Den Fürsten der Herzen umgiebt.

Frisch! Blumen her! Blumen und Zweige,
Um Friedrich den Weg zu bestreun!
Er darf, darum soll der Erhabne
Des Sieges der Herzen sich freun!

Ja Friedrich, die Hoffnung des Volkes,
Die Zierde des hohen Geschlechts,
Der wird uns ein Fürst sein des Friedens,
Ein Fürst des geheiligten Rechts!

Wo Recht iſt, da waltet der Friede,
Da waltet die Liebe, da bricht
Herein durch die Schatten des Friedens
Das geiſtige heilige Licht.

Verbannt ſei der finſtere Dämon,
Dem Lichte zu wehren, verbannt!
Frei flieget fortan der Gedanke
Hin durch das ſächſiſche Land!

„Vertrauen gewinnet Vertrauen",
Das kündete Friedrich uns an;
Dies Fürſtenwort hebt unſre Seelen:
Es ſei unſre Looſung fortan!

Wir wollen dem Hehren vertrauen!
Sein Fürſtenwort bürgt unſer Glück.
Vertrau'n! ja Vertrau'n gewinnt Liebe,
Und Liebe giebt Liebe zurück.

Der Mann vom Berge.*)

Es war ein Mägdlein fromm und gut,
Ihr Thun kein eitles Streben —
So ging ſie ſittſam wohlgemuth
Und heiter durch das Leben.

Das Mägdlein hieß Antonia,
In Büchern wohl beleſen,
Drob jeder, der ſie hört' und ſah,
Der liebt' ihr feines Weſen.

Froh fand die Tochter der Natur
Der Abend wie der Morgen;
Klein waren ihre Wünſche nur
Und klein auch ihre Sorgen.

Sie kannte nicht das Mißgeſchick,
Das keinen ſchont hienieden;
Recht hell verrieth ihr klarer Blick
Den ſüßen innern Frieden.

*) Zur Vermählung von Fräulein Antonia Haſſe (Pflegetochter des Hofrathes Böttiger) mit dem Herrn Bergmeiſter Oehlſchlägel aus Schneeberg am 22. April 1827.

Doch ſollt' auch ihr nicht immerdar
So ſchön die Sonne ſcheinen —
Sie mußt' in einem Trauerjahr
Der Mutter Grab beweinen.

Verlaſſen fühlte ſie ſich nun;
Doch war auf allen Wegen,
In allem ihrem Sein und Thun
Mit ihr der Mutter Segen.

So führte eines Engels Hand
Sie in ein Thal hernieder:
Und die verwaiſ'te Seele fand
Hier das Verlorne wieder.

Ihr kam ein mütterliches Herz
Und Vaterlieb' entgegen;
Dazu das Glück: in Noth und Schmerz
Das gute Paar zu pflegen.

Hielt Mutter Baucis klüglich Haus,
Das Hausglück zu gewinnen —
Ging ihr Philemon ein und aus
Bei Göttern und Göttinnen.

Nur litten beide hier und da
An leiblichen Beſchwerden —
Da konnte nun Antonia
Die Stütze beider werden.

Wenn nach der Hausregentin Brauch
Die Schlüssel sie umklirrten,
So wußte sie dem Vater auch
Die Musen zu bewirthen.

So lebte hier Antonia
In häuslich stiller Weihe,
Da kam nun, eh' sie sich's versah,
Die Lieb' auch an die Reihe.

Die bleibt nie aus. Es kam ein Mann
Vom Berge, wie ein Wandrer
Von ungefähr; und sah sie an,
Doch so wie noch kein Andrer.

Der Blick verrieth, als Wiederstrahl,
Bei ihr sich in Geberden;
Sie mochte denken: mußt ein Mal
Auch eine Baucis werden.

So fügte sich's nun hin und her
Durch einen guten Dämon,
Sie wurde seine Baucis — Er
Ihr zärtlicher Philemon.

Und Beide lebten fromm und rein,
Berichten Chronologen:
So kam's, daß oft bei ihnen ein
Die guten Götter zogen;

Sie kamen ſegnend jedes Mal,
Wie in den alten Zeiten,
Wo ſie ein Haus im Hirtenthal
Zu einem Tempel weihten.

An

den Präſidenten von Trützſchler

in Altenburg

bei ſeiner funfzigjährigen Amtsjubelfeier 1821.

Intaminatis fulget honoribus.
Horat.

Fern ſucht der Held mit heißem Streben,
Was er im Schooß der Ruh' nicht fand,
Im Sturme ſuchet er das Leben,
Wie ein noch unentdecktes Land.
Er ſchaut begeiſtert nach dem Ruhme,
Der feſtlich ihm entgegen glänzt,
Und achtet nicht der ſanften Blume,
Womit die Freude ſich bekränzt;

Die Freude, welche tief empfunden,
Ein ſtiller Friedensengel iſt,
Und fromm das Daſein nicht nach Stunden,
Nein! nach Erinnerungen mißt,

Nach ſeligen Erinnerungen,
Die, ſonder eiteln Prunk und Schein,
Zu Einem Feierkranz verſchlungen,
Die letzte Lebenshöhe weihn;

Sie weihn zu einem Feſtaltare,
Um den, vom Segenshauch beweht,
Die reiche, reife Saat der Jahre
Im Strahl der Abendſonne ſteht;
Von dieſem Strahle hell erleuchtet,
Schaut des geweihten Mannes Blick,
Den ſchön die fromme Thräne feuchtet,
Auf ſeine Lebensſaat zurück.

So ſtehſt Du, Edler, den wir feiern.
Laß, hochgeweihter Jubelgreis,
Sich die Vergangenheit entſchleiern,
Es öffne ſich Dein Thatenkreis:
Da geht Dein Vorbild durch die Reihen
Der Männer hin, die nach Dir ſchau'n,
Um durch das Leben ſich zu weihen
Zu Lehrern, die das Volk erbau'n.

Du haſt dem Leben abgerungen:
Recht ſprechend, ſelber recht zu thun:
Und darum rufen Huldigungen
Von unbeſtochnen Herzen nun

Zu Deinem Herzen: Heil dem Sohne
Des Rechtes, dem Aſträa's Hand
Mit einer auserwählten Krone
Die heil'ge weiße Lock' umwand.

Da ſteigt, wohin Dein Blick ſich wendet,
Ein heller Geiſt aus ſeiner Ruh',
Der Lichtgeiſt eines Tags, und ſendet
Des Dankes Segnungen Dir zu:
So ſteh'ſt Du da in Deiner Milde,
Voll Ruh' und Lebensheiterkeit;
So ſchmückt mit Deinem Lebensbilde
Sich lehrreich die Vergangenheit.

Mehr als das Wort iſt That, die Lehre,
Die kräftiger die Herzen rührt,
Und Seelen mächtiger in's hehre
Lichtſtrahlende Reich Gottes führt.
O ſei noch lange Du, Geweihter,
Als Vorbild lang' uns aufgeſtellt,
Ein Spiegel noch, in den ſo heiter
Und klar die Abendſonne fällt!

C. A. Böttiger*).

Der Tag, der einen edlen Mann
Geboren werden läßt,
Den künden Feierlieder an,
Es iſt ein heilig' Feſt!

Heut' iſt ein ſolcher Feiertag,
Wie je noch einer war:
Drum bringet, was das Herz vermag,
Ihm Lieb' und Lieder dar!

Und Er, den unſer Kreis umgiebt,
Er iſt ein ſolcher Mann,
Den jede edle Seele lieb;
Ihm ſtimmet Lieder an!

Mit aller Muſen Kunſt vertraut,
Iſt er ſo hoch geſtellt,
Daß er zwei Welten überſchaut,
Die alt' und neue Welt.

*) Am Tage, als er 63 Jahre alt und 38jähriger Ehemann wurde, bei einem ländlichen Mittagsmahle auf dem ſogenannten Hegereiter im Plauiſchen Grunde bei Dresden, geſungen am 8. Juni 1824 von einigen ſeiner zahlreichen Freunde.

So präget, mit der Musen Gunst,
Der hochgeliebte Mann
Sich besser aus, als jene Kunst
In Erz ihn prägen kann.

Wer Freunden Freund ist, der, o der
Ist wohl ein edler Mann:
Schön ist das Leben um ihn her
Und zieht die Herzen an.

Wer für die Menschheit Menschen zieht,
Ist wohl ein edler Mann:
Dem Freunde stimmt ein frohes Lied,
Ein Lied des Herzens an!

Auf seinem heitern Lebensgang,
Den alle Musen weih'n,
Soll immer, immer der Gesang
Und Licht und Liebe sein!

Die rechte Zeit.

Ein jedes Ding hat seine Zeit,
Die es zur Reife bringt;
Sie macht, daß Deine Saat gedeiht,
Daß Deine That gelingt.

Zu früh:

Der Lenz hat ſich zurück genommen,
Es wintert wieder, Veilchen ſieh!
Du Arme biſt zu früh gekommen;
Man kommt wohl oft zu früh!

Zu ſpät:

Den Herrſcherthron hat eingenommen
Der Roſe ſtolze Majeſtät,
Wirſt, Veilchen! nicht bemerkt, du biſt zu ſpät gekommen;
Man kommt wohl oft zu ſpät.

Zu rechter Zeit:

Vom Throne, den der Frühling eingenommen,
Hat Lebensluſt dich, Veilchen, angeweht.
Du, Veilchen, biſt zu rechter Zeit gekommen:
Was kommt zu rechter Zeit, beſteht.

An Freund Haſſe*).

Willkommen denn in unſerm trauten Kreiſe,
Du hochgeliebter theurer Mann!
Mit neuen Kräften kleidet leiſe
Dich die Geſundheit wieder an.

---

*) Friedrich Chriſtian Auguſt Haſſe, Profeſſor der hiſtoriſchen Hülfswiſſenſchaften an der Univerſität Leipzig.

So wandle denn im hochgebahnten Gleiſe
Durch's Leben weiter hin fortan!
Nur laß den Ruhm für's Erſte fahren!
Du weißt: er rechnet Ruh' noch Raſt
Dir doch nicht an, die Du den Laren
Für ihn zu oft entzogen haſt.
Sprich! hat nicht gegen ihn ſo manche Klage
Dein Kopf geführt? Dein bleichendes Geſicht?
Und ſchachert nun dereinſt der Ruhm um Deine Tage:
Er iſt ein Schacherer! trau ihm nicht!
Kannſt unſern Böttiger nur fragen!
Der gebt in Lorbeer bis ans Knie.
Frag! kann der Lorbeer ihm das Zipperlein verjagen?
Demüthig ſpricht er: „Nein, das nie!"
Viel beſſer weiß es zu vertreiben
Der Mann da mit dem Schlangenſtab,
Der hochbelobte Aesculap. —
Zwar ſoll der Ruhm bei Ehren bleiben,
Der Dir abſonderlich gar ſchöne Kränze flicht!
Nur freſſen ſoll er Dich doch nicht!
Ob auch der Ruhm zu großen Dingen tauge:
Er bringt nicht viel dem ſtillern Hausaltar!
Da blick' in jenes holde Auge,
Das Tag und Nacht voll Sorge für Dich war;
Dann ſieh um Dich das liebliche Gewimmel
Der Engelkinder, die ſich froher nah'n,
Dich wieder froh zu ſehn: da iſt ein ganzer Himmel
Voll Seligkeit Dir aufgethan!

Der Lorbeer ſchlinge ſich dann um Champagner Reben!
Ihr Freunde alle, ſtimmet ein:
Hoch, dreimal hoch ſoll unſer Haſſe leben,
Und neue Kraft ſoll mit ihm ſein!

An Chriſtian Gottlieb Eiſenſtuck *).

Wer iſt der Mann, dem unſ're Lieder tönen?
Der Mann im ſtillſten Schmuck,
Womit ſein Haupt geweihte Thaten krönen,
Iſt unſer Eiſenſtuck!

Dem Ehrenmann, dem Mann des Rechts, ihr Sänger!
Weiht euern Liederkranz!
Ein ſolcher Kranz hält doch ein wenig länger
Als Prunk und eitler Glanz.

Ein Ordensband, womit man Thoren ziert,
Was iſt es mehr als Band?
Es macht ihn doch nicht weiſ' und ſtrangulirt
Ihm vollends den Verſtand;

---

*) Königl. Sächſ. Oberſteuer-Procurator, Ritter des Civilverdienſtordens, Mitglied der Ständeverſammlung, Vorſtand der Commun-Repräſentanten der Stadt Dresden u. ſ. w., ein um das Vaterland hochverdienter Staatsmann.

A. d. H.

Und nie bedeckt die weite wüste Leere,
Die er im Innern hegt,
Der vollste Glanz der vielgesuchten Ehre,
Die man am Leibe trägt!

Wohl manches Ding im bunten leeren Scheine
Des zweifelhaften Lichts
Es sieht so aus, wie Ehr', ist aber keine,
Falsch Gold und weiter nichts!

Was ist am Thron der Tyrannei zu finden,
Wenn ihr es recht beseht: —
Ein goldner Zwang, und hochgeborne Sünden
Und etwas Majestät!

Da möge sich die Ehrsucht denn gesallen,
Und all' ihr Truggeschlecht!
Doch Heil uns! Heil! Wir kennen Fürstenhallen,
Wo Wahrheit wohnt und Recht! —

Wir wissen nichts von Willkür hoher Gönner
Und nichts von Niederdruck
Des Rechts, und haben Männer
Wie unser Eisenstuck!

Der Name soll in unsern Liedern tönen,
In unsern Herzen stehn;
Ihn sollen sie, die Ehrenzweige, krönen,
Die noch am Grabe wehn!

Zu einer Hochzeitsfeier.

1.

O du, die du so hirtlich
In Myrtenlauben weilst
Und mit der Unschuld wirthlich
Die Stille darin theilst,
Sanft ihre Wangen röthest
Beim leis' entflohnen Ach!
Und süß den Hain durchflötest
Im Nachtigallenschlag.

Du Göttin süßer Triebe,
So blühend wie im Tanz
Die Freude glüht, o Liebe,
So winde einen Kranz
Von deinen süßen Freuden,
Und laß ihn ewig schön
Sich um den Bund der beiden
Geliebten Seelen drehn!

Und still, wie deine Taube,
Durchflüst're jeden Hain,
Und jede sel'ge Laube,
Wo Sie sich deiner freu'n;

Wo ſie des erſten Kuſſes
Erinnrung, wo das Bild
Des erſten Herzensgrußes
Der Freundſchaft ſie erfüllt.

Wie durch des Lejer's Saiten
Einſt Eros Harmonien,
So laß durch Seligkeiten
Ihr Leben ſüß entfliehn!
Und ſoll es einſt verfließen
Noch voll des reinſten Klangs:
So ſei's das ſanfte Schließen
Des ſchönſten Zweigeſangs.

2.

Wer ſich von dem goldnen Ringe
Goldne Tage auch verſpricht,
Der kennt freilich noch die Dinge,
Kennt noch ihren Wechſel nicht!

Manches Myrtenreis verblühte,
Das im Hain der Liebe ſproß,
Wenn nicht holde Seelengüte
Seinen zarten Keim begoß.

Wer ſich dann vom goldnen Ringe
Goldne Tage auch verſpricht,
O, der kennt den Lauf der Dinge,
Der kennt ihren Wechſel nicht!

Wem die Weisheit nicht im Herzen
Einen heitern Himmel baut,
Dem muß sich der Himmel schwärzen,
Ehe noch der Abend graut.

Wer sich dann vom goldnen Ringe
Goldne Tage auch verspricht,
O, der kennt den Lauf der Dinge,
Der kennt ihren Wechsel nicht!

Hat die glücklichste der Ehen
Auch manch kleines Ungemach:
Lieb' und stille Güte wehen
Blumen in den Lebensbach.

Wer damit vom goldnen Ringe
Goldne Tage sich verspricht,
Der hat, trotz dem Lauf der Dinge,
Denk' ich, wohl so unrecht nicht!

Freundin, Deine sanfte Güte
Bürget Dir für den Bestand
Einer jeden schönen Blüthe,
Die in Deinen Kranz sich wand.

Wenn Dein Herz vom goldnen Ringe
Goldne Tage sich verspricht:
O, so irrt der Lauf der Dinge
So irrt Dich ihr Wechsel nicht!

Zum 3. August 1832.

(Geburtstag König's Friedrich Wilhelm III. von Preußen.)

I.

Steh auf, Geſang! erwacht, ihr frohen Lieder!
Ein ſchöner Sonnenſchein,
Der Sonnenſchein der Freude leuchtet wieder
So hell zu uns herein!

Ja feſtlich ſoll heut Alles um uns glänzen,
Was tief im Dunkel lag!
Bringt Roſen her! der Tag, den wir bekränzen,
Heißt Friedrich Wilhelms Tag!

Ihn weihten früh ſchon dieſes Tages Horen
Zum weiſen Herrſcher ein:
O du, ſein Volk, dein Fürſt iſt auserkoren,
Ein Friedensgott zu ſein!

So ward uns denn das größte Loos beſchieden,
Das je ein Volk gewann;
Wir danken ja den feſtgehaltnen Frieden
Dem Königlichen Mann.

Daß nie der Frieb' aus unſern Grenzen ſchiede,
Hat er ihn treu bewacht.
Ein ſchönes Kind des Lichtes iſt der Friede,
Der Krieg, ein Sohn der Nacht.

Den ſchönern Sieg hat er dem Krieg' entrungen,
Und keine Thräne hängt
An jenem Kranz, dem Kranz der Huldigungen,
Der ſeinen Thron umfängt.

Die Zeit war ſchwer: ſie drohte Sturm und ſtürmte
Gewaltig da und dort:
Germania, was deine Ruhe ſchirmte,
War Friedrich Wilhelms Wort.

Sein ernſtes Wort ſtand drohend an den Grenzen,
Und rüſtig wie ſein Heer;
Der Edle will beglücken und nicht glänzen:
Und das iſt wahrlich mehr.

Ja mehr iſt, Recht und Wahrheit zu beſchützen,
Und ſich geliebt zu ſehn,
Als in dem Sieg, um den die Waffen blitzen,
Vergöttert da zu ſtehn!

Er ließ im Geiſt des Guten und des Schönen
Die Tempelräum' entſtehn,
Wo ſelig froh die heiligen Kamönen
Einander Kränze drehn.

Drob hat ſein Volk ſo feſt, ſo treu und bieder
An Gott und ihn geglaubt. —
Sag ihm, Geſang! wir beten Heil hernieder
Auf ſein geweihtes Haupt.

II.

Bekränzet mit Blumen der Freude,
Die uns hier ſo fröhlich vereint,
Bekränzet mit Laube der Eichen
Den Tag, der ſo feſtlich erſcheint.

Welch' Heil er auch immer dem Volke,
Dem Volke der Preußen verſprach,
So feſtlich erſchien er noch nimmer,
So oft er die Wolken durchbrach.

Verherrlicht beginnen die Horen
Des heiligen Tags ihren Tanz,
Denn Hoheit des Sieges bedeutet
Sein feierlich ſtrahlender Kranz.

Und hinter dem Kranze dort lächelt
Des Friedens geheiligte Ruh'
Dem freudig begeiſterten Volke
Die heiterſten Hoffnungen zu.

Es hatte der kühnſte der Frevel
Gehoben das drohende Haupt:
Da rief ſeine Helden der König,
Zu ſtrafen das drohende Haupt.

Sie zogen; der Welttyrann ſtürzte
Beſiegt zur Vernichtung hinab.
O dieſe Erinnerung ſchmücke
Den Tag, der den König uns gab!

Wohl hat uns den edelſten Herrſcher
Das heilige Schickſal verliehn!
Fliegt hin zu ihm, Töne der Liebe,
Und ſagt ihm: wir beten für ihn.

III.

Es regt ſich in dem Hain von jungen Freudengöttern,
Als ſchmückte ſich zu Feſten die Natur:
Warum bekränzen ſich mit ſpäten Roſenblättern
Die Nymphen dieſer Flur?

Vernehmt! Der feſtlichſte von allen Feiertagen
Grüßt unſ're Flur, begrüßet unſern Hain;
Er iſt es werth, bekränzt empor ſein Haupt zu tragen,
Und uns ein hohes Feſt zu ſein.

Hat er uns nicht ein hochgeweihtes Leben,
Hat er uns nicht den königlichen Mann,
Der Vater ſeines Volkes iſt, gegeben?
O darum ſtimmt ihm eure Hymnen an!

Ja darum ſchließen alle Freudengötter
Den feierlich geſchmückten Kreis! —
Doch ach! die Kronen ihrer Roſenblätter
Umflicht ein dunkles Reis.

Das Reis erwuchs an einem Aſchenkruge,
Um den der Ruf der Sehnſucht nie verhallt;
Und hinter jenem Freudengötterzuge
Schwebt eine weiße Huldgeſtalt.

O ſeht! ſie iſt mit Himmelslicht bekränzet!
Ein Strahl von ihr erhebt ſich himmelwärts;
Und einen, der im blauen Auge glänzet,
Den wirft ſie in des Freundes Herz.

Zum Geburtstage einer Freundin.

Heut', als ich mich, wie einſt aus ſeiner Tonne
Der alte Murrkorf Diogen,
Aus meinem Schlummer wand, da ſah ich tief die Sonne
Noch hinter einem Nebelvorhang ſteh'n;
Sie ſchmückte ſich zu einem Feſt zu geh'n,
Und zeigte ſich noch nicht dem Volke,
Doch ſchimmerte ſchon roſig ihre Bahn,
Und endlich hatte ſie die ſchönſte Purpurwolke
Mit reichen Falten angethan,
Wo ſie dann noch die letzten Reſte
Der Nacht von ihren Wangen wiſcht'.
So trat ſie neugeſchmückt, vom Morgenthau erfriſcht,
Hervor zu einem Lebensfeſte:
Das Lichtgewölk mit ſeinem weißen Glanze
Hielt ſie zurück; ſie braucht es zu dem Kranze,

Der heute mild und freudenvoll
Ihr Strahlenhaupt umſchlingen ſoll.
Von Lerchentönen klang die Luft,
Die Winde flatterten durch die Gefilde,
Sie flüſterten ſich leiſ' einander zu: „Mathilde!"
Und trugen auf den Flügeln Duft,
Der beſten Seel' ihn darzubringen,
Die auch den Opferduft des Veilchens nicht verſchmäht.
Dann legt' ich noch auf ihre Schwingen
Dies ſtille heilige Gebet:
O! Sonne! möchteſt Du nur einen Strahl mir ſchenken,
Der nie erliſcht, ich wollt' ihn dann
In ein geliebtes Leben ſenken,
Das einſt mit dieſem Tag begann:
Es ſollte, wie der ſtillſte Segen
Voll jener Wunderkraft, die friſches Leben giebt,
Sich um die wunde Stelle legen,
Die, wie ein Sonnenfleck, das reinſte Leben trübt.

Am 24. Juni 1821.

(Geburtstag der Herzogin von Acerenza.)

Sonnig ſoll Dein Lebenstag,
Fürſtin, ſich umſchleiern,
Den mit frohem Herzensſchlag
Deine Lieben feiern.

Giebt es keinen Sonnenſchein
In den Frühlingsthaten:
Dann ſoll uns're Freud' allein
Deinen Tag umſtrahlen.

Engel haben Dich geweiht,
Stille, tiefe Seele,
Daß es nicht an Freudigkeit
Deinem Herzen fehle.

Darum weil Du ſtill und rein
Wie ein Engel handelſt,
Werden Engel mit Dir ſein
Wo Du, Gute, wandelſt.

Wie auch draußen hier und dort
Menſchenwildheit ſtürme,
Ruhen wirſt Du fort und fort
Unter ihrem Schirme.

Holde Mädchenhaftigkeit
Wird Dein ſanftes Leben
Wie ein jugendliches Kleid
Immerdar umgeben.

Der heilige Johannes-Tag.

(Den 24. Junius 1813.)

Es fällt ein heil'ger Tag in eine böſe Zeit,
Wie Paradieſeslicht in dunkle Erdenhaine.
Es ruhet ſelbſt der grauſe Waffenſtreit,
Daß ſeine Sonne friedlich ſcheine.
Kein dunkler Blick voll Schmerz ſoll ihn entweihn;
Um dieſen Tag ſei frohes heitres Leben,
Und muß etwa ein Wölkchen ihn umſchweben:
So ſoll's ein lichtes Silberwölkchen ſein.

Schweſterliebe.

Mein geiſtig Weſen ſchwebt um Dich
In Deiner Lieben frohem Kreiſe:
So zärtlich und ſo ſanft und leiſe
Wie Kußgeliſpel naht es ſich.
Und wenn's auf Deiner Wange brannte,
Daß ſie ſich röther färben muß,
So wiſſe nur: das war der Kuß,
Den ich zu Dir mit Roſenlüften ſandte.

Sylveſterabend 1807.

Wir ſtehen hier an eines Jahres Schwelle
Und ſchau'n zurück in die Vergangenheit;
O! feierlich und heilig iſt die Stelle,
Wo die Erinn'rung prophezeiht!

Sie prophezeit die Ernten ſchöner Saaten,
Reich von der Hand der Weisheit ausgeſtreut!
Iſt's nicht ein Kranz von ſtillen Friedensthaten,
Den uns die heitre Zukunft beut?

Die edle Sitte mit der Roſenkrone
Verlaſſen wird ſie nicht das Vaterland,
Das deutſche Land, wo ſie auf einem Throne
Die Gottheit ihres Tempels fand.

Sie, die auf Preußens Thron die guten Götter
rieſen,
Du kenneſt ſie, beglücktes Vaterland,
Die in den Kranz ſanftſchattender Oliven
Der Anmuth ſchönſte Roſe wand.

Auch ihr gebühren ſie, die Huldigungen
Der Kränze, die du deinem König weihſt;
Er hat die Friedenspalme dir errungen,
Die du auf deinen Altar ſtreuſt!

Er nimmt, was wir durch ſeine Weisheit haben,
Mit ſanfter Huld von ſeinen Bürgern an, —
Es ſind ja immer ihre eignen Gaben,
Die man den Göttern opfern kann!

Toaſt an unſern ſcheidenden Freund Haſſe *).

O Dich, den wir froh den Unſern nennen,
Dich will nicht länger uns das Schickſal gönnen,
Dich ruft ein großer Ruf der Pflicht!
Doch wirſt und kannſt Du Dich von dieſer Flur nicht trennen,
Wer ſo viel Herzen mitnimmt, trennt ſich nicht.
So zeuch hinan hin, o Freund, Dein neues Werk zu pflegen,
Du wirſt auch dort geehrt, geliebt.
Zeuch hin denn, Freund! Mit Dir iſt Gottes Segen
Und jener Engelkreis, der Dich umgiebt!

---

*) Bei dem Mittageſſen, welches Frau von der Recke ihrem Freunde und Curator, Profeſſor Haſſe, zu Ehren gab, bei deſſen Abgange nach Leipzig den 29. September 1828. A. d. H.

Der h. Nepomuck.

An die Herzogin von A. zum Geburtstage in Carlsbad.

(Bei Ueberſendung eines Sternes.)

Ich bin der heil'ge Nepomuck,
Ich ſeh' Dich oft an meiner Bruck
An mir vorüber wallen,
Da haſt Du mir gefallen;
So ſehr ich auch ein Heil'ger bin,
So ſeh' ich immer nach Dir hin,
Wenn Du vorüber ſchwebeſt
Und nach dem Poſthof ſtrebeſt.
Da dacht' ich denn in meinem Sinn,
Wie Liebende ſo denken:
Du ſollteſt doch der Lieblingin
Zum Lebenstag was ſchenken!
Fünf Sterne ſind es, die mein Haupt
Mit Himmelslicht umſchweben,
Von dieſen ſei es mir erlaubt
Dir einen abzugeben.
Er ſelgt hierbei: Ich aber kann
Behelfen mich mit vieren;
Doch diese brauch' ich, daß fortan

Die Menſchen mich als heil'gen Mann
Gehörig reſpectiren.
Nimm gütig an den Sternenſchmuck!
Dein treuer heil'ger Nepomuck.

Der Tartarus.

(Ein kritiſches Blatt vom Jahre 1805 und 1806.)

Er ruft umher das Volk zuſammen:
Vernehmt! ich bin der Höllengott!
Der Witz bewaffnet meinen Spott,
Zum Tartarus hinab den Stümper zu verdammen!
Er ſelbſt, ein armes Sünderhaupt —
Er hat nur durch ein ſolch Beginnen
Der eigenen Verdammniß zu entrinnen
Mit ſehr verfehlter Liſt geglaubt;
Denn als der Rhadamant als ein Notar erſchienen,
Der eine lächerlich furchtbare Miene machte:
Da wandte ſich das Volk und lachte
Nicht mit ihm, ſondern über ihn,
Und ihn verſchlang, noch eh' er's dachte,
Mit ſeinem ganzen Tartarus
Der wohlbekannte ſtille Fluß.

Die Polen.

Ihr ſeid geſtürzt, verlaſſene Sarmaten!
Verworfenheit hat euch verrathen,
Nicht Kraft, nein! Uebermacht hat tückiſch euch bekriegt,
Geſtürzt, gemordet, nicht beſiegt,
Indeß der Ruhm mit euren Thaten
Gefeiert mit Geſang durch alle Herzen fliegt.

Wie glänzend würdet ihr im Kranz der Völker ſtrahlen,
Nach Außen kräftig groß, im Innern hoch beglückt,
Hätt' euch nicht Sinnenluſt dem hohen Ziel entrückt!
Dann haben jahrelange Qualen
Euch tief zur Schmach hinab gedrückt.

Ihr hattet ſchwer an Gott und Recht und an euch ſelbſt verbrochen,
Mit Wahrheit, Tugend habt ihr frech geſpielt,
Ihr ſankt und ſankt, — kein Arm mehr, der euch hielt!
Ein großes Strafgericht hat über euch geſprochen,
Als ihr in fremde Hände fielt!

Und welche Hände! Praga's Tempel brennen
In der Geſchichte fort und fort!
Ein Zeugniß jener Händ', und nennen
Der Welt den großen Meuchelmord!

Auch ſie, die euch zu Rettern brauchten,
Die eure Kraft und euer Muth
Entriß der Sarazenenwuth,
Auch ſie — o dieſe That ſchreit auf zu Gott! — ſie tauchten
Frech ihre Händ' in euer Blut! —

Jedoch ihr könn't euch nicht verhehlen,
Ihr rißt zu euch herab das grauſe Strafgericht.
Vor leuchteten euch noch erhabne Seelen;
Erretten konnten ſie euch nicht!

Ihr ließt die Zwietracht eure Kräft' erſchöpfen!
Ja ihr zerrißt euch ſelber, bis
Ein ſchwarzer Bund der Finſterniß,
Ein Ungeheuer mit drei Köpfen
So ſchonungslos und blutig euch zerriß.

Wer waren in den Tagen der Beraubten
Die Herrſcher, die da feig den Völkermord erlaubten?
So fragſt Du, der von fern die ſchwarze That nur kennt:
Frag' die Geſchichte, die der Welt ſie zürnend nennt!

Was Sobieski's Aug' im Glanz geſehen hatten,
Entſtellt und ſtumm und freud- und hoffnungleer!
Wend' ab den Blick, erhabner Schatten!
Du ſuchſt dein Volk — es iſt nicht mehr!

Kosciuszko's Geist ist, Polen, euch erschienen,
In seiner Heldenmajestät.
Da sieht er nun, das Glück hat zürnend euch verschmäht;
Es weht der Leichenduft aus den Ruinen
Ihn mit dem Seufzer an: zu spät!

Auf seinem Wink sind Männer auferstanden
Wie er, begabt mit Heldenmajestät;
Sie kämpften, bluteten und überwanden:
Das ernste Schicksal sprach: zu spät!

Drei Mal rief euch empor der Geist der Rache,
Und drei Mal fiel im Arm des Rechtes eure Sache;
Doch euer Heldenruhm trägt hoch sein Haupt und strahlt:
Was früher ihm gefehlt, habt ihr mit Blut bezahlt.

Weg reißen wir die Heldenkrone,
Weg aus der Hand, die sie entführt,
Und werfen euch sie zu! Euch, denen sie zum Lohne
Der freien Tapferkeit gebührt!

Von allen Völkern, die sich je bekriegten,
Seid ihr das erste, das nun die Geschichte nennt,
Dem die Gerechtigkeit, als dem besiegten,
Die Siegerkrone zuerkennt!

Nur ein Gefühl, das noch die trübe Seel' erheitert,
Ist: daß ihr, kleines Häuflein, wißt,
Wie oft die Riesenmacht gescheitert
An eurer Felsenbalanz ist.

Wie oft vor euerm Blick der Feinde Schwarm geflohen,
Der nicht mehr durch den Lohn, den die Gewalt verhieß,
Auch nicht durch das erzürnte Drohen
Der Geißelschmach sich halten ließ.

Ein glorreich Ende — das nur konntet ihr noch retten!
Der Hoffnung letzte Blüth' ist abgestreift!
Da krümmt sich schon die Faust, die nach den Ketten,
Die euch umfesseln sollen, greift!

Nein! nein! der edle Mann der duldet keine Ketten!
Der silberhelle Aar entfliegt
Dem Raum des Elends, wo auf blutumfloss'nen Stätten
Sein Vaterland begraben liegt.

Vertrauet nicht der Lockung Stimme!
Sie dienet dem verhüllten Grimme.
Unglückliche, vertrauet nie
Der Folterbank der Amnestie!

Die todte Ottilia *).

Schwebe ſanft um ihre Hügel,
Weihe, junge Frühlingsluft,
Weihe Dich, und Deine Flügel
Tauch' in Nachtviolenduft:

Da ſchläft die Huldgeſtalt der reinſten Seelengüte,
Die ewig unſer Schmerz vermißt,
Der Tod hat dieſe Roſenblüthe
Zu einer Lilie geküßt!
O daß doch unſer Schmerz ihr dieſe Ruhe gönnte!
So lieblich ſanft verklang noch nie
Die ſchönſte Lebensmelodie!
Ja wenn ein Engel ſterben könnte:
Entſchlummern würd' er ſo wie Sie.

Die verklärte Ottilia.

(Dem edlen Gatten der Verſtorbenen gewidmet.)

Welch' ungewohntes Licht umgiebt mich, welches Ahnen
Steigt hell in meiner Seel' empor? —

*) Gattin des Königl. Sächſ. Geheimen Rathes, Ritters von Langenn, geborne von Labeltitz, ein wahres Vorbild zar ter Weiblichkeit und Tugend. Sie ſtarb im Wochenbette.

Da ſchwebt das Bild Ottiliens mir vor,
Um mich an eine Zeit zu mahnen,
Die ſich wie Roſenlicht im jähen Sturm verlor.
Sie nah'n ſich mir die Bilder jener Stunden,
So klar, ſo friſch, ſo blüthenjung;
Sie ſprechen: wir ſind nicht entſchwunden,
Und unſer Himmel heißt — „Erinnerung!"
Als wir das holde Leben noch umfingen,
Dem ſeine Kronen nun ein neues Daſein weiht,
Beſtreuten wir die Stellen, wo wir gingen,
Mit Blumen der Unſterblichkeit. —
So lautete die Mahnung jener Stunden;
Noch tönet dies geweihte Wort,
Dies feierliche: „Nicht verſchwunden,"
In meiner Seele Tiefen fort.
Hinein in dies erhebungsvolle Wort,
In dieſen Zuruf klingt das liebliche Verſchweben
Der reinſten Lebensmelodie,
Es iſt das Nachgetön aus dem geliebten Leben,
Was lauter Liebe war, und lauter Harmonie.
Still ſenket ſich die wehmuthvolle Feier
Der dunkeln Zeit auf uns herab,
Als die Vollendete den zartgewebten Schleier
Des Geiſtes der Natur, der Erde wieder gab.
O tritt hervor, Du Mann der Trauer,
Aus jener ſtummen Nacht hervor,
In die Dein Daſein ſich verlor!
Bewegte Flügel ſind die Schauer

Der Thränennacht! ſie tragen Dich empor
Von dem verworrnen Weltgetriebe,
Durch welches, kalt und rauh von Stürmen angeweht,
Die ſanfte Pilgerin, — die Liebe
Zu ihrem Heimathlande geht.
Nun ſchau im Kindesblick die reine Himmelsbläue,
Auf daß ſein Abglanz Dich, ein Bild
Der Unvergeßlichen, erfreue,
Die Deine ganze Seele füllt.
Und hat Dein Otto ſich zur Denkkraft einſt erhoben,
Dann führſt Du ihn an ſeiner Mutter Grab,
Und ſprichſt: „Hier ruht ihr Staub — ihr Leben ſchaut
dort oben,
Mein gutes Kind, auf Dich herab!“

Bei dem Tode einer blinden Harmonikaſpielerin.

Sanft verhallend ausgeklungen
Haben ihre Feen-Melodien;
Ihre Seele hat ſich aufgeſchwungen
Zu den höhern Liedesharmonien,

Zu des Himmels hohem Frieden,
Den kein Sturm aus ſanften Seelen reißt.
Dunkel lag um ihren Blick hienieden,
Lichtes Leben war um ihren Geiſt;

Nur das hehre Geiſtigſchöne
Lag vor ihrem innern Blick erhellt;
Und das wunderbare Reich der Töne
Sprach zu ihr von einer höhern Welt!

Die hat ſie empor gerufen,
Und ſie durfte ſich getroſt ihr nahn,
Und die Hände, welche Sonnen ſchufen,
Goſſen Licht auf ihre neue Bahn.

Was ihr inn'res Auge ſchaute,
Drängte ſüß begeiſtert ſich hervor;
Von der Erde riefen alle Laute
Ihrer Lieder das Gefühl empor.

Wonne war's, ihr nachzuſchweben!
In dem Pſalm, der ihrem Geiſt entfloß,
War ein Klang aus ihrem frommen Leben,
Wenn's in reine Herzen ſich ergoß.

Komm, o Lenz, ihr Grab zu krönen!
Gold'nen Krokus ſtreu' auf ihre Gruft!
Und melodiſch, gleich den Nachhalltönen
Ihrer Lieder, ſei umher die Luft!

Troſt am Grabe.

„Sink' in bleiche Halme nieder,
„Stille Thräne, ſink' hinab!
„Was geſtorben, kehrt nicht wieder,
„Und verſchloſſen bleibt das Grab;
„Eingekerkert und verloren
„Bleibt, als wär' es nie geboren,
„Was der Menſch der Erde gab."

Alſo klagt auf Grabesmooſe
Lieb', ein bleiches Thränenbild,
Schwankt, wie eine weiße Roſe,
Die des Thaues Zähre füllt,
Und die Luft verweht ihr Klagen,
Und kein Laut will Antwort ſagen,
Und die Thräne raſtlos quillt.

Aber liebend ob dem Staube,
Milden Troſt im Angeſicht,
Steht, ein ſüßer Freund, der Glaube,
Steht und ruft: O weine nicht!

Was gewonnen von der Erden,
Muß zu Staub und Erde werden;
Doch das Ew'ge lebt im Licht.

Und des Troſtes ſel'ge Worte
Faßt der fromme Menſch in's Herz,
Sieht hinab zur ſtillen Pforte,
Blickt dann lächelnd himmelwärts,
Und aus lichten Wolken ſinket,
Farb' und Duft der Erde winket
Sanfte Lind'rung ſeinem Schmerz.

Wenn ſich früh die Berge malen
Und herab der junge Tag
Lächelnd blickt durch milde Strahlen
Auf Gefild und Strom und Hag,
Tönt es, wie ein heilig „Werde!"
Ob der neuerwachten Erde,
Und im Herzen tönt es nach.

Und wenn bunte Frühlingsflügel
Säuſelnd um die Erde wehn,
Und von jedem Grabeshügel
Blumenäuglein um ſich ſehn,
Iſt's, als ob aus ihrer Tiefe
Eine ſanfte Stimme riefe:
„Was geſtorben, wird erſtehn!"

Und die Stimme kann nicht täuſchen,
Drin ein Laut von oben ſpricht,
Und was alle Herzen heiſchen,
Iſt kein eitel Traumgeſicht.
Hoffe, Seele, laß Dein Zagen!
Ewig wird es hell Dir tagen,
Wenn dein Erdenauge bricht.

An eine trauernde Mutter.

Ein Engel war in Deinen Schooß gekommen,
Der brachte Dir des Himmels Lieb' und Luſt;
Die große Lieb' hat ihn zurückgenommen,
Und drückt ihn irgendwo an ihre Bruſt, —
Die Liebe, die auch Deinem Harme,
Der ſich ſo tief in ſeine Nacht verirrt,
Die ſanften mütterlichen Arme
Dereinſt entgegenſtrecken wird.

Grabſchriften.

Licht war ſein Geiſt,
Kraft war ſein Wort
Und ſeine That war Liebe.

Ihr Herz war weich
Und klar ihr Geiſt,
Ihr Thun und Sein war Liebe.

Nimm, edler Geiſt, an dieſem Grabe,
Das Deine Hülle deckt, die Gabe,
Die Blumengabe, von der Hand
Der zart'ſten Liebe Dir geſandt!

Friede ſei mit jener zarten Seele,
Die von hier der kalte Nord verwies,
Die zurück in dieſer Grabeshöhle
Ihre heiligſte Erinn'rung ließ.

Heilig ſei in dieſem Hain die Luft,
Wie des Gottgefühles fromme Schauer,
Und kein Laut, als Nachtigallentrauer,
Rege ſich um dieſe heil'ge Gruft!

Stimme aus einem geliebten Grabe.

Wohin Du ziehſt, ich werde mit Dir ſein
Und Deinen ſtillen Wandel ſegnen;
Mit jedem Hauch, mit jeder Stimm' im Hain
Wird, Unvergeßner, Dir mein Geiſt begegnen.

Aphorismen und Sentenzen.

I.

Klage nicht das Schickſal an,
Schlug es Dir auch manche Wunde,
Rechne mit Dir ſelbſt, und dann
Frag', ob Dir nicht manche Stunde
Für Dein Herz Dein Herz gewann?

Troſt kann's Dir vielleicht gewähren,
Blick'ſt Du auf die Weizenflur:
Unter tauſend vollen Aehren
Siehſt Du wenig leere nur!

II.

Zerſtörten Menſchen nicht ſo manche Friedensſtätte,
Dann würden Menſchen zwiſchen Engeln ruhn;
Dann gäb' es minder Noth, dann hätte
Das Glück nur wenig noch zu thun!

III.

Was Deine Seele ſtill erheitert,
Was Deinen Geiſt oft wunderbar erhellt,
Für Großheit Deine Bruſt erweitert, —
Das iſt ein Strahl aus jener Götterwelt!

IV.

Ein Herzenston wird nie das Herz verfehlen,
Dem nicht der zarte Ahnungsſinn gebricht;
O dann erwacht die Harmonie der Seelen, —
Das iſt Muſik, die zu den Göttern ſpricht!

V.

Wend' ab den Blick von einer Welt
Und ihrer rohen frechen Zeit,
Wo man das Glück für Tugend hält
Und ſolcher Gottheit Tempel weiht!

VI.

Wer trüge wohl des Lebens Bürden,
Die ach! mit ihrem dumpfen Harm
Ein armes Herz erdrücken würden,
Gäb' uns die Freundſchaft nicht den Arm?

VII.

Was auch immer erwirbt der Menſch in rüſtigem Streben,
Nichts macht reicher ihn, als wenn er ſich ſelber gewinnt.
Wahrlich, groß iſt das Heil, ſich ſelber anzugehören,
Unterthan nimmer zu ſein kleinlichen Dingen der Welt.

VIII.

Noch ſteht Dein Lenz in reicher heller Blüthe,
Um Dich iſt lauter Morgenſonnenſchein,
Da reden Dich, wie holde Schmeichelei'n,
Wie Worte voller Lieb' und Güte,
Die Lüftchen an in Deinem Jugendhain.
Allein hienieden iſt das Reinſte nicht ganz rein,
Das Leichteſte hat ſeine Schwere;
Und fühlſt auch Du einmal dies Erdgeſchick, ſo kehre
Dein Herz in dieſen Freundſchaftstempel ein!

IX.

Das Leben iſt ein Traum
In nebeldüſtern Räumen,
In denen wir noch kaum
Erkennen, daß wir träumen!

* * *

Das Leben iſt kein Traum,
Wenn wir es nicht verträumen
Und nicht die Zeit verſäumen,
Des Daſeins engen Raum
Mit Blumen zu umgeben,
Die aus dem Frühlingsgrün
Hinüber in das Leben
Der Wintertage blüh'n!

X.

O ſtreute Jeder in das Leben
Des Andern e i n e Blume nur:
Dann würde manche Roſenſpur
Dies Daſein freundlich überweben!

XI.

Traun! unſer Wandel iſt ein Gang nach Morgen,
Ein langer Schatten läuft uns luſtig nach,
Es iſt das Leben mit verhüllten Sorgen,
Vor uns die Welt — ein offnes Luſtgemach;
Doch Abend wird's, und unſ're Kräft' ermatten
Und vor uns ſchwebt der liebgewordne Schatten:
Nun laufen wir dem lieben Flüchtling nach!

XII.

Es ward uns in die Hand gegeben
Was Noth thut, um zum wahren Leben
Dies kurze Daſein zu erheben.

XIII.

Was iſt Tugend? Nichts andres als Liebe — oder Freude an der Liebe!

XIV.

Unſer höchſtes Ziel iſt:
Das Daſein empor zu bilden zum Leben.

XV.

Die wenigſten Menſchen bemüh'n ſich ihr Verhängniß zu verſtehen, ſie wollen lieber klagen, als wiſſen: daß die unfreundlichen unbequemen Tage, die unſ're heitern Lebensgenüſſe unterbrechen, raube naßkalte Frühjahre ſind, — der Vorlenz, der die Blumenkeime wecken ſoll, deren Frühling jenſeits des irdiſchen erblüht!

XVI.

Der Weg durch's Leben hat rauhe Stellen: der Genius der Freundſchaft hilft uns freundlich darüber hinweg!

XVII.

Das Leben iſt erregſame, regſame Kraft: zu wirken, zu ſchaffen, — eine Kraft, die ein Spiegelbild darſtellt von dem Höchſten, von dem Urleben, — von dem unmittelbar, unbegreiflich und ewig die lebenvolle Schöpfung hervor ging — und geht!

XVIII.

Ein guter Engel, der es wußte,
Daß oft durch Deine Blüthenzeit
Ein rauher Luftzug ſtreifen würde,
Gab Dir die ſchöne Heiterkeit:
Und dieſe hat zu ihrem Throne
Sich Deine klare Stirn geweiht.

XIX.

Das ſtoffige (materielle) Daſein iſt der Boden, auf dem das Leben erwächſet.

XX.

Der Glaube iſt eine hellgeſtirnte Nacht.

XXI.

Das Leben und Leiden der beſſern Menſchen iſt die kalte feuchte Frühlingsnacht, in der ſich die Keime der höhern Blumenzeit jenſeits des Grabes entwickeln.

XXII.

Wer das Leben durchſchifft,
Sucht endlich die friedliche Inſel.
Schmücke und baue der Mann
Sich die Einſamkeit aus!

XXIII.

Das Verſüßende, die Güte
Einer zarten Sinnesart,
Liegt im weiblichen Gemüthe
Still und heilig aufbewahrt;
Wenn dies Kleinod da nicht ruhte,
Von der ſanften Lieb' umſchirmt,
Längſt ſchon wär's vom Uebermuthe
Wilder Rohheit weggeſtürmt.

XXIV.

Sei dieſe Welt ein Thal der Mängel,
Doch blühet manches Paradies in ihr:
Vor jedem Paradieſe wacht ein Engel,
Ein ſolcher Engel wacht in Dir!

XXV.

Der Körper iſt das Wort,
wodurch das Unſichtbare ſich offenbart.

XXVI.

Daß vieles im Leben geſchehe, hat die Gottheit den Fluch der Langweile auf das Einerlei gelegt.

XXVII.

Verbote vervielfältigen heißt: eben ſo viel Pforten zur Sünde öffnen; und die Verbote ſchärfen heißt: der Sünde neue Reize verleihen.

XXVIII.

Wie heißt der Quell,
Der Durſt macht und ihn ſtillet,
Der trüb' und hell
Aus einer Urne quillet?

Ja, trüb' und hell
In ſtetem Wechſeltriebe,
Wie heißt der Quell?
Auch ich erfuhr es: — Liebe.

XXIX.

Viel hat die Zeit erbaut, und viel vernichtet,
Gegeben viel, und viel hinweggerafft;
Die Freiheit nur, begabt mit hoher Kraft,
Hat glücklich ſich hineingeflüchtet
In's heilige Gebiet der Wiſſenſchaft.

XXX.

Die Sehnſucht ruft im Innern unſers Lebens
Hinaus an einen dunkeln Ort;
Es tönt in der Natur kein Ruf vergebens,
Er findet ſein Erkennungswort!

Sinnlichkeit.

Das Thier, welches neben den Menſchen durch das Leben wandelt, tritt manche heilige Blume darnieder.

Das Schickſal.

Verſunkenheiten zieht es wieder
Aus der Verſandung hoch hervor,
Den edlen Weiſen rollt es nieder
Und hebt dafür den Narr'n empor!

Die Geſchichte.

Ha! was ſeh' ich, ſeh' ich die Geſchichte?
Ernſt und ſinnend ſitzt ſie da und hält
Finſtre ſchreckliche Gerichte
Ueber die verworf'ne Welt!

Der Patriot.

Blunt iſt ein wackrer Patriot,
Jüngſt wollt' er ſchon den Degen ziehn,
Als man behauptete: Berliner Gaſſenkoth
Sei beſſer nicht, als der in Wien.

Der Weiſe.

Er tritt zurück, wo ſeine Thaten glänzen,
Die wehen ihm die ſchöne Ruh'
Der Abendſtille mit den Kränzen
Des heißen Erdentages zu.

Er ſteht im Kreiſe ſeiner Thaten,
So ihn umſchatten, und erfreut
Sich ſtill und wonnefroh der Saaten,
Die er in Hoffnung ausgeſtreut.

Ein Heros unſrer Genien
Liebt, wie er ſagt, incognito zu reiſen:
Dies konnt' er uns nicht kräftiger beweiſen,
Als durch die zahmen Xenien.

An Pauline Pleißner.

Es iſt ſo feucht, als weinten alle Bäume:
Dies hält von Euch, Ihr Lieben, mich ſo fern,
Hier, wo ich mir recht dunkle Dinge träume.
Komm', leuchte mir, Du ſtiller Friedensſtern!

Nur darum ſenden weit entleg'ne Sterne
In unſern Wolkentag ein mattes Licht herein,
Daß unſer Geiſt im dichtverhangnen Lebenshain
Sein eigner Schutzgott werden lerne.

Zeitgewinn.

Man treibt ſich zwiſchen Zeitvertreiben:
Der Tag gehört dem Schmaus, die Nacht gehört dem Spiel;
Was wird zum Leben übrig bleiben? —
Und doch iſt Leben nur allein des Lebens Ziel!

Tugend.

Ihr Herzen, die ihr nach der Krone
Der höhern Tugend trachtet, wißt:
Daß die gemäßigtere Zone
Das Klima dieſer Tugend iſt.

Der Invalide.

Was ihm am Körper fehlt, hat er an Lorbeerkränzen:
Zum Glücke blieb dem halben Ehrenmann
So viel an Gliedern, daß daran,
Um kurz und gut ihn zu ergänzen,
Der große Orden hängen kann!

Die bibliſche Ehe.

Ein Ja, ein Nein ſoll eure Rede ſein,
Was drüber iſt — das iſt vom Uebel:
Elpinor's Eh' iſt ganz nach dieſem Spruch der Bibel,
Er ſpricht im Rathe Ja, und ſie zu Hauſe Nein!

Ternath der Widerſprecher.

Wenn Niemand widerſpricht, wem widerſpricht Ternath?
Dann widerſpricht der Mann ſich ſelbſt in Wort und That!

Wie ſchweigen Thal und Höhen,
Iſt hier die Welt der Ruh'?
Geliebte Lüfte wehen
Mir Lebensſtille zu.

Hehra.

Freude war ſie Freudenloſen,
Ihre Tugend war Natur,
Ihre Thaten ſanft entblühte Roſen
Auf der ſtürmevollen Flur.

Ahnung der Unſterblichkeit.

Der hohe Ahnungsſinn vermag aus dieſem Staube
Zur höchſten Geiſtigkeit den Geiſt emporzuzieh'n;
Unſterblich iſt an uns ſonſt nichts als dieſer Glaube,
Die Tugend ſelber lebt allein durch ihn.

Ein würdiges Paar.

Ein Stammbuch Sie, das mit Sentenzen
Und Sprüchen fremder Weisheit prahlt; —
Ein Stammbaum Er, mit welken Kränzen
Verdorrter Zweige steif gemalt.

Unmuth.

Heb' ein Gott mich aus dem Thal der Mängel!
Was ich träumte träum' ich dann nicht mehr.
Durch die Schöpfung leuchtet uns ein Engel,
Aber meine Stelle drinn' ist leer!

Ruhe.

Daß mein Haupt auf Deinen Schooß sich neige,
Und dies Herz, das schwere Seufzer trug,
Dir die Narben von den Wunden zeige,
Welche mir das harte Leben schlug!

Freude und Leid.

Der honigsüße Kelch der Freuden
Hat schon mehr Menschen umgebracht,
Als je der bittre Kelch der Leiden,
Vor dem uns grau't, gesund gemacht.

Todes Urſache.

Das Hohe geht durch plötzlich große Schmerzen,
Durch tiefe geht der edle Mann in's Grab;
Ihm ſtarben viel geweihte zarte Herzen,
Er ſtirbet wieder zarten Herzen ab.

Wahrheit und Traum.

Des Tages Sonnenglanz löſcht tauſend Sonnen aus,
Das Licht der Wahrheit tauſend holde Träume!

Stiefelknecht.

(Stegreifgedicht.)

Du könnteſt Zeitungsſchreiber ſein,
Und Dich von hoher Hand zu Lügen dingen laſſen,
Und dann, poſaunend durch die Gaſſen,
Europens Narrenhandel ſchrei'n.

Das wunde Herz.

Wer hat den Weg durch's Meer gefunden,
Der nicht mit Todesſtürmen ſtritt?
Mir iſt ein Herz mit ſeinen Wunden
Mehr werth, als eins, das niemals litt.

Die großen Männer.

Sie mögen Gott der Welt nicht rauben!
Was ſpottend auch ihr Dünkel ſpricht,
In ihres Herzens Tiefen glauben
Sie ihrem eignen Spotte nicht!

Motto vor dem „Markt des Lebens.“ *)

Da ging ich in den Gartenräumen
Die Bäume rüttelnd auf und ab,
Und ſchüttelte dann von den Bäumen
Das Ungeziefer mit herab.

An einen Taubſtummen.

Dein Weſen, ſtummer Mann, möcht' ich verſtehen können;
Mich quält ein widriges Geſchrei
Des Unſinns und der Schmeichelei;
Dem neuen Jaſon möcht' ich deine Stummheit gönnen,
Er ſchreit ſo laut das gold'ne Vließ herbei.

---

*) Dies Gedicht wurde ſpäter von Tiedge unterdrückt!

Indignatio versus facit.

(Siegreisdichtung im Unwillen.)

Das ist die rechte Schusterei:
Zu zeigen erst des bessern Mannes Flecken,
Dann einen Lappen Heuchelei
Als Liebesmantel drauf zu decken.

Gedanken-Freiheit.

In das Album deutscher Schriftsteller

zur

vierten Säcularfeier

der

Buchdruckerkunst

durch

Dr. Karl Haltaus.

1840.

Vernunft, Du Siegerin der Nacht,
Wir feiern Deine heil'ge Macht:
Hinweg mit jeder Schranke!
Frei! frei ist der Gedanke.

An ein junges Mädchen.

Süße Schmeichellieder immer
Zu verschmähen habe Muth!
Schlimmes wird dadurch nur schlimmer
Und das Gute bleibt nicht gut!

Begräbnißzettel

zur

Beisetzung der französischen Republik. *)

Wir laden Euch geziemend ein
Zum Todtenfest, Ihr Väter und Ihr Preiser
Der Republik — dahin starb Euer Töchterlein,
Es starb im Wochenbett mit einem Kaiser!

*) Als freie Uebersetzung des französischen Gedichtes:

Partisans de la République,
Beaux raisonneurs en politique,
Dont je partage la douleur:
Venez assister en famille
Au grand convoi de votre fille
Morte en couche — d'un Empereur!

Triolet.

1806.

Eil' hinab, mein trübes Leben,
Deinem Waſſerfalle zu!
Hier iſt nicht das Thal der Ruh',
Wo die ſanften Lüfte ſchweben;
Fließ' hinab, mein trübes Leben,
Kalt und dunkel walleſt Du
Wo Dich Wüſten noch umgeben —
Dort, wie ſtill! was zögerſt Du?
Fließ' hinab, mein trübes Leben,
Deinem Waſſerfalle zu!

Triolet.

1826.

Eile nicht, mein fliehend Leben!
Zwar durch Stürme wandelſt Du,
Aber holde Töne ſchweben
Dir wie Nachtigallen zu —
Eile nicht, mein fliehend Leben!
Licht um Deine Nacht zu weben
Schlägt für Dich ein Herz voll Ruh';
Eile nicht, mein fliehend Leben,
Deinem Waſſerfalle zu!

Gebet auf der Schwelle des Eheſtandes.

Ihr Götter, ich will nicht zu viel begehren:
Doch mögt ihr aus euer allgütigen Huld
Mir allerlei Gutes und Schönes gewähren, —
Nur ſchenkt meinem Manne Geduld!

Text zu einer künftigen Gardinenpredigt.

Der Text zu dieſer erbaulichen Predigt
Liegt hinter der Stirn, wo der Widerſpruch ſitzt,
Und wenn er auch nicht ſich in Worten entledigt,
Doch ſichtbar hervor aus den Augen er blitzt.

Gegenmittel wider die Gardinenpredigt.

Gegen den Gardinenſermon
Iſt der beſte Rath unter vielen:
Aus einem ſanften gefälligen Ton
Die Arie des Lebens zu ſpielen!

An eine Freundin

mit einem Exemplar der Urania.

Dein Frühling iſt mit Blüthen reich umwunden,
Durch welche mit Geſang die Morgenlüfte wehn;
Doch wirſt auch Du dem Schickſal nicht entgehn,
Und hinter Deinen Roſenſtunden
Wird manche dunkle Stunde ſtehn;
Und ſchreckt ſie Dich mit ihrer dunkeln Hülle
Hinweg aus Deinem Roſenhain,
So flücht' in jene Tempelſtille,
Zu der dies Buch Dich ruft, hinein!

Bei Ueberſendung einer Taſſe.

Könnt' ich in Roſenlicht all' Deine Tage hüllen,
Mit Lebensnectar dieſe Schale füllen
Und ſo Dein Engelleben weih'n —
Wie glücklich würd' ich ſelbſt an dieſem Tage ſein!

In ein Exemplar der Urania:

Was kann der Menſch den Menſchen geben,
Womit das Schickſal nicht mit ſeinen Launen ſpielt?
Ich gab' Euch dieſes Bild von meinem innren Leben,
Worin ich mich mit Euch verwandt gefühlt.

An
die Fürſtin von H.....

Im Namen ihrer Unterthanen.

Wir ſind ein kleines Völkchen nur,
Doch fliegt ein groſſer Segen,
Der Liebe heißt, von unſ'rer Flur
Dir, hohe Frau! entgegen.

Von Deinem frommen Sein und Thun
Iſt uns ſchon viel verkündet;
Das hat in jedem Buſen nun
Für Dich die Lieb' entzündet.

In unſer Aller Blicke lies
Was wir ſo gern Dir brächten;
Und daß wir gern ein Paradies
Für Dich bereiten möchten!

Doch trägſt Du Paradieſesheil
In Deinem ſchönen Herzen;
Wir wollen ſtreben, unſer Theil
Daran nicht zu verſcherzen.

Beglückſt Du unſern jungen Herrn,
An dem wir liebend hangen;
Bei Gott! dann iſt ein ſchöner Stern
Für uns auch aufgegangen.

Zwei Augen ſchau'n noch zu Dir hin,
Da ſieh die Thräne ſtehen,
Und Dir wird nicht der tiefe Sinn
Der frommen Thrän' entgehen.

Einer jungen Freundin,

welcher er

ein Exemplar ſeiner Urania weihte.

Wenn Deine Knoſpenzeit in voller Blüthe ſteht
Und über meinem Staub der Hauch der Luft ſchon weht:
Dann, gutes, ſanftes Kind, beſuche
Noch meinen Geiſt in dieſem Buche.

Dresden, den 28. December 1833.

Eliſa.

So wie ſich ſchwarze Dunkelheiten
Verklären durch das Sonnenlicht,
So wird auch ſelbſt ein Böſewicht
Auf Augenblicke zum Beweiſen
Der Tugend, wenn er von ihr ſpricht.
Er wird in ſolchen Augenblicken
Vom reinſten Sonnenſtrahl berührt,
Und zu dem heiligen Entzücken
Ihm unbekannter Höh'n entführt.
Verſtummung fühlt ſich tief erſchüttert,

Wenn ſie ſich dieſer Hoheit naht,
Und in der finſtern Seele zittert
Die halbvollbrachte Frevelthat;
Der Neid, geblendet von dem Glanze
Der Reinheit, ſteht betroffen ſtill,
Wenn er ſchon gierig nach dem Kranze,
Dem Schmuck der Unſchuld, greifen will;
Die Hoffahrt, mit dem Prachtgefieder
Des Junovogels ausgeſchmückt,
Schlägt tief beſchämt die Augen nieder,
Wenn ſie die Demuth hier erblickt!
Was kann ſo ſtrafen, ſo erheben,
Als wenn ein ſolch erhabnes Leben
Im Leben uns entgegen tritt,
Das ſich durch Muth und Kampf und Streben
Empor zu ſolcher Höhe ſtritt!

An Eliſa.

(Als ſie zu ihrer geliebten Fürſtin von Deſſau reiſte.)

Zieh hin! zieh hin zu jenem Fürſtenſitze,
Zur hohen Seele, die Du heilig liebſt,
Daß hell der Strahl, den Du empfängſt und giebſt,
Durch ihr verhülltes Leben blitze!

Da feire Du erhabne Weihestunden,
Du findeſt dort ein reines großes Herz.
In Liebe taucht ſich gern der Schmerz,
Und heilt ſie nicht, ſo ſchont ſie doch der Wunden.
Laß hinter Dir das ſtürmende Getümmel
Der böſen Zeit, und Deinen eignen Harm!
Fall' an ihr Herz, ſie faſſ' in Deinen Arm:
So ſchauet Beid' entzückt und weinend auf zum Himmel.

An Eliſa.

Wiederſehn! Ja Wiederſehen!
Du, Du fühlſt dies himmelvolle Wort:
Ja mit Dir, Eliſa, werd' ich dort
Durch das neue Leben gehen.
Leiſe wird ein innrer Ruf
Uns verwandte Seelen nennen,
Und wir werden uns verſtehen:
Dies iſt unſer Wiederſehen.
Ja den Himmel werd' ich kennen,
Den Eliſa's Seele ſchuf!

Mißverſtändniß.

(An Eliſa.)

Du Mißverſtand! wie kannſt Du ſo verwunden!
Ein ſchöner Tag, von Dir, von Dir entweiht
Mit ſeinen lichtbekränzten Stunden —
Er ging durch eine böſe Zeit.

O ſprecht zu mir, ihr Geiſter jener Wonnen,
Und führt mir die Vergangenheit herbei,
Daß ich der Gegenwart entrinnen,
Mit euch noch ein Mal ſelig ſei.

Erinn'rung! Du, mit Deinem Nymphenmunde,
Du lächelſt ja ſo ſanft, ſo hold mich an —
Und doch von daher kam die Wunde,
Der heiß mein Herzensblut entrann!

Wenn böſe Geiſter unſern Frieden nagen,
Das dringet nicht bis zu dem Kern der Ruh';
Wenn aber Engel Wunden ſchlagen,
Wer heilet ſolche Wunden zu? —

An Eliſa.

An dem Geburtstage der Frau von der Recke.

Den 20. Mai 1805.

O könnt' ich etwas Schönes malen,
Schön wie es je im Raum der Schöpfung lag
Dann malt' ich heut mit morgenrothen Strahlen
Aus Deinem Leben einen Tag:
Nur einen Tag, ein Bild voll ſanfter Auen,
Wo zarte Lieb' auf jedem Hügel thront:
Du würdeſt dann in einen Himmel ſchauen,
In welchem meine Seele wohnt!

Zum 20. Mai 1812.

Sie ſchläft noch — ſchwebe, mein Geſang,
Um ihre heil'ge Ruh',
Und flüſtre Du, mein Lautenklang,
Ein Wort der Lieb' ihr zu!

O dieſer Tag gab ſie der Welt:
Er ſchmücke ſich mit Glanz,
Der aus gerührten Augen fällt;
Ihr Leben iſt ſein Kranz.

Ihr Geiſt iſt ſtilles Himmelslicht,
Ihr Herz voll Harmonie;
Und kennen ſie die Menſchen nicht,
Die Engel kennen ſie!

Der 20. Mai.

Erſchiene dieſer Tag auch ohne Lieder
Wie ein December kalt und rauh,
Und göß', ohn alles Himmelblau,
Sein Himmel Regenſtröme nieder:
Er hat Eliſen uns gebracht:
Und damit hat er Alles wieder —
Vollkommen wieder gut gemacht!

Der Geburtstag.

Ein jeder Tag hat ſeine Plage,
Ein jeder Tag hat auch ſein Heil,
Und ſo vergütend manche Klage
Ward dieſem feierlichen Tage
Eliſa's Lebensfeſt zu Theil.

Was iſt das Leben? — Eine Reiſe,
Es geht bergauf, es geht bergab.
Wir feiern liebend heut' in unſerm Kreiſe
Den Reiſetag, der Dich, Du hohe Frau, uns gab!

An Eliſe.

Es iſt ein Geiſt — ich nenn' ihn nicht —
Ein edler Geiſt, ſo hell wie Licht;
Es giebt ein Herz voll zarter Güte,
Und dieſe ſchönſte Menſchenblüthe
Begeiſtert nur, betäubet nicht.
Lange leuchte jenes Licht,
Lange blühe dieſe Blüthe!

Hoch vom Ruhm empor getragen
Strahlt Dein Nam' im Glanze dieſer Welt:
Was Du thuſt in ſtillen Tagen,
Das wird in ein Rechnungsbuch getragen,
Das ein Engel dort in jener hält!

In Eliſa's Tagebuch.

Du, Nemeſis, Du ſtehſt an dieſer heil'gen Stelle,
Am Eingang dieſes Tempels ſtehſt Du;
Hier lächle, wie das Bild aus einer Spiegelquelle,
Eliſens Bild Eliſen freundlich zu:
Du führeſt ſelbſt zur dunkeln Thränenſtelle
Den ſtillen Genius der Ruh'! —

Den 30. Mai 1815.

Du füllſt wieder jede Bruſt,
Willkommner Tag, mit Lieb' und Luſt:
Zu einem ſegensvollen Lauf
Ging heut ihr Stern des Lebens auf, —
Eliſa's Lebenstag erſchien,
Und Herzenslieder ehren ihn;
Er wandelt ſeine ſchöne Bahn,
Heil Allen, die ihn nahen ſahn!

Wohin ihr liebend Auge blickt,
Da ſtrahlt ihr Stern und macht beglückt.
O! ſtrahle Abglanz unſ'rer Luſt
In ihre oft gedrückte Bruſt.

Und feire, Herzensmelodie,
Mit frohen Tönen feire ſie,
Die ihren Himmel nie vermißt,
Weil ſie ſchon hier ein Engel iſt!

Zum 20. Mai 1816.

Willkommen, Morgenſtunde,
Die Freud' und Licht ergießt!
Mit liederfrohem Munde
Sei feierlich gegrüßt.
Wir feiern heut ein Leben,
Von Gottes Huld beſtellt,
Der Welt ein Bild zu geben
Von einer höhern Welt!

Wie ſchöne volle Saaten,
Von reifen Früchten ſchwer,
Stehn reine Edelthaten
Um dieſes Leben her,
Das uns ſo ſanft verkündet,
Was ſich wohl oft vergißt,
Daß unſ're Welt verbündet
Mit einem Himmel iſt.

Zu Zeiten werden Engel
In dieſes Vaterland
Der Thränen und der Mängel
Zu uns herab geſandt.
Heil uns, daß die geweihte,
Die hohe Frau ſolch' Feſt,
Solch' Engelfeſt uns heute
Bekränzend feiern läßt!

Der 20. Mai 1817.

Baut den Altar auf!
Singet Feſtgeſang!
Singet: ſei uns willkommen,
Hochgefeierter
Heiliger Feſttag,
Sei uns willkommen!

Dir entgegen ſtrömt
Aus der vollen Bruſt
Tönend unſer Entzücken:
Daß Eliſa ward
Der Geſang, das iſt
Unſer Entzücken!

Mit ihr kamen einſt
Zu der Erdenwelt
Junge Geiſter der Tugend:
Daß ſo gut ſie iſt,
O vergeltet's ihr,
Geiſter der Tugend!

Der 20. Mai 1818.

Daß ſo gut ſie iſt,
O vergeltet's ihr,
Geiſter der Tugend!

Wohl haben Dir es,
Daß Du ſo gut biſt,
Geiſter der Tugend vergolten:
Sproßten nicht Dir
Um den Lebensweg
Blumen, die nimmer verwelken?
Ihren Blüthenſtaub trugen
Lüfte des Himmels empor.
Siehe doch! heut
Stehn um Dich holde Geſtalten,
Alle mit leuchtenden
Blicken der Liebe:

Alle, ſie möchten gern
Um Dein heiliges Haupt,
Wenn es der Schmerz umfängt,
Lindernde Kühlungen winden.
Und wie freuet Dich
Freundes Beſeligung!
Leuchtet Dein Abendroth nicht
In meine dunkelſten Stunden
So freundlich herein?
Und welch Zurückſchaun
In den langen
Heitern Tag Deines Lebens!
Welche Saat haſt Du
Dort geſäet, erhab'ne Freundin!
Engel ſind die Schnitter
Und tragen die Garben heim;
Und ſiehe! Dein Freund —
Den ſo mildiglich
Dein Abendroth noch umleuchtet,
Wohnet ſo ſelig
In dem Himmel, der Dich umgiebt!

Am 20. Mai 1820.

Mag Gewölk am Himmel dunkel ſchweben,
Dennoch ſtrahlet immer klar und rein
Hinter dem Gewölk der Sonnenſchein:
So, Eliſa, ſtrahlt Dein inn'res Leben,
Wenn's der Schmerz umdunkeln will, auch dann
Freundlich Deine Lieben an.
Heut, Du Edle, heut an Deinem Tage
Wollen wir uns Deines Lebens freun,
Keine Sorge, keine finſtre Klage
Soll mit dunkeln Schatten ihn beſtreun:
Sieh! o ſieh an Deinem Lebenstage
Leuchtet ſelbſt die trübe düſtre Zeit!
Hohe Seele, ſei uns denn noch lange,
Lang' ein Bild der höhern Heiterkeit!

An Eliſa.

Dir, Edle! ward das Heiligſte verliehen:
Der ſtille Sinn beim wilden Lebensdrang,
Und ſo umringſt Du nun mit ſanften Harmonien
Mein Leben, das in Mißgetön verklang.

Sei immerdar mit Dir das hohe Seelenleben,
Das ich im Glanz der Himmliſchen einſt ſah!
Uranien durft' ich in Tönen nur erheben,
Du aber, Du biſt ſelbſt — Urania!

Lied.

Dem heiligen Dorotheentage geweihet von Eliſa.

Ich ſtand im Leben ſo trüb' und allein,
Da blickt' ich hinab, hinauf:
Ach blühte denn hier im Lebenshain
Keine Blume der Liebe mir auf?
Da wurden mir dann, an's Herz ſie zu ziehn,
Zwei Dorotheen *) verlieh'n.

Die ſind mir beide ſo lieb und ſo hold,
Mir ſchmückend den Lebenshain;
Sie ſchmücken wohl mehr als Perl' und Gold,
Ja ſie blühten in's Herz mir hinein!
Da laſſen ſie nun mein winterlich Grün
Zum ſchönſten Lenz erblüh'n!

---

*) 1. Fürſtin Talleyrand, Herzogin von Dino,
2. Frau von Schéyrings (geb. Reichsgräfin von Medem), Beide Nichten der Frau von der Recke.

Wenn ſchwer vom Druck mein Haupt ſich oft neigt,
Was wehret den Schmerz mir ab?
Dann weiß ich wohin, und freudig ſteigt
Mein Gedanke zum Herzen hinab:
Da wenden ſich ihm die Lieblinge zu,
Mit ihnen Troſt und Ruh'.

Ihr leibliches Weſen iſt ferne von hier,
O möcht' es doch nicht ſo ſein!
Ihr geiſtiges Sein — das iſt mit mir!
Und ſo bin ich denn nimmer allein:
Die Liebe ſchaut dann, ja Liebe ſchaut dann
Mich aus vier Augen an!

An Ottiliens*) Sohn.

Bei ſeiner Taufe.

Willkommen, junger Erdenbürger!
Du trittſt in eine tiefverhängnißvolle Zeit.
Wie Wolken ſammeln ſich die Menſchenwürger
In Oſt und Weſt; es rüſtet ſich der Streit.

*) Gattin des K. S. Geheimen Rathes Dr. Friedrich Albert von Langenn, des hochverdienten Staatsmannes, Hiſtorikers und Erziehers Sr. K. H. des Prinzen Albert, Herzogs zu Sachſen.

Du ahnſt noch nichts von wilden Stürmen,
Auch blieb es, Kind, Dir noch verhehlt:
Daß von den Geiſtern, die dein zartes Leben ſchirmen,
Ein Engel Dir — und ach! der Liebſte fehlt.
Doch wird er unſichtbar Dich ſtets begleiten,
Indeß, wo ſich ſo leicht der ſchwache Sinn verirrt,
Ein edler Mann, ein Mann der Kraft Dich leiten,
Mit Lieb' und Weisheit leiten wird.
Dein Vater, Kind, bezeichnet Dir die rechten Gleiſe
Und wandelt leuchtend Dir voran:
So trittſt Du ſicher dann die Reiſe
Durch's wechſelvolle Leben an!
Einſt waffne Dich mit hellen Bienenaugen,
Streifſt Du durch Blumenfluren hin,
Um Honig nur den Blumen zu entſaugen;
Das Gift, geliebtes Kind, das Gift laß hübſch darin.
O! blick' einſt oft aus den Gewühlen
Des bunten Lebens himmelwärts:
Du wirſt, die Du nie ſahſt, an Deinem Herzen fühlen,
Denn Engelnähe fühlt das Herz!

Zum 26. Januar 1828.

Es werden viel Menſchen geboren,
Von mancherlei Werth und Geſchlecht;
Zur Welt kommen freilich ſie alle,
Doch viele zum Leben nicht recht.

Da ward einſt ein Knäblein geboren,
Der kam ſo recht munter zur Welt,
So kräftig, ſo ſinnig, ſo tüchtig,
Als hätt' ihn Minerva beſtellt.

Er mochte den Weltlauf ſchon merken,
Drob lacht' und weint' er gar viel:
Im Voraus beweint' er das Unrecht,
Verlacht' er der Thorheiten Spiel.

Bald ſah man den Knaben recht fleißig
Und ſinnend zum Unterricht gehn;
Da raucht ihm der Kopf und er lernte,
Frühzeitig quid juris verſtehn.

Quid juris ward nun all' ſein Denken;
So ward er an Wiſſenſchaft reich:
So reift' er zum tüchtigen Manne,
So lernt' er und lehrte zugleich.

Da kamen nun Berge von Akten,
Verbauten ihm ganz das Geſicht;
Bald kam dann der Gott mit dem Bogen,
Der ſcheute den Aktenwall nicht.

Er kletterte rüſtig hinüber
Mit leiſem heimlichen Tritt,
Und brachte zwei blauliche Augen
Am blondigen Lockenkopf mit.

Es brannten die Augen wie Kerzen:
Da rief er, was iſt mir geſchehn!
Was wollen die brennenden Lichter?
Ich kann ja wohl ohne ſie ſehn!

Dies Ohneſie mußt' er nun büßen,
Er rieb ſich die Stirn mit der Hand;
Doch hatten die blaulichen Kerzen
Zu tief ſich in's Herz ihm gebrannt.

Da blieben im ſtaubigen Winkel
Nun Cajus und Ulpian ſtehn;
Er konnte nicht anders, er mußte
Das liebliche Augenpaar ſehn.

Da ging's an ein Reiten und Fahren
Im Flug auf bekanntlichem Pfad;
Ihm that es wohl gut; nur die Pferde,
Die armen, bekamen den Spath.

Was ſoll aus dem Allen nun werden?
So fragte ſein Herz, — es iſt Zeit
Zu enden das Reiten und Fahren;
Drauf macht' er dann ſelbſt den Beſcheid:

„Der über die Akten geklettert,
„Der führe das Liebchen uns zu."
Das Urtheil hat Rechtskraft gewonnen:
Da ſitzt nun Herr Albert in Ruh'.

Wir drücken die Hand dieſem Edlen,
Ihn hat uns Minerva beſtellt.
Ja, Er iſt zum Leben gekommen,
Und nicht blos, wie Andre, zur Welt!

In ein kirchliches Liederbuch.

(Für eine Freundin geſchrieben.)

Wenn ſie, entflohn dem irdiſchen Getümmel,
Der heil'gen Ruhe ſich vertraut:
O! töne dann der ſeelenvollſte Laut
Aus dieſen Liedern ſanft hinüber in den Himmel,
Den ſie ſo ſtill um ihre Seele baut!

An Auguſte Engelhardt.

(In ein Exemplar der Urania.)

Wenn's draußen ſtürmt, dann, Freundin! ſuche
Das heitre tröſtende Geſicht
Des Friedens auf, das hier in dieſem Buche
Zu Deiner ſanften Seele ſpricht.

Heimkehr von Maren*)

Recht ſelig froh bin ich zurück gekommen. —
Wie konnte ſie auch anders ſein
Die Rückkehr aus dem Friedenshain,
Wo uns — von Engeln aufgenommen —
Die Muſen jede Stunde weihn!
Noch ſchwimmt mein Herz im Nachklang von den Tönen,
Im Wiederſchein des Guten und des Schönen,
Von dort, wo man ſo leicht vergißt
Welch' böſes Wetter draußen iſt.
O, nichts ſoll mir dies ſchöne Nachfeſt ſtören!
Nur — holde Königin der Feſte — laß mich nur
Von Deiner Paradieſes Flur
Recht bald ein Muſenwörtchen hören.

*) Schloß und Rittergut des Majors Serre, in der Nähe von Dresden, wo Tiedge ſo gern weilte.

An Johannes Vogel von Vogelſtein.

Auch Du, mein junger Freund, Du biſt berufen,
Dereinſt am Heil der Menſchheit mit zu bau'n;
Da blick' hinauf zu des Verdienſtes Stufen
Mit Muth, nicht dünkelhaft, jedoch auch nicht mit Grau'n:
Da winkt das Ziel zu einem ſchönen Lohne
Der reinen edlen Thätigkeit,
Zwei Perlen ſchimmern ſanft in des Verdienſtes Krone:
Die Demuth und Beſcheidenheit.

An Hugo Falkenſtein.

(Zu ſeinem erſten Geburtstage 1833, bei Ueberſendung eines Wachsſtocks mit ſilberner Karſel.)

Zum Lichte wende ſich Dein Streben!
Dann, liebes Kind, dann lebſt Du wohl;
Daran erinn're Dich in Deinem fernen Leben,
Wenn ich längſt nicht mehr bin, dies leuchtende Symbol!

An einen jungen Dichter.

Was iſt geſchrieben? frage nicht,
Was iſt zu ſchreiben? frage lieber!
Und ſchreib' ſo ſchön uns ein Gedicht,
Daß an der Themſ' und an der Tiber
Dein Leſer ſitzt, und lieſt, und lieſt,
Vom Leſen mit Gewalt nicht weg zu bringen iſt,
Und jeden Abend nach dem Leſen
Ein beſſ'res, ein erhabner's Weſen
Sich dünkt, in Nachtgedanken geht,
Und wähnend, daß er ſchwimm' in allen den Gefühlen
Des beſſern Weſens, die ſein Mark und Bein durchwühlen,
Ausruft: „Ich dank' es Dir, Du göttlicher Poet!"

An Denſelben.

Hätt' ich Gewalt in meinen Händen,
Ein Schickſal hell, wie Morgenſonnenſchein,
Wollt' ich für Dich mit Roſen dicht umränden
Und Dir es zum Geburtstag weihn:
Daraus erblühte dann das ſchönſte Dichterleben;
Denn ſolchen Roſenſchmuck mit Lorbeer zu durchweben,
Das würde Deine Sache ſein!

An Minna.

Von Nacht umwölkt iſt, wo der Friede thronte,
Das Licht der klaren ſonnenhellen Stirn;
Der Engel, der in jenen Augen wohnte,
Verklärt nicht mehr dies Zweigeſtirn.

Du biſt entflohn, o Ruhe, kehre wieder,
Vernimm mein flehendes Beſchwörungswort;
Laß Dich in Minna's Seele nieder
Und finde Deinen Himmel dort.

Reimlexikon.

Willkommnes Werk! Nun wird bald ohne viel Beſchwerden
Die ungereimte klein' und große Welt,
Die mehr und mehr ſich ſelbſt zum wenigſten gefällt,
Zu einer wohlgereimten werden!

An Minna.

(Mit einem Zahnſtocher-Etui in der Form eines kleinen Folianten.)

Es war einmal ein Elephant,
Der trug, als Wehr und Waffen,
Einen Zahn, draus ward ein Foliant
In kleinſter Form geſchaffen.
Da wurde dann, ſo zierlich fein
Wie noch kein Buch gebunden,
Das kleine Buch von Elfenbein
Auf Minna's Tiſch gefunden.
Ein Pfeil des Buches Inhalt war,
Wie Amor einſt ihn brauchte,
Den er, zu ſchärfen die Gefahr,
In helle Flammen tauchte.
„Der Pfeil," that eine Stimme kund,
„Iſt nicht von Amor's Waffen,
Ihn hat ein Künſtler für den Mund
Voll ſchöner Zähn' geſchaffen.
Da ſoll der ſpitze Pfeil fortan
Statt andrer Spitzen walten
Und jeden Weisheitszahn ſodann,
Wenn weiſe nicht, doch weiß erhalten.

Die Weisheit solcher Zähne sei:
Die fremde Ehre nicht zerreißen,
Und bei Gesanges-Melodei
Die Worte ja nicht zu zerbeißen!"

Auf eine schöne Frau.

Ihre Rolle nehm' ich an,
Allen Streit zu schlichten:
Wenn sie selbst nicht dichten kann,
Sie beseelt zum Dichten.

Die Locke.

Du, Locke, hast die klare Stirn,
Wie ein Gewölk den Tag, bekränzt,
Beschattet jenes Zweigestirn,
Worin die helle Seele glänzt:
O ruh' fortan auf meiner Brust!
Dein Schatten kühle sanft und still
Das Herzblut, wenn's in Schmerz und Lust
Zu heiße Wellen schlagen will!

Gebete und Wünsche für Bianka.

Morgengebet.

Ich bin erwacht! — Du wolleſt mich dann,
Guter Himmel! vor allen Gefahren —
Beſonders, weil ich das ſelbſt nicht kann,
Vor den fatalen ſchwarzen Augen bewahren!

Mittagsgebet.

Verleih't mir, Götter, das tägliche Brod
Und and're hübſche Sachen,
Ein wenig, nur nicht gar zu viel Noth —
Und immer etwas zu lachen!

Abendgebet.

Ich bitt' euch, Götter, mit des Schlummers Mohn
Recht reichlich mich zu beſchütten;
Im Schlaf bin ich am frömmſten, das wißt ihr ſchon,
Um Frömmigkeit darf man doch bitten!

Wünſche.

Durch einen Apfelbiß
Ging einſt ein Paradies von hinnen;
Mag dieſer Apfel Dir
Ein ſchöneres gewinnen,
Wenn Dir ein Paris ihn
Als Preis der Anmuth reicht!

Der Schwan ſingt Dir dies eine Wort:
Dein ganzes Leben ſei hinfort
Ein Lied, das, ſanft und froh bewegt,
Ein Schwan durch Blumenauen trägt.

Die drei Blumen:

Emilie, Luiſe, Maria.

Einen guten Engel möcht' ich fragen:
Welches ſchöne Morgenland
Hat mir dieſen Kranz geſandt?
Welcher Lenz hat ihn getragen?
Silberlilj' und Feuerlilie miſchen
Ihren Farbenſchimmer, und dazwiſchen
Blüht ein zartes Amarant.

An die junge Chriſtin Maria,

bei ihrer erſten Chriſtenweihe, den 15. October 1820.

Kind Gottes, horch! die Glockentöne rufen!
Sie rufen Dich zu jenen Altarſtufen,
Da, wo die Andacht frommer Seelen knie't.
O! weihe Dich der feierlichen Stunde,
Sie naht ſich Dir mit dem erhabnen Bunde,
Der für den Himmel uns erzieht, —

Dem Chriſtenbunde! — er will ſich feſter ſchlingen,
Dich ganz mit ſeiner Heiligung durchdringen.
Nicht zaghaft, Kind, ſei ruhig! feſtlich ſtill!
Und fühle Dich geheiligt und erhaben:
O fühl' es ſtill und tief, mit welchen Gaben
Der Bund Dein Herz bereichern will.

Zur Himmelskindſchaft will er Dich erheben;
Dich weih'n will er zu einem höhern Leben,
In welchem Gott mit ſeinen Engeln wohnt.
Dies Höhere, das ſich nicht laut geſtaltet,
Es iſt das Heiligthum, worin die Demuth waltet,
Die nicht mit Glanz, — mit Ruhe lohnt!

Dies Erdendaſein wird Dich laut umrauſchen,
Doch mög'ſt Du nie das Höhere vertauſchen
Für eine trügeriſche Glanzgeſtalt!
O ſtrebe nie nach einem andern Ruhme,
Als nach der Würdigkeit in jenem Heiligthume,
Worin der Name Jeſus Chriſtus ſchallt!

An eine junge Fürſtin.

Vernimmſt Du ihn, den Ruf der Glockentöne?
O Deine ganze Seele weihe ſich!
Sieh eine groſſe feierliche Scene,
Du junge Himmelsbraut, erwartet Dich.
Du leg'ſt ein heilig Wort heut auf den Altar nieder,
Das Bundeswort, der Tugend Dich zu weih'n!
Einſt halle dieſes Wort aus Deinem Leben wieder,
Wie Gottesruf aus einem heil'gen Hain.
Hell aufgeblüht iſt Deine ſchöne Jugend
Vom Morgenſtrahl des Lebens roth und warm,
Doch ſchau', am Scheidewege ſteht die Tugend;
Ihr, junge Fürſtin, reichſt Du gern den Arm.
So wirſt Du Dich in Deiner Kraft erheben,
Wirſt wagen, in Dich ſelbſt hinab zu ſchau'n,
Auf das, was bleibt, wirſt Du Dein Leben
Und nicht auf täuſchende Vergött'rung bau'n;

Denn, jedes Schickſal mit ſich walten laſſen
Iſt Knechtſchaft, die die Hoheit uns entrafft;
Allein mit Muth ſein Leben faſſen
Und ſelbſt es führen, iſt das Heil der Kraft.

An Auguſte Engelhardt.

Am 12. October 1839.

Mit dem heitern Glockenſchlage,
Der Dein Wiegenfeſt erneu't,
Hab' ich Dir ein ſtilles Segenswort geweiht,
Dir, o Dir! die über meine letzten Tage,
Die ſchönſten Frühlingsblumen ſtreu't!

Neujahrwunſch eines Kindes.

So iſt es endlich denn erſchienen,
Das allerliebſte Neujahrfeſt,
Das ſich in lauter frohen Mienen
So feierlich begrüßen läßt!

Ach fehlte mir's nur nicht an Gaben, —
Doch bringet jeder, was er kann,
Und Kinder, die noch gar nichts haben,
Die bieten nur ein Wünſchchen an.

Denn was ich um und an mir trage,
Das hab' ich, Eltern, ja von Euch:
Noch denk' ich an die Weihnachtstage,
Wie waren die ſo ſchön, ſo reich.

Vom Glück hab' ich ſo was vernommen,
Iſt wirklich das ein gutes Ding?
Dann ſoll's zu meinen Eltern kommen,
So ſchön, wie's Keiner noch empfing.

Ich kenn' es nicht. An ſeinen Werken,
Wenn's froh macht, wie ein heil'ger Chriſt,
Da werd' ich, kleiner Menſch, es merken,
Ob's etwas taugt und artig iſt?

Wenn's tüchtig abwehrt jede Plage,
Die zu den theuern Eltern dringt,
Und wenn es ihnen lauter Tage,
Wie ſchöne Weihnachtstage bringt;

Wenn ſich erfüllet, was ſie hoffen:
Fürwahr, das wäre wohl nicht ſchlecht;
Dann iſt mein Wünſchchen eingetroffen,
Dann werd' ich ſagen: „ſo iſt's recht!"

Und könnt' ich nur das Glück gewinnen,
Auch mir ein wenig gut zu ſein:
Dann ſollt' es mir recht helfen ſinnen,
Die guten Eltern zu erfreu'n.

Von allen wünſchenswerthen Dingen
Iſt's dieſer Wunſch nur, der mir blieb,
Als Neujahrsopfer darzubringen;
Nehm't, gute Eltern, ſo fürlieb!

An Freund Winkler's*) Geburtstage.

Mein guter Winkler, oftmal ſchon
Iſt Dir Dein Lebenstag erſchienen,
War ſtets der Mutter Zeit ein wohlgerathner Sohn;
Doch heut umflattern ihn die holden Amorinen,
Die nicht vor Hymens Fackel floh'n,
Obwohl ſie ſonſt, wie Kenner wiſſen wollen,
Wo Hymens Fackel brennt, nur flüchtig weilen ſollen:
Nun aber Jenny! die auf's Feſſeln ſich verſteht,
Wie Du das ſelbſt hinreichend haſt empfunden,

---

*) Der K. S. Hofrath und Vice-Director des Hoftheaters und der muſikaliſchen Capelle, Ritter Karl Theodor Winkler, als Dichter „Theodor Hell."

Hat beide Theile ſo verbunden,
Daß kein's dem Zauberband entgeht.
Ja! Jenny, die mit Blumenkronen,
Mit immer friſchen nun Dein heit'res Daſein krönt,
Hat jene munt're Schaar mit Hymen ausgeſöhnt,
Daß ſie geſchwiſterlich fortan beiſammen wohnen.
Vom Geiſt der Lyra hell umtönt,
So ſind ſie gänzlich nun vom friedlichen Geſchlechte,
Sie gönnen gern der Freundſchaft ihre Rechte,
Wenn ſie zum ſchönern Kranzgeflechte,
Von Amorinen-Hand gepflegt,
Ihr kleines Wieſenblümchen legt.

Glückwunſch eines Kindes.

Dieſe jungen Frühlingsſproſſen
Bringt Dir ſelbſt ein Frühlingsſproß,
Der an Deine Feſtgenoſſen
Sich mit ganzer Seele ſchloß.

Sieh' doch! unſre Blicke hängen
Liebevoll an Deinem Blick,
Alle Herzgefühle drängen
Sich zu Deinem ſanften Blick.

Ja, es mußten alle Horen
Deinem Tage Heil verleih'n,
Denn Du wurdeſt ja erkoren,
Vieler Menſchen Glück zu ſein!

Blüh't einmal in meinem Leben
Etwas Großes: dann will ich
Einen beſſ'ren Kranz Dir geben;
Bis dahin gedulde Dich!

Zum Geburtstage des Vaters,

gesprochen von einem siebenjährigen Kinde.

Der lieblichſte von allen Tagen
Iſt Dein Geburtstag, Vater, ſieh'!
Dem wollt' ich recht was Schönes ſagen,
Nur wußt' ich leider! nicht recht wie?
Wie ſolches Ding ſich machen laſſe?
Die gute Mutter ſchickte dann
Hinüber zu dem Verſemann,
Er wohnt da in der Meißner Gaſſe,
Du ſelbſt haſt mich zu ihm gebracht,
Der eine Menge Verſe macht,
Die er dann weit umher verſpendet;
Und dieſes kleine Verslein heißt:

„Es ſollen um des Vaters Tage
Sich lauter Roſenſtunden ziehn!
Und Alles das, was einer Klage
Nur ähnlich ſieht, ſoll gleich entfliehn!“
Luiſe ſoll dann freudig hoffen:
Daß Alles in Erfüllung geht? —
Nicht wahr? der Mann hat's recht getroffen,
So recht, wie mir's im Herzen ſteht!

Geſpräch der Kinder am Geburtstage ihres Vaters*).

Am 4. Januar 1827.

Thereſe.

Da hab' ich ſo ein Wort vernommen,
Mein Schweſterchen, von einem Tag,
Als Vater iſt zur Welt gekommen
Und kindlich in der Wiege lag.

Eliſe.

Iſt Vater denn auch klein geweſen?

---

*) Am Geburtstage des Profeſſors Friedrich Chriſtian Auguſt Haſſe, der damals noch in Dresden lebte.

Thereſe.

Ja freilich! ſo wie wir's noch ſind,
Doch kennt' er gleich ſchon ſchreiben, leſen,
Und war gewiß ein klüg'res Kind,
Als wir es alle beide ſind.
So ſeh'n wir nun, daß ihm das Schreiben,
Wie Mutter ſagt, Gewohnheit iſt.
Auch mag es immerhin ſo bleiben,
Wenn er uns nur dazwiſchen küßt.

Eliſe.

O! Ich kann auch ſchon etwas leſen;
Nur meine Klugheit iſt noch klein.

Thereſe.

So klug, wie Er, als Kind, geweſen,
Kann freilich unſereins nicht ſein.
Das wird der Vater ſchon verzeih'n;
Doch, Schweſter, höre nun, was heute
Mich, wie ein zweiter heil'ger Chriſt,
Im Innerſten der Seele freute,
Dies iſt, mein Schweſterchen, daß heute
Geburtstag unſers Vaters iſt.
Geburtstag klingt wie Jubelchöre,
Und Vaters Tag — das klingt ſo ſchön,
Wie feſtliches Muſikgetön! —
Wenn Vater nicht geboren wäre,
Dann wär's um uns nicht halb ſo ſchön'

Da hab' ich denn auf so ein Liedchen
Schon lange hin und her gedacht.
Und leise! nichts hervorgebracht;
Dann ging ich zu dem reichen Liegn'n*).
Der hat mir ein Gebet gemacht.
Nun laß uns vor den Vater treten
Und freudiglich zu Gott, dem Herrn,
Dem lieben Gott im Himmel beten,
Der hört fromme Kinder gern.

(Beide falten die Hände vor dem Vater und sprechen mit gehobenen Händen:)

Du, lieber Gott, kannst alles geben,
Laß uns den Vater lange noch
Gesund und froh, noch lange leben!
Du kannst es ja, o thu' es doch!

---

*) Liegn wurde von Hase's Kindern „der Reibe" genannt, weil seine Werke auch eingerieben waren.

An

die Frau Gräfin Fanny von H.....

zu ihrem Geburtstage, den 22. April 1829.

Der Frühling stand in heller Schöne,
Der letzte Nachtsturm war besiegt:
Da haben Nachtigallentöne
Dich an der Mutterbrust gewiegt.

Du blühtest, wie die zarte Nelke,
Geschmückt von eines Engels Hand,
Doch drohte schon ein schattenvolles Gewölke,
Das über Deinen Tagen stand.

Bald sandte dies Gewölk die Nächte
Des Kummers Deinen Tagen zu,
Doch schirmten heilig hehre Mächte
Den innern Frieden Deiner Ruh'.

Du weißt, daß hinter diesen Finsternissen
Ein schönres helles Sonnlein glüht,
Der einst zur Sonne wird, magst Du auch jetzt nicht
wissen,
Wo still Dein Paradies schon blüht.

Du trägst zu einem Feierkranze,
Der einst noch Deine Tage schmückt,
Im Arm schon eine zarte Pflanze,
Die heilig Deine Seel' entzückt.

Heut sei's um Dich, wie eine Tempelhalle!
Sei Deines innern Friedens Dir bewußt,
Recht inniglich bewußt, und falle —
Du weißt ja schon, an welche Brust.

Geburtstagsgruß.

An Dieselbe. 1838.

Dich, Freundin, — mir so innig theuer,
Begrüßt an diesem Tag, der festlich mir beginnt,
Mein schlichter Reim; — Ach wärst Du mir nicht treuer,
Als mir die falschen Musen sind,
Als selbst Apoll es ist, der recht zu seiner Schande
Nur glatten Jugendstirnen lacht,
Fürwahr! ich hätte nicht zu Stande
Die Worte dieses Reims gebracht,
In welchem, feierlich bewegt,
Ein Herz voll Liebe für Dich schlägt.
Mein Hoffen darf sich nicht mehr hoch erheben;

Nur eins: wie fromm, wie reich begabt Dein Juri*)
noch
An Deinem Herzen wäre erblüh'n: das wünscht' ich doch
Auf meiner Wallfahrt zu erleben!

Zweite Elegie**)
an
Naumann's Grabe.

Dumpfe Stille ſchwebt auf finſterm Flügel
Ueber jenem liedervollen Hügel,
Und betäubt ſchweigt jede Hymne ſtill!
Stummer Schmerz verhängt die frohe Leier,
Er verhängt ſie mit dem Trauerſchleier,
Wenn die Freude ſie berühren will.

Doch, was flüſtert leiſe durch dies Schweigen?
Naumann's Name ſäuſelt's in den Zweigen,
Wo die Nymphen einſt ſein Spiel belauſcht.
Naht euch, Nymphen! nahet euch der Stelle,
Wo das Leben einer ſanften Welle
Einen Nachhall ſeiner Töne tauſcht!

---

*) Abkürzung von Gentarius, Taufname ihres Sohnes.

**) Die erſte Elegie an den großen Tonkünſtler ſiehe man im achten Bändchen S. 156 und 157 der dritten Auflage.

Zarte Liebe lispelte nicht leiser
Durch die Blüthen junger Myrtenreiser,
Als sein Lied, wenn er die Liebe sang.
Aber mächtig, wie auf höhern Wogen,
Werden unsre Seelen fortgezogen,
Wenn sein Geist sich auf zum Himmel schwang.

Süßer noch als seine Melodien
Haben seines Lebens Harmonien
Ihr, der Freundschaft haben sie getönt.
Heilig ehrten alle Musen jene,
Aber diese, diese Herzenstöne
Hat ein ganzer Himmel jetzt gekrönt.

Naumann's Ruhm gleicht einem milden Sterne,
Leuchten wird er aus der blauen Ferne
Längst verschwundener Vergangenheit;
Was der Stunde huldigt, schwindet eilig, —
Nur dem Edlen, Großen öffnen heilig
Sich die Hallen einer Ewigkeit! —

Hanſtein's*) Todtenfeier
in der Dom-Kirche zu Berlin
am 28. März 1821.

Gedächtnißmuſik.

(Text von Lichtenſtein. Muſik von Zelter.)

Chor.

Der Menſch geht eine dunkle Straße,
Das Grab iſt unter ſeinem Tritt;
Aus ſeines Lebens vollſtem Maße
Nimmt er nur ſeine Tugend mit.

Chor.

Was wir mit ganzer Seel' umfaſſen,
Es weilt im Kreis der Liebe nicht.
Uns hat ein frommer Mann verlaſſen,
Sein Leben war ein mildes Licht.

Chor.

Sein Glaube war aus reiner Quelle
Und ſeine Lehre Heiligkeit.
Sieh' her, o Wand'rer, ſieh die Stelle,
Die hat ein frommes Herz geweiht.

---

*) Ober-Conſiſtorial- und Ober-Schulrath Dr. C. A. Hanſtein, Probſt zu Cöln an der Spree, berühmter Kanzelredner.

Chor.

Er kam und ſtreute ſeine Saaten,
Er geht und läßt die Saaten ſteh'n.
Wir wandeln unter ſeinen Thaten,
Den Palmen, die ſein Grab umweh'n.

Chor.

Ein ſelig ſtilles Gott-Verlangen
Trieb ſeinen Geiſt dem Ew'gen zu.
So iſt er nun dahin gegangen,
Wir ſind im Schmerz! Er iſt in Ruh'!

Erinnerung

an den

Reichsgrafen Karl von Medem.

Allerſchütternd ſchlug die finſtre Stunde,
Die ein theures Leben uns entwandt;
Aus der offnen tiefgeſchlag'nen Wunde
Blutet ein verwaiſtes, ganzes Land.

Ja! ein ganzes Land hat er umfangen
Mit den Sorgen ſeiner treuen Bruſt,
Reich an Lieb' iſt er hinweggegangen,
Arm gemacht hat uns nur ſein Verluſt.

Viel, ſehr viel war er dem Vaterlande!
Ihn berührte weder Rang noch Stand.
Dank dem reinen Manne, der im Stande
Immer nur den Menſchen ſucht' und fand.

Starr und kalt iſt nun die theure Hülle,
Wo das reiche, reine Herz gewohnt,
Er iſt heimgegangen, zu der Fülle,
Die dem frommen, edeln Kämpfer lohnt.

Der für Recht und Unſchuld treu geſtritten,
Eilte jenem ſtillen Frieden zu.
Ausgeduldet hat er, ausgelitten,
„Komm, Du Treuer!" ſprach zu ihm die Ruh'.

Wie ein Engel, daß er Segen ſpende,
Ging er durch die Stürme ſeiner Zeit.
Ach, geſchloſſen ſind nun dieſe Hände,
Die ſo reichen Segen ausgeſtreut!

Aber grünen werden ſeine Saaten,
Grünend wird ſie einſt die Nachwelt ſeh'n;
Und wie Palmen werden ſeine Thaten
Um den Hügel ſeiner Ruhe ſteh'n.

Pilger ſeh' ich zu dem Hügel wallen;
Aber, von dem tiefſten Schmerz bewegt,
Seh' ich eine Pilgerin vor Allen,
Die ſein Herz in ihrem Buſen trägt.

Da! da geht ſie mit zwei Engelskindern;
Hin zu ihnen iſt ihr Haupt gebeugt.
Ach ſie ſollen ihr den Kummer lindern,
Der auf ihren frommen Lippen ſchweigt!

Und gefaßter blickt ſie zu den Fernen,
Die den Ewigtheuren ihr geraubt;
Tauſend Thränen wurden ja zu Sternen,
Und ſie leuchten glorreich um ſein Haupt.

Alle tragen ewig ihn im Herzen,
Denen er ein Freund, ein Vater war;
Alle weih'n mit nie verweinten Schmerzen
Seine Gruft zu einem Dankaltar.

An Gleim.

Krieg war Dein Lied, womit Du einſt, nicht ſchwächer
Als Friedrich, Friedrich's Feinde ſchlugſt;
Ein Goldton war der Klang des Pfeils in Deinem Köcher,
Den Du bis heut in Ehren trugſt.

Krieg war Dein Lied, als ſich die Jünglingsblume —
Die Roſ' — um Deine Locken ſchlang,
Da wehte manches Blatt vom hochbekränzten Ruhme
Herab in Deiner Saiten Klang:

Das ziemte Dir — jetzt weht in Deinem Liede,
Das Deine Friedenslaub' umſchützt,
Ein ſanfter Harfenton, entzückend wie der Friede,
Fried' iſt Dein Lied, — das ziemt ſich itzt!

An Denſelben.

Ihr Reimer ſollt ihn nicht beweinen,
Schläft Gleim, der erſte Freund der Grazien, uns ein,
Sollt nicht entheiligen ſein Grab im Roſenhain:
Ein frommes Mädchen wird, von ſeines Grabes Bäumen
Die Bruſt geſchmückt, ihm Thränen weih'n!
Wo Myrtenblüthen leiſ' auf ſeinen Schlummer fallen,
So leiſe wie der Harm aus ſchönen Seelen ſpricht,
Indeß ein Wechſellied von zween Nachtigallen
Die Still' in langen Pauſen unterbricht.

Ihr aber lebt, ihr ewigen Geſänge,
Dem Ruhm, dem Stolz des Vaterland's geweiht,
Es bückt vor euch ihr graues Haupt die Zeit.

Feſt ſteht im fluthenden Gedränge
Der Altar eurer Ewigkeit,
Daß noch der Enkel vor euch niederknie,
Daß einſt aus ſeiner Seele rein
Und ſtolz er von dem großen Eidſchwur glühe:
Werth ſolcher Enkelſchaft zu ſein!

An A. G. Eberhard.

Freund, Egerie's Geriesel
Wallt nicht über Goldſand hin;
Froh und frei, wie Kinderſinn,
Tanzt es über arme Kieſel
Unter Blüthenzweigen hin.
Auch der Ruhm iſt nur ein Schatten,
Der, wenn unſer Licht verliſcht,
Bald ſich von der Stelle wiſcht,
Wo wir einſt geſungen hatten.
Dennoch ehren wir die Kraft,
Die aus ihrem Flammenfeuer
Blitze ſchießt für Ungeheuer,
Oder Himmel ſingt und ſchafft.
Ob die rauhe Zeit es höre,
Was die ſanfte Muſe ſpricht:
Das, geliebter Freund, das ſtöre

Deine Musenstunden nicht.
Laß die Zeit verüber wüthen,
Deine Nachtigallen flieh'n
Zu den Hexeritenblüthen,
Rosenfarb'ner Phantasie'n!

Die Verwandlung*).

Ich weiß wohl, was ich weiß,
Euch, Schwestern, will ich's nicht verhehlen:
Kommt her und schließet einen Kreis,
Will mein Geschichtlein euch erzählen.

Ihr kennt den Willibald,
Den Sänger wundersüßer Lieder;
In meinem ganzen Wesen hallt
Der Liebeston des Sängers wieder.

Sein Ton, so silberrein,
Er mag nun schmeicheln oder flehen,
Er dringet tief in's Herz hinein,
Man kann, man kann nicht widerstehen.

---

*) Spätere Bearbeitung des Gedichtes: „Der Rosenstrauch im Zauberthale"; — siehe: Tiedge's Werke, Bd. 6, Seite 58 u. folg.

Er ſaß im Abendhauch
Der friſchen thaubeſprengten Blüthe:
Ihm nahe ſtand ein Roſenſtrauch,
Der hell im Abendglanze glühte.

Weiß nicht, wie mir geſchah,
Als ich den Schäfer dort erblickte,
Der mir ſo tief in's Auge ſah
Und freundlich „guten Abend" nickte.

Er rief mir zu: „woher?"
Und wiederholte ſein Willkommen.
Ich ſtotterte: „Von ohngefähr
Hab' ich den Weg durch's Thal genommen."

„Komm," ſprach er, „ſetze Dich
Hier unter meinen Roſen nieder."
Und ich, — nun ja! ich ſetzte mich:
Er ſang das liebſte ſeiner Lieder,

Das Lied vom Roſenſtrauch —
Vernehmt, ob mir es wird gelingen,
Doch ohne jenen Zauberhauch,
Der drinnen weht, es nachzuſingen:

„Schau dieſen Roſenſtrauch,
Behangen mit des Thaues Tropfen,
Umweht die Luft wie Seufzerhauch,
Hängt nicht das Herz Dir an zu klopfen?

Der Strauch verräth die Spur,
Daß hier die schönste Hirtin blühte,
Doch Schade war es, daß sie nur
Für ihre eigne Schönheit blühte.“

Ihr guter Licidas
Der lauschte, wie ein treuer Späher,
Auf ihren Blick ohn' Unterlaß;
Nie kam er ihrem Herzen näher.

Er bringt ihr Opfer der
Von schönen Bändern, Rosen, Myrten;
Doch Iris kalt, so wie sie war,
Verschmähet achtlos ihren Hirten.

Der Arme will entfliehn;
Ein Blick, so muß er wieder bleiben.
So lockt sie ihn, so neckt sie ihn,
Mit ihm ein stolzes Spiel zu treiben.

Doch endlich rief sein Schmerz:
„Ihr Götter, kann ich's nicht erwerben,
Nicht rühren dieses harte Herz,
So laßt den armen Schäfer sterben.

„In einen Seufzerhauch,
Zerfließe dieses lange Sehnen,
Und in den Thau am Rosenstrauch
Verwandelt, Götter, meine Thränen!

Die Götter ſind ihm nah,
Sie hören ſeines Herzens Flehen,
Und Niemand mehr den Schäfer ſah —
Denn die Verwandlung war geſchehen.

Fortan umweht ein Hauch,
Wie Seufzer eines Hoffnungsloſen,
Hier den bedornten Roſenſtrauch
Und Thränen thauen ſeine Roſen.

Denn ſie, die, grauſam hart,
Ein Herz der Liebe ſo mißhandelt,
So weggeworfen hatte, ward
In dieſen Roſenſtrauch verwandelt."

Nun ſchwieg der Sänger ſtill,
Dann ſprach er, um mich anzuſchrecken:
„Wer nicht verwandelt werden will,
Der muß ein treues Herz nicht necken."

Ich weiß, was ich empfand,
Kaum barg ich's hinter Ernſtgeberden,
Ich drückte zärtlich ihm die Hand,
Bloß um kein Roſenſtrauch zu werden.

Lied der Liebe.

(Nach dem Salomo.)

Komm, Süßer, komm auf's Land!
Im Blüthenduft der Mandeln,
Laß mich an Deiner Hand
Durch junge Schatten wandeln!
Komm, Süßer, komm auf's Land!

Komm, laß uns früh aufſtehn!
Am Weinberg' uns zu ſonnen,
Daß wir die Augen ſehn,
Die jeder Stock gewonnen!
Komm, laß uns früh aufſtehn!

Laß uns die Knoſpen ſchau'n,
Die aus der Fülle traten
Auf neu beſproßten Au'n!
An duftenden Granaten
Laß uns die Knoſpen ſchau'n!

Du ſollſt Dir gütlich thun!
In Lilien-Wohlgerüchen,
An meinem Buſen ruh'n;
Da, wo die Stürm' entwichen,
Sollſt Du Dir gütlich thun!

Vor unſ'rer Hüttenthür,
Da ſieh an ſchönen Zweigen
Die Früchte, ſo ich Dir
Noch aufbewahrt, ſich neigen!
Vor unſrer Hüttenthür!

Das Auge im Herzen.

(Romanze.)

Lange hatt' ich meinen Lieben,
Meinen Wilhelm, nicht geſehn;
Heut', als hätt' ich ihn vertrieben,
Sah' ich ihn vorübergehn.

Alles ließ ich ſtehn und liegen,
Wie bezaubert mußt' ich fort
An das offne Fenſter fliegen,
Dachte nicht an Zeit und Ort.

Und die Mutter, mit Gezänke,
Schalt mich: „Mädchen, biſt Du blind?
Siehſt ja weder Tiſch, noch Bänke:
Sag' mir, was mit Dir beginnt." —

„Mutter," sprach ich, „in den Jahren,
Wo man sich nicht recht besinnt,
Habt ihr manches Leid erfahren,
War't ihr nie ein wenig blind?

Weiß ich kaum doch, wo ich stehe,
Weiß nicht, was die Augen deckt;
Doch ich weiß wohl, was ich sehe,
Wenn's auch hinter Bergen steckt.

In Gedanken tief vergraben,
Seh' ich's hell, wie angeblitzt;
Ja! ich muß ein Auge haben,
Welches hier im Herzen sitzt."

Stadt und Land.

Wohin, mein Freund! strebst Du im kühnen Sinn?
Zur Stadt des Uebermuths; — der neuen Babel *),
Wo Tugend flieht und Wahrheit wird zur Fabel
Und die Vernunft vergöttert in der Buhlerin;
Wo neben Uebermuth beraubte Wittwen trauern,
Wo die Gerechtigkeit zum leeren Titel ward

---

*) Anspielung auf Paris und die französische Revolution.

Und an des Kerkers finstern Mauern
Noch frisches Blut der Unschuld starrt?
Ich werfe meine Freundesbitte
Dir in den Weg: verlaß sie nicht
Die Ruh' der sanften Flur, die grüne Rebenhütte,
Den Anger voller Sonnenlicht,
Den Hain voll Blumenduft, voll Schatten und voll Lieder:
Mit jedem Zweige schwankt ein Leben auf Dich nieder,
Das lauter Unschuld singt, und lauter Unschuld ist.
Und dennoch eilst Du fort aus diesem blauen Himmel,
Aus dieser Luft, die Dich wie Kindesliebe küßt?
Doch ziehst Du hin in's große Stadtgetümmel
Voll Wahn, Betrug, und Stolz und List;
Hin, wo das Laster thront, dies graufe Ungeheuer,
Das seine Klau'n mit jedem Raub befleckt,
Und sacrilegisch sie nach dem bescheidnen Schleier
Der unbefangnen Wahrheit streckt;
Das jedes Heiligthum entgöttert
Und jede Engelthat entweiht,
Das jeden Friedenskranz entblättert
Und seine Beute in die Wüste streut.
Dort! welch' Gewühl! ein ewiges Gedränge,
Das nichts und alles will, strömt durch die Gassen hin:
Zum leeren Freudenfest, zum lügenden Gepränge
Strömt listig hingelockt die wahnbethörte Menge,
Vielköpfig ohne Kopf, vielsinnig ohne Sinn!
Du bist ein Freund der grünen Einsamkeiten,

Wo, wie ein Bild von beſſern Zeiten,
Als unſre ſind, die klare Quelle rauſcht,
Auf welcher ſanfte Wellen gleiten,
Die gern ein ſtilles Herz belauſcht.
Die Freude, weit vom eitlen Prunk geſchieden,
Geht auf wie ſtilles Morgenlicht,
Und leuchtet Ruh' in's Herz und ſeelenvollen Frieden,
Doch wer die Städte ſucht, der kennt die Freude nicht.
Sieh', die Natur erſteht aus ihrem Grabe,
An's Fenſter ſchlägt ſie ſanft mit ihrem Thyrſuesſtabe,
Sie flüſtert Dir durch ihre Lüfte zu:
Mein Sohn, mein lieber Sohn biſt Du,
An dem ich Wohlgefallen habe!
Sie ladet Dich zu ihren Wundern ein,
Zu ihrer Wieſen Blumenfülle,
Und liebſt Du mehr die ſüße Denkerſtille,
Sie wölbt für Dich den dunkeln Schattenhain.
Nie wird Dir mehr die große Stadt gefallen,
Biſt heimiſch Du in dieſen heil'gen Hallen.

An Morpheus.

Du, in Deiner Aetherhülle,
Sanfter Schlummergenius!
Du berühr' Idola's Stille
Wie ein leiſer Geiſterkuß!

Rein wie Himmelsluft umwalle
Ihren Geiſt die Abendruh',
Und mit ſchönen Bildern falle
Sanft das Augenlied ihr zu.

Bad' auf einem Roſenhügel,
Bade Dich in Blütenduft,
Und von Deinem linden Flügel
Wehe reine Hügelluft.

Schwebe nieder, wie das kühle
Friſchbethaute Lilienblatt,
Träume ſeliger Gefühle
Streu' um ihre Lagerſtatt.

Keinen Weltraum! führe lieber,
Wie ein himmliſches Geſicht,
Ihr den ſchönſten Traum vorüber,
Der an ihrer Krone flicht.

Das verſchwundene Tempe.

Ein Raum, zum Knabenſpiel erleſen,
War mir ſo freundlich und ſo lieb,
Ein Paradies, wo ich das Weſen

Der Freude recht von Herzen trieb.
Hier sah ich das Gesicht der Freude
Vollauf in jeder Rose glüh'n;
Ich sahe Veilchen, Krokus blüh'n
Und lieblich duftendes Gesträude;
Der ganze Raum war frisch und grün.
Jetzt wandr' ich einsam hin und suche,
Mein holdes Blumenleben auf:
Da find' ich eine stolze Buche,
Die schwang sich in die Luft hinauf.
Im Schatten ihrer Zweige starben
Die Pflanzen alle groß und klein,
Verschwunden war der Blumenhain
Mit aller Fülle seiner Farben,
Die stolze Buche rauscht allein.
So muß das Holde, Sanfte räumen,
Wo sich ein großer Stolz erhebt!
Ihr Blumenvölkchen, wo ihr lebt,
Bewahr' euch Gott vor großen Bäumen!

Sykofant.

Wer bist Du, grauses Ungeheuer,
Das seine Klau'n nach Unschuldskronen streckt
Und höllisch froh den weißen Schleier
Der unbewehrten Ruh' befleckt?

Fluch Dir! der Du den Himmelssinn entgötterst,
Mit Gift die Engelthat entweih'st,
Die Blume raubest, sie entblätterst
Und ihre Blätter in die Wüste streu'st!

Fiel ein Herz auf seinem Lebensgange:
Dann beweine diesen Unglückstag!
Richte nicht! Du weißt nicht, welchem Drange
Das gepreßte Herz erlag!

Die Kränze.

Es war Aprilzeit, erzählte ein Sänger,
Da rauschten die Wälder, da grünten die Aenger,
Und Liebeshauch regte den Wurm und das Blatt.
Das Fest des Palilien wurde gefeiert,
Da zogen die Stiere, mit Kränzen verschleiert,
Vom blühenden Anger zur fröhlichen Stadt.

So kamen sie brüllend und brummend zum Thor,
Doch packte schon einer den andern beim Ohr.
Sie forderten grimmig und wild sich heraus,
Und fraßen, daß keiner verherrlicht mehr bleibe,
Einander die Ehre der Kränze vom Leibe: —
Da lachten die müßigen Buben sie aus.

Feſter Muth.

Ruhig fortgehn im erkornen Gleiſe,
Unbeſorgt, wie groß ſein Schatten fällt:
Das, Geliebter, das kann nur der Weiſe,
Der ſich ſelbſt mit eignen Händen hält.
Selbſt ſein Freund ſein, das kann viel erſtatten,
Sei es denn, daß mit verhülltem Schritt
Zwiſchen ihn und ſeinen Schatten
Tückiſch die Verleumdung tritt.

Bei Ueberreichung eines Veilchens.

Dieſes Kind der warmen Lüfte,
Still und lieblich wie Dein Scherz,
Dieſes Veilchen, Freundin, düfte
Seinen Frieden Dir in's Herz.

Der Genügſame.

Wer ſein Hüttchen haſſet, weil's nicht ſchöner,
Weil's nicht größer ihm das Schickſal bot:
O, der wohnt ſo ſchlecht, als Jener,
Dem es einzuſtürzen droht!

Die letzten Worte*).

Die Hoheit ſah ich mit der Milde
Im ſeligſten Verein, ich ſah
Die in Eliſa's holdem Bilde
Erſcheinende Urania,

Die, wenn ich duldend oder ſtrebend
Mich durch des Lebens Irren wand,
Begeiſternd, kräftigend, erhebend
Und tröſtend mir zur Seite ſtand.

Da ſchritt ich wie durch eine hohe Feier
Geweihter Tage durch das Leben hin,
Und die von ihr bekränzte Leier
War meine trauliche Begleiterin.

Ein Tag iſt über mich gekommen,
Er ſtürzte wie ein Fluch herab, —
Ein Schreckenstag, der Alles mir genommen,
Was Leben war und Leben gab.

---

*) Tiedge's letztes größeres Gedicht, kurz nach dem Tode ſeiner unvergeßlichen Freundin Eliſa von der Recke gedichtet.
A. d. H.

Wohin ſich nun mein Auge richtet —
Stumm Alles! öde, kalt und todt!
Vernichtung, die nur halb vernichtet,
Iſt ſchrecklicher noch als der Tod.

Mein armes Herz! ſo iſt uns nichts geblieben,
Als eben dies zerriß'ne kalte Herz?
Nicht fähig mehr, die Menſchenwelt zu lieben,
Vergieb Du, Heilige, den frevelhaften Schmerz!

Wo ſoll ich hin? mein Sonnenſtern ging unter;
Verſchattet, unſtät, ungewiß
Irrt mein Gedanke dort hinunter
In die mir nahe Finſterniß!

Wie? tönt es nicht von jener dunkeln Pforte
Daher, wie Geiſterruf zum Wiederſehn?
Ach nein! es ſind die Seufzer meiner Worte,
Die mir zurück die finſtern Winde weh'n!

Doch kann ich's immer noch nicht glauben, kann's nicht faſſen,
Daß —, wie verbannt in eine Wüſtenei,
Mein Geiſt ſo ſchrecklich einſam, ſo verlaſſen
Und aus der Luft, die ſie umgab, verloren ſei.

Wie einen Gottesdienſt beſuch' ich jede Stelle,
Wo mir geleuchtet hat der ſeelenvollſte Blick,
Und kehre weinend zu der Zelle,
Wo meine Trauer wohnt, zurück.

Da regt es ſich in mir, wie Schwingen!
Fort, aus der grauſen Wildniß fort!
Ich habe nichts mehr zu vollbringen;
Bis oben iſt der alte Stamm verdorrt!

Wo jugendfroh mich die Natur begrüßte,
Verſtummt der rege Liederſinn!
Die Stunden zieh'n durch meine Wüſte,
Wie Nachtgeſtalten dunkler Träume, hin.

Nur zögernd tritt, wenn mich die Schatten decken,
Der karge Schlaf in meinen öden Raum;
Und wenn mich früh die erſten Schimmer wecken,
Dann weinet noch mein wach gewordner Traum.

Kein Morgen frohlockt mir! der Abend fragt vergebens
Nach Werken, die mein Tag vollbracht!
Du, großer Frühling eines neuen Lebens,
Wann rufſt du mich empor aus meiner Winternacht?

Ich blick' umher in meinen Lebenshandel:
Das Würdigſte, das er mir trug, hat ſie geweiht;
Was da noch leuchtet, ſind die Funken, die ihr Wandel,
Ihr Sonnenwandel ausgeſtreut;

Den Lichttag hat die Nacht, die nicht mehr tagt, verſchlungen,
Mir ſchimmert nur das wehmuthvolle Licht,
Das Mondlicht der Erinnerungen,
Das ſtill von ſeiner Sonne ſpricht.

Der Durſt nach Wiederſehen, Wiederkennen,
Der iſt die letzte Gluth, die hier im Herzen brennt;
Wer wird mir dort den hohen Namen nennen,
Womit der Himmel ſie, die Himmliſche, benennt?

Tief ſinnend irrt mein Geiſt um die Cypreſſenpforte:
Durchſchimmert ſie kein Strahl von jenem Götterglanz?
O helft mir! traget mich, ihr letzten Worte,
Die ihre Lippe ſprach: „Dem Dulder wird der Kranz!“

Gedichte

an

den Sänger der Urania.

An Tiedge.

Es gab einſt eine Zeit im deutſchen Lande,
Nach langer Oede kam die blüh'nde Zeit,
Da brach der Menſchenſinn der Stumpfheit Bande,
Vom Dunkel ward die ſchöne Welt befreit.
An der Begeiſt'rung himmliſch reinem Brande
Entflammten ſich die Geiſter weit und breit
Und ſieghaft war der mächt'ge Ruf erſchollen:
„Ihr ſollt das Edle nur und Wahre wollen!"

Und mächtig hob ſich aus dem Bücher-Staube
Ein Denker hier, ein Lehrer dort hervor,
Das Herz ward wärmer, reiner ward der Glaube,
Verjüngt ſtieg Lieb' und Hoffnung ſchön empor;
Dem Wahne ward kein Beß'rer mehr zum Raube,
Verachtet ging den dunklen Weg der Thor,
Der Flitterſchleier fiel von manchem Bilde,
Doch heller d'rum ward's ringsum im Gefilde.

Und wie, wenn nieder in des Thales Engen
Die Dämmerung den ſchweren Nebel drückt,
Der Tag erwacht mit ſeinen friſchen Klängen
Und hold die Sonn' in alle Tiefen blickt;

Wie da der Vögel Chor in klaren Sängen
Dem neuen Lichte freud'ge Grüße ſchickt,
In leichtem Schwung die laut're Luft durchſchwebet,
Und immer neu die Bruſt zum Sang erhebet:

So ſchwang ſich nun auf ſtolzem Aargefieder
Ein Chor von deutſchen Sängern hoch hinauf,
Der Ton der Harfen klang all' überall wieder,
Das Echo hallt ihn fort in langem Lauf;
Da ſangſt auch Du, o Tiedge, Deine Lieder,
Und ſchloſſeſt nun den ird'ſchen Himmel auf:
Was Weiſe dachten, die bedächtig Kühlen,
Du gabſt es uns im warmen Lied zu fühlen.

Sieh' um Dich her! wie Viele ſind gefallen,
Die einſt mit Dir nach gleichem Ziel geſtrebt,
Verſunken ſind des Heiligthumes Hallen,
Um das von Neuem trübes Dunkel webt; —
Doch freue Dich! mag Nacht und Nebel wallen,
Du haſt gewirkt, vergebens nicht geſtrebt,
Was Du geſungen haſt in Luſt und Schmerzen,
Lebt ewig fort im ew'gen Quell der Herzen.

Ja freue Dich! Dir iſt ein Sinn geblieben,
Ein zweiter Sinn, der Deinen Werth genießt,
Ein Frau'ngemüth, das voll von großen Trieben
In Deines, Dich erkennend, ſich ergießt;

Dich darf der Tage Wandel nicht betrüben,
So lang Dich ein verwandter Geist umschließt,
Du lebst in Deiner Zeit, mag Alles sinken,
Du kannst den Becher der Erinn'rung trinken.

Wer je gefühlt beim Klange Deiner Saiten,
Und wer Dich selbst und Deine Klarheit sah,
Dem stehn, wie hingezaubert, jene Zeiten,
In der die Kunst ihr Höchstes wollte, da;
Vergieb, daß Thränen d'rum auch mir entgleiten,
Und ich Dich singe, Dir so wenig nah,
Ist's auch des Jüngers Stimme, die Dir singet,
Es ist ein Klang, der aus der Seele klinget.

Dresden im September 1828.

Karl Egon Ebert.

Meinem edlen Tiedge zum Lebewohl!

Mein theurer Freund, auch Dich hab' ich gefunden,
Dem sehnend oft mein Herz entgegen schlug,
Wenn Dein Gesang mich dieser Erd' entwunden,
Empor in höh're Welten trug;
Dich, der so oft, wenn jedes Herz entbrannte

Bei Deiner Harfe seel'beschwingtem Klang,
Mit stolzer Brust ich meinen Landsmann nannte,
Und mir zurück Dein Bild in die Erinn'rung rang,
Dich dann erblickt' und mit bethränten Wangen
An's Herz Dir flog, Dich liebend zu umfangen;
Und so, je heller mir Dein Bild entgegentrat,
Um Deine Lieb' und Deine Freundschaft bat!
Dich hab' ich endlich, lang ersehnt, gefunden!
Nicht Bild mehr, Wahrheit ließ Dein Genius mich
schau'n;
Durch Achtung, Freundschaft und Vertrau'n
Hat uns're Herzen er, mein edler Freund, verbunden.

Nimm meinen Dank, nimm hin den Weiheschwur:
Geheiliget von Wahrheit und Natur
Ward unser Bund, durch sie wird er bestehen. —
Dein bin ich in des Lebens flücht'gem Rest!
Du scheidest jetzt, doch frohes Wiedersehen
Bereitet mir ein neues Freudenfest,
Mir sagt's der Genius, der uns zusammenführte,
Der uns're Stirn mit leisem Kuß berührte,
Als wir zuerst uns sah'n, der immer näher Dir
An's Herz mich zog, Dich immer näher mir.

Dir folgt mein Geist auf jede Blumenwiese,
In jeden Hain, den nun Dein Fuß betritt. —
Wo Du auch wandelst und Elise,
Ihr zieh't mich nach auf jedem Schritt.

Oft wird zu Euch ſich hin Gedank' und Sehnſucht
lenken,
Oft werd' im Morgen-, Abendſchein
Ich unſichtbar Euch nahe ſein;
Bewahrt auch mir eu'r Angedenken!

Schink.

An Tiedge.

Wenn an dem blauen Himmelsdome
Die Sonne niederſtrahlend ruht,
Dann ſchwillt das Herz im Feuerſtrome
Verlangend nach der gold'nen Fluth;

Und Lieb' iſt ſonnenklar zu leſen,
Wo nur ein Auge ſich erhebt,
Wo nur ein Herz in ird'ſchen Weſen,
Ein Funke nur im Herzen bebt.

Doch wem auch weih' ich jetzt die Töne,
Den goldgewebten Strahlenkranz?
Wer kennt, wie Du, in ſeiner Schöne
Des Himmels und der Sonne Glanz!

Und alſo kennſt Du auch das Sehnen,
Das unſre tiefſte Bruſt erfüllt,
Wenn uns in heil'gen Engeltönen
Der Liebe Wort entgegenquillt:

Und alſo fühlſt Du auch das Drängen,
Das mich erfaßt in früher Zeit,
Als ich umrauſcht von Deinen Klängen
Die junge Seele Gott geweiht.

Ach, einmal wollt' ich Dich noch ſchauen —
Wonach mein Herz verlangend ſchlägt,
Dir durft' ich kindlich es vertrauen,
Denn Du nur fühlſt, was mich bewegt.

Und ob nur Seufzer ſich entwanden
Des Buſens drängender Gewalt —
Du haſt des Herzens Wort verſtanden,
Den Dank, den ich Dir vorgelallt.

Ich ſah Dich, wie in Blüthentagen,
Mit hold umkränztem Saitenſpiel
Der Menſchheit Schwert in Händen tragen —
Im Buſen menſchliches Gefühl.

Wohl ſteht Dein Fuß im Erdenthale,
Doch ſchwebt Dein Geiſt in Himmelshöh'n;
Und wie die Sonne ſinkt im Strahle,
Wirſt Du im Ruhme untergeh'n!

Carl Maien.

An den Neſtor der deutſchen Dichter.

Ja, von den heil'gen Tönen Deiner Leier
Wird jedes Herz begeiſternd angeſchwellt:
Den Geiſt der Wahrheit und der Dichtung Schleier
Haſt Du einander innigſt zugeſellt.
Dein Bardenſang ſtammt aus dem höchſten Himmel
Und ſtimmt den Geiſt voll Andacht zu dem Himmel.

Dein Name kann nicht Zeit, nicht Sturm verwehen,
So lang' der Deutſche ſeine Lieder ſingt,
Unſterblich wird Dein Name fort beſtehen,
So lange noch des Deutſchen Sprache klingt.
Ein jeder ächte Deutſche wird ſich freu'n
In eines ſolchen Sängers Zeit zu ſein.

Auch mein Herz ſchlägt Begeiſt'rung, hoher Sänger!
Für Deinen Namen, Deinen heil'gen Sang,
Und einen Wunſch verſchweige ich nicht länger,
Der mir ſchon längſt im Innern wiederklang:
„Verehre mir, ein ewig-heil'ges Pfand,
„Die theuern Züge Deiner theuern Hand."

Sie würden mir ein ewiges Gedächtniß
Von dem erhab'nen Barden Deutſchlands ſein;
Ich rieſe ſtolz darauf: „Dies würdige Vermächtniß

„Ward von ihm selbst, dem deutschen Sänger, mein!" —
Das werthe Blatt würd' ich in fernsten Jahren
Mir treu als Sänger-Heiligthum bewahren.

Adolph Böttger.

Dem Sänger der Urania.

Wenn von der Nacht geheimnißvoll umwoben
Der Wandrer einsam seine Straße zieht,
Und plötzlich aus dem Nachtgewölke droben
Der Sterne reges Feuermeer erglüht:
Dann wird ihm wohl; dann fühlt er sich gehoben,
Und all' das düstre Graun in ihm entflieht;
Er hebt die Blicke aufwärts voll Vertrauen,
Das Herrliche, das Göttliche zu schauen!

Und ein Stern ist's, der ihn mit freud'gem Beben,
Mit Himmelsglück und Seligkeit durchdringt;
Er strömt auf ihn herab ein neues Leben,
Frei wird der Geist und fesselos; er schwingt
Sich auf, in jene Sphären hin zu schweben,
Wo ihm des Sternes holder Lichtstrahl winkt;
Wohl sucht er sich zum Höchsten zu erheben,
Doch kann er nicht das kühne Ziel erstreben!

So ſtrahleſt Du vom Deutſchen Himmel nieder,
Hoch, unerreichbar, im erhab'nen Licht;
Und Deiner Leier ſegensreiche Lieder
Sie tönen ewig, und verhallen nicht! —
Hold lächelnd ſteigt Urania hernieder,
Die Dir den Kranz um Deine Schläfe flicht,
Und jedes Herz, zu dem Dein Lied geklungen,
Es fühlt ſich tief von Deiner Kraft durchdrungen!

Auch mich ergreift ein Anklang ſchön'rer Tage,
Denk' ich, erhab'ner Sänger Deutſchlands, Dein;
D'rum zürne nicht, daß ich ſie endlich wage,
Ich hoffe feſt, Du wirſt ſie mir verzeih'n,
Die Bitte, die ich längſt ſchon in mir trage:
„Du wolleſt mir ein theures Pfand verleih'n
Von edlen Zügen Deiner edlen Rechte,
Das ſtets Dein Bild vor meine Seele brächte!"

C. J. W. Kümmel.

An Tiedge.

Mich zog in's Thal der Nachtigall Geſang,
Mich zogen hin der Lerche letzte Lieder;
Die Sonne neigte ſich zum Untergang,
Aus reiner Luft ſtieg ſie zur Erde nieder.

Und nicht verſengend war ihr Abendgruß,
Mich blendeten nicht ihre letzten Strahlen;
Auf Wolkenbildern lag ihr Abſchiedskuß,
Wie reines Gold auf Perlenmutterſchalen.

Da dacht' ich Dein — in deſſen Abendglanz
Mein Herz noch manches ſchöne Wort geleſen.
Ich ſah nicht Deines Mittags Strahlenkranz,
Dein Abend ſagt mir, wie der Tag geweſen.

Die Sonne ſank, — die Sterne blühten auf! —
Auch Du, verehrter Greis! Du wirſt verſinken;
Doch ewig wird in der Geſtirne Lauf
Urania im Silberlichte blinken.

v. Rutenberg.

Der Genius der Mit- und Nachwelt

an Tiedge.

Jüngſt traf ich Dich vom gold'nen Abendprangen
Der Sonn' umglänzt, ein Seher ſtand'ſt Du da,
Wie an dem Tag, als ſie Dir aufgegangen,
Und geiſtig war ich Deinem Geiſte nah',

Der, von der Erde Schranken nicht befangen,
Hier in die Fernen sel'ger Himmel sah.
Ernst prüftest Du die Thaten Deines Lebens,
Ob Du gewirkt zum Frommen, ob vergebens!

Da, jugendlicher Greis, in solchen Stunden,
Wo mit Dir selbst Du gingest in's Gericht,
Wo um Dich her die Welt Dir war entschwunden,
Begriff Dich manches blöde Auge nicht;
Denn was die inn're Seele tief empfunden,
Verheimlicht oft das äußere Gesicht,
Du hattest nur für Geistersprache Ohren,
Der Klang der Alltagswelt ging Dir verloren.

„Und" — riefst Du — „hab' ich es auch nicht errungen,
Was in mir laut des Ew'gen Stimme sprach,
Gehorsam folgt' ich seinen Eingebungen,
Ich ging dem Rufe meines Herzens nach:
Was ich geahnt, ich hab' es treu gesungen,
Vollbringe Jeder das, was er vermag;
Dann feiert man die Gottheit aller Orten,
Durch Thaten dort, hier in Gesang und Worten!" —

Heil, Edler! durch der Dichtkunst reichen Segen
Hast Du verklärt die Prosa Deiner Zeit,
Den Hochgefühlen, die die Brust bewegen,
War Deiner Seele volle Kraft geweiht:

Schon hier, im frommen Liede, ſie zu pflegen,
Die ſel'gen Wonnen einer Ewigkeit,
Nicht eitler Ehre nicht'ge Huldigungen,
Du haſt den Dank der Herzen Dir errungen!

Wohl haben And're rüſtig auch vollendet
Ihr lautes Tagewerk mit treuer Hand,
Viel ausgeführt, geordnet und geſpendet,
In des Verkehrs geſchäft'gen Kreis gebannt;
Dein Blick war in Dein Inneres gewendet
Nach der Gedanken ſtummem Vaterland,
Nicht unterthan der irdiſchen Erfahrung
Biſt Du, o Genius der Offenbarung.

Als an der Krankheit Fiebertraum gekettet
Du ſchmerzvoll lagſt, ohn' aller Hoffnung Schein,
Da ſprach die Muſe, als ſie Dich gerettet,
Die ſchon Verzagten tröſtend: „Er iſt mein,
„Nicht ſei er — Vieler Troſt — troſtlos gebettet,
„Muß er einſt ſcheiden, ſoll's in Frieden ſein:
„Ich will dem Volk ein neues Beiſpiel geben
„Von meiner Sänger ewig jungem Leben."

Ja! ewig, in der Bruſt, wie im Gedichte,
Lebſt Du verherrlicht, hochgeehrter Greis,
Und wie Du ernſt mit Dir gingſt zu Gerichte,
Errangſt Du auch des Strebens höchſten Preis:

Dein Name prangt im Buche der Geſchichte,
Die von den Thaten vieler Edlen weiß,
Nicht nur von dem Dich ehrenden Jahrhundert,
Von aller Zeit gefeiert und bewundert.

Guſtav Erhard.

Der Freund dem Freunde.

Als in der ſchönſten Deiner Weiheſtunden
Urania an Deinen Buſen ſank,
Dein Geiſt — um Dich war Zeit und Raum verſchwunden —
Vom Lebensſtrom' an Gottes Throne trank:
Da ward Dein Haupt mit einem Kranz umwunden,
Der heller ſtrahlt als Fürſtenlohn und Dank;
Der unverwelklich in des Lebens Schwüle
Die Stirn umhaucht mit leiſen Weſtes Kühle.

Ob Erdenglück auf immer von Dir ſchiede,
Du fühleſt nicht des Lebens Sturm und Drang;
Fort tönt in Dir, gleich Philomelens Liede,
Dein heiliger, unſterblicher Geſang;
Des ew'gen Lebens unbewölkter Friede
Hebt Dich empor in höh'rer Geiſter Rang;
Mög' um Dich her rings Ungewitter toben,
Der Gott in Dir erhält Dich aufrecht oben.

Doch Dich umwehn des Himmels ſanfte Lüfte,
Ein heller Stern ſtrahlt leuchtend über Dir;
Eliſa's Leben, rein, wie Blumendüfte,
Enthüllt die Welt der Engel Dir ſchon hier.
Dich führt Dein Pfad nicht über Schwindelklüfte,
Ein lieblich Thal zieht hin ſich unter Dir;
Und edle Männer, huldigliche Frauen —
Umgeben Dich mit Achtung und Vertrauen.

Heil Dir, mein Freund, in Deiner Ehrenkrone,
Von Schönheit, Reiz und Anmuth Dir geweiht!
O duſte ſie, zu Deines Liedes Lohne,
Dir um das Haupt bis in die fernſte Zeit!
Spät erſt entwink' mit ſeinem Kranz von Mohne
Des Schlafes Bruder Dich der Sterblichkeit!
Laß ſtatt zum Himmel in Elias' Wagen,
Auf Händen Dich von Lieb' und Freundſchaft tragen!

Schink.

Der 13.*) December 1818.

Die Muſe zupft mich an den Ohren:
„Heda, Poet, die Leier von der Wand!
Ein Kindelein iſt heut geboren,
Gewaltig klug, von kräftigem Verſtand!
Ein Dichtergeiſt! Er mag der Erd' entfliehen
Auf goldnen Wolken zu der Sphären Tanz,
Er mag des Lebens bunten Markt durchziehen,
Sein iſt des Ruhmes nimmer welker Kranz.
Der Himmel ſchwebt, rührt er die Harfe, nieder,
Des Hörers Geiſt ſchwebt in dem Laut empor;
Und ſchüttelt er des Spottes Pfeilgefieder,
Weh' jedem Narr'n und jedem Midasohr!
So ſchlang um ſich er jedes Schönen Blüthe,
Vom Roſt der Zeit erhielt ſein Geiſt ſich rein;
Mit Kindesſinn und kindlichem Gemüthe
Durchwandelt er des Lebens Bahn" — halt ein,

*) Tiedge's eigentlicher Geburtstag war der 14. December 1752, wie er dies ſelbſt in ſeiner Autobiographie angegeben und ſpäterhin oft gegen vertraute Freunde lebhaft behauptet hat; allein früher hatte er in der ihm eigenthümlichen Zerſtreutheit den 13. December als ſolchen bezeichnet — und ſo blieb denn, aus keinem andern Grunde, als aus einer Gewohnheit, bis zu ſeinem Tode der Dreizehnte des Chriſtmonats der Tag der Feier ſeines Wiegenfeſtes.

Das iſt mein Liedge! Muſe, ſei willkommen,
Und tauſend Dank für die Erinnerung!
Heil dieſem Tag, und jedes Glück dem Frommen,
Den er gebar! Am Geiſte ewig jung,
Gedeih' er fort, und ſeines Hauptes Krone
Grün' unverwelklich, ihm zum Lohne,
Bis zu des Lebens fernſtem Ziel,
Ein Wohllaut, wie ſein Saitenſpiel.

Schink.

Huldigung,

bei Ueberſendung eines Bildniſſes.

Wohl ſchwellt den Buſen froher Drang,
Das, was er fühlt, zu ſingen;
Doch bebt die Hand am Saitenhang,
Ihm, dem der Sphären Lied erklang,
Ein Liedchen darzubringen;

Ihm, den die Muſe hier ſchon krönt,
Zu der er ſich geſchwungen,
Der nie das Würd'ge hat gehöhnt,
Der nie dem Laſter hat gefröhnt,
Ob Lorber'n es errungen;

Ihm, der ſich immer frei und wahr
Im Geiſterkampf erhalten,
Ihm, deſſen Bilder hell und klar
Sich ohne nebelnden Talar
In Sonnenglanz geſtalten;

Ihm, deſſen Lieder aufwärts zieh'n,
Wie Ton der Philomele,
Dem Wieland's ſüße Harmonie'n,
Sein reizend Farbenſpiel verlieh'n
Bei Klopſtock's reiner Seele! —

Nein, Freund! der Harfner hofft es nicht,
Dein Würd'ges zu vollenden,
Zu ſingen, was im Innern ſpricht —
Drum wagt er — Dir ſein Angeſicht
In Abſchrift heut zu ſenden:

Dies ſei das ſchüchtern-fromme Pfand,
Wie hoch ich Dich verehre,
Wie ſehr, daß ich im Pilgerland
Ein Theilchen Deines Herzens fand,
Mein kleines Glück vermehre.

Noch lange wecke Himmelsklang
Im Erdenthal, Du Lieber! —
Sie, die den Sternenkranz Dir ſchlang,
Sie leite — nach dem Schwanengeſang —
Einſt Dich und mich hinüber!

Friedrich Kind.

Begeiſterung,

als ich die Urania geleſen.

Was mit der Dichtung rührenden Gewalten
Mir je das Herz, das fühlende, bewegt,
Und hoher Wahrheit göttlichen Geſtalten
Den Zweifelſinn beſiegt zu Füßen legt:
Sah ich in Deinem Liede ſich entfalten,
Das aller Wahrheit heil'ge Palme trägt;
Von Deinen holden Tönen rings umklungen,
Fühlt' ich das Herz mir in der Bruſt bezwungen.

Wie herrlich reiht ſich Blume hier an Blume! —
Ein gleicher Gottesgeiſt ſie alle ſchuf
In Deines Herzens ernſtem Heiligthume,
Durch Deines innern Lichtes Engelruf;
Es fehlet keine Blüthe Deinem Ruhme,
Dir ward des Sängers herrlichſter Beruf,
Und in den ſchönſten Immortellenkränzen
Wirſt Du für Mit- und Nachwelt ewig glänzen.

Wo Licht und Finſterniß im Streite ſchwanken,
Der Fanatismus geht die dunkle Bahn;
Wo Zweifler ſtets in düſt'rer Dämm'rung wanken,
Und ſchau'n umſonſt des Lebens Räthſel an,

Haſt Du der Fülle hoher Kraftgedanken
Die Pforten des Gemüthes aufgethan,
Und haſt es klar dem Seelenblick entſchleiert,
Wodurch der Menſch die Geiſterwürde feiert.

Es hebt beſeelt zum heitern Sternenkranze
Urania den Götterblick empor;
Wie ſie auch höhne rings im Wolkentanze
Des Klüglings dichter ſchwarzer Nebelflor —
Sie öffnet ſanft in ihrem Himmelsglanze
Den Sterblichen der Wahrheit goldnes Thor,
Und trägt herab zum dunkeln Erdenthale
Des Schönen und Erhab'nen Ideale.

O Liedge, auch in meines Buſens Tiefen
Trug Dein Geſang den ſchönſten Sieg davon!
Wie lauſcht' ich nicht, als Deine Töne riefen,
Wie neigt' ich mich vor Deinem Sängerthron;
Und alle Stimmen, die in mir entſchliefen,
Sie wurden wach bei Deinem Zauberton.
O Liedge! — höre meine Leier tönen:
Sie preiſt Dein Lied des Hohen und des Schönen!

Julius Krebs.

Der Geburtstag

im Christmonat.

So recht! die Wolken weichen!
Es blüht mit hellem Strahl
Die Sonn', ein gutes Zeichen,
Herab in unser Thal,
Und dankend sehen wir hinauf
Und segnen froh des Himmels Lauf.

Du lebst, o Freund, und Liebe
Hegt warm und treu Dein Herz;
Drum, wär's auch außen trübe,
Wir dankten himmelwärts,
Und Freude, hell wie Sonnenschein,
Zög' heut' in unsre Herzen ein.

Des Winters dunkle Schatten,
Der Sonne scheidend Licht,
Das weiße Kleid der Matten,
Wir sehn's und klagen nicht;
Uns ist ein liebes Haus bekannt,
Drin Licht und Wärme nimmer schwand.

Und iſt, worob wir klagen,
Gar Vieles in der Welt,
Wir wiſſen zu erfragen,
Was immerdar gefällt:
Der Liebe Strahl, der Wahrheit Kraft,
Lebend'gen Lebens Wiſſenſchaft.

Drum Segen Deinem Leben
Und Freud' in aller Zeit,
Und Kraft, der Welt zu geben,
Was lehrt und nützt und freut!
Dir und Eliſa Heil und Glück,
Uns Deiner Liebe Sonnenblick!

Karl Förſter.

Angelika's *) Morgengruß.

Am Geburtstage.

(Melodie: Die Schwalben, von Neukomm.)

Es hat mich allmächtig gezogen
Zur Elbe befreundetem Strand',
Und nicht hat das Herz mich betrogen:
Schon hab' ich den Theuren erkannt!

---

*) Luiſe Angelika Weber, geborne Schiff, Tochter des Buchhändlers Schiff in Halle, Stieftochter A. G. Eberhards, Verfaſſers von „Hannchen und die Küchlein ꝛc.“ A. d. H.

Und ob ich ihn auch noch nicht sähe,
Den lieben, gefeierten Greis:
Genug, daß in glücklicher Nähe
Bei ihm hier schon ich mich weiß.

Ich selber, ich muß es ihm sagen,
Wie diesem Tage mein Herz
Schon längst entgegen geschlagen
Zu festlichem Ernste und Scherz.
Es werd' ihm aus kindlichem Munde
Den manches Lied er gelehrt,
Erneuet die trauliche Kunde,
Wie innig mein Herz ihn verehrt!

Wohl möcht' ich mit Kränzen ihm schmücken
Das theure, das heilige Haupt;
Doch was ich ihm wünschte zu pflücken,
Hat lange der Herbst schon geraubt;
Auch hat in geweiheten Stunden,
Erleuchtet von himmlischem Glanz,
Er selbst sich längst schon gewunden
Den schönsten, unsterblichen Kranz.

A. G. Eberhard.

Unſerm

verehrten Tiedge

an ſeinem zwei und ſiebzigſten Geburtstage.

Einen Wandrer ſeh' ich eilen,
Und, die ſeine Schritte theilen,
Halm' und Blumen grüßen ihn;
Wipfel neigen ihre Kronen,
Sänger, die in Zweigen wohnen,
Möchten jubelnd mit ihm ziehn.

Und von allen Seiten kommen,
Die des Wandrers Lied vernommen,
Schließen ſich ihm freudig an.
Sieh, in der Genoſſen Mitte
Wandelt er mit raſcherm Schritte
Muthig aufwärts ſeine Bahn.

Und er theilt im Weiterſteigen
Von den Blüthen, von den Zweigen
Unter die Gefährten aus.
Strahlend winken rein're Höhen;
Nah und näher fühlt er's wehen
Aus der Sterne lichtem Haus.

Und nun blickt er freudig nieder
In das Thal und denket wieder
Seine Thaten, seinen Lauf.
Nebel ruhen in den Thalen;
Aber aus dem Nebel strahlen
Hellumsonnte Inseln auf;

Inseln, die im heil'gen Streite
Mit dem Klange seiner Saite
Er der Blindheit kühn entwandt,
Daß im neuerwachten Lichte
Sich der Mensch zur Höhe richte
Nach der Wahrheit Sonnenland.

Also Er auf seiner Höhe,
Und, ihm nah in Freud' und Wehe,
Die er einst im Himmel sah,
Nun mit abgelegtem Kranze,
In der Erde mildem Glanze,
Ihm und uns — Urania!

Zwei und siebzig Jahr' und Lenze!
Jedem Jahre seine Kränze,
Seine Blüthen, seine Saat! —
Heil Dir, Wandrer! In die Ferne
Weisen Deine guten Sterne! —
Lange hier! — dort Lohn der That!

Karl Förster.

Wohl überlegte Trinkſprüche

nach Hoffmannswaldau,

an Tiedge's 72. Geburtstage,

den 14. December 1824,

an der hochverehrten Eliſa von der Recke frohen Tafelrunde.

1.

An Tiedge und Eberhard.

Laßt uns zum frohen Spruch die Becher faſſen:
Es lebe dreimal hoch das Land der Saſſen!
Wo Quedlinburg und Erms- und Gardeleben
Einſt Klopſtock, Gleim und Tiedge'n uns gegeben.
Noch heute ſchickt das gute Gardelegen *)
Dem Sänger Tiedge Gruß und Mutterſegen.

Damit ward aus dem Saſſenland
Als Bote Eberhard geſandt,
Der, an der Saale wohlbeſtallt,
Ein Forſtmann im Druidenwald,
Die Dichter-Eichen hegt und pflegt,
Brav für die Wurzeln Sorge trägt:

*) Der Geburtsort des verehrten Dichters wird im Munde des Volkes bald Gardeleben, bald Gardelegen genannt.

Er hat in des Geheges Raum
Umzäunt auch unſers Dichters Baum,
Und ihn vor Freveln jeder Art
Mit Pfeil's und Cotta's *) Kunſt bewahrt.
Heut ſind es fünf und zwanzig Jahr,
Daß Er mit Ihm gegangen war
Zur Hetärie, und feſt verharrt
Er noch dabei. Hoch lebe Eberhard!

2.

An Eliſa.

Eliſa Heil! Bringt ihr den goldnen Wein!
Sie wohnt als Schutzgeiſt in dem Bardenhain,
Wo einſam trauernd Tiedge's Eichbaum ſtand.
Noch ſtützt er ſich auf ihre Mutterhand.
Ihr Geiſt, ihr Herz, ſie ſind ihm Luft und Licht;
Eliſa heißt der Geiſt, der aus ihm ſpricht!

Ein frommes Glas dem heil'gen Angedenken
Der hohen Frau**), die unter Blumen ruht!
Ihr Bildniß konnte uns nur Tiedge ſchenken,
Durch den vor uns ihr Himmel auf ſich thut.
Eliſa führte ihn zu Dorotheen,
Und beide wird durch ihn die Nachwelt ſehen!

---

*) Pfeil und Cotta ſind zwei bekannte Forſtlehrer.
**) Dorothea, Herzogin v. Curland, † den 20. Aug. 1821.

3.

An Sulzer.

Und zähl' ich heut' an Tiedge's Wiegenfeste
Die frohe Schaar der ausgewählten Gäste,
So führt den Vorsitz hier sein alter Freund,
Dem noch, wie ihm, in's Herz und in's Gesicht
Mit der Gesundheit Strahl das Rosenlicht
Der Balsam hauchenden Erinnrung scheint.
Auf, Freunde, stoßt mit mir die vollen Becher an:
Es lebe Sulzer hoch, der wunderseltne Mann,
Der, so wie Tiedge, nimmer, nimmer altern kann!

4.

An Frau Hofräthin Sulzer.

Und hier, von so viel hochgelobten Frauen,
Die freundlich Ihm in's Feuerauge schauen,
Und daß Er Siebzig schon gewesen,
Darin mit keiner Sylbe lesen,
Führt an den schönen Reih'n die holde Frau,
Die Freundes Gruß Ihm aus der Ferne bringt,
Von dort her Blumen in das Haar Ihm schlingt,
Die Nachbarin vom schönen Löbichau!
Drum laßt im süßen Thau der Reben
Die holde Frau von Sulzer leben!

J. Ch. A. Hasse.

Dem Sänger der Unſterblichkeit.

Auf, Muſe! ſtimme mir die Leier
Zu Liedes Kraft und Herrlichkeit,
Sie tönet einer heil'gen Feier,
Dem Feſt der ſchönſten Menſchlichkeit!

Du Stern aus jenem Sternenkranze,
Der unſ're goldne Zeit erhellt,
Aus deſſen reichem Strahlenkranze
Noch Licht der ſpäten Zukunft fällt,

Heil Dir, Du gottgeweihter Sänger,
Heil Dir am Tag, der Dich gebar,
Des Guten Schirm, des Böſen Dränger,
Im Herzen rein, im Geiſte klar!

Schon vierzehn Luſtra ſind entſchwunden,
Seit Du das Licht zuerſt geſehn,
Doch machtlos blieb die Macht der Stunden
Vor Deinem Seeleuleben ſtehn.

Es lebt in Jugendkraft und Fülle
Der Geiſt in ſeinem ird'ſchen Haus,
Und ſtrahlet durch der Augen Hülle
Sein Himmelsfeuer kündend aus!

Es ſtrömt aus unerſchöpften Tiefen
Der Dichtung Quell kryſtallenrein,
Und Blumenkeime, welche ſchliefen,
Entfalten ſich zum Blüthenhain!

Wie herrlich ſtehſt Du in der Mitte
Von Deinen Muſenkindern da!
Sie nahen Dir mit leichtem Tritte:
Vor allen ſchwebt Urania!

Sie naht, die hehre Götterſchöne,
Die Hand geſchmückt vom Palmenſtab,
Und nimmt, daß ſie Dein Haupt umkröne,
Die lichte Sternenbinde ab.

Die Räume füllen Weihrauchdüfte,
Ein Opferaltar ſteigt empor,
Und leiſe tönt es durch die Lüfte,
Wie ferner Engelſtimmen Chor:

Vergeſſenheit wird einſt begraben,
Wen unverdient erhob die Zeit,
Doch ewig wird die Geiſter laben
Dein Lied von der Unſterblichkeit!

Ernſt Georg von Brunnow.

Dem Dichter aus der goldenen Zeit.

So iſt denn wiederum ein Jahr entronnen
Vor Deinem reichbekränzten Dichterhaupt;
Du wandelſt noch im Lichte unſ'rer Sonnen,
Wie hoffend wir am letzten Feſt geglaubt!

Apollo'n Dank, und Dank den Vierinnen,
Die treu der Parzen dunkles Werk bewacht!
Lang ſollte Lacheſis am Faden ſpinnen,
Und Atropos verlor der Trennung Macht.

Lang ſollſt Du noch die heil'ge Leier ſchlagen!
Die ſtets ertönt mit neuer Herrlichkeit,
Daß wir noch unſern Enkeln mögen ſagen:
Seht einen Dichter aus der goldnen Zeit!

Zwar giebt es viele, welche Verſe bauen,
Auch ich gehöre unter ihre Zahl,
Doch ob wir manchmal auch die Muſe ſchauen,
Wir wohnen darum nicht in Phöbos Saal.

Es wogt ein Meer von holden Traumgeſtalten
Und von Gefühlen in des Sehers Bruſt,
Ihm dürfen Erd' und Himmel ſich entfalten,
Anſtaunend ſchwärmet er in ſel'ger Luſt;

Und wie die Gottheit aus des Chaos Wallen
Die ſchönheitsvollen Welten ordnend ſchafft,
So läßt der Dichter ſeine Lieder wallen,
In ſtiller Majeſtät, mit Glanz und Kraft!

Nur Wenige empfingen ſolche Weihen,
Doch die Geweihten ſind für Alle Gunſt;
Der ſüße Zauber rühret auch den Laien,
Und um ſo mehr den Schüler in der Kunſt.

Drum nah' ich Meiſter Dir an Deinem Feſte,
Mit frommer Gabe für den Hausaltar,
Und, wie ich opfre meiner Blumen beſte,
So ſei Dir blumenreich das neue Jahr.

E. G. von Brunnow.

Die Viſion.

Blumen ſuchend zum Kranz, der feſtlich die Schläfe Dir krône,
Ging ich im Morgenlicht heut ſpähend im Garten umher;
Roſen und Lilien hätt' ich ſo gern dem Sänger gebrochen,

Welcher die Unschuld stets hat mit der Liebe gepaart;
Ach, sie welkten schon längst, die blauen Vergißmeinnicht folgten,
Selbst der Astern Geschlecht neigte das strahlige Haupt!
„Flora, erhöre mein Flehn!" so rief ich mit bittender Stimme;
Aber der Raum blieb öd', winterlich sauste der Wind.
Doch allmälig verschmolz zu sanften Accorden das Stürmen,
Wolken wie silberner Duft füllten die Lüfte vor mir;
Plötzlich zerrissen die Schleier, vor den erstaunenden Blicken,
Herrlich wie Götter zu schaun, schreitet ein festlicher Zug!
Ihn eröffnet' ein Jüngling mit blitzendem Jägergeschosse
Und eine Mädchengestalt, welche ein Vögelchen trug;
Robert und Anna war's; es folgten Alexis und Iba,
Hirten der seligen Zeit, Kinder der holden Natur;
Zärtlich küßt' er die Rose, von Iba, der schönen, gesendet,
Rose, die Himmel's Musik feiernd zum Himmel erhob!
Dann erschien im bunten Gewand ein schalkischer Knabe,
Hielt mir ein Spiegelglas vor, rein wie der Berge Krystall:
Ha! wie schwebten darin die zahllosen Frauengemälde;
Vielen begegnet' ich dort, so ich im Leben gesehn.

Aber nun folgte mit würdigem Schritt ein ernſteres Weſen,
Wehmuth im ſinnigen Blick nannte ſie ſich Elegie!
„Viele, benamet wie ich," ſo ſprach ſie, „ſoll ich vertreten;
Ich bin die ſchaurige Nacht, die er bei Kunnersdorf ſah!"
Endlich machte den Schluß ein Prieſter mit bärtigem Antlitz,
Welcher in jeglicher Hand doppelte Spiegel mir zeigt'.
Eilig ſchaut' ich hinein, da wogten, wie Wellen des Meeres,
Bilder auf Bilder daher, gleich einer werdenden Welt!
Alles, was ſich begeben und was ſich begiebt noch im Leben,
Ward mir im wechſelnden Tanz treulich vorüber geführt.
Was die Wiſſenſchaft fand, und was die Dichtkunſt geſtaltet,
Gutes und Schlechtes allſammt, hab' ich verwundernd geſehn;
Auch die Kränze des Ruhmes, die Bänder und Kreuze der Ehre,
Und die Gerölle des Gold's trieben ihr regſames Spiel.
„Traum! Wer biſt du, gewaltiger Magus", rief ich entzücket,
„Welcher im engſten Raum bändigt die weiteſte Welt?"

„Markt des Lebens," ſo heiß' ich, „und Wahrheit iſt meine Waare;
Kauft ſie die Mitwelt nicht, kauft ſie die kommende einſt!"
Vorwärts ſchwankte der Zug, da blickt' ich ſuchend nach oben,
Denn die Königin war's, welche mein Auge vermißt'.
Lieblicher tönten von Neuem die mildeſten Himmelsaccorde,
Roſiger wallte der Duft kräuſelnder Wölkchen herab;
Und mit Sternen umkrönt, im ſtrahlenden Aethergewande,
Trat Urania ſelbſt herrlich vor allen daher!
„Traure nicht," ſprach ſie, „o Sänger, und folg' uns zum Feſte des Freundes!"
Dreimal berührte darauf leuchtend ihr Scepter den Grund.
Sieh, da bekleidet ſich grün des Winters nackender Boden,
Immortellen in Meng' blühten im Kreiſe hervor!
Trauernd ſtand ich nicht mehr, und rührend die fleißigen Hände
Wand ich die Blumen zum Kranz Deinem unſterblichen Haupt!

E. G. v. Brunnow.

Des Dichters Willkomm.

Wieder nah' ich Deiner Schwelle,
Bring' zum neuen Lebensjahr
Dir den Kranz der Immortelle
Auf den heitern Feſtaltar!

Und Du heißeſt mich willkommen,
Reicheſt mir die Freundesband,
Haſt mit Liebe hingenommen
Meiner Liebe ſtilles Pfand.

Weile lange noch hienieden,
Du mein klarer Lebensſtern,
Der mir Freude ſtrahlt und Frieden,
Daß auch ich hier weile gern!

Ja, noch glänzen Dir die Augen
Wie zwei Dichterſonnen hell,
Laſſen Licht und Luſt mich ſaugen
Aus dem reinen Seelenquell!

Und noch rauſchet aus dem Buſen
Dir der Lieder Strom hervor,
Welchem lauſchet aller Muſen
Und der Charitinnen Chor!

Heil Dir, silbervolle Leier,
Dir, melodischer Gesang,
Dir, Begeisterung, die freier
In das Reich des Himmels drang!

Ja, so lang ein Herz dem Schönen
Wonniglich entgegenschlägt,
Werden Deine Lieder tönen,
Die des Wohllauts Woge trägt;

Deine Lieder, wo das Gute
Nimmer Krieg führt mit der Kunst,
Wo das Recht mit edlem Muthe
Nie sich beuget vor der Gunst;

Deine Lieder, welche rufen:
„Schmach der Obscurantenzunft!"
Und auf ihres Thrones Stufen
Kräftig schützen die Vernunft!

Heil den Liedern, die nicht rauben,
Was das fromme Herz bewahrt;
Heil dem Sänger, der den Glauben
Mit des Geistes Klarheit paart!

E. G. v. Brunnow.

Der achtzigſte Geburtstag.

Den achtzigſten Geburtstag zu vergeſſen,
Kannſt Du's dem Herzen zu, das Dich verehrt,
Dem Du ſo oft das Edelſte gelehrt,
Das mit Dir zog in Fernen unermeſſen?

Nein, nimm die treuen Huldigungen deſſen
Der Dir mit treuer Liebe angehört,
Und wenn er ſelten auch perſönlich ſtört,
Doch geiſtig oft vertraut bei Dir geſeſſen.

Neun Muſen ſtanden einſt an Deiner Wiege,
Zehn Jahre weihte jede für das Kind,
Daß es für ihre Sache kämpfe, ſiege.
Ob acht davon auch ſchon gewonnen ſind,
Noch bleibt die neunte: weih' ihr gleiche Liebe;
Wer weiß, was für Apoll dann wohl noch übrig bliebe!

Theodor Hell.

Des Engels Wiegenlied.

Mein Freund, geboren ſein iſt Nichts!
Doch iſt man, wie Du's biſt, ein Kind des Lichts,
So ſingt ein Engel an der Wiege
Das Wiegenlied: „Uraniens Liebling fliege
Hinauf zum lichtumfloſſnen Sternenzelt,
Dort bade Dich im Licht, ſo oft es Dir gefällt;
Doch weile neunzig Jahr' auf dieſer Erde,
Damit des Ormudzd Dienſt auf jedem Heerde,
In jeder Menſchenbruſt zur Flamme werde!"

C. A. Böttiger.

Deutſchlands edlem Barden

Vater Tiedge

an ſeinem 81. Geburtstage den 14. December 1833

von

G. A. v. Maltitz.

1.

Lange ſchwiegen meiner Harfe Saiten,
Vor dem Sturme ſchwer bewölkter Zeiten,
Der dem Sänger Luſt und Ruhe nimmt,

Und durch viele Monde, viele Tage,
Hatte meine Leier nur die Klage,
Aber, ach! die Freude nicht geſtimmt. —

2

Heute endlich lacht der Himmel blauer,
Und es löſ't, nach mancher ſchweren Trauer,
Aus der Bruſt ſich ſanft der düſt're Schmerz;
Leichter trägt ſie dieſer Zeiten Sorgen,
Und es ſenkt, wie an des Lebens Morgen,
Sich der Freude Sonnenſtrahl in's Herz. —

3.

Muth'ger greift des Sängers Hand und freier
Wieder nach der lang entbehrten Leier,
Und ſie ſtimmt ſich jubelnd zum Geſang;
Denn Begeiſt'rung rauſcht in ihren Tönen,
Sie, die lang' Verſagte der Kamönen. —
Vater Liedge, habe dafür Dank! —

4.

Du nur gabſt ihm dieſe ſel'ge Stunde;
Kühlteſt ſanft die heiße Marterwunde,
Welche ihm der Schmerz der Zeiten ſchlug.
Deine Größe war es, die ihn wieder,
Mild beſchwichtigend des Grames Hyder,
Hin zur Weihe der Begeiſt'rung trug. —

5.

Ach! ſchon lange konnte ihn kein Streben,
Und kein Müh'n zum frohen Sang erheben.
Gram und Kummer löſchten jede Gluth;
Und die tiefe Knechtſchaft ſeiner Zeiten,
Riſſen von der Leyer ihm die Saiten,
Und, ach! aus der Bruſt den frohen Muth. —

6.

Da erſchienſt Du ihm im reinſten Bilde,
Wie es mannhaft, herrlich groß und milde
Sich in einer Künſtlerſeele eint.
Fühlteſt mit ihm ſeines Kummers Schmerzen,
Sprachſt harmoniſch zum verwandten Herzen,
Und die Schwermuth hatte ausgeweint. —

7.

Süß ergriff es mich mit jener Liebe,
Welche der Begeiſt'rung heil'ge Triebe
In der Bruſt des wahren Dichters nährt.
Leichter hoben ſich der Muſe Schwingen,
Und ſo will ich denn mit Freuden ſingen,
Ehrenbarde! Deinen hohen Werth.

8.

Will Dich in der Würde, die Dir eigen,
Stolz und frei der Mit- und Nachwelt zeigen,
Wie ſie ſelten Großes ſah und ſieht.

Hab' mich nie der Schmeichelei verdungen,
Haſſe alle feilen Huldigungen;
Doch der Wahrheit ſing' ich gern ein Lied.

9.

Und warum auch ſollte ich Dir ſchmeicheln?
Ehrfurcht Dir und heiße Liebe heucheln?
Wünſche und verlange Nichts von Dir.
Kannſt, zum Glück, mir auch nichts bieten, geben,
Als den Freundeskuß für's ganze Leben;
Dieſes einz'ge Gut und Höchſte mir. —

10.

Drum, German'ien, hör', nach alter Weiſe,
Hör' das Lob von einem Dichtergreiſe!
Den der Ruhm hoch über Viele hebt. —
Schon gebeugt von mehr als achtzig Jahren,
Schlägt doch ſtets dem Schönen und dem Wahren
Hoch Sein Herz, das Jünglingsgluth belebt.

11.

Weder ſtolz auf Seinen Ruhm, noch eitel,
Kränzt nur Weisheit Ihm den greiſen Scheitel,
Dem die wahre Hoheit aufgedrückt. —
Und wie männlich ſie auch da zu leſen,
Kindlich dennoch blieb Sein ganzes Weſen,
Daß es jedes edle Herz entzückt.

12.

Kräftig tönt Sein Wort und Seine Stimme,
Wenn er muthig, in gerechtem Grimme,
Gegen Tyrannei und Unrecht spricht.
Und beim Worte Freiheit blitzt und glühet
Kühn Sein Aug', das Jünglingsfeuer sprühet;
Und verklärt erscheint Sein ganz' Gesicht.

13.

Ach! vermöcht' ich doch die Himmelsstrahlen
Dieses Auges, Brüder, euch zu malen! —
Glaubt, ihr wär't begeistert so wie ich.
Seelengröße, Kraft und Geistesklarheit,
Hohe Tugend, Offenheit und Wahrheit,
Funkeln hell aus Ihm und königlich.

14.

Und was Seines Sternes Blick euch spiegelt,
Und des Edeln Mund als wahr besiegelt,
Fühlt Sein großes Herz auch jederzeit;
Denn Verstellung, diese gift'ge Blüthe,
Fand in solchem kindlichen Gemüthe
Keinen Platz mehr vor der Offenheit. —

15.

Sie allein ist's, die Ihn führt und leitet,
Und Ihm zwar so manchen Kampf bereitet,
Die er aber dennoch nie verläßt. —

Mag das Höchſte auf dem Spiele ſtehen,
Wahrheit darf bei Ihm nie untergehen;
Offen ſpricht er ſtets ſie aus und feſt. —

16.

Mitgegangen mit dem neuſten Streben,
Greift er feurig ein in's junge Leben,
Gleich, als ob er d'rin geboren wär'. —
Und, was heute aller Edeln Herzen
Rings erfaßt mit tiefen, bittern Schmerzen,
Das ergreift auch Ihn, ſo bang als ſchwer.

17.

Dennoch hält Er feſt am heil'gen Rechte,
Und kämpft muthig mit im Zeitgefechte.
Schaut Sein neuſtes, herrliches Gedicht!
Kräftig ſchleudert es der Wahrheit Blitze
Gegen der Tyrannen ſtolze Sitze,
Und ſpricht kühn und frei für Recht und Licht.

18.

Alſo, deutſche Jünglinge und Frauen!
Könnt ihr Ihn, den Ehrenbarden, ſchauen:
Einfach, Seines Werths ſich kaum bewußt.
Fern von allem Dünkel, allem Neide,
Ohne Orden auf dem ſchlichten Kleide;
Denn den beſten trägt er in der Bruſt. —

19.

Seht! viel hohe Dichter lernt' ich kennen;
Aber Keinen weiß ich euch zu nennen,
Deſſen Seele ſo viel Hohes eint. —
Deſſen Herz ich in den trübſten Stunden
Stets ſo heilig, rein und wahr gefunden; —
Seht! und dieſe Seele nennt mich Freund!

20.

Ha! durch ſolche Freundſchaft hier auf Erden
So geadelt und geehrt zu werden,
Das iſt mehr, als Ritterſchlag und Stern;
Denn wer will den zu verleumden wagen,
Dem's erlaubt iſt frei und kühn zu ſagen:
Ehrenvater Tiedge hat mich gern!

21.

Darum, Edler, nimm zum heut'gen Feſte,
Nimm dies ſchlichte Lied hier! als das Beſte,
Was des Freundes Herz Dir bieten kann;
Denn kein Schmeichelwort entehrt die Gabe.
Was, und wie ich Dich geſungen habe,
Iſt Dein treues Abbild, Ehrenmann!

22.

Frei wird jede Seele dies geſtehen,
Die nur einmal, Edler, Dich geſehen!
Frei geſtehn, zu Deines Ruhmes Preis. —

Darum nimm von Deinem treuen Sohne
Dieſes Liedes ſchlichte Ehrenkrone
Liebend auf, erhab'ner Dichtergreis!

23.

Betend ich zum Herrn die Hände falte:
Daß er Dich mir lange noch erhalte,
Er, der vieles Schöne ſchützt und hält. —
Und ich will den ſüßen Glauben hegen,
Flehen doch mit mir um dieſen Segen
Alle Erle ſeiner ſchönen Welt. —

Dem hochverehrten Freunde

zum Wiegenfeſte. 1833.

Siebenmal ſchon klang die Leier,
Die der Muſengott mir leiht,
Erler Barde, Dir zur Feier
An des Feſtes Herrlichkeit!

Was mein Herz für Dich empfunden,
Was mein Geiſt in Dir geſchaut,
Hab' in jenen Weiheſtunden
Ich dem Saitenſpiel vertraut!

Neues kann es Dir nicht ſagen,
Denn es hat ſich ausgetönt;
Friſche Kraft nur darf es wagen,
Daß ſie Hohes würdig krönt.

Doch ob meine Leier ſchweige,
Leuchtet doch Dein heilig Haupt
Mit dem grünen Lorbeerzweige,
Welchen kein Jahrhundert raubt!

Wie die hehren Himmelslichter
Spenden immer gleichen Glanz,
Alſo ſteht der ächte Dichter
Mit dem eignen Strahlenkranz.

Nicht des fremden Mundes Loben
Baut ihm ſeinen Sängerthron,
Welchen ihm ſein Geiſt erhoben;
Was er braucht, beſitzt er ſchon!

Ruhig in der eignen Klarheit
Schickt er der beglückten Welt
Seiner Lieder Flammenwahrheit,
Die des Lebens Raum erhellt!

Darum nah' ich Deiner Schwelle
Still und mit beſcheidnem Sinn;
Für den Kranz der Immortelle
Leg' ich opfernd vor Dir hin!

C. G. v. Brunnow.

Das Traumgeſicht

an Tiedge's Geburtstage 1834.

Noch lag die Nacht in dichtem Winterſchleier
Tief über der entſchlaf'nen Welt,
Da war, von innerm Glanz erhellt,
Um mich ſchon lichter Tag — o welch' ein Tag der Feier!
Ein holdes Traumgeſicht entwich
Vor ihm aus meinem Geiſt und eine Thräne ſchlich
In Lieb' und Freude über meine Wange.

„Erhalt' Ihn Gott! noch lange, lange!
„Sein Lebenstag ſei ſeinem Herzen gleich
„So ſchön, ſo rein, ſo liebereich!
„Was kann die Freundſchaft Höh'res Ihm erflehen!"
So betet' ich — da ſchwebt' ein leiſes Wehen
Wie Opferduft umher; umſtrahlt von Roſenlicht
Sah ich zwei himmliſche Geſtalten
In einer Blumenſchöpfung walten.
Sie wanden lächelnd einen Kranz
Von friſchem Grün und jenes Baumes Zweigen,
Den nur das Paradies gekannt.

Die erſte der Geſtalten ſtand,
In weißem Schleier und Gewand,
In ſich verſenkt, wie eine ſanfte Klage
Um Trennungen und längſt entſchwund'ne Tage:
Die Stimme klang wie eine Elegie;
Doch was ſie ſprach war Melodie.

Und von den friſchen Lorbeerzweigen
Den ſchönſten wählend, ſagte ſie:
„Der Ruhm erhöht des Geiſtes Leben,
„Ich will ihm ew'ge Dauer geben:
„Ihr Sinnbild ſei dem Theuren dieſer Kranz!"

„Auch ich!" rief in der Jugend Glanz
Die zweite Huldgeſtalt, und flocht in das Gewinde
Ein Röschen ein. — „Dich wollt' ich", fuhr ſie fort,
„Zwar eben an Alexis ſenden;
„Doch beſſer iſt's, zum Angebinde
„Dem lieben Dichter dich zu ſpenden:
„Verblühe hier an einem ſchönern Ort!"

Sie ſprach's. — Da flammt' in lichten Fernen
Ein Sonnenſtrahl empor und hehr umkränzt mit Sternen
Erſchien ein Weſen himmliſcher Natur,
Die Tochter einer ſchönern Flur.
Sie ſchwebte ſanft herab und ihre Hand
Schien Sterne auf den Blumenkranz zu ſtreuen: —

„Des Himmels Liebling iſt der Erdenſohn,“
Sprach ſie mit holdem Flötenton,
„Den ein erhabenes Gefühl —
„Wie ſchön des Lebens buntes Spiel
„Sich auch in ſeinem Geiſte malte,
„Wie hell es auch in dieſem Spiegel ſtrahlte, —
„Stets an den Himmel knüpft! Die Gottheit iſt Ihm nah,
„Sie iſt in Ihm, Ihn krönt — Urania!“

Der Sängergreis.

In ſeiner Wiege liegt das Kind
Ein hilflos armes Weſen da,
Doch noch, mit offnem Auge blind,
Nichts kennt und weiß, und nichts erſinnt;
Allein das Mitleid ſteht ihm nah,
Das Kind zu pflegen gern bereit,
In ſeiner Hilfsbedürftigkeit.
So wird es umſchlungen von ſorgenden Armen,
Dem Kinde gehört der Mutter Erbarmen.
Chor: Dem Kinde gehört der Mutter Erbarmen.

In ſeine offnen Arme ſinkt
Dem Jüngling die geliebte Braut,
Und Freudenthrän' um Thräne blinkt,
Wenn Lipp' an Lippe Nektar trinkt
Und Aug' in Auge zärtlich ſchaut;

Doch oft gar ſchnell die Lieb' entrinnt,
Denn Amor iſt ein launiſch Kind.
Ach haben das nicht erfahren faſt Alle?
So geht es in Dresden, ſo geht es in Halle!
Chor: So geht es in Dresden, ſo geht es in Halle!

Doch wenn als Meiſterſängers Lohn
Ein Kranz ein würdig Haupt umflicht:
Da wird der Gruß zum Feierton,
Des Sängers Seſſel wird ein Thron,
Umſtrahlt von einem höhern Licht:
Die Ehrfurcht tritt als Prieſterin
In ſolchen ſchönen Tempel hin.
Gar treu ſteht dieſe dem Sänger zur Seite
Und ſinnt, wie ſie Freude dem Theuren bereite.
Chor: Und ſinnt, wie ſie Freude dem Theuren bereite.

O ſeht! da thront ein Sängergreis,
Mit Lorbeer längſt ſein Haupt umkränzt,
Ihm zollt die Ehrfurcht jeden Preis,
Ihm huldigt freudig dieſer Kreis,
In welchem er als Präſes glänzt!
Die Herzen, die ſich ihm geweiht,
Sind treu ihm bis in Ewigkeit.
Drum lange noch grüßet ihn, flüchtige Horen,
Drum Heil dem Tage, der ihn geboren!
Chor: Drum Heil dem Tage, der ihn geboren!

A. G. Eberhard.

Der Weihnachtsbaum.

Vor allen und den ſchönſten Freudenfeſten
Grünt aus der Kindheit ſüßem Feentraum
Zu uns hinauf mit ſeinen goldnen Aeſten
Der lichtumſtrahlte bunte Weihnachtsbaum;
Und einmal war's vor vier und achtzig Jahren,
Da ſtand er auch vor einer Wiege klein,
Worin ein holder Knab' mit lock'gen Haaren
Entgegen lächelte dem bunten Schein.

Doch ſchöner grünte dieſer Baum und glänzte,
Es war ein Lorbeer reich und voll belaubt,
Und eine Göttin trat zu ihm und kränzte
Mit einem Zweig des holden Knaben Haupt,
Und ſprach zu ihm: „Nimm dieſe Weihnachtsgabe
Zu Deiner und der Menſchen Freude hin;
Sie ſei Dein Alles hier, Dein Glück und Habe
Bis jenſeits, wo ich wieder bei Dir bin."

So ward der Welt ein Muſenkind geboren
Im goldnen Licht der heil'gen Weihnachtszeit
Und ſtolz zum erſten Sänger auserkoren
Für Freiheit, Tugend, Recht und Menſchlichkeit;
Und fragt Ihr mich, wer dieſes Kind geweſen:
Die frohe Antwort liegt Euch Allen nah! —
Denn ſchon in jedem Blicke ſteht's zu leſen:
Dies war der Sänger der Urania!

G. A. von Maltitz.

Der Engel
an der Lebenswiege.
1837.

Chaotiſch ſchleudern Lebens Sturmeswogen
Raſtlos den Pilger durch die Wellen fort.
In Fluth und Ebbe weithin mitgezogen
Strebt er nach dem erſehnten Ruheort!
O — weiſe, wenn der Wand'rer nicht vergebens
Phantaſtiſch ſucht' ein Ideal des Lebens!

An Deiner Lebenswiege ſtand ein Engel —
Und weihte himmliſch Geiſt — Gemüth und Herz:
Gab Dichtung Dir zum Troſt für Erdenmängel —
Und Freundſchaftsglück — als Balſam für den Schmerz!
So hat die Zeit Dich ruhmvoll fortgetragen,
Tonreich gekrönt bis zu den Greiſestagen!

Treu iſt das Herz im Zeitenſtrom' geblieben:
Im Meinungskampf hat ſich der Geiſt bewährt!
Es hat des Sängers Glauben — Hoffen — Lieben —
Durch die Urania das Wort verklärt:
Gott iſt die Liebe! — Seiner Schöpfung Werke
Enthüllen Weisheit — Ewigkeit und Stärke.

George von Kleiſt.

Der Sängerinnen Streit

auf Tiedge's Burg,

am Wiegenfeſte des Dichters*)

1837.

Chor der vier Sängerinnen.

Wohlauf und ſinget Lieder
Dem hehren Dichtergreis,
Legt auf das Haupt ihm nieder
Des Lorbeers heil'ges Reis!
Er ſitzt im Silberhaare
Mit Sternenaugen da;
Das Schöne, Gute, Wahre
Iſt, wo er weilt, uns nah!

Die Sängerin aus Preußen.

Ich Preußin nenn' vor allen
Den hohen Sänger mein,
Denn Gott hat es gefallen,
Er ſollt' ein Preuße ſein.

---

*) Vier jugendlich blühende Mädchen, je in dem National-Coſtume ihres Vaterlandes gekleidet, feierten den Wettkampf, welchen die Muſe Urania entſchied. Siehe: Biographie, Bd. II.

Im Städtlein Gardelegen
In unſerm Märkerland
Ward' ihm Apollo's Segen,
Wo ſeine Wiege ſtand!

Die Sängerin aus Italien.

Wohl hat er dort gefunden
Der Jugend Morgenroth,
Doch Paradieſesſtunden
Ihm nur Italien bot.
Dort ſchaut' er ſeine Muſen
Im hohen Vatikan,
Und an Neapels Buſen
Den leuchtenden Vulkan!

Die Sängerin aus Curland.

Ich kam vom Land der Curen
Das nicht an Ruhm Euch weicht;
Wer hat Italiens Fluren
Dem Dichter einſt gezeigt?
Eliſa war's, die hohe,
Die aus Curonia ſtammt,
Für die mit heil'ger Lohe
Sein Dichterherz geflammt!

Die Sängerin aus Dresden.

Nur der, ſo im Beſitze,
Iſt mächtig, wie Ihr wißt,
Ich ſpotte Eurer Blitze,
Weil Liedge bei uns iſt.
Hier iſt er feſtgewachſen,
Hier iſt ihm wohl zu Muth,
Drum nenn' ich einen Sachſen
Den Liedge kurz und gut!

Urania
erſcheint, mit der Sternenkrone auf dem Haupt und einem Lorbeerkranz in der Hand.

Laßt ab von Eurem Grolle!
Der Sänger, den ihr ehrt,
Iſt nicht der engen Scholle,
Nicht einem Land beſcheert.
Er, der das Lied geſungen
Von der Unſterblichkeit,
Das durch die Welt gedrungen,
Gehört der Ewigkeit!
Nehmt hin des Kranzes Spende,
Und ſetzt ihn reichbelaubt,
Damit der Streit ſich ende,
Vereinigt auf ſein Haupt!

Chor der vier Sängerinnen.

Wir nah'n Dir, hehrer Meiſter,
Nimm hin der Liebe Pfand:
Das Reich der edeln Geiſter
Das iſt Dein Vaterland!

Ernſt von Brunnow.

Gott,
die reinſte Wahrheit.

Ich wag' es, hoher Greis in Silberhaaren!
Mit ſcheuer Ehrfurcht kühn mich Dir zu nah'n,
Tief unter Dir an Geiſt, an Kraft, an Jahren,
Hab' ich noch nichts für Grab und Zeit gethan.
Doch in den Adern glüht ein Hochverlangen,
Den Geiſt, den ich vom allgewalt'gen Gott
In der Geburt als meinen Theil empfangen,
Selbſt frei zu ringen von dem Tod,
Von der Gewalt, die nur den Körper bindet,
Doch vor der Menſchheit Adel bleich verſchwindet.

Wie ich da rings das Weltall mag ergründen,
Durchſpäh'n die tiefſten Fugen der Natur:
Ich kann nur einmal Seelenadel finden,
Und eine Wahrheit in dem Weltall nur —
„Gott, Gott!“ ſo ſchallt's aus allen Himmelsfernen,

Aus dem Geklüft der Muttererde mir;
Gott, jubelt es im Wirbeltanz von Sternen:
„Gott ſei die große Wahrheit Dir!“
Von der Gewalt, die Dich entadelt, bindet,
Befreit der Geiſt ſich, der den Urquell findet.

Zu jeder Großthat wird ihm Kraft und Stärke,
Nichts hemmt ihn mehr den kühnen Adlerflug;
Sein hoher Glaube gründet ſeine Werke,
Sein Born iſt ihm das große Weltenbuch.
Frei aufgeſchlagen ſind ihm dieſe Blätter,
Enträthſelt jede Frage, die ihn drückt,
Feſt wandelnd an der Hand der ew'gen Götter,
Hat er die Wunder ſelbſt erblickt.
Und ob der Erdball gährend ſich entzündet:
Er hat nicht Macht, die freie Seelen bindet.

Und dieſe Kraft, der Wahrheit ſichren Glauben,
Der jede That erſt prüfet und erwägt,
Kann kein Tyrann durch Mord und Kerker rauben,
Woraus der Geiſt ſich freier aufwärts trägt.
Was Wahrheit war, muß Wahrheit ewig bleiben,
In ſolchem Geiſte tagt es einmal nur,
Und wirft durch tauſendfach geſchliff'ne Scheiben
Sein Licht nach tauſend Enden der Natur.
Und wie es rings ſich kreisend auch verſchwindet:
Doch in dem Urquell ſtets ſich wiederfindet.

Der Glaube nur lebt über Grab und Zeiten
Und öffnet der Gedanken tiefen Quell;
Die Wahrheit nur läßt ſich nicht dreh'n und deuten,
Und nur der Blick ſieht ewig licht und hell.
Kein falſcher Wahn kann ſolchen Geiſt berühren,
In jeden Nerv dringt ſolche Wahrheit ein,
Nichts kann das Leben ihm vorüber führen:
Er nennt es längſt in tiefſter Seele ſein.
Welch' ein Gedank' auch ſcheu die Bruſt empfindet,
Längſt hat der Geiſt geprüft ihn und ergründet. —

Und dieſen Glauben an ein ewig Walten,
Und dieſe Wahrheit, in dem tiefſten Kern
Geſeſſelt, an den Weltgeiſt feſtgehalten,
Und ſtreng beleuchtet durch den fernſten Stern;
In welcher Seele fänd' ich ſie begründet
So unauslöſchbar feſt, und ewig nah'
Dem Geiſte, der den Ewigen empfindet,
Als in dem Sänger der Urania!
Der Mann, der ſo auf Sonnenbahn kann wandeln,
Kann auch nur ewig wahr, großmenſchlich handeln.

Urania

ihrem Sänger. Zum Geburtstage 1837.

Du, der mein Bild in treuer Bruſt getragen
Und es durch ird'ſche Wünſche nie entweiht,
Dem noch als Greis, wie in der Kindheit Tagen
Für mich begeiſtert, Liebe Schwingen leiht,
Du ſiehſt die junge Morgenröthe tagen,
Die einſt Dich ſchuf, jetzt hohen Sängern reiht;
Der Zukunft Herold reich' ich Dir zum Lohne
Für Deine Treu' des Nachruhms Lorbeerkrone.

Oft ſah'ſt Du flieh'n die flatterhaften Horen —
Und mehr noch Lenze werden blühen Dir —
Doch, was entſchwand, auch dies bleibt unverloren;
Die theuren Weſen, welche liebend hier
Im Flug der Zeiten ſich Dein Herz erkoren,
Umweh'n im Geiſte ſegnend Dich mit mir.
So lange Seelen vom Geſang erbeben,
Für alle Zeit wirſt Du unſterblich leben.

Doch mehr noch gilt, als Nachruhm, Dir der Segen,
Den Lieb' auf Deines Lebens Pfade ſtreut,
Drum ſend' ich gute Menſchen Dir entgegen,
Die innig, was beſeligt Dich, erfreut,
Und Tauſende auf nah' und fernen Wegen,
Sie feiern meines Sängers Feſttag heut;
Urania kann es ihrem Liebling ſagen,
Daß alle edle Herzen für ihn ſchlagen!

Guſtav Erhard.

Wiederſehen.

Dresden, im Auguſt 1837.

Endlich ſehe ich Dich wieder,
Sänger der Urania! —
Geiſtvoll, freundlich, herzlich, bieder,
Wie ich einſt Dich, Theurer, ſah!

Finde die geliebten Züge
Von der Zeit nur leiſ' berührt,
Welche im erneu'ten Siege
Stets vernichtend weiter führt!

Geiſt — Gemüth — und reine Klarheit
Sind Dein heller Sternenkranz,
Und des Chriſtenthumes Wahrheit
Giebt Dir den Verklärungsglanz!

Wer, wie Du, den Himmel offen
Durch ein reines Leben ſchaut,
Hat im Glauben — Lieben — Hoffen
Dort ſein ewig' Haus erbaut!

Sänger der Urania — blühe
Lange noch im Erdenthal!
Und Dein Abendroth erglühe
Leuchtend hell im Dichterſtrahl'! —

Deiner Dichtung Töne ſchweben
Zu Eliſens Geiſt hinauf!
Sphärentönen gleich — erheben
Sie ſich bis zum Sternenlauf!

Und es grüßt die Freundin wieder
Den verwaiſ'ten Erdenfreund!
Durch die Weihe ſolcher Lieder
Bleiben Beide fromm vereint!

Drum entblättert nicht Dein Leben,
Reift noch Früchte edler That,
Bis es einſt Dich wird erheben
Aufwärts von dem Erdenpfad!

George v. Kleiſt auf Lezgen in Curland.

Der Bote

aus

der Liebe Reich.

Nicht immer ſoll das enge Erdenleben
Geſchäftig Müh'n und trübes Sorgen ſein;
Auch Feſte ſind und Freuden uns gegeben,
Und Himmelsgäſte kehren bei uns ein.
Wie Herzens-Sonnen ſchweben ſie hernieder,
Wie Frühlings-Athem weht es nah' und fern,
Der Menſch wird Geiſt, die Seele glänzet wieder
Aus jedem Aug', ein ſonnenwarmer Stern.

So kamen einſt mit ihren Feſtesgaben
Die Himmelsſchweſtern, ein verklärter Chor;
Urania trug einen Engelknaben,
Weich eingehüllt in einen Sternenflor: —
„Sei," ſprach ſie weihend und entglühte wärmer,
„Den Menſchen Bote aus der Liebe Reich!"
„Und ein Jahrhundert ſei der Himmel ärmer,"
„Und ein Jahrhundert ſei die Erde reich."

So ſchwebt ſie auf, — und ſenkt die heil'gen Augen
Dem Liebling zu wie milden Sternenſchein;
Und ſeine klaren Unſchulds-Blicke ſaugen
Den Strahlennectar ſeliglächelnd ein;
Und aller Nerven zarte Silberſaiten
Erzittern von den ſüßen Melodien,
Die, als ein Wiederhall aus Himmelsweiten,
Hinfort mit ihm durch's arme Leben ziehn.

Der edle Fremdling aus den Aether-Räumen,
Vom bunten Staub des Lebens abgewandt,
Bewahrt in ſeligen Erinn'rungs-Träumen,
In tiefſter Bruſt ſein Himmelsvaterland;
Und hebt der Seele demantreiche Schwingen,
Und wiegt ſie in der Heimath Zauberlicht;
Wie feſt ihn auch der Erde Arm' umſchlingen:
Er liebt ſie wohl, — doch ſie gewinnt ihn nicht.

Hört ihr die Stimme, die auf Seraphflügeln
Empor uns hebt, beſeligt und verklärt,
In Palmenhainen und auf Cedernhügeln
Des blauen Domes Sternenſchrift erklärt;
Und wie, zerſprengt in zitternde Juwelen,
Der Katarakt die Fluth vom Felſen reißt,
So trägt der Sang die erdenthob'nen Seelen
In heil'gem Schauer vor den höchſten Geiſt.

Drum Heil dem Kinde in dem Sternenſchleier,
Dem Liebesboten mit dem Myrtenkranz!
Es zittert in den Saiten ſeiner Leier
Des Himmels Spiegelbild in gold'nem Glanz;
Wie Silberlicht erhab'ne Meteore,
Umſtrahlet ihn es Ruhmes Herrlichkeit;
Und feſtlich tönt's aus hohem Tempelchore:
„Heil ihm, dem Sänger der Unſterblichkeit!"

Sängergruß.
1838.

Sie grüßen Dich wieder,
Die Freunde, die Lieder,
Nie ſchloſſen ſie enger
Ihr Muſengelag;
Du edler Sänger,
Du edler Tag!

Die heiligſte Weihe
Umgiebt Dich auf's Neue;
Sie hielt Dir ihr Wort. —
Von ſeligen Hügeln
Umrauſcht Dich mit Flügeln
Das lohnende Dort. —

Ja, rage, Du Eiche,
An Kränzen ſo reiche,
Verkünde noch lang,
Wann frevelndes Wagen
Uns Jünger läßt zagen,
Den Gott, den Geſang!

G. A. von Maltitz.

Dem

Meiſter in der Kunſt des Lebens.

Wohl Mancher rühmt ſich junger Tage,
Der lebensmüd' und ſtumpf und ſatt.
O armes Leben, werth der Klage,
Das vor der Zeit verlebt ſich hat! —
Wo, bis er ſich in's Meer ergießt,
Der Strom mit vollen Wellen fließt
Durch Blumen, die am Ufer weben
Und Düfte ſtreu'n, — nur da iſt Leben.

O ſeht den Greis im Silberhaare,
Den lieben, heitern Dichtergreis!
Noch fühlt er nicht die Laſt der Jahre,
Noch glüht ſein Herz, in Liebe heiß.

Wie ſchimmert fromm und hell ſein Blick,
Denkt er an alte Zeit zurück,
Umrauſcht von friſchen Blätterbogen,
In Blumen, die er ſelbſt gezogen!

Wie, wenn ſich mit des Segens Milde
Zur Erd' ein warmer Abend ſenkt
Und rings die blühenden Gefilde
Mit ſeinen Lebensthauen tränkt:
So leuchtet ihm, ſo hüllt ihn ein
Mit ſüßem Duft, mit lindem Schein,
Erhebend, kräftigend und labend,
Des reichen Tages reicher Abend.

Und bei ihm ſteht mit treuen Blicken
Die Lieb' und windet Kranz an Kranz,
Des Sängers freie Stirn zu ſchmücken,
Der greiſen Locken Silberglanz.
Wer hat den Kranz, der immer grünt,
Den lichten Kranz, wie er, verdient? —
Es naht der Jahre langer Reigen
Und ſpricht: „wir wollen für ihn zeugen!"

Und ſie verkündigen und ſagen,
Wie mit begeiſtertem Geſang
Er in ſein Saitenſpiel geſchlagen,
Daß es durch tauſend Seelen klang. —

Wie noch für Wahrheit, Recht und Pflicht
Sein Herz, sein Mund, sein Auge spricht,
Deß zeugen wir, die wir seit Jahren
Um seinen Ehrenstuhl uns schaaren.

Und wie er, was das Leben bietet,
Mit jugendfrischem Muth erfaßt,
Das Gute liebt und pflegt und hütet,
Dem Niedern wehrt, das Schlechte haßt,
Wie, wo sich And're schuldlos freu'n,
Er gleichfalls freudig schauet d'rein,
Wie weh ihm wird bei fremden Wehen,
Wir haben's All' — wie oft! — gesehen.

Die trunken ihr mit wildem Drange
Durch Thäler und durch Berge schweift
Und zu verbrech'rischem Gesange
In die verstimmten Saiten greift:
O, lernt von ihm, wie reine Lust
Der unentweihten, frommen Brust
Im Lauf der Zeit, im Sturm der Jahre,
Die Jugend und das Glück bewahre!

Ihr Andern aber, liebend bringet
Ihm eure besten Gaben dar!
Nehmt euch den Segenskuß und schlinget
Die schönsten Blumen ihm in's Haar!

Und wenn ihr ihm in's Auge blickt,
D'raus euch ein Strahl entgegenzückt,
Dann dankt mit freudigem Bewegen:
Das iſt der Liebe Himmelsſegen.

Wo die mit ihrer reinen Flamme
Ein treues Herz ſich auserkor,
Da, wie aus immer jungem Stamme,
Sproßt Blüth' an Blüth' und Frucht hervor.
Seht ihn, wie er noch rüſtig ſchafft
Und liebt und lebt in Jugendkraft! —
Drum ihm die Zier, die vollbelaubte;
Den Jugendkranz dem greiſen Haupte!

Und jede Blüthe, jede Ranke,
Die ſich um ſeine Schläfe flicht,
Umſäusl' ihn leiſ', wie ein Gedanke,
Der ihm von eurer Liebe ſpricht!
Und braucht es noch ein lautes Wort,
So heiß' es: „Alſo lange fort!
Für Vieles, was er uns gegeben,
Ihm Lieb' und Licht und Kraft durch's Leben!"

Karl Förſter.

Huldigung.

Im heitren Sinn liegt Jugendblüthe,
Die Kraft im liebenden Gemüthe,
Der Schmuck im hohen Dichtergeiſt:
So Du, ein Jüngling frohen Sinnes,
Ein Heros edlen Herzgewinnes,
Ein Fürſt, den jede Zunge preiſ't!
Was Du geſungen, es wird leben,
Wenn andre Schemen gleich entſchweben,
Denn Dein Geſang war auch Dein Sein!
Und ſo mög' noch durch viele Jahre
Den Lorbeerkranz für Deine Haare
Der heut'ge Tag von Neuem weih'n!

Theodor Hell.

Des Lebens Tag.

Ein hoher Tag iſt zu uns heimgekehret,
Ein Tag, geweiht dem edlen Genius,
Er bringet Dir des Lebens vollen Gruß,
Das Du ſo ſchön zu heil'gen uns gelehret.

Was um Dich her die Zeit auch hat verheeret,
Was tief gebeugt Dein Haupt betrauern muß,
Es hat Dir nicht geraubt des Liedes Kuß,
Du reinſter Sänger, der uns ward gewähret.

Wie glücklich ſind ſie, die zu Deinem Feſte
Eintreten, als der Rührung fromme Gäſte,
Die Thräne bringend, die ihr ſüß entquillt,
Und wir, die in der Ferne ſtrengen Schranken
Umkränzen nur Dein vielgeliebtes Bild,
Umweben Dich mit liebenden Gedanken.

Apollonius von Maltitz.

Aller Deutſchen Feſt.

Kerzen blinken! Eine Schaar
Froher Gäſte eilt herbei!
Und der Wandrer ſteht und fragt,
Welch' ein Feſttag heute ſei? —
Aller Deutſchen Feſt iſt heute!
Aller Seelen, die betrübt,
Und durch den Geſang getröſtet,
Aller Herzen, die geliebt,
Aller Dichter, die den Kranz

Auf die Locken ſich gedrückt,
Aller Sänger, deren Sang
Noch Jahrhunderte entzückt; —
Doch vor allem, Feſt der Freude!
„Ha, jetzt kenn' ich dieſes Feſt!"
Ruft der Wandrer, und durch Deutſchland
Tönt der Ruf von Oſt nach Weſt:
„Heut iſt Feſttag aller Deutſchen,
„Heut iſt aller Herzen Feſt,
„Heut iſt Feſttag aller Dichter,
„Heut iſt Tiedge's Wiegenfeſt."

C. v. Wachsmann.

Tiedge's Geburtstagskranz.

Am 13. December 1838.

Den Weihekranz zu Deinem Feſte winden
Gefühle: — nicht entblüht er duft'gem Glanz.
Drum flicht das reinſte, heiligſte Empfinden
Der Hochgefühle lichten Strahlenkranz.
Empfange — was das Herz mit Lieb' empfunden:
Nimm Geiſtesfrucht als Nachhall heil'ger Stunden!

Sie weilen leuchtend ſtets im treuen Herzen;
Denn was Erinn'rung feſſelt — ſchwindet nicht.
Der Seele ſtrahlen ſie, gleich Himmelskerzen,

Und sind dem Herzen ein belebend' Licht.
Zur Weihe wird sich Hochgefühl verklären —
Empfängt es Geist und Licht aus höher'n Sphären!

Die Liebe glänzt als Perle in dem Kranze,
Und spiegelt Herzensdank im milden Licht.
Die Achtung strahlt so rein im Demantglanze,
Wie sich in ihm der Farben Lichtstrahl bricht.
Glück wünschend flicht dem hehren Dichtergreise
Nun Poesie den geist'gen Kranz zum Preise!

Accorde von des Dichters Harfentönen
Sind Wunsch: „Urania's Sänger weihe sie! —"
Sein Lied von Gott ist Inbegriff des Schönen:
Unsterblichkeit ist heil'ge Harmonie.
Sie tönt durch Tiedge's frommes Erdenwallen
Im Einklang mit dem Sein in Himmelshallen! —

Frhr. George Kleist auf Leegen in Curland.

Morgengruß.

An dem Tage, wo des Ew'gen Wille
Deinen Geist in's Land der Thränen rief,
Der in Psyche's Arm bewußtlos schlief,
Ihn erweckend zu des Daseins Fülle,
An des heut'gen Tages Morgenstille,

Wo Dein Ruhm von Mund zu Munde lief,
Dacht' auch ich in meiner Seele tief
All' des Werths, umfaßt von ird'scher Hülle. —
Ziemt es gleich im Heiligthum zu schweigen,
Wo der Dichter unter Blüthenzweigen
Opfernd huldigt seinem Genius:
Nimm das Lied, das schwache Liebeszeichen
Eines vollen Herzens, das Dein eigen,
Freundlich an, als stummen Morgengruß!

Gustav Erhard.

Der greise Schwan.

Was tönt so kühn, wie mächt'ges Sturmesläuten,
Wie Donnerhall durch jeden Himmelsraum?
Was ruft, wie Geisterhauch durch Harfensaiten,
Neu in die Brust den ersten Frühlingstraum?
Wer kann den Klang von Lust und Wehmuth deuten?
Still bebt das Herz, doch faßt's die Töne kaum,
Denn was die Seele Hohes nur empfunden,
Hat zum Accord sich göttlich hier verbunden.

Und näher will's und immer näher dringen,
Und lauter stürmt die Harmonie heran,
Los will der Geist sich von den Banden ringen,
Es reißt ihn aufwärts in die luft'ge Bahn.

Da nahet ſich auf weichen Silberſchwingen
Mit tiefem Sang ein königlicher Schwan,
Und leuchtend durch den nächt'gen Himmelsbogen,
Hat glänzend er ein Morgenroth gezogen.

Denn ob dem Haupte prangt im ſtolzen Feuer
Des gold'nen Lorbeers ewig grünes Band,
Ein lichtgewob'ner zarter Elfenſchleier
Deckt ſeiner Glieder flaumiges Gewand,
Und auf den Schwingen ruht die gold'ne Leier,
Die ſanft erklingt von unſichtbarer Hand:
Ich hör' ihn tönend durch den Aether gleiten,
Als ſei die Luft beſpannt mit Harfenſaiten.

Aus ſeiner Brüder liederreichem Kreiſe
Blieb er allein, der Einzige zurück,
Drum zieht er einſam auf der langen Reiſe,
Erinnerung im flammenvollen Blick,
Und weihend grüßet ſeines Liedes Weiſe,
Was ihm entriß das wechſelnde Geſchick,
Denn eine Bitte ward ihm ſtill gewähret:
Daß er des Saitenſpieles nie entbehret.

Wen mag ich wohl in jenem Schwane meinen,
Der auf dem greiſen Haupt den Lorbeer trägt?
In dem des Lebens Gen'en ſich vereinen,
Der alle Geiſter bindet und bewegt?

So weit ich ſpähe, finde ich nur Einen,
Deß kühne Hand ſo ſüß die Laute ſchlägt;
Urania's Sänger nur kann es bedeuten,
Sein Silberhaupt nur ruht auf Harfenſaiten.

Heil Dir! Du Sänger heil'ger Melodieen,
Umſtrahlt von Deines Ruhmes gold'nem Glanz!
Die Herzen, die von Deinem Lied erglühen,
Sie flechten neu dem Greis den Frühlingskranz.
Der holde Zauber Deiner Harmonieen
Beſchwört der Horen ernſtgemeßnen Tanz;
Die Thränen, die Du durch Dein Lied gewonnen,
Sie winken hell Dir wie Verklärungsſonnen.

Noch oft begrüße, Liebling der Kamönen,
Dich dieſes Tages goldner Morgenſchein!
Laß muthig Deine heil'ge Harfe tönen,
Sie wird der Lohn den edlen Herzen ſein,
Wird mild des Lebens Abend Dir verſchönen.
Und ſingt ſie einſt Dich ſanft zur Ruhe ein,
Magſt Du mit ihren letzten Harmonieen,
Verklärter Schwan, zu Deiner Heimath ziehen.

H. Grahl.

Der Traum.

Weit von hier am Tiberſtrande,
In der Künſte Heimatland,
Schön umſchlungen von dem Bande,
Das ihm edle Freundſchaft wand,
Saß der Dichter, ſinnend, träumend
Unter Taſſo's heil'gem Baum:
Da, aus Geiſtestiefen keimend,
Blüht' ihm auf der ſchönſte Traum.

Schön, wie aus der Sel'gen Lande,
Trat zu ihm ein hohes Weib,
Sterndurchſchimmerte Gewande
Schmückten den verklärten Leib.
Auf den leichtverhüllten Buſen
Floß ihr goldig ſtrömend Haar,
Auf dem lieben Freund der Muſen
Ruht' ihr Blick ſo rein, ſo klar.

Und ſie ſprach zum edlen Sänger:
„Du, mein Liebling! weile nicht,
Weile in dem Land nicht länger,
Wo kein Herz zu Deinem ſpricht.

Dort im alten treuen Norden
Harren tauſend Herzen Dein,
Biſt mein Prieſter Du geworden,
Mußt Du in dem Tempel ſein.

Nicht umrauſcht vom Zweig der Palme,
Nicht umſpielt von Zephyrsweh'n,
Nein, in Mitte goldner Halme
Soll Uraniens Tempel ſteh'n.
Dieſe Halme ſollen deuten
Auf die tauſendfält'ge Frucht,
Die der Treue wird erbeuten,
Der mein Heiligthum beſucht.

Du, mein Prieſter, ſollſt dort ſchalten
Unberührt vom Sturm der Zeit,
Als ein Greis noch ſollſt Du walten
Mit des Jünglings Freudigkeit.
Und zum Zeichen, daß vor Allen
Mir mein Sänger theuer war,
Wird man zu dem Tempel wallen,
An dem Tag, der ihn gebar

Bis zur hundertjähr'gen Feier
Offen ſteht des Tempels Thor,
Dann trittſt Du, im Arm die Leier,
Aus dem Heiligthum hervor:

Dann erſcheine ich Dir wieder,
Dann beginnt ein neuer Lauf,
Und beim Klange ſchön'rer Lieder
Schweben wir zur Heimath auf."

So die Göttin. — Und der Dichter
Ringt ſich auf aus ſel'gem Traum,
Und ſein Auge, licht und lichter
Sucht ſie in dem weiten Raum —
Sie verſchwand, hat nicht geſäumet,
Doch er fühlt im Herzen klar,
Daß das Bild, was er geträumet,
Spiegelbild der Zukunft war.

G. v. Machtmann.

Morgenlied

den 13. December 1840.

Ertöne, fromme Weiſe,
Weck' unſern Freund, und heiße
Der Andacht Melodieen
Durch ſeine Seele ziehen.

Vom Arm' des Schlafs umfangen
Hauch' ihm auf ſeine Wangen
Aurorens Feuerküſſe
Und tauſend Liebesgrüße.

Des Tages Held, erwache,
Daß uns entgegen lache
Dein Lichtblick aus dem Oſten,
Dem Aetherglanz umkoſ'ten.

Laut tönt's von Ohr zu Ohren:
Du biſt uns neu geboren,
Es weilt auf Dir vor Allen
Des Schöpfers Wohlgefallen.

Wie Du an dieſem Morgen,
So ruhen wohlgeborgen,
Von Lieb' umwacht, im Schooße
Der Allmacht unſ're Looſe.

Uns will es nicht gelingen,
Dem Ew'gen Dank zu ſingen,
Du ſelbſt mußt ihn erheben:
Sein Loblied iſt Dein Leben.

Guſtav Erhard.

Der Phönix.

Mit hohen Säulen, die gen Himmel ragen,
Ward mir ein Leidenskerker aufgestellt,
Und meiner tiefsten Liebe banges Zagen
Es stand davor — wie ein erschlaffter Held:

Ach, jener Liebe, die mein Herz erfüllte,
Als ich noch fern dem Dichtergreise war,
Ach, jener Liebe, die mein Sehnen stillte
An seines Herzens nahem Hochaltar!

Da seh' ich über mir die Sonne prangen,
Wie Du zum ersten Male sie geseh'n;
Sie glänzt durch meiner Seele nächt'ges Bangen —
Und muß ich stumm vor meinem Kerker steh'n?

Da faß' ich alle Säulen, die ihn tragen,
Ich fühle Kraft, die mir der Himmel gab!
Frei ist die Liebe — nur ihr dumpfes Zagen
Es stürze mit den Säulen tief hinab! —

Triumph! sie sanken unter mir zusammen;
Sieh! meine Liebe, wie ein Phönix, steigt
Gerettet und gereinigt aus den Flammen,
Und hoch empor zu Deiner Seele fleugt,

Sie bringt Dir einen Kranz von vielen Jahren,
In den ſie heller Zukunft Blumen wand; —
Sie wird auch nennend bald es offenbaren
Das Herz, von dem als Bote ſie geſandt!

Leipzig, den 13. December 1840.

Carl Maien.

Das letzte Wiegenfeſt.

Leier, die ich oft ſchon Lieder
Dieſem Wiegenfeſte ſang,
Töne heut auch freudig wieder
In der Schweſterleier Klang!

Denn, wer für das Hohe, Schöne
Noch ein Herz im Busen trägt,
Wird, daß dieſen Tag er kröne,
Zur Begeiſterung erregt.

Heil dem Tag, der Dich geboren,
Sänger der Urania!
Wo die Hebre Dich erkoren,
Wo ſie Deiner Wiege nah!

Lächelnd ſtand ſie an der Wiege,
Senkte auf Dein Haupt den Kranz,
Ahnend Deiner Leier Siege,
Deines Dichterlebens Glanz.

Zu dem Prieſterdienſt der Wahrheit
Hat den Knaben ſie geweiht,
Ihm verlieh'n des Geiſtes Klarheit
Und den Muth zum heil'gen Streit.

Mit der Götterkraft im Buſen
Strebteſt Du zum hehen Ziel,
Und es freuten alle Muſen
Sich an Deinem Saitenſpiel.

Herrlich iſt das Werk gelungen,
Für die Ewigkeit vollbracht: —
Millionen ſind durchdrungen
Von Urania's ſel'ger Macht!

Von dem Gipfel Deines Lebens
Blick'ſt Du auf den langen Pfad,
Und Du blickeſt nicht vergebens:
Golden wogt die Erntesaat!

Darum klinge jede Leier
Deinem Wiegenfeſte heut,
Jede Blume ſei zur Feier
Deinem Altar hingeſtreut!

Nimm auch dieſen Kranz von Roſen
Und von Veilchen liebend hin,
Den ich auf der blätterloſen
Flur Dir wand mit frommem Sinn!

Ernſt Georg von Brunnow.

Bei Tiedge's Tode.

(Sonett.)

So haſt Du denn das hehre Ziel errungen
Dort in der Geiſter ſeligem Verein,
Du gingeſt ſtill zum ew'gen Frieden ein,
Du, der das hohe Lied von Gott geſungen.

Das mächt'ge Saitenſpiel, es iſt verklungen,
Aus dem das Wort von Tod und Erdenſein
Einſt göttlich drang, und jetzt noch fromm und rein
In tauſend Herzen reden, gottdurchdrungen.

Wie manche Trauerzähre wird Dir fließen
Von jenen Herzen, die Du hoch entzückt —
In Leidensnächten ſtill mit Troſt erquickt!

O, hohes Lied von Gott! nun bald verſchließen
Wird Deinen Sänger hier der dunkle Ort,
Du aber lebſt im Herzen fort und fort.

Ernſt Fiſcher.

Ein Kranz
auf
C. A. Tiedge's Grab
am 12. März 1841.

So kehrſt auch Du zur ſchönen Heimath wieder,
Du lichtdurchſtrahlter milder Dichtergeiſt,
Du Sänger hehrer gotterfüllter Lieder,
Der uns den Weg zu Gottes Frieden weiſt.

In Blumen ruht die abgeſtreifte Hülle,
In Blumen, die auf Erden Du gehegt;
Auf ſtrebt der Geiſt zu neuer Blüthenfülle,
Wohin der neuen Schwingen Flug ihn trägt!

Nun ſiehſt Du klar, was Dir im frommen Ahnen
Die Hoffnung ſchon im Leben hat gebracht;
Der Vorhang flieht, auf hellen Sonnenbahnen
Wohnt Gottes Licht hoch über Zweifelsnacht!

Uns bleibt, was Du begeiſtert einſt geſungen,
Dein Lied von Gott und der Unſterblichkeit,
Was Tauſende von Seelen hat durchdrungen
Und ausgeſtreuet Troſt und Freudigkeit!

Lang war Dein Pfad, doch eine lange Reihe
Von Segen und von edlen Thaten nur;
Jetzt blickſt Du heiter aus der Himmelsfreie
Auf Deiner Saaten gold'ne Ernteflur!

Wie reich an Lieb' und Freundſchaft war Dein Leben,
Wie zogſt Du alle Edeln mächtig an,
Wie fühlte höh're Weihe ſich gegeben,
Wer Dir als Jünger horchend durfte nah'n!

Den Schatz des Wahren, Schönen und des Guten,
Den Deine Bruſt in ihren Tiefen barg,
Sie ſtrömt ihn willig aus in reinen Fluthen,
War gegen keinen mit der Gabe karg.

Für jedes Menſchenrecht haſt Du gefochten,
Dein freier Muth trat kühn vor jeden Thron;
Nur dem Verdienſt haſt Du den Kranz geflochten,
Verſchmähend jeder Erdengröße Lohn!

Fortleben ſollſt Du ſtets im deutſchen Lande,
Du Sangesmann von ächtem deutſchen Sinn,
Es zieht Dein Volk mit unſichtbarem Bande
Ein neuer Trieb zu Deiner Liebe hin!

Wir trauern All' an Deinem Ehrenhügel,
Wir legen Palm' und Lorbeerkranz ihm auf!
Heil Dir, es rauſcht des Sternenwandlers Flügel,
Ein Seraphgeiſt beginnet ſeinen Lauf!

E. G. v. Brauun.

C. A. Tiedge's

Leben

und

poetiſcher Nachlaß.

Herausgegeben von

Dr. Karl Falkenſtein,

Königl. Sächſ. geheimer und Ober-Bibliothekar.

Vierter Band:

Eliſa von der Recke geiſtliche Lieder, Gebete und religiöſe Betrachtungen.

Leipzig,

Verlag und Druck von B. G. Teubner.

1841.

Geiſtliche

Lieder, Gebete

und

religiöſe Betrachtungen

von

Eliſa von der Recke,

geborenen Reichsgräfin von Medem.

Nebſt dem Vorworte

von

C. A. Tiedge

und

der am Grabe der Verfaſſerin geſprochenen Rede

von

Paſtor D. M. L. Schmaltz.

Neue Ausgabe.

Mit dem in Stahl geſtochenen Bildniſſe Eliſa's von der Recke.

Leipzig,
Verlag und Druck von B. G. Teubner.
1841.

Geiſtliche

Lieder, Gebete

und

religiöſe Betrachtungen

von

Eliſa von der **Recke**,
geborenen Reichsgräfin von Medem.

Inhalt.

	Seite
Vorwort von C. A. Tiedge	IX
Vorrede der Verfaſſerin	XV

Lieder.

Das Glück und die Art zu beten	1
Nachfolge Chriſti	3
Zuverſicht auf Gottes Beiſtand	5
Sterbelied	7
Gottes Fürſorge	9
Zufriedenheit mit den Wegen der Vorſehung	11
Hoffnung des künftigen Lebens	14
Ermunterung zur Zufriedenheit	16
Lied der Pflicht	18
Morgenlied	20

	Seite
Abendlied	22
Allgegenwart Gottes	24
Selbstprüfung	26
Troſt in Leiden	28
Unfaßlichkeit des Weltenſchöpfers	30
Betrachtung des Lebens Jeſu	32
Chriſti Huld gegen den gefallnen Petrus	35
Der Tod iſt neues Leben	38
Buſslied	40
Vor dem Abendmahle	42
Nach dem Abendmahle	45
Flüchtigkeit unſers Lebens	48
Am Geburtstage	50
Troſt der Ewigkeit	52
Abendlied eines Kranken	54
Morgenlied eines Kranken	57
Danklied nach einer Krankheit	60
Freude am Daſein	62
Gottes Allwiſſenheit	64
Ruhe einer frommen Seele	66
Gewitterlied	68
Nach dem Gewitter	70
Beim Anblick des beſternten Himmels	72
Wonne der Andacht	74

Seite

Das Kleinod der Zeit 76

Zum Jahresschluß 79

Neujahrslied 82

Gebete und religiöse Betrachtungen.

Morgengebet 89

Abendgebet 91

Andacht und Andächtelei 94

Vertrauen auf Gott 96

Am Grabe geliebter Freunde 100

Tröstungen und Hoffnungen des Glaubens an Gott und Unsterblichkeit 103

Gebet um Ausdauer im Guten 108

Glauben und Unglauben 112

Selbstprüfung 115

Die Sendung Christi, und wer darf sich Christ nennen. 119

Ergebung des Herzens an Gott 146

Aberglaube 150

Betrachtungen am Geburtstage 155

Ermunterungen zum Danke gegen Gott auch in traurigen Verhältnissen des Lebens 162

Gott in der Natur und in der Kraft der Tugend . . 168

Abendgebet 177

Morgenbetrachtung 182

Seite

Das Reich Gottes 187

Glückſeligkeit Aller 194

Das Leben in der Welt gegenüber dem Leben in Gott . 202

Betrachtungen über Leben und Tod zur Beſiegung der Todesfurcht 212

Grabrede, geſprochen von Dr. Schmalz 225

Vorwort von C. A. Tiedge.

Die nachstehenden geistlichen Lieder befinden sich bereits in einer Sammlung, vermischt mit andern kleinen Poesien, deren Gesammtausgabe die ehrwürdige Verfasserin im Jahre 1816 für Freundinnen und Freunde, welche sie darum ersucht hatten, in der Renger'schen Buchhandlung zu Halle veranstalten ließ. Späterhin verfaßte sie, theils zu ihrer eignen Erbauung, theils zugleich für das, von dem Dr. Vater herausgegebene Jahrbuch der Andacht, einzelne Gebete und andere Aufsätze über verschiedene, ihr besonders wichtige Religionswahrheiten, in welche

sie ihre Ansicht von der höheren Bestimmung des Menschen, so wie solche in dem Fortschritte ihres geistigen Lebens sich ausgebildet hatte, niederlegte. Diese Gebete und Betrachtungen erschienen, mit einer Vorrede der Verfasserin begleitet, in der Nicolai'schen Buchhandlung zu Berlin im Jahre 1826. Gegenwärtig, im acht und siebenzigsten Jahre ihres Alters, unter den Peinigungen ununterbrochener körperlicher Leiden, fand sie sich bewogen, aus ihren sämmtlichen Gebeten, Betrachtungen und geistlichen Liedern ein Erbauungsbuch zusammenzutragen, in welchem dem Leser nichts Anderes begegnen müsse, als was streng geeignet sei, Gefühle einer religiösen Stimmung zu erwecken. So entstand dieses kleine, der stillen, einsamen Andacht gewidmete Werk. Lied und Poesie, beide tragen das Gepräge der Innigkeit einer Gott geweihten Seele, die das Verhältniß des irdischen Daseins zu der höhern Bestimmung des Menschen mit dem klaren Blicke durchschaut, der nur durch eine früh begonnene, mit Strenge durchgeführte Beobachtung des innern,

ſo wie des äußern Lebens umher gewonnen werden kann. In jedem Gedanken ſpricht hier den Leſer ein Gemüth an, welches, an unerfreulich wechſelnden Lebenslagen gereift, zu einer gewiſſen ſeligen Ruhe gelangte. Die Prüfungen, ſo ihr beſtimmt waren, berührten ſchon ihre früheſten Tage; durch ein gänzliches Mißverſtehen der bedeutſamen Eigenthümlichkeit dieſer zarten Natur, und durch eine daraus herrührende unangemeſſene Behandlung der erſten Bewegungen ihrer innern Regſamkeit, ward ihr das Leben der Kindheit verkümmert, entrückt das heilige Blumenland der kindlichen Unſchuld und Freude; ſie glich einer Pflanze, die, aus ſüdlichen Lüften in einen kalten Boden verſetzt, mit geſenktem Haupte ihre Heimath vermißt. In ihrem weichen Herzen regte ſich ein banges Gefühl, eine Sehnſucht, die jedoch ſehr bald eine befriedigende Richtung finden ſollte. Die nächſte Veranlaſſung dazu gaben die in ihrem Familienkreiſe Morgens und Abends üblichen Hausandachten, denen das ſiebenjährige Kind beiwohnen durfte. Vorzüglich waren es die Neander'ſchen Lie-

der, die mit einer ungewohnten ſeligen Empfindung ihre Seele erfüllten. In der dunkeln Ahnung ihrer Sehnſucht wurde es heller; es dämmerte zu ihr die Geiſterwelt herein, der die hochgeliebte Mutter, deren Bild ſie im Herzen trug, ſchon ſo lange angehörte. Aus den Entzückungen, die jene Lieder in ihr erweckten, erſtand die Begeiſterung, die an eigenen Hervorbringungen dieſer Art ihre Kräfte verſuchte; der erſte gelungene Verſuch war das Lied: „Ich hoff' auf Gott." In einem, ihr Leben betreffenden, Aufſatze ſchildert ſie den Zuſtand der früheſten Aufregungen ihres Gemüthes mit folgenden Worten: „Schon als zartes Kind wurde Andachtsgefühl die höchſte Seligkeit meines Herzens. Wenn kindliche Leiden mein tiefbewegtes Gemüth niederbeugten und ich einen einſamen Augenblick gewann, in welchem ich niederknieen und dem lieben Gott mein ſtilles Leiden erzählen konnte, dann fühlte ſich meine kindliche Seele erleichtert. So legte ſich in meinem innerſten Leben der Grund zu einer tröſtenden und verſöhnenden Andacht." — Dieſe Worte der frommen

Verfaſſerin eröffnen uns das Geheimniß der Seelenruhe, welche ſich ihr unter allen Wendungen des irrſalvollen Lebens bewährte. Indem ſie nun aber dunkeln Gefühlen ſich immer ausſchließender hingab; ſo gerieth ſie in den Zuſtand, der von dem Schritte: zu-weit — nicht fern iſt. Sie that dieſen Schritt wirklich; aber ihre, mit ungemeiner Kraft ausgerüſtete Vernunft kam ihr zu ſtatten: dieſe, durch günſtige Lebensumſtände und Verhältniſſe ein Mal aufgeregt, fand ſich jedoch bald wieder zurecht, und an die Stelle myſtiſcher Träume, phantaſtiſcher Hoffnungen und vermeſſener Forderungen an die Geiſterwelt trat nun die hellere Glaubensfreudigkeit der reinen, einfachen Chriſtusreligion, mit dem ruhigfrommen Sinn, aus welchem ein, Wohlthat und Liebe umher verbreitendes, Leben hervorging. In der ungetrübten Klarheit ihres Geiſtes, vereint mit der vollen Wärme und Innigkeit des Gefühls, umfaßte ſie die ewigen Wahrheiten, die das unvergängliche Wort des erhabenen Welterlöſers enthält. Solchergeſtalt iſt ihre Religion kein ſtarres, dürres

Verſtandeswerk; ſie iſt vielmehr ein köſtlicher Stamm, der in den Tiefen des Gefühls ſeine Wurzeln ausbreitet, oben aber in den Zweigen leuchtet die Sonne der Vernunft. Die Frucht dieſes Stammes gewährte ihr die Kraft, unüberwunden zu dulden und die Kämpfe zu beſtehen, womit das irdiſche Daſein auch die geweihteſte Seele nicht verſchont. Ein Zeugniß dieſer Kraft Gottes hat ſie in den folgenden Blättern zu einem kleinen Denkmale für ihre Lieben beſtimmt: und ſo reicht ſie von ihrem Krankenlager ihren Freundinnen und Freunden mit dieſer Gabe die Hand. —

Dresden, im März 1833.

Vorrede der Verfasserin.

Die bedeutende Anzahl schon vorhandener Erbauungsbücher macht, daß ich nur mit Schüchternheit meinen Freundinnen und Freunden diese anspruchlosen Ergießungen meiner Seele übergebe. Aber der Wunsch, diesen Theuren ein kleines Denkmal meiner Liebe, meiner Weltansicht und meines innersten Lebens zu hinterlassen, überwindet meine Schüchternheit.

Die mehresten dieser Lieder, Gebete und Betrachtungen wurden in einer traurigen, sturmbewegten Zeit niedergeschrieben. In schlaflosen Nächten, unter schmerzhaft drückenden Leiden des Körpers entwickelten

ſich in mir die religiöſen Gedanken, die ich dann in den ſtillen, geweihteſten Stunden meines Tages niederſchrieb.

Der Geiſt der echten Chriſtusreligion, der unſer Gemüth freudig zu der kindlich vertrauensvollen Anbetung Gottes, unſers himmliſchen Vaters erhebt, verbreitet über unſer geiſtiges Leben eine ſanfte, ununterbrochene Ruhe, und unterhält in der Seele das hohe Bedürfniß, welches ſeine Befriedigung in ſich ſelbſt findet.

Die Religion, dieſe unſre ſicherſte Führerin durch die Irrgänge des Lebens, ſoll aber nicht in einem bloßen Gewohnheitswerke beſtehen, welches nur auf gewiſſe Stunden des Tages angewieſen iſt; ſie ſoll, wie ein ſtiller, heiterer Tag, ihr Licht über unſer ganzes Daſein, über unſer Thun und Laſſen, über unſre Freuden und Leiden verbreiten. Ihr Mittelpunkt: — der Gedanke an Gott, muß uns, bei allen Vorfällen des Lebens, gegenwärtig ſein. Von da geht die Kraft aus, die uns aufrecht erhält, wenn trübe Stunden über uns kommen; wenn Störungen

unſre beſten Abſichten vereiteln; die Kraft, die ſelbſt über die Schmerzen des Siechthums erhebt; von da geht die Heiligung aus, die dem Genuſſe der Freude Würdigkeit giebt, daß ihm keine Reue nachfolgt. Soll aber der Keim der Religion feſte Wurzel faſſen in dem Gemüthe, daß er zu einem Baume des Paradieſes erwachſe: ſo muß der Saame früh gelegt werden. Dem zarten Kinde, das nach einer Blume greift, nach den Sternen hinweiſet, kann und muß auf ſeine kindliche Frage ſchon eine Antwort gegeben werden, die auf den groſſen Vater hindeutet, von dem herab alles Gute kommt. Ein kurzes angemeſſenes Gebet zu dem Vater, deſſen Kinder alle Menſchen ſind, kann und muß in den frühern Jahren der zarten Kinderſeele eingeflößt werden. Man ſäume nicht zu lange, das Kind auf den Heiland hinzuweiſen; auf den heiligen Geſandten Gottes, der das Licht der höheren Weisheit vom Himmel herab zu den Menſchen brachte. Man führe das junge Gemüth, nach Maßgabe der mehr und mehr ſich entwickelnden geiſtigen Kräfte, immer tiefer ein in

das Heiligthum der Religion. So wird das der menſchlichen Natur angeborne höchſte Bedürfniß feſter begründet, geſchärft und verwächſt gleichſam auf das innigſte tief mit der ganzen geiſtigen Organiſation.

Es war eine gute Sitte der frühern Zeit, daß man in jedem Familienkreiſe ſich zu Morgen- und Abend-Andachten verſammelte. O! ich weiß es, welche Beſeligungen ich in der Folge meines Lebens dieſem Hausgottesdienſt zu danken habe. Wie fühlte ich, als ſechsjähriges Kind, mich erhoben, wenn ich das Lied nachſingen konnte: — „Mein erſt Gefühl ſei Preis und Dank!" u. ſ. w. — Wie lebhaft hielt mir die Erinnerung meine kindiſchen Unarten vor, wenn das Lied angeſtimmt wurde: — „Der Tag iſt wieder hin, und dieſen Theil des Lebens, wie hab' ich ihn vollbracht?" — Und wie tief, — gleichſam mit einem Schauer der Heiligung durchdrang es mich, wenn meine ſchwache, zitternde Stimme in das Lied einſtimmte: — „Lebe, wie du, wenn du ſtirbſt, wünſchen wirſt, gelebt zu haben!" — So entſtand in meinem Gemüthe eine Grundſtimmung, die mich in

den ſpäteren Jahren, und in allen Verhältniſſen nicht verließ. — Höchſt mißbilligen muß ich daher den Grundſatz, nach welchem manche Erzieher wollen, daß erſt, wie ſie ſagen, bei reiferem Verſtande zu den jungen Seelen von Gott und göttlichen Dingen geſprochen werden ſoll. Dann müſſen ſich religiöſe Ideen erſt Raum in der Seele ſchaffen, die mit allerlei nützlichen und unnützen Kenntniſſen angefüllt iſt.

O! möchten die guten Mütter auf meine Stimme hören, die hier aus einer beſeligenden Erfahrung meines ganzen Lebens zu ihnen ſpricht.

Dresden, den 5. Mai 1826.

Geiſtliche Lieder.

Das Glück und die Art zu beten.

Mel. Wer nur den lieben Gott ꝛc.

Wenn ich vor meinen Schöpfer trete
Und hier, in heilger Einſamkeit,
Zu ihm aus voller Seele bete:
Was fühl' ich dann für Seligkeit!
Ganz werd' ich Geiſt, und alles flieht,
Was mich zur Erde niederzieht.

O dann entbehr' ich gern die Freuden,
Wodurch die Welt der Flitterpracht
Die Menſchen, die ſich drum beneiden,
Nur elend und zu Sklaven macht;
Ich fühle: Gott gefällig ſein,
Das, das iſt wahre Freud' allein.

Ja dann entweichen alle Sorgen;
Leicht wird das Leiden, das mich drückt;
Ich weiß es, nichts iſt dem verborgen,
Der in des Herzens Tiefen blickt.
Kein blindes Schickſal leitet mich,
Deß freue meine Seele ſich.

Auch giebt Gebet uns Kraft im Leiden,
Erhöht zur Tugend unſern Geiſt,
Und hilft uns alles, alles meiden,
Was uns der Tugend ſonſt entreißt;
Nur müſſen unſre Bitten rein
Und eines Chriſten würdig ſein.

Drum bitt' ich nicht in meinen Leiden:
O Vater, nimm Du ſie von mir!
Auch bitt' ich nicht in meinen Freuden:
Erhalte ſie, o Vater, mir!
Nur um ein Gott ergebnes Herz,
Bet' ich in Freuden und im Schmerz.

Nachfolge Chriſti.

Göttlicher! dich zu erheben,
Und mit frommer Zuverſicht
Deiner Tugend nachzuſtreben,
Iſt dein Ruf und meine Pflicht.
„Sieh, ein Beiſpiel laß' ich dir!"
Sprichſt du „komm und folge mir." —
O, welch' Beiſpiel, ſonder gleichen!
Streb', o Chriſt, es zu erreichen!

Armuth, Haß, Verfolgung, Schmerzen,
Trugſt du ſtill und mit Geduld;
Du vergabſt mit edlem Herzen
Deinen Feinden ihre Schuld;
Hörteſt der Verlaßnen Flehn,
Eilteſt ihnen beizuſtehn;
Kanteſt keine höhern Freuden,
Als die Lindrung ihrer Leiden.

Ich auch will, in Noth und Schmerzen,
Standhaft und geduldig ſein;
Will mit friedevollem Herzen
Meinen Feinden gern verzeihn.
Nie ſoll mir des Elends Flehn
Unerhört vorübergehn;
Feſt und innig will ich ſtreben,
Deinem Worte nachzuleben! —

Du, den ich zum Vorbild wähle,
Hebſt den Sinkenden empor.
Wenn ich wanke, wenn ich fehle,
Schwebe mir dein Beiſpiel vor!
Es errette meinen Geiſt,
Wenn ihn fort der Weltſinn reißt,
Daß dich, Göttlicher, im Kreiſe
Meiner Pflicht, mein Leben preiſe.

Zuverſicht auf Gottes Beiſtand.

Auf Gott hoff' ich mit feſtem Muth;
Sein iſt mein ganzes Leben.
Wie Gott mich führt, ſo iſt es gut;
Er wird mir Hülfe geben;
Mir ſagt ſein heilig Wort es zu,
Das giebt mir Freudigkeit und Ruh,
In jeder finſtern Stunde.

Umfangen mich mit ihrem Graun
Die dunkeln Thränenſtunden,
Erbebt mein zagendes Vertraun,
Iſt jeder Troſt verſchwunden:
Sei du dann meine Zuverſicht,
Du Kraft des Herrn! verlaß mich nicht,
Und rette meine Seele!

Verlaſſen hab' ich mich auf dich,
Seit meinen Jugendtagen;
Du ſorgteſt, Herr, mein Heil, für mich;
Wie könnt' ich je verzagen?
Es ſpricht zu mir dein heilig Wort:
„Ich bin dein Helfer, bin dein Hort,
Du tief gebeugte Seele!“

Sterbelied.

Das Ziel von meinen Tagen,
Nah' ſei es oder fern:
Mein Geiſt ſoll nimmer zagen;
Ich weiß: ich bin des Herrn.
Des Todes Bitterkeiten,
Wie bald verſchwinden die!
Und gegen Ewigkeiten
Voll Wonne, was ſind ſie?

Ins Dunkel jener Höhlen
Der letzten Ruhe ſchau'n
Die Gott vertrauten Seelen,
Mit Hoffnung, nicht mit Grau'n.
Der Erde Kümmerniſſe
Kennt jene Heimath nicht;
Und alle Finſterniſſe
Verwandeln ſich in Licht.

Des Himmels Wonne lehret
Zwar Menſchenweisheit nie;
Kein Ohr hat ſie gehöret,
Kein Aug' erblickte ſie;
Doch ſprechen tauſend Welten
Mir frohen Muth ins Herz:
Dort wird ein Gott vergelten
Des kurzen Lebens Schmerz!

So harr' ich, ohne Beben,
Des letzten Augenblicks.
Er kommt, mich zu erheben
Zur Fülle meines Glücks.
Wenn Freunde troſtlos weinen,
Dann tröſtet meinen Geiſt
Ein ſeliges Vereinen,
Das uns der Tod verheißt.

Gottes Fürsorge.

Durchirrt mein Geist der Welten Pracht,
So denk' ich Gottes Güt' und Macht.
Zu ihm empor hebt sich mein Geist,
Und betet selig an und preist.

Er, der den Himmel ausgespannt,
Umfasset ihn mit starker Hand;
Und seines Reiches Herrlichkeit
Ist ohne Grenzen, Maß und Zeit.

Ein unzählbares Weltenheer
Läuft kreisend um einander her;
Und rückt aus seiner Ordnung nicht.
Er hält und lenkt ihr Gleichgewicht.

Und dieſe Erd', im Schöpfungsreich
Ein Punkt, an wie viel Schönheit reich!
Die Welt und meine ſtille Flur
Beglückt der Vater der Natur.

Und ohne ſeinen Willen fällt
Kein Sperling nieder; denn er hält
Den Wurm, der ſich im Staube nährt,
Des Schutzes, wie den Seraph, werth.

Er wog, nach meiner Fähigkeit,
Mir meine Wohlfahrt und mein Leid,
Mein ganzes Schickſal, bis ins Grab,
Und meine Lebensdauer ab.

Erhalte den Gedanken mir,
O Gott: „Was kommt, das kommt von dir!
Was deine Vorſicht an mir thut,
Iſt herrlich, weiſe, ſelig, gut!" —

Zufriedenheit mit den Wegen der Vorsehung.

Was Gott für mich bestimmt, das kommt
Aus lieben Vaterhänden;
Ich weiß es, daß mir alles frommt,
Was diese huldreich senden.
Oft mußte ja,
Was mir geschah,
Wie hart es auch geschienen,
Zu meinem Frieden dienen.

Eins bitt' ich nur, Eins wollest du,
Mein Gott, mir nicht versagen:
Gieb mir die Kraft, mit Seelenruh
Die Anfechtung zu tragen,

Daß ich von dir,
Ob ſich auch mir
Die letzte Stütz' entzöge,
Doch nimmer wanken möge.

Drum bitt' ich, höchſter Geber, nicht
Um Güter dieſer Erde;
Erleuchte mich mit deinem Licht,
Auf daß ich weiſer werde,
Und reich an Kraft,
Gewiſſenhaft
Den Reiz der Nichtigkeiten
Der Erde zu beſtreiten.

Ich fleh' um kein entferntes Ziel
Der Lebensfriſt hienieden;
Ich nehme willig an, wie viel
Du mir, mein Gott, beſchieden.
Laß dies allein
Mein Streben ſein:
Daß keiner meiner Tage
Mich, Gott, vor dir verklage!

Und iſt ein kranker Leib mein Theil,
Umringt mit Kümmerniſſen:
So wird auch dies die Saat zum Heil
Für mich einſt werden müſſen.
Was du mir ſchenkſt,
Wie du mich lenkſt,
Durch böſ' und gute Zeiten:
Es ſoll zu dir mich leiten.

Hoffnung des künftigen Lebens.

Wenn hoch mein glaubendes Gemüth
Empor zu Gott ſich ſchwinget,
Und ihm, von Hoffnung tief durchglüht,
Schon hier ein Loblied ſinget:
Wie leicht wird dann dem Erdengaſt
Des Lebens Druck, des Lebens Laſt,
Die niederbeugt den Pilger!

Ja, hier kann der ſchon ſelig ſein,
Der ſich im Guten übet;
Auf Erden ſchon darf der ſich freun,
Der Gott und Menſchen liebet.
O, Vorſchmack einer höhern Luſt,
Entflamme du in meiner Bruſt
Den Trieb zu jeder Tugend!

Ich wachſe durch die Ewigkeit
An Licht, an Kraft und Fülle.
Dort wird Triumph mein innrer Streit,
Mein Kummer Seelenſtille.
Fort wächſt im Niederſturz der Zeit
Die Wonne meiner Herrlichkeit;
Sie trotzt des Grabes Schrecken.

Ermunterung zur Zufriedenheit.

Es ſtrömt aus reicher Segensfülle
Der Weltengeiſt uns Freuden zu.
Der Menſch in ſeiner engen Hülle
Murrt oft; ein Nichts ſtört ſeine Ruh'.
Er blickt' hinaus auf ſeine Flur!
Ein Werk der Lieb' iſt die Natur.

Der muntre Fiſch in See und Bächen,
Der Vogel, der die Luft durchſchwebt,
Die Heerd' auf buntbeblümten Flächen,
Das Würmchen, das vom Thaue lebt,
Bezeugen alle: Gott iſt groß,
Und ſeine Liebe grenzenlos.

Und doch, o Menſch, iſt deine Klage
Ein Mißton in der Schöpfung Pracht.
Sie rechtet mit dem lichten Tage,
Sie rechtet mit der dunkeln Nacht.
Du ſiehſt nur Böſes in der Welt,
Das Gute nicht, das ſie enthält.

Es reget ſich in deinem Herzen
Der Wünſche ungeheure Zahl;
Was du beſitzeſt, macht dir Schmerzen,
Und was dir mangelt, giebt dir Qual.
Die Stunden deiner Lebenszeit
Vergiften Habſucht, Haß und Neid.

Der Menſch verkennt des Heiles Quelle,
Wenn er der Tugend Pfad verläßt;
Er macht ein Paradies zur Hölle,
Hält er ſein eignes Herz nicht feſt.
Er ſchwärmt, getäuſcht, der Ferne zu,
Er ſucht und findet nirgends Ruh'.

Er iſt der Schöpfer aller Schmerzen,
Auf welche ſeine Thräne rinnt;
Es iſt in ſeinem eignen Herzen,
Worin das Himmelreich beginnt;
Denn nur des Herzens Reinigkeit
Giebt Ruhe hier, dort Seligkeit.

Lied der Pflicht.

Religion, was forderſt du?
„Es ſoll, vom Geiſt getrieben,
Selbſt mit Gefahr der weichern Ruh',
Der Menſch den Menſchen lieben!"
Auf dann, mein Herz, ſei aufgethan!
Laß keinen Kummer dir ſich nahn,
Ohn' ihn mit Huld zu tröſten!

Wer Leidende je von ſich ſtieß,
Die flehend zu ihm kamen,
O der empfand noch nicht, wie ſüß
Das iſt, Gott nachzuahmen!
Gern ſeine Kraft dem Schwachen leihn,
Der Schöpfer fremder Wonne ſein,
Baut ja den eignen Himmel.

Ich will dem Freunde nicht allein
Gern meine Dienste weihen;
Süß müsse selbst die Pflicht mir sein,
Auch Feinde zu erfreuen.
Mir gehe hülflos Keiner fort!
Ach, schon ein liebevolles Wort
Kann heiße Thränen trocknen.

Morgenlied.

Hervor tritt aus der Schattennacht
Der junge Tag, und mit ihm wacht
Mir neues Leben auf.
Es ruft das junge Tageslicht,
Es ruft zur Thätigkeit und Pflicht
Den Muth des Geiſtes auf.

Mit Muth und Kraft ſei angethan,
Mein Geiſt, zu wandeln deine Bahn,
Und Thaten auszuſä'n!
Aus deiner Stunden ſchneller Flucht
Wird eine Ewigkeit, voll Frucht
Und Leben, auferſtehn!

Was uns die nächste Stunde bringt,
Ist mit Verborgenheit umringt;
Doch führet sie zum Ziel.
Sie führt die letzte Stund' herbei;
Wie fern, wie nahe diese sei,
Ist nicht des Zufalls Spiel.

Zur Sonne blick', o Mensch, empor!
Gott schrieb den großen Lauf ihr vor;
Dir deine Lebensfrist.
Wie er das All regiert und hält,
So führe du die kleine Welt,
Die dir verliehen ist.

Ist einst mein Tagewerk gethan,
Dann wird ein großer Morgen nahn,
Und Gott ist mein Vertrau'n!
Hier hoff' ich noch mit Zuversicht;
Dort werd' ich erst das volle Licht
Des neuen Lebens schau'n.

Abendlied.

Entſchwunden iſt ein Tag der Zeit;
Ich blick' hinauf zur Ferne;
Erfüllt mit Gottes Herrlichkeit,
Prangt dort das Reich der Sterne;
Es ſtrahlt voll Majeſtät herab,
Und leuchtet auf das dunkle Grab
Die Hoffnung lichter Tage.

Die Nacht ruft meiner Seele zu:
„Du, Menſch, wirſt weiter dringen;
Der Geiſt wird aus des Grabes Ruh'
Empor zu Gott ſich ſchwingen!
Wohl dem, der ſchon im Pilgerſtand
Den ſichern Weg des Friedens fand,
Den nur die Tugend wandelt!"

O möchte still und tröstend hier,
In diesem Erdenleben,
Der Abend jedes Tages mir
Ein würdig Zeugniß geben!
Hab' ich genützt: o dann, nur dann,
Du sanfte Schlummerstille, kann
Ich froher dich umfangen.

Dir dank' ich betend, Gott der Huld,
Für dieses Tages Freuden;
Auch für die Prüfung der Geduld;
Ein Ruf zu dir sind Leiden!
In Wonn' und Schmerz verehr' ich dich;
So, dir vertrauend, finde mich
Dereinst mein letzter Schlummer.

Allgegenwart Gottes.

Zu Gott, o Seele, ſleug hinauf,
Dem Herrn voll Huld und Gnade,
Dort lenket er den Weltenlauf;
Hier meine Pilgerpfade.
Ihn preiſ' ich, wo die Freude lacht;
Ihn ahn' ich in des Kummers Nacht;
Er iſt allgegenwärtig.

Im Schatten tiefer Einſamkeit,
Wo ich mir ſelber lebe,
Und mich, vom Weltgeräuſch der Zeit,
Zur heilgen Still' erhebe;
Da fühl' ich Gottes Herrlichkeit,
Die höher meine Seele weiht;
Gott iſt allgegenwärtig.

Und wenn nicht nur ein Feind uns drängt,
Wenn heiß're Thränen fließen;
Wenn die, die unser Arm umfängt,
Selbst unsern Fall beschließen:
Was ist dann, das uns Frieden schafft?
Nur des Gedankens hohe Kraft:
Gott ist allgegenwärtig.

Wenn sich die dunkle Stunde naht,
Die Trug von Wahrheit scheidet,
Die jede weltgepries'ne That
Von ihrem Schmuck entkleidet:
Getrost besteh' ich dann im Kampf
Des Todes meinen letzten Kampf,
Denn Gott ist gegenwärtig.

Zu Gott, o Seele, fleug hinauf,
Dem Herrn voll Huld und Gnade!
Dort lenket er den Weltenlauf;
Hier meine Pilgerpfade.
Er lenket sie durch Licht und Nacht:
Mit mir ist Gottes heilge Macht;
Gott ist allgegenwärtig.

Selbſtprüfung.

O Gott! wie mancher von den Tagen
Der mir beſchiednen Lebenszeit
Floh raſtlos hin, mich anzuklagen,
Ins Meer der dunklen Ewigkeit!
Nicht jeden hab' ich dir gelebt,
Nicht ſtets der Tugend nachgeſtrebt.

Ach! oft empörte ſich im Leiden
Mein murrend Herz voll Ungeduld;
Und ſchenkteſt du, mein Gott, mir Freuden,
Vergaß ich oft nicht deiner Huld?
Und bracht' ich dir des Dankes Zoll,
So, wie der wahre Chriſt es ſoll?

Und hab' ich nach der Kraft gerungen,
Zu tragen der Verfolgung Schmerz?
Beschlich nicht, bei Beleidigungen,
Der Rache Trieb geheim mein Herz?
Und bin ich dann auch noch ein Christ,
Wenn keine Sanftmuth in mir ist?

Du weißt es, Herr, weißt, wie ich's meine,
Der du im Schwachen mächtig bist!
Ich lieg' im Staub' vor dir und weine,
Daß schwach mein Herz und wankend ist;
Zu schwach im Drang der Leidenschaft!
Gott! rüste du mich aus mit Kraft.

Troſt im Leiden.

Gott iſt mein Hort! was kann die Ruh
Aus me' .r Seele rauben?
Und ſendet er mir Leiden zu:
Ich halte feſt am Glauben!
Gott wählt für mich
Stets väterlich!
Sei's Kummer oder Freude,
Dank' ihm, mein Herz, für beide!

Beugt Krankheit oder Seelenſchmerz
Den ſchwachen Muth danieder:
Dann hebt mein Blick ſich himmelwärts,
Und Ruhe kehret wieder.
Ja, Gott iſt gut!
Er ſtärkt den Muth
In finſtern Leidenstagen,
Des Lebens Druck zu tragen.

Und fodert er mein irdiſch Glück,
Freund, Güter, ſelbſt das Leben:
Er nehme, was er lieh, zurück,
Und Preis ſei ihm gegeben!
Die Thränenſaat,
Die früh und ſpat
Ich ausgeſät auf Erden,
Wird Himmelsernte werden.

Unfaßlichkeit des Weltenſchöpfers.

Ein Blick in's weite Schöpfungsreich
Macht meine Seele trunken!
Ich bin den Sel'gen Gottes gleich,
In Gottes Glanz verſunken!
Ich fühle mich der Erd' entrückt,
Wenn meine Seele, hoch entzückt,
Den Herrn der Welten denket.

Dich, Herr der Welten, ſtaun' ich an
In deinen Sonnenkreiſen!
Wer kann, Allwaltender, wer kann
Dich faſſen und dich preiſen?
Voll Herrlichkeit, voll Licht und Glanz,
Erfüllſt du meine Seele ganz,
Zu dir empor gehoben.

Von tauſend Sonnen ſtrahlt dein Thron,
Dich faſſen keine Schranken,
Ich fühle mich vergöttlicht ſchon
In dieſem Lichtgedanken,
Der ſich zu deinem Throne ſchwingt,
Und in das Hallelujah ſingt,
Womit dich Engel feiern.

Betrachtung des Lebens Jesu.

Durchdenk' ich meines Heilands Leben:
Was fühlt mein liebend Herz für ihn!
Welch' Beispiel hat er uns gegeben,
Um uns zu sich empor zu ziehn!
Er, auf der Tugend höchster Stufe,
Wie huldreich läßt er sich herab!
Wie weist er die Hosannarufe
Des Volks in reiner Demuth ab!

Hoch steht er da, der Heil'ge Gottes,
In seiner ganzen Herrlichkeit!
Er trotzt dem Pfeil des Heuchler-Spottes,
Und dem Verderben seiner Zeit.
Er hat sich seinen Weg gebahnet,
Von diesem weicht und wankt er nicht;
Er straft, er lehret und ermahnet;
Sein Wort ist Heiligkeit und Licht.

Zu dieſem Licht führt er den Irren,
Ruft er den Wankenden empor,
Der ſich in ſchrecklichen Gewirren
Und Täuſchungen der Welt verlor.
Nicht ſich, Gott will er offenbaren,
Wird auch ſein hoher Sinn verkannt;
Und mitten unter Undankbaren
Entſtrömet Wohlthun ſeiner Hand.

Wie ſeine Feind' ihm auch vergalten:
Er rächte ſich an ihnen nie;
Er ſchalt nie wieder, wenn ſie ſchalten;
Sein göttlich großes Herz verzieh.
Er betet: — „Gott! laß nicht auf ihnen
Die Laſten ihrer Sünden ruhn,
Zur Strafe, welche ſie verdienen!
Sie wiſſen, Herr, nicht, was ſie thun!“

So betet er im höchſten Leiden,
Bei ſeiner Feinde bitterm Spott!
So betet er, ſelbſt im Verſcheiden,
Für ſeine Mörder noch zu Gott!

Dann ſieht er ſeines Jüngers Zähren,
Er ſieht der Mutter tiefen Schmerz!
Ach! Beiden Tröſtung zu gewähren,
Der Drang erfüllt ſein brechend Herz.

Zum Jünger ſpricht er, und zur Mutter,
Mit einem liebevollen Ton:
„Johannes! — ſie ſei deine Mutter!
Und er, o Mutter, ſei dein Sohn!“
So krönt er ſein erhabnes Ende,
Das ſelbſt kein Engel würdig preiſt;
Und ruft: „In deine Vaterhände
Befehl' ich, Herr, nun meinen Geiſt!“

Ich trage, Chriſtus, deinen Namen;
Er möge meine Seele weihn,
Dein göttlich Beiſpiel nachzuahmen,
Und werth des Chriſten Heils zu ſein! —
Es ſei mir, wenn ich von der Erde
Nun ſcheiden, und zum letztenmal
Noch „Jeſus Chriſtus!“ rufen werde,
Mein Licht im dunkeln Todesthal!

Chriſti Huld gegen den gefallenen Petrus.

Mitten aus der Schaar der Feinde
Wirfſt du einen Blick voll Ruh'
Und voll Huld dem ſchwachen Freunde,
Der dich, Herr, verleugnet, zu.
O, du ſäumſt nicht, dich des Armen,
Der dich kränkte, zu erbarmen;
Achteſt nicht den eignen Schmerz;
Für den Freund nur ſorgt dein Herz.

Um ihn wieder zu erheben,
Winkt dein liebevoller Blick,
Der da ſpricht: „Dir iſt vergeben!"
Den verirrten Freund zurück.

Dieſer Blick iſt für uns Alle;
Petrus lehrt in ſeinem Falle,
Daß der Starke ſelber irrt,
Wenn er zu vermeſſen wird.

O! was fühlt dein Freund für Leiden
Bei dem liebevollen Blick!
Sonſt erfüllt' er ihn mit Freuden,
Doch nun läßt er Schmerz zurück.
Ach! er hat ſich dir entwendet,
Deſſen Huld ihm Gnade ſendet,
Dem er, treu zu ſein, verhieß,
Als ihn alle Welt verließ!

Thränen bittrer Reue fließen
Nun von ſeinem Angeſicht.
Solche Thränen zu vergießen,
Schämt ſich der Gerührte nicht.
Er enteilet dem Getümmel,
Flehet brünſtig auf zum Himmel,
Daß ihm Gott die Schuld verzeih',
Und im Schwachen mächtig ſei.

Deinem Freunde bin ich ähnlich:
Ach, erbarm' auch meiner dich!
Meine Seele flehet sehnlich:
„Bessre, leite, stärke mich,
Daß mein Herz sich nie vermesse;
Daß ich deiner nie vergesse!
Stärke mich in jeder Pflicht,
Jesus meine Zuversicht!"

Der Tod iſt neues Leben.

Eng iſt des Lebens Raum, und ſchnell
Iſt unſre Friſt vollendet;
Dem Frommen iſt die Ausſicht hell,
Wo ſich das Leben endet.
Fromm nimmt er an, was Gott ihm ſchickt;
Er freut ſich dieſer Welt, und blickt
Auch jener froh entgegen.

Die Jahre dieſer Pilgerzeit
Sind uns zum Heil gegeben;
Wir ſollen hier mit Emſigkeit
Nach höchſter Tugend ſtreben,
Uns jeder Gabe Gottes freu'n;
Ihm unſre ganze Seele weih'n;
Wie er, die Menſchen lieben.

Und laſſen wir uns ſein Gebot
Durch's Leben willig leiten,
So wird er einſt durch unſern Tod
Uns neues Heil bereiten.
Dies neue Heil, das er verſpricht,
Heißt Gnade, Friede, Recht und Licht,
Und himmliſche Vollendung.

Drum iſt ſie mir nicht fürchterlich,
Des Grabes finſtre Höhle!
Zu einer Wonne führt ſie mich,
Von der ſich keine Seele
Die hohe Fülle denken kann,
Und die den Treubefundnen dann,
Wenn er entſchläft, beſeligt.

Bußlied.

Du, den meine Seele liebt,
Urquell aller Gnaden,
Zu dem Vater, der vergiebt,
Komm' ich ſchuldbeladen!
Ja, du nimmſt die Sünder an,
Wenn ſie, mit den Zähren
Heil'ger Reue, dir ſich nahn,
Sich zu dir bekehren.

Nicht hab' ich den Weg gewählt,
Den dein Sohn gewandelt;
Oft und viel hab' ich gefehlt,
Nicht, wie er, gewandelt.
Ich erkenne meine Schuld;
Voll der tiefſten Reue,
Fleh' ich auf zu deiner Huld:
„Vater! ach, verzeihe!“

Leite mich nach deinem Rath!
Laß mich deinen Willen,
In Gedanken, Wort und That,
Treu und froh erfüllen!
Meiner Schwachheit, Herr, mein Hort,
Leihe Kraft und Stärke,
Daß ich auf dein heilig Wort
Ungestörter merke!

Eitel ist der Menschen Thun
Ohne deine Gnade!
Laß mich nie zu sicher ruhn
Auf dem Lebenspfade!
Still stehn darf dein Jünger nicht;
Sich mit Muth zu rüsten,
Fortzuschreiten, ist die Pflicht
Eines wahren Christen.

Vor dem Abendmahle.

Deinem heil'gen Liebesmahle,
Herr des Lebens, nah' ich mich,
Trink' aus deiner Lebensſchaale
Die Erinnerung an dich,
Der du uns zum Heile ſtarbſt,
Uns den Todesmuth erwarbſt,
Und ein Beiſpiel warſt im Leiden,
So im Leben, wie im Scheiden.

In dem höhern Lebenstriebe,
Der das Himmelreich umfaßt,
Stärke mich dies Mahl der Liebe,
Das du mir bereitet haſt,

Daß ich, ſtrebend fromm und rein,
Deiner würdig möge ſein;
Daß mit dir der Bund der Treue
Kräftig ſich in mir erneue!

Daß ich mich der Sünd' entſchwinge,
Die mich mit mir ſelbſt entzweit,
Und die Heiligung erringe,
Die dein göttlich Wort gebeut!
Aber nicht, als ob dein Blut,
Wie ein ſichres Löſegut,
Meiner Sünden Schuld bezahle,
Tret' ich, Herr, zu deinem Mahle.

Dein Verdienſt kann von dem Böſen,
Von dem Sündengreu'l der Welt
Nicht erretten, nicht erlöſen,
Wenn ihn feſt der Sünder hält!
Wer da wähnt, für Sündenſchuld
Durch dies Segensmahl der Huld
Einen Freibrief zu erwerben,
Schließt ſich aus von deinen Erben.

Weh, o wehe dem Gemüthe,
Das nicht redlich ſtrebt und ringt!
Wer zu deinem Mahl der Güte
Keine reine Seele bringt,
Wiederholet im Genuß
Dieſes Mahls den Frevelkuß,
Welchen Judas, um dein Leben
Zu verrathen, dir gegeben.

Großer Lehrer, ſei mit Allen,
Die in frommer Andacht heut,
Deinem Pfade nachzuwallen,
Ihren Bund mit dir erneut!
Sei mit ihnen deine Kraft,
Die das Gute wirkt und ſchafft;
Daß dein Reich, wonach der Fromme
Strebt und ringet, zu uns komme!

Nach dem Abendmahle.

Durch dich, du höchstes Gut, erfreut,
Soll dich mein Herz erheben!
Es hat den Bund mit dir erneut,
Zu einem frommen Leben.
Es stärke dein vergoßnes Blut
Mit Lebensweisheit, Todesmuth
Und Hoffnung meine Seele!

Dir folgen will ich, Herr, mein Hort!
Mit Freudigkeit der Seele!
Ich halte fest mich an dein Wort;
Dies ruft mich, wenn ich fehle.
Ja, kräftig ruft es meinen Sinn
Zur Wahrheit und zur Tugend hin,
Hin zur Erkenntniß Gottes.

Dein Wort iſt ſanft und giebt doch Kraft,
Die ſtillſten Herzensſünden,
So wie den Sturm der Leidenſchaft,
Mit Muth zu überwinden.
Du Herzenskünder, weißt, wie leicht
Die Sünd' ein ſchwaches Herz beſchleicht;
Dein Wort ſoll bei mir wohnen.

Das Wort, das uns den Weg zur Ruh,
Den Weg zu Gott entriegelt,
Dies Wort des Lebens, Herr, haſt du
Durch deinen Tod beſiegelt.
An dieſen Tod, voll Schmach und Qual,
Erinnerte dein Abendmahl;
Laß mir's zum Heil gedeihen!

Ich werd', umhüllt mich Finſterniß
Des Todes, einſt nicht beben;
Ich bin ja meines Heils gewiß,
Im Tode werd' ich leben.
Nur laß mich ſtark im Glauben ſein,
Verzeihend, liebend, fromm und rein
Vor meinem Gott zu wandeln.

Sei mit uns Allen, Herr, die wir
Zu deinem Tiſche traten,
Daß wir uns nicht vergebens dir
Und unſerm Heile nahten!
Daß uns das große Liebesmahl
Zu dir, o Herr, und zu der Zahl
Der Deinen einſt verſammle.

Flüchtigkeit unſers Lebens.

Wie ſchnell verfließen unſre Tage!
Wie unbemerkt ſind ſie vollbracht!
So klagen wir; nur daß die Klage
Uns ſelten darum weiſer macht.
Die Eitelkeit der Welt entreißt
Zu oft der Beßrung unſern Geiſt.

Wir ſollen nicht nach eitlen Dingen,
Wovon oft der Genuß entehrt,
Wir ſollen nach den Schätzen ringen,
Die Motte nicht, noch Roſt verzehrt;
Und jenes Lebens Herrlichkeit
Mehr achten, als den Tand der Zeit.

Mich lehre, nie, o nie vergebens,
Der nur zu flüchtige Genuß
Der beſten Freuden dieſes Lebens,
Daß alles, alles enden muß;
Und daß, des Himmels mich zu freu'n,
Mein Leben himmliſch müſſe ſein.

Am Geburtstage.

Durch dein allmächtig „Werde"
Erblickt' ich dieſen Tag,
In dem, für dieſe Erde,
Mein ganzes Schickſal lag.
Das Heil, das ich genoſſen,
Den Schmerz, der mich durchdrang,
Haſt du, Herr, ausgegoſſen
Auf meinen Pilgergang.

Den Kummer und die Freude,
Die ſich fortan mir nahn,
Ich will ſie, dankend, beide
Aus deiner Hand empfahn;
Du ſandteſt in die Nächte
Des Kummers Licht und Ruh';
Es führte deine Rechte
Mir Freund und Führer zu.

Auf den Vergangenheiten
Soll oft mein Blick noch ruhn;
Sie mögen mich begleiten,
Und lehren, Recht zu thun,
Daß ich, zu deinem Preiſe,
Dir, Gott, und mir getreu,
Dem mir verliehnen Kreiſe
Ein gutes Schickſal ſei.

Vor dir, Herr meiner Tage,
Sei kräftig mein Gemüth,
Daß ich das Leben trage,
Wenn jeder Troſt entflieht.
Die Tugend hebt das Sehnen
Zu dir, o Gott, empor,
Und hält dem Blick der Thränen
Die hell're Zukunft vor.

Troſt der Ewigkeit.

Ich fühle tief, wie oft ich fehle,
Bedrängt vom Wahn der Nichtigkeit;
Und doch — wie dürſtet meine Seele
Nach Wahrheit und Vollkommenheit!
Noch ſtrahlt mir nicht
Das volle Licht,
Das uns zu beiden leitet.

Oft überwältigt, wenn ich ringe,
Den ſchwachen Muth ein leerer Schein,
Die Nichtigkeit der eitlen Dinge;
Und abgethan wird dort erſt ſein,
Was hier mich quält;
Und was mir fehlt,
Das werd' ich dort erwerben.

Wenn ſiegend hier das Unrecht wüthet:
Sein enger Schauplatz iſt die Zeit!
Dort wird vergolten und vergütet,
Wo du biſt, Gottes Ewigkeit! —
Erhebe dann
Dich himmelan,
Mein Geiſt, und ſei getröſtet!

Abendlied eines Kranken.

Schon bricht die dunkle Nacht herein;
Der Tag verſchwand, nicht meine Pein;
Schon lange drückte keine Ruh'
Des Schlafs mein mattes Auge zu.

Und wandelt Furcht mich an und Graun:
Zu dir erhebt ſich mein Vertraun,
Zu dir, mein Gott, voll Gnad' und Huld,
O, rüſte du mich mit Geduld!

Du biſt's allein, der Hülfe ſchafft;
Stehſt du mir bei mit deiner Kraft:
Dann bleibt mein Herz getroſt und feſt,
Wenn Menſchenhülfe mich verläßt.

Ja, du biſt meine Zuverſicht!
Umleuchte mich mit deinem Licht
In dunkler Nacht, wenn ſchmerzenvoll
Mein Auge ſie durchwachen ſoll.

Viel Tauſend liegen unerquickt,
Vom harten Lager wund gedrückt,
Und hören Freundesſtimmen nie;
Ach! bin ich beſſer denn, als ſie?

Gieb den Verlaßnen, Gott, die Ruh'
Der feſten Zuverſicht, daß du,
Der liebend ſeine Welt umfaßt,
Auch ihrer nicht vergeſſen haſt.

Mir haſt du Freunde zugeſandt,
Erquickung reicht mir manche Hand
Der Liebe, welche früh und ſpat
Sich tröſtend meinem Lager naht.

Du krönteſt mich mit Gnad' und Huld;
Und ſollt' ich jetzt mit Ungeduld,
Im Schmerzgefühle meiner Pein,
Den Dank, der dir gebührt, entweihn?

O, das sei fern, mein treuer Hort!
Dir danken will ich fort und fort,
Bis diese kranke Hülle fällt,
Die meinen Geist gefangen hält.

So schrecke mich denn nicht die Nacht!
Ich weiß, ein Vaterauge wacht.
O zage nicht in deinem Schmerz!
Gott ist mit dir, gedrücktes Herz!

Drum, wie Gott will, in Noth und Tod!
Was mir geschieht, ist sein Gebot,
Und riefe diese Nacht mich ab:
Mit Ruhe blick' ich auf das Grab.

Ja, wie Gott will, in Noth und Tod!
Die Nacht verkündet Morgenroth;
Des Grabes Finsterniß verheißt
Ein helles Leben meinem Geist.

Morgenlied eines Kranken.

Nach einer ſchmerzenvollen Nacht
Seh' ich den Morgen wieder;
Dein Auge, Gott, hat mich bewacht!
Anbetend fall' ich nieder
In dieſem neuen Morgenlicht,
Vor deinem Vaterangeſicht;
Du gabſt mir Seelenſtärke.

So trag' ich denn der Krankheit Schmerz
Mit ruhiger Ergebung.
Es richte ſich empor mein Herz
Zur Andacht der Erhebung!
Was will die harte Pilgerſchaft?
Sie prüft, ſie ſtärkt und übt die Kraft,
Das Beſſre zu erringen.

Noch einmal ward dies Leben mein,
Mit allen seinen Sorgen!
Jenseit des Kummers und der Pein
Beginnt ein großer Morgen,
Und abgethan sind Sorg' und Schmerz;
Ein neues Leben nimmt das Herz
Dann auf in seinen Frieden.

Du sandtest diesen Trost mir zu,
Mein Gott! und mich begleitet
Fortan ein Vorgefühl der Ruh,
Die du mir dort bereitet.
Ich bin getrost, ob auch betrübt
Die Freunde, deren Herz mich liebt,
Noch um mein Leben zittern.

Entzeuch dich, Herr, auch ihnen nicht,
Die jetzt noch um mich weinen!
Laß durch die Thränennacht das Licht
Der Zukunft ihnen scheinen,
Und segne, Herr, sie mit Vertraun,
Um ruhiger mir nachzuschaun,
Wenn ich von ihnen scheide!

Doch löſet ſich noch nicht mein Joch,
Und ſoll ich hier auf Erden
Im Pilgerkleide länger noch
Geprüft durch Leiden werden:
So laß mich ſtreben, Gott, mein Heil,
Daß fort und fort mein beßres Theil
Nur nach Vollendung ringe!

Danklied nach einer Krankheit.

Mit welchem Dank, o Gott, soll dich mein Herz erheben?
Du führtest mir zurück das halb entfloh'ne Leben;
Dich preisend, weih' ich dir die neue Lebensbahn,
Du hast Barmherzigkeit an mir, mein Gott, gethan.

Um meine Lagerstatt sah ich die Meinen zittern,
Der Anblick mußte tief mein schwaches Herz erschüttern;
Da leuchtete zu mir die Zuversicht herein:
Du werdest ihnen Muth und Trost und Ruh' verleihn.

Ich sah das finstre Reich des Todes vor mir liegen;
Du gabst der Seele Kraft, dies Schreckbild zu besiegen,
Und herrlich strahlte fern, fern hinter Grab und Tod
Das neue Leben mir, in Himmels Morgenroth.

Doch leben ſoll ich noch, ſoll wirken noch auf Erden,
Und reifer, Herr, mein Gott, für deinen Himmel werden.
In's Leben kehr' ich denn auf deinen Wink zurück,
Herr, wie du willſt! das Sein hienieden auch iſt Glück.

Nur laß dies Leben — mir ſo wunderbar erhalten —
Laß mich's, als dein Geſchenk, getreu und fromm verwalten!
Ich will es dir fortan, dir, meinem Schöpfer, weihn;
Denn, was ich hab' und bin, dein iſt es und nicht mein!

Freude am Daſein.

Erfreuender Gedanke:
Gott rief in's Leben mich!
Mit meinem höchſten Danke
Verehr' ich, Vater, dich.
Der du das Lebenslicht
Zur fernſten Sonne ſendeſt,
Du, guter Vater, wendeſt
Von mir dein Auge nicht.

Du haſt mit edlen Freuden
Dies Daſein überhäuft,
Das ſelbſt im Druck der Leiden
Zu Kraft der Tugend reift.
Solch Heil haſt du verlieh'n,
Nicht blos, es zu beſitzen;
Ich ſoll es weislich nützen,
Und ſorgſam es erziehn.

O, daß ich nicht verſäume
Das Heil der Erdenzeit!
Es ruh'n in ihr die Keime
Zu einer Ewigkeit:
Das iſt, was mich erhebt!
Das iſt der Troſtgedanke,
Der, wenn ich zaghaft wanke,
Mit Kraft mein Herz belebt.

Des Unmuths Thräne netze
Mein dankbar Auge nie!
Viel ſind der Weisheit Schätze,
Die uns dies Sein verlieh;
Groß iſt das Glück, zu ſein,
Dich, Höchſter, zu erkennen,
Und Vater dich zu nennen;
Heil mir! dies Glück iſt mein.

Gottes Allwiſſenheit.

O Gott, vor dem nur Wahrheit gilt,
Du kennſt des Herzens Tiefen!
Gedanken, als ſie noch verhüllt,
Wie dunkle Träume, ſchliefen,
Die ſahſt du, Herr, im hellen Licht:
Wer mag vor deinem Angeſicht
Sein Innerſtes verbergen!

Vergebens wird die Eitelkeit
Des Wohlthuns Fülle ſpenden;
Verleumdung, Rache, Haß und Neid,
Dich können ſie nicht blenden,
Ob ſie für Menſchen auch geheim
Den Todespfeil in Honigſeim
Der ſanften Schonung tauchen.

Das Auge der Allwiſſenheit
Durchſchaut des Laſters Höhlen;
Es ſieht auch euer ſtillſtes Leid,
Ihr Gott geweihten Seelen,
Hört euer brünſtiges Gebet,
Und ſieht den Kampf, den ihr beſteht:
Der Herr erkennt die Seinen.

Ob ihr verkannt von Menſchen hier
Auch Hohn und Spott erduldet:
O wacht! und betet nur, daß ihr
Die Trübſal nicht verſchuldet.
Und dann werft eure Sorg' auf ihn!
Der Vater wird ſich nicht entziehn:
Er iſt ein Gott der Frommen!

Der große Weltenvater iſt
Allwiſſend! Sünder, bebe!
Du aber ſei getroſt, o Chriſt!
Ja, ſei getroſt, und lebe!
Dein Vater iſt ein Gott der Macht,
Und ſein allſehend Auge wacht
In nächtlich dunkeln Tagen.

Ruhe einer frommen Seele.

Hat reine, ſtille Frömmigkeit
Die Seele ſich errungen,
Mit tröſtender Zufriedenheit
Fühlt ſie ſich dann durchdrungen.
Sie traut auf Gott, ihr Glaube ſpricht:
Der Herr iſt meine Zuverſicht,
Ich weiß, an wen ich glaube!

Mag ihr das Glück der Erd' entfliehn:
Sie wird nicht kindiſch trauern;
Es ſind ja Güter ihr verliehn,
Die mit ihr ewig dauern.
Sie trägt in ihrer tiefen Bruſt
Das Weſen einer höhern Luſt,
Als die der Weltſinn preiſet.

Sie fühlet durch die Seligkeit
Der Freundſchaft ſich erhoben;
Die iſt kein eitler Traum der Zeit,
Sie iſt ein Geiſt von droben.
Die fromme Seele blickt von hier
Dem Freunde gläubig nach, der ihr
Voran zur Heimath eilte.

Sie fühlt ſich heilig, wenn ſie ſich
So ganz in Gott verſenket;
Sie weiß ja, daß er väterlich,
Was ihr begegnet, lenket.
Der Gott voll Huld verläßt ſie nicht;
Nur er iſt ihre Zuverſicht,
Wie auch ihr Pfad ſich windet.

Stets ihres Gottes eingedenk,
Durchwandelt ſie dies Leben;
Dies Daſein ſelbſt iſt ein Geſchenk,
Das ihr der Herr gegeben,
Es auszuſtreun in Wort und That,
Wie eine heil'ge Erdenſaat,
Zu einer Himmelsernte.

Gewitterlied.

Gott donnert fürchterlich, und ſchwer
Drückt bange Nacht das Land!
Die Wetterwolke brauſt daher,
Von Gottes Blitz entbrannt!

Wer wehret den Verderber ab?
Der Strahl der Wolke fuhr,
Wie Gottes Feuerzorn, herab
Auf die erſchrockne Flur.

Der Aufruhr, der den Wald durchfährt,
Fällt auf des Sünders Haupt!
Er ſieht im Blitz ein flammend Schwert,
Und zagt und bebt und glaubt.

Ihm iſt, als flucht' ihm die Natur,
Als hielte Gott Gericht;
Er ſieht in Gott den Richter nur,
Allein den Vater nicht.

Und doch, den Donner, der da dräut,
Lenkt eines Vaters Hand;
Sie ſendet neue Fruchtbarkeit
Hernieder auf das Land.

Wie laut das Wetter Gottes brauſt:
Dich ſchreckt es nicht, o Chriſt,
Der du dem Vater dich vertrauſt,
Und reines Herzens biſt.

Nach dem Gewitter.

Des Donners Rufen iſt verhallt,
Erfriſcht Gefild und Luft;
Dem Sühnaltar der Flur entwallt
Ein ſüßer Opferduft.

Es richtet ſich der Fruchthalm auf,
Von Segensüberſchwang;
Der Vogel ſchwingt ſich fröhlich auf,
Gott ſingt er Lobgeſang.

So wie die Schöpfung, nah und fern,
Den Weltenvater preiſt:
So lob' und preiſ' auch du den Herrn
Durch Wort und That, mein Geiſt!

Brauchſt du, ihn zu vernehmen, ſprich,
O Menſch, des Donners Ruf?
Im Lufthauch offenbart Er ſich,
Der deine Seele ſchuf!

Du findeſt ſeine Vaterſpur
Im Blitz und Sonnenſchein;
Ihm ähnlich werden kannſt du nur
Durch Lieben und Verzeihn.

Beim Anblick des beſternten Himmels.

Wie bebt vor Wonne meine Bruſt!
Vom Auge rollt die Zähre
Der innern, ſeelenvollen Luſt,
Blick' ich zur Himmelsſphäre,
Die Gottes Herrlichkeit enthüllt.
Mit einem ganzen Himmel füllt
Mich dieſe Feierſtunde.

Zur Gottheit ſchwingt die Seele ſich
Auf Flügeln der Gedanken!
O, wär' ich frei! o drängten mich
Nicht mehr der Erde Schranken!
Dort wohnet Friede, dort iſt Ruh'!
Stadt Gottes, ſtill und groß biſt du!
Dich werd' ich einſt durchwandern.

Schon hier faßt mich ein heilig Graun,
Den Herrn der Welt zu feiern!
Einſt werd' ich größre Wunder ſchaun,
Die glorreich ſich entſchleiern.
Hier ſeh' ich Funken, Sterne nur;
Dort eine ganze Sonnenflur,
Bewohnt von höhern Geiſtern.

Viel Tauſende, nicht mehr vom Sinn
Der Sterblichkeit umfangen,
Sind frei geworden, ſind dahin
Zur Sonnenflur gegangen.
Mein Geiſt, berufen biſt auch du,
Berufen zu der heil'gen Ruh'
Der großen Sabbathfeier.

Wonne der Andacht.

Seligſte der Lebensſtunden,
Wenn der Geiſt zu Gott ſich ſchwingt!
Ganz mit Herrlichkeit umringt,
Hat dich meine Seel' empfunden,
Wenn ſie ſinnend, fern und nah,
Gottes ew'ge Liebe ſah!

Schmückte die nicht unſre Fluren?
Schmückte ſie den Himmel nicht
Mit dem Sonn'- und Sternenlicht,
Mit den glänzenden Naturen,
Wo in Gottes Wiederſchein
Sich die höhern Geiſter freu'n?

Stattete nicht zum Genuſſe
Gottes Huld dies Erdenthal,
Wie zu einem Liebesmahl,
Aus mit einem Ueberfluſſe,
Welcher, unverſiegbar mild,
Aus des Lebens Urnen quillt?

O, du Weſen aller Weſen!
Deine Güt' und Herrlichkeit
Füllt das weite Reich der Zeit.
Auch der Menſch iſt auserleſen,
Von der niedern Erde ſchon
Aufzuſchaun zu deinem Thron.

Seligſte der Lebensſtunden,
Du entflammteſt mein Gemüth!
Meine ganze Seele glüht!
Dieſe Erd' iſt mir entſchwunden!
Vorgefühl der Himmelsluſt
Füllt und hebet meine Bruſt.

Das Kleinod der Zeit.

Wägen wir den Werth der Zeit,
Welche Gott uns zugewendet?
Dieſe Saat zur Ewigkeit
Nur zu bald iſt ſie verſchwendet!
Den verlornen Augenblick
Kauft die Reue nicht zurück.

Eitle Luſt der Sinnlichkeit
Weiß in täuſchenden Gewühlen,
Ach, das Kleinod unſrer Zeit
Leicht uns aus der Hand zu ſpielen!
Und der traurigſte Gewinn
Dieſes Spiels iſt leerer Sinn.

Eitle Freuden, werdet ihr
In den ernſten Augenblicken,
Wenn der Tod uns ruft, und wir
Uns nur haben, noch entzücken?
Werdet ihr zum Gräberhain
Tröſtende Begleiter ſein?

Wer gedenkt im Luſtgewühl —
Dringet auch die Todeskunde
Nah' und ferne zum Gefühl —
Wer gedenkt der Sterbeſtunde?
Und die Stunde zögert nicht;
O ſie naht und hält Gericht!

Unvermerkt entflieht die Zeit
Der uns zugezählten Tage,
Und das Wort der Ewigkeit
Thut an uns die große Frage:
„Pilger, wie haſt du gelebt?
Haſt du dir mein Heil erſtrebt?“

Dieſes inhaltſchwere Wort,
Dem wir Antwort geben müſſen,

Laut und richtend ſpricht es dort,
Leiſer hier ſchon im Gewiſſen!
Höre, Menſch, ſo oft es ſpricht!
Halte ſelbſt mit dir Gericht!

Aufſtehn mußt du, Erdengaſt,
Von dem irdiſchen Gelage!
Was du mitzunehmen haſt,
Iſt das Zeugniß deiner Tage!
Wuchre für die Ewigkeit
Mit dem Kleinod deiner Zeit!

Heilig ſei mir jeder Tag,
Daß er mir nicht leer verſchwinde,
Und der letzte Stundenſchlag
Mich nicht unbereitet finde!
Sei dann ſtets mein Haus beſtellt,
Eh' die Nacht mich überfällt!

Zum Jahresschluß.

Tage fliehen, Jahre rollen
Schnell zur Ewigkeit hinab!
Eh' wir wissen, was wir wollen,
Oeffnet sich für uns das Grab!
Wünsche wechseln stets mit Sorgen
Ungestüm in unsrer Brust;
Oft beseufzen wir am Morgen
Den Genuß ersehnter Lust.

Chor.

Tage fliehen, Jahre rollen
Schnell zur Ewigkeit hinab.

Süße Plane für das Leben
Täuschen unsre Phantasie;

Was wir wünſchen, ach! das geben
Selbſt erfüllte Wünſche nie!
Jung erträumen wir uns Freuden
Einer fernen Wonnezeit;
Sie erſcheint, ihr folgt das Leiden
Der verlornen Heiterkeit.

Chor.

Tage fliehen, Jahre rollen
Schnell zur Ewigkeit hinab.

Ja, von unſern ſchönſten Tagen,
Ernten wir oft bittre Pein!
Froh genoſſen, leicht getragen
Will das kurze Leben ſein.
Ach, es läßt die leere Stunde,
Der verlorne Augenblick,
Immer eine Lebenswunde,
Einen leeren Raum zurück!

Chor.

Tage fliehen, Jahre rollen
Schnell zur Ewigkeit hinab.

Wenn ſich deine Tage ſchwärzen,
O, das fechte dich nicht an!
Baue nur im eignen Herzen
Reine, ſtille Freuden an!
Rein erhalte dein Gewiſſen
Und die ganze Seele rein!
Leicht wird dann dein Sterbekiſſen,
Wie das Blatt der Roſe, ſein.

Chor.

Tage fliehen, Jahre rollen
Schnell zur Ewigkeit hinab.

Neujahrslied.

Die Stunde ſchlägt! entflohen iſt
Ein Jahr von meiner Lebensfriſt!
Ein Theil des Weges zu der Nacht
Der Gruft iſt abermals vollbracht!

Was ich gedacht, was ich gethan,
Gehört der Ewigkeit nun an.
Der Ewigkeit! wie ſchlägt dies Wort
An meine Seele, Herr, mein Hort!

Und was ich dachte, was ich that,
War's immer recht, war's eine Saat
Zum Segen für die Folgezeit,
In frommer Einfalt ausgeſtreut?

An dieſer Jahresſchwelle hier,
Gott, Vater, prüf' ich mich vor dir,
Ob ich in dem entflohnen Jahr
Nicht unwerth deiner Gnade war?

Viel Heil hat deine Vaterhand,
Erbarmender, mir zugewandt;
Und wenn du huldreich mir erſchienſt,
War's deine Huld, nicht mein Verdienſt!

Wenn ich im Drang den Muth verlor,
Rief mich dein kräftig Wort empor,
Erfüllte mich, im Druck der Zeit,
Mit Zuverſicht und Freudigkeit.

Ich ſchau' zurück auf meine Bahn:
Du führteſt meinen Lebensplan
Durch Freud' und Leid, durch Licht und Nacht;
Ja, du haſt alles wohl gemacht!

Wer bin ich, daß du huldreich dich,
Mein Gott, erbarmteſt über mich,
Und daß ich, wenn ein ſchwerer Tag
Voll Trübſal kam, nicht unterlag?

Du Quelle der Barmherzigkeit,
Von dir kommt alles, auch die Zeit,
Die Mancher, der sie nicht erkennt,
Voll Ungeduld die böse nennt.

Auch für die Zeit der Anfechtung
Preis dir, mein Gott, und Huldigung!
Ich knie' gerührt im Staube hier,
Mein Dankgebet steigt auf zu dir.

Und deine Gnade, Herr, verschmäht
Nicht mein geheiligtes Gebet;
Die stillste Thräne nimmst du an,
Die dankbar meinem Aug' entrann.

Du willst des Menschen Helfer sein,
Wenn nur das Herz getreu und rein
Vor dir, mein Gott, erfunden wird;
Allein wer weiß, wie oft er irrt?

Oft fehlt' ich wohl durch Ungeduld;
Doch unermeßlich ist die Huld,
Womit du einem schwachen Geist,
Der redlich kämpft, die Schuld verzeihst.

In Chriſtus haſt du vor der Welt
Ein großes Beiſpiel aufgeſtellt:
Sein Leben lehrte dein Gebot,
Dir zu vertraun in Noth und Tod.

Viel meiner Lieben rieſſt du ab,
Und manche deckt ein frühes Grab;
Mit Wehmuth, doch getroſtem Sinn,
Blick' ich auf ihre Gräber hin.

Ich weiß ja, was dein Wort verheißt!
Ich weiß es ja, wer meinen Geiſt,
Den Leibesuntergang nicht irrt,
Zu ihnen einſt verſammeln wird.

Dann bin ich ſelig und bin frei!
Voll himmliſcher Begeiſtrung ſei,
Zum neuen Lebensübergang:
„Gelobt ſei Gott!" mein Preisgeſang.

Gebete

und

religiöse Betrachtungen.

Morgengebet.

Hervor tritt aus der Schattennacht
Der junge Tag, und mit ihm wacht
Mir neues Leben auf.
Es ruft das junge Tageslicht,
Es ruft zu Thätigkeit und Pflicht
Den Muth des Geistes auf.

Die Nacht ging still und unschädlich an meinem Schlummer vorüber. Dein mächtiges, großes Walten, welches mit Vaterhuld die ganze Schöpfung durchdringt, war auch über mich und die Meinigen ausgebreitet. Deine Wohlthat, Vater der Gnade, ist es, die mich gestärkt zu dem neuen Tageslichte wieder erwachen ließ. Jede Stunde dieses Tages soll mich an deine Gnade erinnern: dieses Gelübde sei das Dankopfer, welches ich in dieser geheiligten Morgenstunde dir darbringe! Der Gedanke an deine unermeßliche Güte, die auch Widerwärtigkeiten dem Menschen zum Besten dienen läßt, soll mich aufrichten, wenn

ſchmerzhafte Gefühle mich niederbeugen, oder ſtörende Unfälle auf dem unſichern Pfade des Lebens mir begegnen; aber eben dieſer Gedanke ſoll mich auch zur Demuth zurück führen, wenn irdiſche Vortheile mir zufallen, oder wenn meine Beſtrebungen gelingen; er ſoll mich feſthalten, wenn innere Verſuchungen oder Lockungen der Welt mich in Gefahr bringen, durch Schwachheiten mich in ein Unrecht zu verwickeln; er ſoll meinen Geiſt wach erhalten, um keine Gelegenheit zu verſäumen, Gutes zu thun und Böſes zu hindern. — Mit dieſem Vorſatze, mit dieſem heiligen Gelübde beginne mein Tag, auf daß jede Stunde deſſelben ein Fortſchritt ſei zu meiner Veredlung, zu der Gerechtigkeit, die vor dir gilt, heiligſter Richter der Menſchen! — O erleuchte mich mit deinem Geiſte, Vater des Lichtes, auf daß ich immer lebendiger erkenne und kräftiger umfaſſe, was recht iſt.

Vor dir, Herr meiner Tage,
Sei kräftig mein Gemüth,
Daß ich das Leben trage,
Auch wo der Troſt entflieht!
Die Tugend hebt das Sehnen,
Zu dir, o Gott, empor,
Und hält dem Blick der Thränen
Die heil're Zukunft vor.

Abendgebet.

Entſchwunden iſt ein Tag der Zeit,
Ich blick' hinauf zur Ferne;
Erfüllt mit Gottes Herrlichkeit,
Prangt dort das Reich der Sterne;
Es ſtrahlt voll Majeſtät herab,
Und leuchtet auf das dunkle Grab
Die Hoffnung lichter Tage.

Dunkelheit deckt hier unſre Flur; ihr Tag iſt untergegangen, aber unvergänglich leuchtet der große Tag der Welt vom Sternenhimmel herab. O du, über alle Vorſtellung des Menſchen Erhabener, der du dieſen Tag voll Leben und Licht aus der Nacht des Nichts hervorgehen hießeſt, der du auch mich ins Daſein rieſſt: Deine unerforſchliche Weisheit, welche den tiefen Raum der Welten mit deiner Herrlichkeit erfüllet, erſtreckt ſich auch auf mich; du biſt mir ſo nahe, wie du den tauſend Sonnen biſt, die über mir leuch-

ten. Wenn ich zu dieſer Erhabenheit zahlloſer Welten aufblicke, wie demüthiget mich dann meines Daſeins enge Beſchränkung; aber wie erhebt mich hinwiederum das Bewußtſein, mit einem Funken deines Lichtes begabt zu ſein, mit einer Kraft, die dich zwar nicht faſſen, aber ..cten kann! — Anbeten dich, Gott und Vater des Lebens, des Lichtes und der Liebe: — das iſt der groſſe Vorzug, mit welchem du den Menſchen begnadigteſt. Die Sonne geht ihren Gang und verkündiget deine Herrlichkeit; aber ich bete dich an, mein Gedanke erhebt ſich zu dir; ich empfinde deine Vatergüte, mit welche. ..u den Tag bezeichnet haſt, den ich heute verlebte; du haſt mich mit Wohlthaten geſegnet; die ernſten wie die heitern Stunden ſind Wohlthaten deiner Hand für ..eine Seele, die dich preiſet; die erſten, welche mich die Widerwärtigkeiten des Lebens empfinden ließen, erhoben mich zu dem Vertrauen auf deine Vatertreue, die Heil hervorgehen läßt, wo gänzliches Verderben jede Hoffnung zu vernichten ſcheint. Du läſſeſt deine Barmherzigkeit kund werden, wo Elend und Zerſtörung jede Ausſicht verdunkelte. Auch an mir, Herr der Gnade, haſt du dich nicht unbezeugt gelaſſen; haſt, wenn es dunkel um mich war, mein gebeugtes Herz aufge-

richtet mit dem Troſte deines Heiles; und womit habe ich es verdient, daß du dich meiner annahmſt? Mit demuthsvollem Herzen durchforſche ich den heute verlebten Tag, und auf zu dir ſteigt aus meiner Bruſt der Seufzer: — Herr! verzeihe mir die verborgenen Fehle.

O! möchte ſtill und tröſtend hier,
In dieſem Erdenleben,
Der Abend jedes Tages mir
Ein würdig Zeugniß geben!
Hab' ich genützt: — o dann, nur dann,
Du ſanfte Schlummerſtille, kann
Ich froher dich umfangen.

Andacht und Andächtelei.

Andacht, dieſes heilige Wort erfüllt ſchon, wenn wir es ausſprechen, mit den ſeligſten Gefühlen das Gemüth. Andacht iſt der erhabenſte Punkt alles Denkens und Empfindens, ſie iſt die ſtille, heiligſte Höhe, die uns Augenblicke der hienieden erreichbaren Vollendung unſres Daſeins gewährt. Andacht erhebt die Seele, in welcher Stimmung ſie ſich befinden mag, zur Gemeinſchaft mit ihrem himmliſchen Vater empor! Ob ſie dankend oder ſeufzend zu Gott ſich wendet: dort findet erhöhtere Freudigkeit ihr Dank, Beruhigung und Troſt ihr ſeufzendes Flehen. Die Andacht heiliget unſere Empfindung und läutert unſer Inneres, das ſich dann immer geſtimmt fühlen wird, Alles, was uns im wechſelvollen Leben begegnen mag, in einer höhern Beziehung aufzunehmen.

Die wahre Andacht wird das innerſte Weſen durchdringen, und ſich gern in ihre verborgene Stille zurückziehen. — Andacht zur Schau tragen, zum Gebrauch für niedrige Zwecke, iſt Heuchelei! — Nichts iſt verächtlicher, als der Elende, welcher Frömmigkeit heuchelt! — Aber auch diejenige Andacht, die ſich auf eine kleinliche, ſelbſtgefällige Weiſe bemerkbar macht, indem ſie mehr oder minder die ſtille Heiterkeit des Gemüthes und die unſchuldigen Freuden ausſchließt, iſt nicht rechter Art; ſie iſt Andächtelei, die ſich in das Gewand der Demuth kleidet, und darunter den Dünkel verbirgt, der ſich ſo gern überhebt und mit Verachtung auf denjenigen hinblickt, der nicht einſtimmen kann in ihren frömmelnden Ton.

Vertrauen auf Gott.

Was Gott für mich bestimmt, das kommt
Aus weisen Vaterhänden;
Ich weiß es, daß mir alles frommt,
Was diese huldreich senden:
Oft mußte ja,
Was mir geschah,
Wie hart es mir geschienen,
Zu meinem Besten dienen.

An dich, Vater der Menschen! wende sich meine Seele, wenn sie trostlos nach Hülfe sich sehnet; wenn unüberwindliche Noth mich umgiebt; wenn unabwendbare Leiden zu mir eindringen, und kleinmüthiges Zagen mich ergreift. In dem Gedanken an deine unendliche Weisheit, welche Myriaden von Sonnenwelten ihre Bahnen anwies, die auch mir mein Schicksal bestimmte: in dem Gedanken an diese deine Weisheit, Herr meines Lebens! versenke sich

mein Geiſt, wenn Verworrenheiten, nah oder fern, mich berühren! Ja Herr! du wirſt alles wohl machen, und herrlich ausführen, was dem beſchränkten Blicke des Menſchen ſich verderblich darſtellt.

Die traurigen Erſcheinungen der Zeit, und das namenloſe Elend, welches ſie mit ſich führen, ſind wohl geeignet, den kräftigſten Geiſt nieder zu beugen, und verzagende Ungeduld hervor zu bringen.

Wohin unſere Aufmerkſamkeit ſich wenden mag, uns tönen Klagen des Mißmuths und der Verzweiflung entgegen, die ſich vermißt mit Gott zu rechten. — Wilde Kriegesheere ziehen daher und zertreten die Früchte des Fleißes; ihnen folgt unermeßliches Elend nach! Wo das freudige Leben thätiger Menſchen ſich bewegte, bedeckt ſind dieſe Stätten mit den Brandſpuren der Zerſtörung; der Wohlſtand von Millionen Menſchen iſt vernichtet! — dem ſichtbaren Elend ſchließt ſich das ſittliche Verderben an! — Frevelthaten, Treuloſigkeit und Verrath an dem Heiligſten treten ohne Scheu hervor an das Licht! — Wohin, du arme geängſtete Seele, kannſt du flüchten, um dem Anblicke eines ſolchen troſtloſen Zuſtandes zu entgehen? — Wohin ſoll der Blick ſich wenden, einen Retter zu finden? —

Dorthin, nach oben richte deinen Blick zu dem Erhabenen, der alles überschaut! — Er erkennet unfehlbar, welcher Anregungen es bedurfte, um die Erziehung des Menschengeschlechtes weiter zu bringen. Die rauhesten Stürme des Schicksals sind Donnerstimmen an das Gewissen der Völker und einzelner Menschen, um sie aufzuschrecken aus der gefährlichen Sicherheit ihrer Verirrungen, auf daß sie erkennen lernen die Verblendung, wenn äußerlicher Glanz ihnen verbirgt, was Noth ist. —

Dem aufmerksamen Beobachter wird es nicht entgehen, daß die Verwilderung in der Verfeinerung verderblicher ist, als die in der Rohheit; diese berührt nur die Außenseite, die Oberfläche des Lebens; — jene hingegen greift das Innerste des Menschen an. Dieses höhere Dasein, welches der Ewigkeit angehört, dies zu retten, ergehen an ganze Völkerschaften, wie an einzelne Menschen, ernste, oft rauhe und erschütternde Stimmen, die uns vom Wege der Verwöhnungen und der Sorglosigkeit im Unrecht zurück rufen sollen zur Besinnung, auf daß wir wandeln mögen auf den Pfaden des Rechtes, die zum Heile führen. — Unzählige Erfahrungen haben es bewiesen, und der untrüglichste

Mund der Wahrheit, der Mund unſeres Heilandes, Jeſus Chriſtus, hat es ausgeſprochen, daß das Heil, die Glückſeligkeit Aller, der Wille unſeres himmliſchen Vaters iſt, — einer Glückſeligkeit, die hoch erhaben iſt über die Nichtigkeiten der Welt und von den Widerwärtigkeiten, die uns in ihr begegnen, nicht berührt werden kann. — Mögen wir dann in frommer Herzenseinfalt demüthiglich glauben, daß auch in Stunden der Trübſal die Weisheit unſers himmliſchen Vaters über uns walte.

Ja, mein Gott und Vater! zu dir will ich vertrauensvoll hinaufblicken, und dankbar und in Demuth annehmen, was über mich deine Weisheit verhängt, wenn äußeres und inneres Leiden mich heimſucht. — O! dann will ich zu dir beten: — Vater! dein Wille geſchehe! — Sei dann getroſt meine Seele.

Zu deinem Vater ſteug hinauf,
Dem Herrn voll Huld und Gnade!
Dort lenket er den Weltenlauf,
Hier meine Pilgerpfade.
Er lenket ſie durch Licht und Nacht,
Mit mir iſt Gottes heil'ge Macht,
Zu der mein Herz ſich wendet.

Am Grabe geliebter Freunde.

Du, o Vater des Lebens, Quelle aller Liebe! du senktest tief in die Menschenbrust das süße Bedürfniß des wechselseitigen Wohlwollens; dieses Vorgefühl, dieses Unterpfand eines höhern Lebens, wo ein unendliches Band der Liebe die seligen Geister umschlingt. — Reichlich hast du, erhabner Wohlthäter! mein Leben überschüttet mit den höheren Freuden, deren Quelle in edlen Menschenherzen entspringt. — Du hast mir weise Freunde zugeführt, deren Umgang mein geistiges Leben verschönerte und erhob! Ersatz und Trost mir gewährte, wenn Menschen für sinnliches Wohlsein die Würde des Menschen entstellten, wenn Täuschung und Trug mich schmerzhaft berührten. Jene Edlen begleiteten mich, gleich Schutzengeln, in den labyrin-

thiſchen Gängen meiner irdiſchen Laufbahn, bald zurechtweiſend auf zweifelhaftem Pfade, bald warnend vor gefahrvollen Stellen.

Viele von dieſen Unvergeßlichen wandeln nicht mehr mir zur Seite, ſie haben das Ziel erreicht jenſeits der geheimnißvollen Nacht der Verweſung; ich ſtehe noch dieſſeits und ſchaue weinend hinüber. Vergieb, o Vater! vergieb deinem ſchwachen Kinde die Thräne! Geiſt der heiligen Liebe, du hatteſt hier mit dieſen Unvergeßlichen mich vereinigt, und haſt ſie wieder von meiner Seite genommen. Ihre Geſtalten umgeben mich nicht mehr; aber die Bilder ihres Lebens treten friſch und ungetrübt vor meinen Geiſt, leuchten auf den Pfad meines Wandels und ſprechen Worte des Troſtes und der Erhebung zu meiner bekümmerten Seele, auf daß ich ihnen nachſtreben möge auf dem Wege zur Vollendung. — Ihre Sanftmuth, ihre Milde, ihre Nachſicht mit ihren Mitmenſchen, ihre Tugenden alle ſollen immer mehr und mehr die meinigen werden, bis auch meine letzte Stunde ſchlägt, und du, o Ewiger, mich heimführſt zu der Ruhe, wo der Purpur und jeder irdiſche Glanz abfällt; wo nichts unſterblich iſt, als die Tugend. Die Gräber meiner theuren

Entſchlummerten ſollen mir geweihete Stätten der Aufforderung ſein, mit Ernſt und Strenge mein Leben zu prüfen, heilige Gelübde zu erneuern, und immer zu bedenken, wie kurz der Tag iſt, wo wir zu wirken haben.

Eng iſt des Lebens Raum, und ſchnell
Iſt unſre Friſt vollendet;
Dem Frommen iſt die Ausſicht hell,
Wo ſich dies Leben endet.
Fromm nimmt er an, was Gott ihm ſchickt,
Er freut ſich dieſer Welt und blickt
Auch jener froh entgegen.

Tröſtungen und Hoffnungen des Glaubens an Gott und Unſterblichkeit.

Mich umgiebt wieder die einſame Stunde der Nacht, die mit den Beſeligungen der Seelenerhebung zu Gott mich erfüllt, zu ihm, dem ewig Unerforſchlichen, der zu einer hohen Beſtimmung in dieſes Daſein mich rief! — Von dieſer Beſtimmung ſpricht zu mir eine leiſe innere Stimme, ein heiliges Gotteswort, eine wundervolle Offenbarung, die, wenn wir darauf achten, in jeder Lage, in jedem äußeren und inneren Verhältniſſe des Lebens, bald tröſtend, bald erhebend zu uns redet; es iſt die Stimme, die heiligend der Freude, beruhigend dem Schmerze zuſagt; es iſt die Stimme, die von Gott zeugt, und zu Gott uns emporruft, deſſen Macht, Herrlichkeit und Licht dem frommen, kindlichen Gemüthe beſeligend ſich offenbaret; dagegen aber den dünkel-

haften Geist zu schanden werden läßt, der sich vermißt, auf dem Wege der eitlen Grübelei hinab zu dringen in die Tiefen der Gottheit; — diesem Geist, der mit frechem Selbstvertrauen das Wesen des Urwesens, der den Unerfaßlichen fassen will, und sich Formen und Gestalten erfindet, für den Urquell aller Gestalten und Formen, für den über alle Deutungen und Bilder erhabenen unerforschlichen Gott, welcher über den Einzelnen, wie über seine Schöpfungen waltet, und sich nicht unbezeugt läßt demjenigen, der reines Herzens ist! Mit Zuversicht und Freudigkeit reines Herzens sein, das ist der selige Zustand, in welchem wir schon hienieden die Annäherung zu dem Vater der Menschen inniger empfinden. Immer und überall ist der Heiligste nahe dem Menschen; der Mensch aber entfernt sich von ihm, wenn irdisches Treiben und unheiliges Wesen das beseligende Gottgefühl aus seinem Busen verdrängen. Dieses Gottgefühl ist die Weihe, die den Menschen heiliget zum Mitgenossen in dem großen Reiche Gottes, zur Kindschaft in den Wohnungen des ewigen Vaters; es knüpfet an das himmlische das irdische Dasein und erhebt das Gemüth zu dem Gedanken der Unsterblichkeit. Welche

Tröſtungen, welche Hoffnungen umfaßt dieſer Gedanke, der ſelbſt irdiſche Freuden mit Würdigkeit zu umgeben und zu heiligen vermag! Wenn ſich das Herz dem frohen Genuſſe unſchuldiger Freuden hingiebt; wenn das Leben, wie ein klarer wolkenloſer Himmel, um uns ausgeſpannt iſt; und wenn dann mitten in dieſem Genuſſe die Spur der Vergänglichkeit alles Erdenglücks ſichtbar wird, und mit der vorüberfliegenden frohen Stunde ſich die Flüchtigkeit des ganzen irdiſchen Daſeins ankündigt: o dann wird dies Gefühl die Gott geweihete Seele nicht mit unzufriedener Trauer erfüllen; nein! die freudigſte Sehnſucht nach dem, was unvergänglich iſt, wird durch dies Gefühl in ihr erwecket werden und ſie auffordern, mit Reinheit des Herzens die Freuden des Lebens zu genießen, auf daß ſie mit unbefleckter Erinnerung auf die verlebten Tage zurückſchauen möge. — Ja! — in einer ſolchen Stunde der ernſten Beſinnung durchdringet jener Gedanke an Gott und Unſterblichkeit beſeligend unſer innerſtes Weſen! — Wenn harte Prüfungen über uns kommen, wenn trübe Tage hereinbrechen, wenn wir im Niederdrucke körperlicher Leiden hülflos dahinſchmachten: o dann iſt es der Gedanke, der

feſte Glaube an Gott und Unſterblichkeit, der uns zuſpricht: — es iſt noch eine Ruh' vorhanden! — Wenn in den Verwickelungen des Lebens durch Irrthum und Mißverſtändniß geliebte Seelen gegen uns erkalten; dann iſt es jener Glaube, der dahin weiſet auf eine Zukunft, welche Verirrungen auflöſen und Wahrheit vom Irrthum ſcheiden wird. — Wenn ein theures Freundesherz, das in dem innigſten Einklange zu dem unſrigen ſich bewährte, wenn dies unvergeßliche Herz der Tod von unſrer Seite riß; wenn nun öde und ſtumm die Stelle iſt, wo der von uns Geſchiedene neben uns wandelte: dann tritt lebendig und klar der Gedanke an Unſterblichkeit in die Seele des Geliebten, und erinnert uns an ein Jenſeits, welches weit über das Grab hinausliegt. — Ja, es iſt noch eine Ruh' vorhanden, in deren Schooße ich das Liebſte wiederfinden werde, welches aus meinen Armen, aber nicht aus meinem Herzen verſchwand. Dieſen hohen Glauben voll erhebender Hoffnungen gab der liebende Vater der Menſchen uns mit auf die, uns oft umſtürmende und mühſelige, Wanderung durch das Leben. Die Weiſen der Vorwelt trugen dieſen Gedanken an Gott und Unſterblichkeit als eine dämmernde, heilige

Ahnung in ihren Herzen; dann aber erſchien der Weiſeſte unter den Weiſen, der mit Göttlichkeit erfüllte Geſandte des Ewigen: Jeſus Chriſtus erſchien, und offenbarte heller und lebendiger den Willen des himmliſchen Vaters, und die Hoffnung unſrer ewigen Dauer. Selig ſind die Traurigen, ruft er den gedrückten Sterblichen zu, denn ſie ſollen getröſtet werden. Mit dem Tode beſiegelte dieſer geheiligte, göttliche Lehrer der Menſchheit die Wahrheit ſeiner Lehre, und weihte ſo das Grab zur Ruheſtätte für die Müden. —

Gebet um Ausdauer im Guten.

Heiliger, unwandelbarer Gott, bei dir iſt kein Wechſel des Lichtes und der Finſterniß, deine Geſetze ſind ewig und unveränderlich, wie du ſelbſt biſt, und deine Gebote können nicht überwältigt werden von den Mächten der Hölle. Die wundervollen Kräfte der Natur ſind unabweichbar der Ordnung unterworfen, die auf ewige Zeiten deine Weisheit ihnen anwies. Das unerſchütterliche Gewölbe des Himmels, welches die Nacht durchfunkelt, iſt die ſtrahlende Veſte, in der deine Herrlichkeit thront. Keine jener Welten weichet je aus der Bahn, die dein Geſetz ihr vorſchrieb. So wandellos, wie deine Macht und Weisheit, iſt auch deine Liebe! — Deiner unendlichen Herrſchaft Majeſtät gleicht auch deine Vaterhuld, welche für alle deine, mit Gefühl begabten, Geſchöpfe ein großes Freuden-

mahl bereitet hat. — Mit welchen Worten ſoll ich dich anbeten, mit welcher Feier dich preiſen? Ein heiliges Erſtaunen erfüllt meine Seele, dies, o Herr! ſei mein demuthsvolles Gebet, dies ſei die geweihte Feier, die aus meinem Herzen zu dir emporſteigt; und das innigſte Beſtreben, unſerm Heilande, dieſem unſern göttlichen Vorbilde immer ähnlicher zu werden, ſei das Opfer, welches ich vor deinem Throne, o du Heiligſter, dir darzubringen wage! Deine Hand, Allweiſer, hat alle ihre Werke feſt gegründet; nur der Menſch, den du mit klarem Selbſtbewußtſein, mit der Freiheit begabt haſt, iſt wandelbar und wankend in ſeinem Wollen und Thun, unentſchlüſſig in jenem und leicht ermüdet in dieſem. O wie demüthiget dies mein zagendes Herz! Deine Gnade, erbarmender Vater der Liebe, laß mit mir ſein! Der Geiſt deiner Kraft ſtärke und beſeele meinen Muth, daß ich unerſchüttert im Guten beharren und nie ermüden möge, Gerechtigkeit und anſpruchloſes Wohlwollen zu üben gegen Jedermann. So wie deine Barmherzigkeit über alle Menſchen, auch ſelbſt über die Böſen ſich erſtreckt, ſo ſoll auch meine Menſchenliebe allgemein und ohne Ausſchließung ſein. Ein von dir erleuchteter Weiſer ſpricht:

„Der Gerechte erbarmet ſich auch ſeines Thieres!“ — Um wie viel näher ſtehen meinem Herzen meine Mitmenſchen! Selbſt in dem Uebelwollenden, der mir wehe thut, darf ich das Weſen meines Geſchlechts nicht verkennen.

Dein Wort, o Herr, ſei meine Stütze, wenn meine heiligſten Vorſätze wanken, es ſtärke und kräftige meinen Muth zu beharren in allem, was recht iſt; beſonders wenn die Stunde der Anfechtung naht, ſtehe mir dann bei der Troſt deiner Verheißung, auf daß ich nie unfreundlich und ungeduldig verzage.

Ein Blick in die mich umgebende Natur, die oft ſcheinbar widerſtrebende Mittel und Kräfte für ihre große Haushaltung anwendet, erwecke mein gläubiges Vertrauen zu dir, du ewige Weisheit, damit ich inne werden möge, daß alle Dinge, ſelbſt feindliche Berührungen, denen, die Gott lieben, zum Beſten dienen müſſen. In dieſem Leben müſſen dem beſchränkten Blicke Verworrenheiten begegnen, damit das Herz ihre Ausgleichung jenſeits erwarte. Nur Anfänge bieten ſich hienieden dar, deren Entwicklung jenes Leben auf ſich nimmt. Da wird dann mein Glaube zum Schauen; da werde ich die rau-

hen Felſenwege ſegnen, die zu den Auen des Friedens mich führten. Nur möge meine Seele ſich ſtandhaft bewahren, keine Verſchuldung auf ſich zu laden; und wo meine Schwachheit fehlte, da ſei mein Beſtreben bereit, zu verbeſſern, zu vergüten, was von mir nicht recht gethan war. Mit dieſem Vorſatze trete ich nach dieſer ſtillen Stunde der Andacht in das handelnde Leben. Unterſtütze du, Gott der Barmherzigkeit, mit deiner Kraft meinen Willen, feſt zu halten an dem Geſetz, welches du in das Gewiſſen mir ſchriebſt. Mein ganzes Leben ſei ein betendes Anſchauen deiner unendlichen Gnade und Güte, ſo wie dein heiliges Walten eine fortgeſetzte Wohlthat iſt, für alle deine Geſchöpfe. —

O, du Weſen aller Weſen!
Deine Güt' und Herrlichkeit
Füllt das weite Reich der Zeit:
Auch der Menſch iſt auserleſen,
Von der niedern Erde ſchon
Aufzuſchau'n zu deinem Thron.

Glauben und Unglauben.

Der Glaube ist ein Fürwahrhalten dessen, was nicht durch eine unmittelbare oder sinnliche Erfahrung zu uns gelangt, sondern durch die Vermittelung der Vernunft, als wahr, erkannt wird. — Der Glaube in göttlichen Dingen ist nicht sowohl eine Pflicht, als eine unumgängliche Nothwendigkeit, welche tief in unserm innersten Leben gegründet ist. Der Glaube an Gott, an die Unsterblichkeit der Seele und an eine ewige Folge unserer Handlungen ist ein unabweisbares Bedürfniß unsrer geistigen Natur. Ja, sogar die rohen, wildesten Völker, die keine andere göttliche Offenbarung kennen, als den erhabenen Anblick der unermeßlich reichen Fülle der herrlichen Weltnatur, fallen nieder und beten das geheimnißvolle Wesen an. Im Gemüthe des redlichen Zweifelers kann dieser Glaube

durch harte, für uns unbegreifliche Schickſale erſchüttert, aber nicht entführt werden, ſo wie die Pflanze durch Windſtöße wohl hin und her bewegt, jedoch ihrem Boden nicht entriſſen werden kann. Der entſchiedene Ungläubige, der ſich der frommen Gläubigkeit, als eines Bedürfniſſes ſchämt, welches nur ſchwachen Seelen gezieme, kräftigeren Geiſtern aber fremd ſei, — wird es nicht dahin bringen, dieſen Glauben gänzlich in ſeinem Gemüthe zu ertödten. Anwandelungen von Aberglauben werden ihn oft überraſchen und ſeine Glaubensverleugnung für Lüge erklären. Immer liegt eine Selbſttäuſchung bei dem Unglauben zum Grunde, er mag nun hervorgehen — entweder aus dem thörichten Beſtreben, mit einem Scheine von Geiſtesüberlegenheit zu prahlen, oder aus der frevelhaften Abſicht, das Gewiſſen zum Schweigen zu bringen und ungehindert zu thun, was den Sinnen gelüſtet. Der wahre Glaube wurzelt tief in dem Gefühle unſerer Abhängigkeit von unſerm himmliſchen Vater! Die Vernunft iſt Pflegerin dieſes Glaubens, und die feſte Zuverſicht, die ruhigſte Ergebung in die Fügungen des ewigen Vaters iſt die Frucht! Die Vernunft, dieſes heilige Licht von Gott, darf nie den Glauben verlaſſen,

wenn er nicht auf Abwege gerathen, wenn er nicht in Wahn und in den Irrthum verfallen soll, der in Ueberladungen und Verhüllung den innern Kern so leicht aus dem Auge verliert. — Jesus Christus, der so lebendig in sich selbst die höhere Vernunft darstellt, diese Kraft, zu vernehmen das Göttliche, das Himmlische, — Er, der Heilige, war der Held dieses Glaubens, der sein ganzes irdisches Leben erleuchtete und ihn begleitete bis in den Tod. In den Offenbarungen, die Christus von Gott und einem Gottesreiche dem menschlichen Geschlechte mitgetheilt hat, findet der rechte Glaube die wahre Kraft seines Lebens. —

Selbstprüfung.

Wer bin ich, und was soll ich sein? Diese beiden Fragen sollte jeder Mensch, wie eine heilige Mahnung, immer im Herzen tragen; sie können sich nicht oft genug wiederholen! Der Mensch ist ein Pilger auf Erden; durch mehr und minder bequeme Wanderstellen, durch mehr und minder wüste oder rauhe Gegenden zieht sich der Weg seines Lebens fort. Da ist ihm nun aufgegeben, vorwärts und rückwärts zu schauen; rückwärts, um zu sehen, wo er strauchelte; vorwärts, um die gefährlichen und verdächtigen Stellen auszuspähen und das Straucheln zu vermeiden. Auch seitwärts sollen wir blicken auf den Nebenpilger, um ihm eine hülfreiche Hand zu reichen, wenn er deren bedarf. —

Es ist wohl gut, daß der Wechsel der Jahre, Monate, Wochen und Tage den fortlaufenden Strom

der Zeit in gewisse Abschnitte theilt, auf daß sie Ruhepunkte seien, Stellen des Stillstehens, des Besinnens und der Selbstprüfung! Jeder dieser Punkte beschließt eine alte und beginnt eine neue Laufbahn; an der Ausgangspforte der einen, wie vor der Eingangspforte der andern stehe die doppelte Frage: Was bin ich, und was soll ich sein? Wohl dürfte der Rückblick in die Vergangenheit uns manchen Vorwurf, manche Demüthigung eintragen: denn da bemerken wir die Spuren der Geistesträgheit, des Mangels an rüstiger Wachsamkeit und alle jene Selbsttäuschungen des Wahns, die im Kampfe des Lebens unsern Feinden den Sieg verschaffen!

Wer sind unsere Feinde? Unsere Verwöhnungen, unsere Fehler! Wie leicht werden wir von diesen überlistet und überrascht! Unzufriedenheit, Mißmuth, Ungeduld überwältigten mich, wo Dank gegen Gott, Glaubensfestigkeit und Muth meine gebeugte Seele hätten aufrichten können und sollen. Da sehe ich Stellen mit meinen Thränen benetzt, und daneben erblicke ich das größte Vorbild der Gottergebenheit, welches Christus uns aufgestellt hat; ein Vorbild jenes hohen Muthes, der, wenn Leiden und Widerwärtigkeiten das Leben erschüttern, des Himmels

ſich zu bemächtigen weiß und ſeiner heiligen Ruhe. Aber trotz dieſes erhabenen Vorbildes meines Heilandes ſind dieſe Thränen gefloſſen! ſind ſie nicht Zeugen meiner Ungeduld, der Ungeduld, die meinen Blick, wenn nicht ablenkte, doch verdunkelte, um das lehrreiche Vorbild des göttlichen Lehrers der Menſchen, der da ſprach: „Vater, dein Wille geſchehe!“ recht innig zu Herzen zu nehmen? — Wenn mich im Eifer gegen das Unrecht die Leidenſchaft fortriß, überhört' ich dann nicht oft die Stimme der Sanftmuth, die da ſpricht: „Vater, vergieb ihnen!“ Wenn ich Menſchenherzen wankend und unſtät gegen mich fand, wie beugte das ſo oft und tief meine Seele darnieder! Und wenn ich dieſe Schwachheit erkannte, und in dieſer mir eine Warnungsſäule für die Zukunft errichtet hatte, überſah ich nicht zu oft an ſolchen Markſteinen des Lebens die Denkſchrift: „Vergieb uns unſere Schuld, wie wir vergeben unſern Schuldigern?“ Und wenn eine lange Reihe leidenvoller Tage vorüberging an meinem verwundeten Herzen, haben dieſe mir nicht oft die ſanfteren, glücklicheren Tage verdeckt, die aus eben der Vaterhand kamen, welche die trüben mir zuwandte? — Durch beide ſprach die ewige

Liebe ernste und freundliche Worte zu meiner Belehrung; beide waren gleich nothwendig und wohlthätig in dieser Vorbereitungsschule zu einem höhern Leben. —

Wer bin ich, und was soll ich sein? Diese Selbstprüfung, dies Zurückschauen, wozu jene Fragen auffordern, möge immer uns demüthigen, es erhebt uns auch wieder! Es kräftiget uns, auf der Hut zu sein gegen die Fehltritte, die wir begingen. Vermeidung der Sünde, die nur bewirkt Vergebung! — Sobald wir unsre Fehler ablegen, dann nur können wir uns der hohen Verheißung erfreuen, die du, o ewiger Gott der Liebe, durch Christum uns mitgetheilt hast, durch diesen deinen heiligen Gesandten, unsern Erlöser von Wahn und Sünde, der uns den Weg zur Seligkeit wandeln lehrte. — Dieser Heilige sprach zu den reuigen Sündern: — „Die Sünden sind euch vergeben; ziehet hin in Frieden! nur sündiget fortan nicht mehr!“ —

Herr meines Lebens! so sei denn immerdar die Kraft deines Geistes mit mir! auf daß ich in fruchttragender Gottesfurcht stets vor dir, Allwissender, wandeln möge! —

Die Sendung Chriſti, und wer darf ſich Chriſt nennen?

Chriſtus Jeſus! — o du Abglanz des ewig unergründlich Einen, deſſen heiliges Walten in allen Schöpfungen wir mit hoher Beſeligung anſtaunen! Dich, du Heiland der ſterblichen, zur Unſterblichkeit berufenen Menſchen, ſandte der Hocherhabene herab auf die Erde, wo in tauſendfältigen, labyrinthiſchen Irrgängen die geſammte Menſchheit ihr wahres Heil, ihre rechte Beſtimmung aus den Augen verloren hatte.

Gänzlich verſchwunden aus der menſchlichen Natur ſchien jede Spur des Göttlichen, welches nur in wenigen, kaum leichtſinnig beachteten, oder gar verkannten Erſcheinungen hier oder dort ein höheres Ziel jenſeits der ſinnlichen Welt offenbarte. — Die

bedrängte Seele fand nirgends mehr einen ſicheren Halt, woran ſie ſich hätte aufrichten können in Zeiten der Trübſal. Der denkende Geiſt, das ahnende Gemüth, wohin konnten beide ſich wenden, wenn in ihnen ein dunkles Bedürfniß ſich regte, welches im Kreiſe des irdiſchen Daſeins keine Befriedigung fand? — Der römiſch-griechiſche Götterhimmel, urſprünglich wohl nicht ohne alle höhere Bedeutung, war durch Speculationen und Grübeleien der Philoſophen und durch leichtſinnige Lieder der Dichter zur bedeutungsloſen und lächerlichen Fabel geworden. Die Götter waren mit den unwürdigſten Leidenſchaften: Eiferſucht, Rachgier u. ſ. w. behaftet, und, ungeachtet ihrer göttlichen Macht und Herrlichkeit, einer dunklen, geheimnißvollen und furchtbaren Gewalt, dem ſogenannten Fatum, unterworfen. Die einzige Ueberlegenheit, in welcher ſie den Menſchen gegenüber geſtellt wurden, beſtand, nach den alten Religionslehren, in einer vollkommnen Willkür, und einer, ihren Leidenſchaften dienſtbaren Macht, welche den Sterblichen, der ihre Eiferſucht gereizt hatte, mit ausgeſuchter Grauſamkeit beſtrafte. Sie mußten, als wären ſie in fortdauerndem Groll gegen das Menſchengeſchlecht befangen, durch Opfer

unaufhörlich beſänftigt werden. Die Welt war, jenen Lehrern zufolge, nicht geſchaffen, ſondern aus einem wüſten, todten Chaos entſtanden. — Mit Einem Worte, die alten Völker trugen in ihren Vorſtellungen eine Schaar von Göttern, aber keinen Gott, keinen über alle Vorſtellungen erhabenen, mächtigen Weltgeiſt, der Himmel und Erde geſchaffen!

Es konnte nicht fehlen: eine ſolche Religion mußte mit der Zeit verächtlich werden.

Das jüdiſche Volk war das einzige unter den alten Völkern, welches in ſeinen heiligen Ueberlieferungen die Ideen von dem einigen Gott und Schöpfer des Weltalls aufbewahrt hatte, und darum berechtigt war, ſich das auserwählte Volk Gottes zu nennen. — Unter dem harten Drucke der Sklaverei, unter welchem das jüdiſche Volk in Aegypten jahrelang ſchmachtete, und bei dem täglichen Anblick des ägyptiſchen pomphaften Gottesdienſtes hatte ſich die erhabene Idee von dem wahren Gott ſehr verdunkelt; — ihr gab Moſes, der große Wiederherſteller ſeines Volkes, die urſprüngliche Würde, Kraft und Hoheit zurück. Aber im Laufe der Zeit entging das jüdiſche Volk nicht jenem Sittenverderbniß, welches dem Untergange zuführt.

Die Ehrfurcht für den Allerhöchsten, den Gott des Himmels und der Erde, hatte sich in ein eitles Ceremonienwesen, in geistlosen Opferdienst verloren. Das Volk glaubte an keine wahre Reinigung, an keine Besserung der Gesinnung; der gesammte Gottesdienst, ohne innere Lebendigkeit, war zum hohlen Gerippe eines Tempels geworden, worin nicht mehr das Göttliche wohnte. Die Hohen sowohl, als die Niedern im Volke überließen sich unaufhaltsam und besinnungslos den wildesten Begierden, den zügellosen Leidenschaften; sie erlaubten sich jede sündhafte That, wenn sie nur irgend hoffen konnten, solche bei den bürgerlichen Gesetzen ungeahndet durchzubringen. Durch das Opferblut erschlagener Thiere wähnten sie den zürnenden Gott zu besänftigen, zu versöhnen und ihre Sünden und deren Folgen zu tilgen; der Sündhaftigkeit aber durch Buße und Reue, durch Maßregeln einer wahrhaften Besserung des äußeren und inneren Lebens entgegen zu wirken, worauf Johannes der Täufer am Jordan, diese Stimme in der Wüste, drang, kam ihnen nicht in den Sinn. Das Gebiet des höheren Lebens in der sittlichen Natur des Menschen war bei den Juden, wie unter den Heiden, zu einer Wüste gewor-

den, wo kaum das bürgerliche Gesetz, welches keinen Halt in der Religion mehr fand, kräftig genug war, den wilderen Ausbrüchen des Unrechts sich mit Erfolg entgegen zu stellen. Heidnische Philosophen spotteten über das Gaukelspiel der Orakel und sämmtlicher religiöser Gebräuche. — Eine gleiche Ausartung des jüdischen Religionswesens tritt uns in der Geschichte der Vorzeit entgegen. Während das Volk gedankenlos glaubte, durch Opfer und Beobachtungen gewisser Tempelgebräuche seine Rechnung mit Gott von Zeit zu Zeit abzuthun, disputirten die Schriftgelehrten unter und gegen einander über Glaubenssätze und über das Leben nach dem Tode.

Dies letztere bestritten durch müßiges Geschwätz und eitle Spitzfindigkeiten die sadducäischen Sophisten; dahingegen die Secte der Pharisäer eine heuchlerische Frömmigkeit zur Schau trug.

In dieser tiefen Ausartung des menschlichen Geschlechtes, wo der finsterste, dumpfe Aberglaube den klaren, lebendigen Glauben an Gott verdrängt hatte, wo Unrecht und Gewalt statt Gerechtigkeit und Recht herrschend geworden, wo sich das Leben der Tugend und Religion nur noch in einzelnen Erscheinungen

wahrnehmen ließ; in dieser Sittenwildniß trat der göttliche Menschensohn auf, Jesus Christus, ausgerüstet mit der Kraft und Hoheit seines himmlischen Vaters, der ihn gesandt hatte. Seine Worte waren Worte des Lebens, und sein Leben ein leuchtendes Vorbild des Wandels im Himmel. Die Vorträge des Heilandes waren den Lehrsätzen, Meinungen und spitzfindigen Behauptungen aller Parteien und Secten entgegengesetzt. Wenn er auch keinesweges den Ausdruck der Gottesverehrung in den Ceremonien und Tempelgebräuchen bestritt oder verwarf, so führte dieser Heilige doch vor allen Dingen den Menschen in sich selbst zurück. „Das Himmelreich ist inwendig in euch, es besteht nicht in äußerlichen Geberden," sagt wiederholend sein heiliger Mund. Eine stille, geräuschlose That des frommen Herzens galt ihm mehr, als alles Aufsehn erregende Fasten und Beten. So war auch die Stellung, die er unter dem Volke annahm, jener der Pharisäer und Schriftgelehrten entgegengesetzt. Beide sahen mit Verachtung herab auf die Niedrigen im Volk, und hielten sich von ihnen entfernt; und so war, was man damals Bildung des Geistes nannte, den Vornehmen und Reichen vorbehalten. Der größere

Theil des Volkes irrte in tiefer Unwiſſenheit und finſterem Aberglauben umher. Jeſus Chriſtus hingegen wendete ſich an die Niederen, an die Verſäumten, an die Schwachen.

Sein Grundſatz dabei, den er unumwunden ausſprach, war: — „Die Starken bedürfen des Arztes nicht, ſondern die Kranken.“ — Darum ſchloß er auch, was ihm zum Vorwurf gemacht wurde, ſelbſt die Zöllner und Sünder von ſeiner Belehrung nicht aus. — Seine Schüler wählte er aus den unterſten Ständen: arme Fiſcher waren es, mit denen der große, der erhabenſte Lehrer der Menſchheit die Städte und Flecken der Juden durchzog. — Sündern und Sünderinnen, zurückgeſtoßen von Prieſtern und Nichtprieſtern, verſagte er ſeinen rettenden Zuſpruch nicht; er ermahnte ſie zur Buße, zur Sinnesänderung. „Sündiget hinfort nicht mehr, dann ſind eure Sünden vergeben!“ — Mit dieſen Worten entließ er Jeden, der zu ſeiner unbegrenzten und unbedingteſten Menſchenliebe ſeine Zuflucht genommen, mit welcherlei Gebrechen des Leibes und der Seele ein ſolcher behaftet ſein mochte.

Ihm, dem erhabenen, göttlichen Lehrer und

Mittler, der gekommen war, zu erlösen die Menschen von Wahn, Irrthum und Aberglauben; — ihm war Johannes vorausgegangen, dieser ernste, strenge Prediger in der Wüste, der furchtlos den Hohen und Höchsten im Volke ihre Sündhaftigkeit vorhielt und mit strafenden Worten sie aufforderte zur Besserung ihres Lebens von Außen und Innen. Er weihete durch das Bad der Taufe diejenigen, die seine Stimme hörten und seine Worte in ihrem Herzen aufnahmen. Die Taufe sollte ihnen ein Bild sein der Reinigung von ihrem sündigen Wesen. Der Heilige selbst, Christus Jesus, ließ von Johannes diese Weihe sich geben, um den Menschen ein Vorbild zu sein in Allem, was zur Gottseligkeit, zur Heiligung führt.

So bildete denn Christus in Lehre und Leben, in Wort und That, gegenüber den Pharisäern und Sadducäern, einen auffallenden Gegensatz. Wenn Moses, wegen der, aus der ägyptischen Sklaverei mitgebrachten, thierischen Rohheit des jüdischen Volkes, genöthigt war, diesem wilden Haufen den Gott Israels als einen starken eifrigen Gott darzustellen, der die Sünden der Väter heimsucht bis ins dritte und vierte Glied: so schildert Christus dagegen das

Verhältniß Gottes zu den Menſchen als das Verhältniß eines liebenden Vaters zu ſeinen Kindern, der nicht will, daß Eins ſeiner Kinder verloren gehe. — „So ihr nicht werdet, wie die Kinder, werdet ihr nicht in das Himmelreich kommen.“ — Ein anderes Mal ſagt er: „Laſſet die Kindlein zu mir kommen und wehret ihnen nicht, denn ihrer iſt das Himmelreich!“ — Daher denn auch die Nachfolger des Heilandes, die Apoſtel, wiederholentlich von der Kindſchaft des Menſchen in Gott ſprachen. Paulus unter andern, wenn er zur Eintracht, zur gegenſeitigen Liebe ermahnt, ſagt: „Seid ihr nicht alleſammt Kinder Eines Vaters im Himmel?“ — Kinderſinn, Kindesunſchuld ſtellt der Heiland als die Grundlage aller Gottſeligkeit dar; aus dieſer Grundlage ergiebt ſich das Vertrauen zu Gott, dem Geber alles Guten. —

„Wenn ihr euer Gemüth zu Gott erhebt,“ ſagt Chriſtus, „ſo ſprecht: Abba, lieber Vater!“ — Dieſe Anrede an Gott drückt das vollſte Vertrauen zu dem höchſten Geber aus, von dem herab alle gute Gaben kommen. —

Von ihm herab kommen alle unſere Schickſale, auch diejenigen, die wir Anfechtungen oder Trübſale nennen.

Welch ein ſüßer Troſt iſt es, bei Allem, was uns in unſerm Leben ohne unſre Einwirkung begegnet, recht innig überzeugt zu ſein, es komme aus einer väterlichen Hand, von einem höchſt wohlwollenden Lenker unſers irdiſchen Daſeins. Kann derjenige, der dieſes Vertrauens, dieſes Troſtes ſich bemächtiget hat, kann er verzweifeln, verzagen, wenn er von Bedrängniſſen umgeben, oder wenn er allgemeines Unheil vorausſieht? Auch in denjenigen Unfällen, die wir verſchuldet haben, wenn ſie uns zur Belehrung und Beſſerung dienen, läßt uns das Vertrauen zu unſerm himmliſchen Vater nicht untergehn. — „Gehe hin," ruft die Stimme unſeres Heilandes im Namen des ewigen Vaters uns zu: „gehe hin und ſündige hinfort nicht mehr!" — Nicht mehr ſündigen, das iſt die Bedingung der Sündenvergebung. Vertilgt wird die Sünde nicht, ihre Folgen ſind fortdauernd; aber ihr Schatten kann bedeckt werden durch das Licht der Beſſerung, durch ein redliches Beſtreben, durch Werke der Liebe, des Wohlwollens, der Gerechtigkeit und durch Thaten, die um ſo würdiger ſind, je mehr ſie Aufopferungen unſerer heftigſten Neigungen und Leidenſchaften koſten. Nur unter dieſer Bedingung kann die Thräne der Reue fruchtbar

werden, und das kindliche Vertrauen zu dem Vater im Himmel eine beſeligende Kraft gewinnen.

Aber kann ein Gebet Gott wohlgefällig ſein, das nicht aus gereinigtem Herzen kommt? — Faſten und Beten, beſonders wenn ſolches nach äußerer Anweiſung, wenn das Gebet blos mit den Lippen geſchieht, iſt durchaus fruchtlos, ſofern das Gemüth nicht mit heiligen Geſinnungen erfüllt iſt, wenn es nicht aufrichtig nach der Gerechtigkeit ſtrebt, die vor Gott gilt. — Nur der darf ſich Chriſt nennen, der in dieſer Gerechtigkeit wandelt; nur er darf getroſt, betend ſeine Seele zu Gott erheben, darf freudiglich das Vertrauen zu dem himmliſchen Vater umfaſſen; es wird wie ein Geiſt des Troſtes, der Hoffnung und der Freude ihn begleiten auf allen ſeinen Wegen. Als der Jünger Johannes den Heiland fragte: „Warum faſten die Phariſäer ſoviel, und deine Jünger nicht?“ — da antwortete er: „Wie können die Hochzeitgäſte trauern, wenn der Bräutigam bei ihnen iſt?“ — Und dann wiederum ſagte er: „Was in den Mund hineingeht, das ſündiget nicht; aber was aus dem Munde herausgeht: die Worte können ſündhaftig ſein;“ — die Worte nämlich, die aus einem unreinen Herzen kommen.

Aus dem Vertrauen zu Gott geht hervor, was wir Gottesfurcht nennen, das ist: eine heilige Scheu, in irgend einer Unwürdigkeit vor dem Allwissenden zu wandeln. Diese heilige Scheu, diese Gottesfurcht wurzelt in der innigsten, unser ganzes Wesen durchdringenden, Liebe zu dem höchsten Wohlthäter unsers sinnlichen und geistigen Lebens. An die Liebe zu Gott knüpft sich die Liebe zu dem Nächsten. — „Wer seinen Bruder hasset," — spricht unser göttlicher Lehrer, „oder ihn nicht liebet, ihn, den er siehet, wie kann er Gott lieben, den er nicht siehet?" — „Liebe Gott über Alles," — sagt er ferner, „und deinen Nächsten, wie dich selbst!" — „In diesen beiden Geboten," setzt er hinzu, „hängt das ganze Gesetz und die Propheten." — Ja! unser Heiland dehnet das Gebot der Liebe, oder des Wohlwollens gegen unsere Mitmenschen noch weiter aus, als irgend ein Weiser und Sittenlehrer seiner und aller Zeiten; er läßt es sich erstrecken auf die Feinde. — „Liebet eure Feinde!" sagt er — „segnet die, so euch fluchen! bittet für die, so euch beleidigen!" — Er erläuterte und entwickelte dieses Gesetz der Liebe durch Beispiele, durch treffende Gleichnisse. Daß jeder Mensch, auch der von uns

ganz verſchieden Denkende, unſer Nächſter ſei, das zeigte der erhabenſte Lehrer in der Parabel von dem Samariter und dem tödtlich Verwundeten, der unter die Räuber gefallen war. Samaritaniſche Juden, und Juden, die ſich des vollkommneren Geſetzes und des Heiligthums in Jeruſalem rühmten, haßten ſich gegenſeitig. Prieſter und Leviten gingen vor dem verunglückten Juden von Jeruſalem ungerührt vorüber; der Samariter aber fragte nicht, ob der Verwundete von den Seinigen ſei; er war in Noth, das war ihm genug; er nahm ſich ſeiner an. — Dieſe Lehren, und die Art, ſie vorzutragen, waren den Zeitgenoſſen neu und fremd; ſie faßten zum Theil ſie nicht, zum Theil, wie die Phariſäer, Schriftgelehrten und Prieſter, wollten ſie ſolche nicht faſſen; den letzteren beſonders kam Alles darauf an, die Menſchen zu täuſchen, um ſie zu beherrſchen. — Die Gutmüthigen und Unbefangenen unter dem Volke wurden ergriffen von den neuen Lehren; ſie bewunderten den hohen, wunderbaren Mann, der ſie vortrug.

Viele hielten ihn für Elias, oder für ſonſt einen, von den Todten wieder auferſtandenen Propheten. Selbſt ſeine Jünger mißverſtanden ihn, wenn er

vom Reiche Gottes sprach; sie bezogen solche Ausdrücke auf die Wiederaufrichtung des israelitischen Reiches; und immer wollte es ihnen nicht recht einleuchten, wenn ihr Herr und Meister sagte: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt!" — Es war gegen ihre Erwartung, wenn er sprach: „Wer in das Reich Gottes kommen will, der verleugne sich, nehme sein Kreuz auf sich und folge mir nach!" — Gläubige Ergebung bei Allem, was uns mehr oder minder schmerzhaft berührt; redliche Bekämpfung jedes Rachegefühles gegen Beleidiger, Verfolger und Uebelgesinnte; Selbstverleugnung, Mäßigkeit, Demuth, Aufopferung der Begierden, sofern sie das Recht überschreiten — mit Einem Wort, Strenge gegen uns selbst; und dann, allgemeine thätige Menschenliebe, Wohlwollen, Versöhnlichkeit, Friedfertigkeit, Nachsicht und Dienstfertigkeit gegen unsere Nebenmenschen, fordert Christus von seinen Nachfolgern. — Nur der hat das Recht sich einen Christen zu nennen, der, ohne gesuchte Selbsttäuschung, aufrichtig und streng gegen sich, den Forderungen, die Christus an seine Nachfolger macht, zu genügen strebt. Darum sind Kirchenbesuche, Abendmahlsfeier und andere Beobachtungen und Gebräuche, die dem

Chriſtenthume zur äußern Hülle dienen, ein leeres, unfruchtbares Thun und Treiben, wenn das Leben in der Prüfung vor dem Maßſtabe jener Forderungen nicht beſteht. — Darf derjenige ſich einen Chriſten nennen, der bei Widerwärtigkeiten, bei großen, zerſtörenden Unglücksfällen verzweifelt, jeden Troſt abweiſet, den die Religion darbietet, und mit Gott hadernd ausruft: „Warum muß ſolches Unglück über mich kommen? Womit habe ich dieſes verſchuldet?" — Wer mit Gott rechtet, der läſtert Gott! — Darf ein Gotteslästerer ſich einen Chriſten, und ein Kind des Vaters im Himmel nennen? Stößt er ſich nicht ſelbſt aus dieſer Kindſchaft hinaus? — Die ſtille, Gott ergebene Seele wird, wenn harte Anfechtungen ſie heimſuchen, die Thräne im Auge zurückdrücken, und mit Chriſtus, ihrem göttlichen Vorbilde, beten: „Vater, dein Wille, nicht der meine, geſchehe!"

Dagegen der irdiſch Glückliche, dem reichlich die Güter des ſinnlichen Lebens zufielen, wenn er trotzig und dünkelhaft ſich blähet, wenn er ſeinen behaglichen Zuſtand ſeinen Erwerbsfähigkeiten und ſeinen Verdienſten zuſchreibt, wenn er in üppigem, ſinnlichem Wohlleben ſeine Tage verſchwendet, und, im

Ueberfluß schwelgend, hartherzig und zurückstoßend seinem hülfsbedürftigen Bruder die Brosamen versagt, die von dem Tische seines Ueberflusses fallen: — darf der, wie oft er auch im Tempel des Herrn und vor dem Altare Gottes erscheine, darf er sich Christ nennen?

Ein selbstisches, liebloses Herz ist ein Greuel vor Gott! — Auch derjenige, der in seinem untergeordneten Verhältnisse für weltliche Hoffahrt keine Nahrung fand, der aber im geistlichen Dünkel und pharisäischen Sinne verachtend auf diejenigen blickt, die er für minder würdig und fromm, als sich hält, darf er einen Christen sich nennen? — Nein! ihm mangelt die Demuth, die da weiß, daß kein Sterblicher frei ist von Mängeln. — „Wenn ihr Alles gethan habt," sagt Christus, „so sprecht: wir sind unnütze Knechte; und diejenigen, welche die Ersten sich dünken, werden die Letzten sein." — Prüfe sich doch der geistlich Stolze recht aufrichtig, ob er nicht unzählige, unbewachte Schwachheiten sich vorzuwerfen hat? ob nicht hier oder da eine Aufwallung ihn überraschte? ob er in jedem Augenblicke seinen Unmuth, seinen Zorn, oder jede andere Leidenschaft siegreich bekämpfte? — Er wird finden, daß er

den Fehlern Anderer mehr Aufmerksamkeit zuwendete, als seinen eigenen.

Nur zu leise, zu schmeichelhaft, und in mancherlei Verhüllungen beschleicht die Leidenschaft des Menschen Herz. Zorn, Haß und Groll kleiden sich gern in das Gewand des lebhaften Unwillens gegen das Unrecht, welches uns zugefügt wurde. Der Haß nennt sich gerecht, und möchte doch gern, wenn er könnte, eine ewige Höllenqual für seine Gegner stiften. Der Neid spottet über die Verirrungen des Glückes, welches sich blind einem Unwürdigen zugewendet; aber dieser Spott ist Neid, die erniedrigendste Leidenschaft in der Brust des Menschen.

Der Wucherer nennt seine Bestrebungen Erwerbsfleiß, wenn er, keine Barmherzigkeit fühlend, den Dürftigen um den Rest seiner Habe bringt; wenn er in Unglücksjahren durch das Elend eines ganzen Volkes sich bereichert, indem er dem Nothleidenden den dreifachen Werth des Brodes, das er ihm darreicht, abpreßt; er nennt dies Erwerbsfleiß. Wer aber der, sich so leise ankündigenden Leidenschaft nicht sogleich bei ihrer ersten Regung in die Zügel greift; wer die kleinste unedle Begierde, die in der Brust aufsteigt, nicht früh genug bekämpft, der wird

bald nicht widerstehen: er ist die Beute der wildesten Triebe. — Darf der einen Christen sich nennen, dessen Herz durch ausschweifende Neigungen beherrscht wird? der ein Herz voll Haß, Groll, Rachsucht, Neid, Verfolgung in den christlichen Tempel mitbringt? Kann er Gott ein würdiges Opfer der Andacht weihen, der selbst ein Opfer der unwürdigsten Neigungen ist? — Christus sagte zu Einem, der im Begriffe war, im Tempel zu opfern: „Es wäre dir besser, du verkaufteſt das Opferthier, und gäbeſt den Armen die Gabe.“ — Zu einem Andern sagte dieser Heilige: „Gehe hin, und versöhne dich mit deinem Bruder!“ — Christus verwarf den äußern Gottesdienst, die jüdischen Opfergebräuche nicht, aber er drang auf den innern, auf den Gottesdienst der Gesinnungen, den er über jenen setzte, der in Opfern, in vorgeschriebenen Gebräuchen bestand.

Aufopferung der Leidenschaften galt ihm mehr, als Opfer von Thieren. Wir lesen nicht von ihm, daß er Opfer im Tempel dargebracht habe; aber wir wissen, daß er sich oft in die Einsamkeit zurückzog, um mit Gott, seinem Vater, im Gebet sich zu unterhalten, und Kraft zu gewinnen zu seinem heiligen Werke; wir wissen von ihm, daß sein ganzes

Leben ein fortgeſetzter Gottesdienſt war, der aus der Liebe zu Gott und den Menſchen hervorging. — Und ſo ſoll auch unſer Leben ein fortwährender, innerer Gottesdienſt ſein, der ſich auf Liebe gründet, auf Liebe zu Gott und den Menſchen. Wie liebevoll, wie milde, wie wohlthuend behandelt Chriſtus die Schwachen, die Hülfsbedürftigen! Wie ſchonend richtet er die Sündhaftigen! — „Wer unter euch ohne Sünde iſt," ſagte er den Anklägern der Ehebrecherin, „der werfe den erſten Stein auf ſie!" — Zu ihr, der Sünderin aber ſprach er: „Gehe hin, und ſündige hinfort nicht mehr!" — Verzeihung dem reuigen Sünder! — Darf der einen Chriſten ſich nennen, der in dem Aufgeſtandenen noch immer den Gefallenen ſieht? — „Richtet nicht, ſo werdet ihr auch nicht gerichtet!" ruft Chriſtus uns zu.

Nur den phariſäiſchen Heuchlern, den Schriftgelehrten und Prieſtern, die abſichtlich und planmäßig, um ihren Dünkel und ihre Herrſchſucht zu befriedigen, in ihrer Unwürdigkeit beharrten, ſagte er ernſte und ſtrafende Worte. — Die argliſtigen, ſpitzfindigen, auch wohl politiſch gefährlichen Fragen, welche Phariſäer und ſadducäiſche Sophiſten und

Schriftgelehrte ihm vorlegten, fertigte er kurz ab mit scharfen, treffenden Antworten, vor denen seine Gegner verstummten. — Dieser hohe, im Lichte der Wahrheit wandelnde Volksaufklärer kannte diese Volkstäuscher, ihre herrschsüchtigen Absichten und die Zwecke der Finsterniß, denen sie dienten; er mied sie, und hatte nichts mit ihnen gemein.

Freudiglich aber, wohlwollend und hülfreich bot er sich den Unwissenden und Irrenden dar; er heilte die leiblich und geistig Kranken; mit himmlischer Sanftmuth nahm er sie auf, ließ ihnen Unterricht und Hülfe angedeihen.

Er entzog seine belehrende, heilige Nähe nicht Zöllnern und Sündern, die als Pächter der, den Römern zu entrichtenden, Abgaben übel berüchtigt waren; er verschmähete selbst ihre Tischgenossenschaft nicht, um auszustreuen den Samen seiner göttlichen Weisheit, welches ihm die heuchlerischen Pharisäer als ein Unrecht, als eine Verunreinigung seines Wandels anrechneten, als ob er gleichsam, durch das Nichtzurückstoßen ihrer Lebensweise, sich derselben theilhaftig mache. Aber der Arzt, macht er sich theilhaftig der Gebrechen der Kranken, die er heilt? Mit immer gleicher Leutseligkeit und Sanftmuth,

mit gleicher Bereitwilligkeit, wohlthätig zu ſein, Gutes zu wirken und das Reich Gottes auszubreiten, umfaßte er ohne Ausnahme das ganze Menſchengeſchlecht. Keine Verſchiedenheit der Glaubenslehren äußerlicher Gottesverehrung konnte ſeine Neigung beſtimmen, und die Hand ſeiner Wohlthätigkeit dem Bedürftigen verſchließen. Wir leſen nirgends in den Berichten ſeiner Jünger, der Evangeliſten, daß er Theil genommen habe an den Reibungen und Feindſeligkeiten, welche die Spaltungen zwiſchen Samaritern und denjenigen Juden, die an den Tempel in Jeruſalem glaubten, mit gegenſeitiger Erbitterung unterhielten. — Darf der einen Chriſten ſich nennen, der einen Bruder zurückſtößt, welcher mit ihm einen und denſelben Vater im Himmel hat, ihn ausſchließt von aller Liebe, von aller Hülfe, die er ihm leiſten könnte, weil er nicht gerade ſo, wie er, zu dem Vater Aller betet, weil er durch andre Formen ſeine Ehrfurcht und Dankbarkeit für den Ewigen ausdrückt? Iſt es chriſtlich, wenn der Chriſt den Juden, wenn der Proteſtant den Katholiken, der Katholik den Proteſtanten als einen vorſätzlich Irrenden verurtheilt, wenn Einer dem Andern, ſeiner Glaubensform wegen,

alle innere Würdigkeit abſpricht, wenn er ſich von allen Pflichten der Menſchlichkeit gegen ihn losſagt, wenn er ihn haßt, ſogar verfolgt? —

Es giebt Gedanken und Ueberzeugungen, die ewig ſtehen, und Angehörige des innerſten Weſens der menſchlichen Seele ſind: die Gedanken nämlich vom Daſein Gottes, von der Unſterblichkeit des menſchlichen Geiſtes, und von den ewigen Folgen unſerer Handlungen. Dieſe Ueberzeugungen ſtehen unwandelbar, wie Säulen des Himmels, in der geiſtigen Menſchennatur; ſie ſind, ihrem Inhalte nach, der Verſchiedenheit menſchlicher Anſichten nicht unterworfen.

In ihnen ſind alle Völker eines Sinnes. Bei allem Andern aber, was in näherer oder entfernterer Beziehung zu ihnen ſteht, findet, und muß vielleicht, eine gewiſſe Verſchiedenheit der Meinungen Statt finden. Mannigfaltigkeit der äußern Formen iſt ein Geſetz der ganzen Natur. Aber ſolche Verſchiedenheiten der Meinung ſollen freilich nur neben einander, aber ja nicht gegen einander ſtehen!

In welcher einfachen Form legte der Heiland ſeine Glückſeligkeitslehre nieder! Wie klar, wie licht-

voll, ohne alle myſtiſche, dunkle Geheimnißkrämerei, trug dieſer göttliche Lehrer ſeine Glaubensſätze vor! Wie einleuchtend, wie herzeindringend und überzeugend war Alles, was er vom Reiche Gottes ſagte, deſſen Beginn und Vorhalle hier auf Erden zu ſtiften, er ſich zur Angelegenheit, zum heiligſten Zweck ſeines Daſeins gemacht hatte! „Wenn ihr betet," ſagte er, „ſollt ihr nicht viel Worte machen." — Bei einer andern Gelegenheit lehrte er: „Wenn du beteſt, ſo gehe in dein Kämmerlein, und ſchließ die Thür hinter dir zu, und bete zu deinem Vater im Verborgenen!" — Und ſomit tadelt der, vom Geiſte des lebendigen Gottes erleuchtete, Lehrer der Welt, welcher doch wohl am beſten wiſſen mußte, was ſeinem himmliſchen Vater wohlgefällig ſei, nicht ſowohl die Feierlichkeit bei dem öffentlichen Gottesdienſte, als die Ueberladung gottesdienſtlicher Gebräuche, welche die Andacht nicht beleben, ſondern zerſtreuen. Und eben dieſe äußern Dinge ſind es, die, in Gemeinſchaft mit unnützen Grübeleien über des erhabenen Nazareners Perſönlichkeit und andere unweſentliche Beziehungen, die Menſchen entzweien, Haß entzünden, und gegenſeitige Verfolgungen herbeiführen. Wer erinnert ſich hierbei nicht der mör-

derischen Bluthochzeit in Paris, die man sich noch nicht schämt, in öffentlichen Denkmalen zu feiern? Wem stellen sich hier nicht die neuesten blutigen Verfolgungen dar, welche die gesetzlich geduldeten Protestanten im südlichen Frankreich neuerdings erfuhren? Wem fallen nicht die unglücklichen, um ihres Glaubens willen schwer niedergedrückten Waldenser in den savoyschen Thälern ein? Wer schaudert nicht bei dem furchtbaren Andenken der gräßlichen, in so vielen Ländern errichteten Inquisition? Wer erbebt nicht, wenn er die Greuelthaten der, sich Christen nennenden, Eroberer von Amerika liest? — Solche Erscheinungen, würden sie nicht das Christenthum mit unaussprechlicher Schande brandmarken, wenn dieses in seinem innern Wesen nicht zu heilig, zu göttlich auf seiner Grundlage dastünde? — Und diese Grundlage ist Liebe. Befleckt wird das Christenthum nicht, aber wohl kann demselben, wie wir sehen, ein, den christlichen Namen mißbrauchendes, Heidenthum unterschoben werden. Wie dürfen diejenigen sich Christen nennen, die in solchem Heidenthume wandeln? —

Schon bald nach dem Hinscheiden des Heilandes, zur Zeit der Apostel, rissen unter den verschie-

denen Chriſtengemeinden Abſonderungen ein. Kephiſch, von dem Apoſtel Kephas, nannten ſich die Einen, Pauliſch die Andern; aber ſehr nachdrücklich verweiſet Paulus den ſämmtlichen Anhängern des neugegründeten Chriſtenthums ſolche Spaltung, die nur zu leicht und zu häufig gegenſeitige Befremdung, und dieſe wiederum Abneigung, wenn nicht gar Mißwollen, erzeugt. — Das iſt die Schwachheit der menſchlichen Natur! Aber darf der einen Chriſten ſich nennen, der ſolcher Schwachheit ſich hingiebt?

In ihm wohnt nicht Chriſtus Sinn, ihm mangelt die Demuth, die da weiß, daß jeder Sterbliche dem Irrthum unterworfen iſt. — Merkwürdig und tief belehrend iſt es, daß Chriſtus in ſeinen Gleichniſſen gern einen beſcheidenen Samaritaner gegen einen, ſich beſſer dünkenden, jeruſalemitaniſchen Juden vortheilhaft abſtechen läßt. — Darum Jeder ſei geſinnt, wie Jeſus Chriſtus auch war, der mild und liebevoll keines andern Mittels zur Ueberzeugung ſich bediente, als der unverfänglichen Kraft ſeiner Rede! Keiner berühre unſanft ſeinen Nebenmenſchen, weil er anders denkt, anders glaubt, anders betet, als er! Wer da glaubt im Lichte der

Wahrheit zu wandeln, verurtheile nicht die ſtille Seele, die in Demuth, ohne Geräuſch und Zudringlichkeit frommgläubig dunklen Gefühlen nachhängt, und gegen dieſe der Vernunft wenig oder gar keinen Einſpruch geſtatten zu dürfen meint. Wenn aber dunkle, myſtiſche Sinnesart in Schwärmerei übergeht, die darum Schwärmerei iſt, weil ſie, die Vernunft verdammend, alle Grenzen überfliegt; wenn der Anhänger ſolcher Sinnesart ſich für einen Auserwählten Gottes hält, der den Andersdenkenden nicht etwa für einen Unglücklichen, ſondern für einen Verworfenen erklärt, der keinen Theil habe an der Barmherzigkeit des himmliſchen Vaters: dann ſpricht ſich darin kein wahres Chriſtenthum aus, und der Geiſt des Heilandes wohnt nicht in ſolcher Geſinnung. —

Der Keim dieſer Entartungen liegt keineswegs in der einfachen, klaren, lichthellen Religion Jeſu, die ein demuthvolles Streben nach Wahrheit und Licht einſchärft; die uns zuruft: „Bete Gott an im Geiſt und in der Wahrheit!“ — Derjenige, der das Gebot der unbedingteſten Menſchenliebe erfüllt, der das Reich Gottes, das Reich der Liebe, des Lichtes und der Wahrheit, nach den ihm zugemeſſe-

nen Kräften auszubreiten ſtrebt, nur der darf einen Chriſten ſich nennen; denn in ihm wohnet der Geiſt unſers göttlichen Vorbildes! —

Ewiger Vater im Himmel, der du deinen Heiligen ſandteſt, uns hervorzuführen aus der Finſterniß an das Licht deiner Herrlichkeit, laß nie untergehen dieſen Tag des Heils! Laß immerdar leuchten über uns das Licht deiner Gerechtigkeit, auf daß wir ſtets richtig wählen den Weg, den dein geliebter Sohn, Jeſus Chriſtus, uns vorzeigte, auf daß die Erde ein Tempel deiner Verherrlichung und die Menſchen Prieſter deines Altars werden! Führe, o Vater der Menſchen, Freudigkeit, Eintracht, Friede und Liebe zurück in dein Heiligthum! Amen!

Ergebung des Herzens an Gott.

Vor dir, Vater der Barmherzigkeit und der Liebe, vor dir beugt ſich mein Knie! Zu dir erhebt ſich meine Seele in dieſer ſtillen Stunde der Andacht! Mein Herz iſt des Dankes voll, wenn ich in die Fügungen zurückſehe, wo deine Vaterliebe mich hindurch führte. Dunkle Stellen, die ich mit zagender Furcht betrat, öffneten mir jederzeit Durchgänge zum Lichte; Anfechtungen verwandelten ſich in ihren Folgen zu meinem Heile. Ja! du biſt die Liebe, welche die Unendlichkeit der Welten umfaßt; du haſt dem Wurm im Staube ſeinen Freudenkreis angewieſen, und dem Seraph ſeinen Himmel bereitet. Zwiſchen beiden wandelt der Menſch, geleitet von deiner Huld; er, — den du würdigteſt und fähig machteſt, ſein Haupt zu dir empor zu heben

und deine weiſe Vaterhuld zu erkennen, auch wenn ſie in der Geſtalt der Anfechtung und Trübſal erſcheint. — Welcher Friede würde die Menſchen durch dieſes Leben begleiten, wären es ihre Leidenſchaften nicht, die ſo ſtürmend und ſtörend eingreifen in die ſchönen Anlagen, die deine Weisheit zur Erhaltung des Ganzen und zum Wohl des Einzelnen entwarf! — O! wie beſeligend, wie erhebend iſt der Gedanke, daß auch über mich deine Vaterhuld ſich ergoß, daß ſie die Schickſale herbei führte, denen ich auf meinem Lebenswege begegnen mußte! Ehrwürdig und heilig erſcheinen mir in dieſem Gedanken die Tage der Trauer, die mir zu Theil wurden. — „Selig ſind die Traurigen," ließeſt du auch mir durch deinen Heiligen zurufen, „denn ſie ſollen getröſtet werden!" Möge dieſe troſtvolle Verheißung immerdar meine Seele erfüllen, wenn aus ihr der Friede des Lebens entweicht; möge ſie erleuchten meinen Pfad, wenn dunkle Stunden mich umgeben, auf daß ich vertrauensvoll zu dir hinaufblicke, Vater der Liebe! Ja, Herr! du haſt große Dinge an mir gethan, du haſt mich gekrönt mit Barmherzigkeit! Zu meinem Heile mußte ſelbſt dasjenige feindliche Schickſal ſich wenden, welches von

Menſchen ausging; darum ſei fern von mir jeder Schatten des Unwillens gegen ſie! — „Vergieb uns, wie wir vergeben unſern Schuldigern!“ Dieſes heilige Gebot, welches der erhabenſte Lehrer der Menſchheit uns vorſchrieb, ſei immer gegenwärtig meinem Gemüthe, auf daß ich vor dir, Vater der Barmherzigkeit, wandeln möge in Liebe und Gerechtigkeit! Du, Heiligſter, erbarmſt dich der Sünder: wie darf ich, der Menſch, dem Mitbruder zürnen? Rüſte du mich aus mit Kraft, daß mein Glaube an dich, du weiſer Lenker menſchlicher Schickſale, Frucht trage in Geduld! Gieb, o Gott, daß auf dem Standorte, wohin deine Vorſehung mich ſtellte, ich würdig ausfülle den Kreis der Pflichten, die du mir auferlegt haſt, daß von mir nichts ausgehe, wodurch Wehe bereitet werden könne irgend einem meiner Mitmenſchen; daß ich nie mich vermeſſe, Andere zu richten, ſondern immer bereit ſei, zu entſchuldigen, wo verleumderiſche Anklagen ſich verbreiten; daß ich allein dir anheim ſtellen möge, was mir an Andern Unrecht erſcheint! Du allein erkennſt vollkommen das Innerſte, die verborgenſten Stellen des menſchlichen Herzens. Habe ich verdient, daß du, gnadenvoller Richter, dich meiner erbarmteſt?

wie ſollte ich nicht Liebe und Wohlwollen üben gegen Menſchen, die deine Kinder, meine Mitgenoſſen des irdiſchen Lebens ſind! Wohlwollen und Liebe ſei meine heiligſte Pflicht, und meine Weisheit ſei Ergebung in deinen heiligen Willen, du Ewiger, du allwiſſender Lenker unſrer Tage! —

Aberglaube.

Wenn der Unglaube sich vermißt, oder sich gern überreden möchte, nichts als Wahrheit anzuerkennen, was nicht in den Bereich sinnlicher Erfahrungen fällt; so schwärmt der Aberglaube gern über das Gebiet aller Erfahrung und über die Grenzen der Vernunft hinaus, und ist sonach ein Fürwahrhalten alles dessen, was eine ausschweifende Einbildungskraft von Gott und göttlichen Dingen träumt, unbekümmert darum, ob das Geglaubte mit den Gesetzen des menschlichen Denkvermögens, das ist, mit der Vernunft, übereinstimmt, oder ihnen widerspricht; ob es mit unleugbaren heiligen Wahrheiten im Zusammenhange steht, oder ob es einzeln, als eine willkürliche Erscheinung, unter den Vorstellungen des Verstandes umherirrt. —

Der Aberglaube nimmt leicht alles auf, was dem Hange zum Wunderbaren, oder was noch schlimmer ist, — der Bequemlichkeit des Lebens zusagt. Der Hang zum Wunderbaren wohnt in jedem menschlichen Geiste; — er ist das Streben hinaus über den Kreis der Erfahrungen, das Aufsuchen einer höheren, geistigen Welt, einer entfernten Sonne, aus der ein leiser Strahl in jedes menschliche Herz fiel: und insofern ist dieser Hang nicht nur unschuldig, sondern vollkommen würdig des Menschen. Aber zugleich entwickelt sich aus diesem Hange, besonders in guten, doch zu leicht beweglichen Seelen, der Aberglaube, den schlaue Betrüger listig zu steigern und zu benutzen wissen, um dem befangenen Gemüthe eine Richtung zu geben, die ihren frevelhaften Zwecken zusagt. Hier kann eine gute Seele nicht genug auf ihrer Hut sein. Wie aber kann sie den Täuschungen und Lockungen solcher schlauen Betrüger widerstehen? Wo soll sie Zurechtweisung finden? — Jesus Christus offenbaret ihr sein Evangelium: da rinnt die klare Quelle des würdigen Glaubens; da leuchtet die Sonne der Wahrheit, vor welcher Täuschung und Wahn, wie Nebel, verschwinden.

Er ſelbſt, dieſer Lehrer und Heiland der Welt, warnet vor ſolchen Betrügern, die das Heilige mißbrauchen, wenn er ſagt: „Es werden viele falſche Chriſti auferſtehen, um die Menſchen zu verführen.“ — Der Aberglaube kann redlicher, als der Unglaube ſein, jedoch er iſt darum nicht minder ſchädlich! Unzählige Beweiſe der Schädlichkeit des Aberglaubens hält uns die Geſchichte vergangener Zeiten vor. Welche Verheerungen richtet der Aberglaube an, wenn er, von Prieſtern angefacht, ganze Völkerſchaften ergreift und zum Fanatismus wird! — Das gräßliche Blutvergießen der berüchtigten Bartholomäusnacht war ſein Werk. Aber auch in einzelnen Menſchen bringt er ſchauderhafte Erſcheinungen hervor. Man erinnere ſich nur der Margaretha Peter, die im Jahre 1824 im Kanton Zürich ihre Schweſter erſchlug, ſich ſelbſt aber kreuzigen ließ, in dem Wahne, der ſie glauben machte, daß ſie als weiblicher Heiland nach drei Tagen auferſtehen und dann triumphirend zum Himmel fahren würde*). Wenn gleich der religiöſe Aberglaube

*) Die Züricher Regierung hat das Verdienſt, daß ſie die Geſchichte der ſchwärmeriſchen Secte der M. Peter mit

glücklicher Weiſe nur ſelten in ſo ſchauderhaften Erſcheinungen ſich darſtellt, ſo iſt er gleichwohl ſtets ſchädlich. In welcher ſcheinbar unſchuldigen Geſtalt er ſich ankündigen mag; ſo trübt er doch immer die Quelle der Wahrheit durch Zuſätze, Formen und mancherlei Nebendinge, die den einfachen, klaren Sinn des Evangeliums, wie es die Schüler unſres Heilandes uns überliefert haben, gleichſam verhüllen, worüber nicht ſelten der Geiſt des einfachen, lebendigen Wortes verloren geht.

Neben dem Hange zum Wunderbaren, iſt eine zweite Quelle des Aberglaubens die Bequemlichkeit, die gern glaubt, durch äußere religiöſe Gebräuche, durch Beiwohnung des ſonntägigen Gottesdienſtes, den Gebrauch der heiligen Sacramente, des Abendmahls, den Anſprüchen der Religion ein Genüge zu leiſten, ohne daß der Geiſt der echten Religioſität in das handelnde Leben übergeht. Freilich iſt es

---

allen Actenſtücken dieſer ſchauderhaften Verirrung des religiöſen Wahnſinnes hat drucken laſſen: woraus denn hervorgeht, daß myſtiſche Flugſchriften, die poſtfrei ankamen, und unter dem Volke von geheimen Beförderern des myſtiſchen Wunderglaubens verbreitet worden, viel zur Entzündung der ſchwachen Köpfe mitgewirkt hatten.

leichter, und dem ſinnlichen Menſchen bequemer, einige ſolche äußere Handlungen zu verrichten, als die Pflicht der Selbſtbeherrſchung auszuüben, und das ganze Leben nach der Vorſchrift der Religion einzurichten.

Ja, es iſt leichter, andächtig zu ſchwärmen, als würdig zu handeln.

Betrachtung am Geburtstage.

Durch dein allmächtig — „Werde"
Erblickt' ich dieſen Tag,
In dem, für dieſe Erde,
Mein ganzes Schickſal lag.
Das Heil, das ich genoſſen,
Den Schmerz, der mich durchdrang,
Haſt du, Herr! ausgegoſſen
Auf meinen Lebensgang.

Mit dem heutigen Tage betrete ich eine neue Stufe, die mich der letzten Höhe meines irdiſchen Daſeins näher bringt. Ernſt und dringend tritt vor meine Seele die Frage: welche Stufe deiner innern Vollendung haſt du erſtiegen? Hat dein geiſtiges Weiterkommen gleichen Schritt gehalten mit dem Fortſchritte deiner Tage? — Ach! dieſe Frage beklemmt mein Gemüth! — An äußern und innern Anregungen, muthig fortzuſchreiten auf dem Wege

zum Heil, hat es mir die ewige Barmherzigkeit nicht fehlen laſſen. — Trübe und heitre Tage waren Sendungen Gottes an mein Herz, um daſſelbe hier freundlich und ſanft, dort ernſt und ſcharf aufmerkſam zu machen auf die Vaterhuld, aus welcher mir dieſe, wie jene, zufloſſen. Seit der Stunde meiner Geburt hat dieſe Vaterhuld über meinem Leben gewaltet. Selbſt die rauhen Frühlingstage meiner Kindheit mußten mir dazu dienen, die Kräfte des Geiſtes und Gemüthes in mir zu wecken, und in der Folgezeit zu kräftigen und zu ſtärken. Früh führte der Herr und Lenker meiner Lebenstage edle Freunde mir zu, die meine Vorſtellungen von Recht und Unrecht durch Lehre und Beiſpiel berichtigten oder erhoben. Einladende Vorbilder der Tugend begegneten mir, um mich zur Nacheifrung zu begeiſtern; ich ſah in ihrem heiligen Frieden die ſtille Seele ruhen, die unbelohnt und ſelbſt verkannt, beharrlich den ſinnlichen Neigungen widerſtand, und die ſchwerſten Pflichten ausübte. Dann aber traten Erſcheinungen des Unrechtes mir in den Weg: da ſah ich nun, wie dieſes ſelbſt unter den ſüßen Liebkoſungen des ſogenannten Glückes, der Glückſeligkeit ermangelte, welche der Antheil einer edlen Handlungsweiſe

und würdiger Bestrebungen ist. Ich sah die dünkelhafte Selbstsucht im Wahne ihrer Sicherheit dem Falle zueilen; ich sah ihren Fall, und hörte ihre Wehklagen. Dann aber sah ich auch die Unschuld, die bescheidene Tugend im Schleier der Demuth neben dem Geräusch der Hoffahrt still ihren Weg gehen. So erschienen warnend und mahnend in meinem Lebenskreise Beispiele des Unrechtes und Vorbilder der Tugend.

Wie habe ich in dieser Schule der Erfahrung bestanden? was habe ich aus ihr mit hinüber genommen in mein handelndes, wirkendes Leben? — „Wer da stehet, sehe zu, daß er nicht falle;" — dieser inhaltvolle Ausspruch unsers Heilandes, wie eindringend weiset er uns hin zur Selbstbeobachtung, Selbstüberwindung, Selbstbeherrschung. In diesen drei Worten liegt die heiligste Aufgabe unsers ganzen Lebens; an die Lösung dieser Aufgabe ist unser zeitliches und ewiges Heil unverbrüchlich geknüpft. Jenes erste ist die Vorfrucht des letzteren. Wie habe ich mit dieser Aufgabe gewaltet? — Welch' Zeugniß trägt mir die Erinnerung der Vergangenheit nach? — und habe ich in dieser erkannt und benutzt die zurechtweisende Lehrerin meines sittlichen Wandels?

Am Eingange des heute zurückgelegten Zeitabschnittes legte sich dies Gelübde mir auf:

Auf den Vergangenheiten
Soll oft mein Blick noch ruhn;
Sie mögen mich begleiten,
Und lehren Recht zu thun;
Daß ich zu deinem Preise,
Dir, Gott! und mir getreu,
Dem mir verlieh'nen Kreise
Ein gutes Schicksal sei.

Wie besteht heute mein Leben vor diesem Gelübde? — Wie besteht es vor den Lehren und Vorschriften, die uns der göttliche Heiland des Menschengeschlechtes als ein heiliges Vermächtniß, als den Schlüssel zum Himmelreich zurückgelassen hat? — „Liebe Gott über alles, und liebe deinen Nebenmenschen wie dich selbst." — Dies Gebot des allgemeinen Wohlwollens, der unbedingtesten Menschenliebe, wie hat es sich in meinem Wirkungskreise offenbart? Habe ich dasselbe lebendig anerkannt in seinem ganzen Umfange, der von unserm Wohlwollen auch diejenigen nicht ausschließt, die uns übel wollen, oder auch unsre offenbaren Feinde sind? Dieses schwerste aller Gebote, insofern es liebende Gesinnungen für unsre Widersacher von uns fordert, ist, weil es der so leicht auf-

geregten Leidenſchaft widerſtrebt, am meiſten der Gefahr ausgeſetzt, auch von dem beſten Menſchen, dem es an gutem Willen nicht fehlt, übertreten zu werden. Wie leicht entfährt uns ein unfreundlicher Blick auf das Wohlſein desjenigen, der uns irgend einmal wehe gethan hat! wie ſchnell ſteigt in unſerm Herzen der heimliche Wunſch auf: möchte das Heil einem Würdigeren zu Theil geworden ſein! — beide, jener Blick und dieſer kaum heimlich von uns gehörte Wunſch, ſind Uebertretungen jenes Geſetzes der unbedingteſten Menſchenliebe. Chriſtus kannte wohl die Schwere dieſes Gebotes: darum knüpfte dieſer Heilige an die Erfüllung deſſelben unſre Verſöhnung mit Gott; darum lehrte er uns beten: — „vergieb uns unſre Schuld, wie wir vergeben unſern Schuldigern.“ — In Beziehung auf eben dieſes Gebot ſagt der göttliche Lehrer der Menſchen, der ſchon hier auf unſrer Erde den Anfang des Himmelreiches uns anweiſet: — „Selig ſind die Friedfertigen, denn ſie werden Gottes Kinder heißen.“ —

Wie redlich auch mein Wille war, dieſe Kindſchaft vor Gott unbefleckt zu bewahren; ſo ſtehe ich doch nicht ohne Beſchämung vor dem Richterſpruche jenes Geſetzes der Liebe, welches unſer ganzes Ver-

hältniß zwiſchen Gott und den Menſchen enthält; ich blicke auf den Kreis, der zunächſt mich umgiebt und mir heilige Verpflichtungen vorhält. — Ach! wie viel Mangelhaftes finde ich noch an der unmittelbaren Wirkſamkeit, die von mir ausging, und an dem Beiſpiele, welches ich gab. — Wohl nicht immer begleitete die volle Heiterkeit der Geduld jene, wie dieſes! wohl nicht immer ergriff ich freudig genug die Gelegenheit, Freude um mich her zu verbreiten, wenn körperliche Leiden mich drückten! Wohl nicht immer habe ich dankbar genug mich der günſtigen Verhältniſſe gefreut, die mich in den Fall ſetzten, Gutes zu wirken! und ſelbſt die gelungenſte That meiner Kraft, und die ruhigſte Stille, mit der ich etwa mein Leiden ertrug, waren beide ganz rein vor Gott von aller eitlen Selbſtgefälligkeit? — War mein Thun und Laſſen immer begleitet von der heiligen Demuth, die aus dem Munde unſres Heilandes ſpricht: „Und wenn ihr alles gethan habt; ſo ſprecht: wir ſind unnütze Knechte!“

Herr! Herr und mein Gott! mit tiefbewegter Seele blicke ich zu dir, o du Herzenskündiger! wer iſt rein vor dir! wer kann wiſſen, wie oft er fehlet! Verzeihe mir die verborgenen Fehler. Erfülle mich

mit der Kraft deines Geiſtes, daß ich mehr und mehr mich loswinde von den Mängeln und Fehlern, die mich noch immer empfinden laſſen, wie viel mir fehlt an der Gerechtigkeit, die vor dir gilt. — Nie weiche von mir die heilige Demuth, dieſe ſichere Führerin auf dem Wege zur inneren Vollendung. — Du, Herr, haſt meine Tage beſtimmt, ich weiß es nicht, wie fern oder nahe mir der letzte iſt; aber jeder Zeitabſchnitt ſoll mich erinnern:

Die Jahre dieſer Pilgerzeit
Sind uns zum Heil gegeben;
Wir ſollen hier mit Emſigkeit
Nach höchſter Tugend ſtreben;
Uns jeder Gabe Gottes freun,
Ihm unſer ganzes Leben weihn,
Wie er, die Menſchen lieben.

Ermunterung zum Dank gegen Gott, auch in traurigen Verhältniſſen des Lebens.

Gott! du heiliger und ſegnender Vater deiner Menſchen, die du erſchufſt, auf daß ſie durch Fortſchritte zur innern Veredlung immer würdiger werden, um einſt Genoſſen deines himmliſchen Reichs zu ſein, zu welchem du die Seelen durch läuternde Anfechtung der Erdenwelt führſt! Erfülle mich, Vater der Liebe, mit deiner Verheißung: daß deinen Kindern alle Dinge, und ſelbſt niederbeugende Verhältniſſe zum Beſten dienen; daß du im Verleihen, wie im Entziehen, ein gütevoller Wohlthäter biſt. — Ja, Herr und Lenker meiner Tage, zu dir flüchtet mit allen ihren Thränen meine niedergebeugte Seele von einem theuern Grabe, welches in ſich das Liebſte verſchließt, was mein Herz mit heiliger, mit beſeli-

gender Liebe umfaßte. — Umdunkelt iſt mein Daſein fortan und öde! — O! laß, Vater der Liebe, den lichten verklärten Himmel, der jetzt meine Schweſterſeele umgiebt, herüber leuchten durch dies finſtre Gewölk in mein nächtliches Daſein!

Erziehung für die Ewigkeit einer geiſtigen Vollendung und Erhebung iſt dies ſchnell vorübergehende Leben; eine Vorbereitungsſchule iſt es zu einer immer heiligern Thätigkeit, zu einer immer reineren Liebe. Wohl ſind es heiße Stunden, die Stunden der Prüfung in dieſer Uebungsanſtalt; aber ſie führen zu den Beſeligungen der innern Ruhe, welche durch die Unruhe des Kampfes befördert wird. In jeder Menſchenbruſt wohnet, aber waltet nicht immer die freie Willenskraft, ſich aufzuringen von dem Niederdrucke der Unzufriedenheit, des Mißmuthes und der leidenſchaftlichen Ungeduld, wenn unſer reinſtes Streben mißlingt, wenn unſere theuerſten Hoffnungen ſcheitern. Wer durch redliche Thätigkeit und Beharrlichkeit im Guten zu dieſer Ruhe des innern Friedens gelangt, und bei den widrigſten Schickſalen, bei den verworrenſten Erſcheinungen des großen Weltlebens, das Vertrauen zu Gottes allweiſer Vorſehung feſthält; wer es auch dann noch feſthält, wenn

Stunden des Kummers ihm näher kommen, wenn unerſetzliche Verluſte ſein Leben veröden: der wird nach und nach ruhig und anſpruchlos mit frommer Heiterkeit in ſich einen Himmel anbauen, in welchem der Friede wohnet, wo die Liebe waltet; er wird uneigennützig und edel die Menſchen lieben; wohlwollend, ſchonend und helfend auch denjenigen ſich nahen, die da irren und fehlen, die unverträglich den Frieden der Andern ſtören.

Wenn mitten unter den Erſcheinungen einer harten, trauervollen Zeit ein edles Haupt ſich erhebet, das innig Gottes Willen erkennet und Gott nachahmt, Segen und Wohlthat ſpendend, wohin es ſein Auge wendet, und Anſtalten gründend, die auf das vielſeitige Heil ſeiner nahen und fernen Mitmenſchen hinſtreben; dann wird die theilnehmende Seele, die ſo gern ſich des Wohls der geſammten Menſchheit erfreut, den erſcheinenden Gott der Liebe in ſolchem Ereigniß erblicken! ſie wird dankend niederfallen und anbeten den hohen Lenker menſchlicher Schickſale. — Aber plötzlich hinweggenommen wird das würdige Haupt aus dem Kreiſe ſeiner wohlthätigen Wirkſamkeit, von dem Flor ſeiner blühenden Stiftungen. Des Segens Quelle verſiegt nun; verſtummt iſt die

Engelſtimme der Liebe, welche zur Eintracht, zu wechſelſeitigem Wohlwollen die Herzen berief; gewichen iſt der Friede von dem geweihten Raume, wo die gottſelige Seele waltete; in Trümmern drohen zu verfallen die Anſtalten, welche Wohlſtand, Veredlung und Erhebung verlaſſener und vernachläſſigter Menſchen bezweckten. Mit tiefer Trauer erblickt ſolches das theilnehmende Gemüth. Wird es auch hier den erſcheinenden Gott der Liebe wahrnehmen? Wohl ſchwer iſt es, bei ſo ſtürmenden und hemmenden Wendungen des Schickſals noch den Glauben zu retten: — daß Glückſeligkeit Aller der Zweck des ewigen Vaters der Menſchen ſei; ach! der Menſchen, die einander ſo vielfach das kurze Leben verkümmern! Aber auch hier ſoll das Herz nicht verzagen, der Muth nicht verzweifeln und nicht wanken der Glaube an den unerforſchlichen Regierer, der über den Wolken thront.

Der einzelne Menſch hier unten überſchaut nur die Einzelheiten des großen in einander greifenden Menſchenlebens. Er, der Ewige, der mächtig und heilig waltet über das unermeßliche Weltall, der aus Wüſteneien fruchtbar blühende Fluren, aus den Trümmern verheerter Städte verjüngtes, friſches Le-

den hervorruft; er allein weiß, was dem ganzen Reiche seiner Schöpfungen, was selbst dem Einzelnen ersprießlich ist. — Er, der ewig Weise, hat auch meine Glückseligkeit bestimmt und meine Verluste geordnet, um meine Wohlfahrt, besonders in ihren Beziehungen auf das Ewige, zu begründen. Sollte ich trostlos verzagen an dem Grabe, das meine Thränen benetzen, daß der ewige Geist der Liebe aus meinem vielfach verarmten und schmerzenvollen Leben auch sie hinweg nahm, welche die Freude, der Trost meines Herzens war! — Dank ihm, heißer, inniger Dank! daß er sie mir gab; daß sie so lange die Meinige war. Das Andenken an ihre Tugenden, an ihre sanfte Milde, an ihr Wohlwollen, an ihre Versöhnlichkeit, an Alles, was sie wirkte und that, richte mich auf, wenn ich verlassen die Stellen umwandle, die mit den Spuren ihres schönen Daseins bezeichnet sind.

Theure, verklärte Schwester, du trauerst nicht, wie ich dir nachtrauere. — Du wandelst in hellerem Lichte; hinter dir liegt das Leben der Thränen, die Welt der Verwirrungen und des Wahnes; dir ist klar, was uns dunkel erscheinet. Im frommen, gottergebenen Herzen will ich dein Andenken tragen, bis

auch meine ſchmerzvolle Hülle in Staub zerfallen und mein erlöſter Geiſt ſich aufſchwingen wird, wo der Vater der Liebe uns wieder zuſammen führt. —

Stärke du, o himmliſche Kraft, meine bange Seele; ſtärke in ihr den Vorſatz, feſtzuhalten im Glauben an deine Weisheit und Liebe; nicht müde zu werden im Ringen nach Licht und Recht, und rüſtig Gutes zu wirken, ſo lange mein Tag währet. Amen! —

Gott in der Natur und in der Kraft der Tugend.

Hier ſtehe ich in Gottes lebendiger Schöpfung; wohin mein Auge ſich wendet, umringen mich Wunder der Herrlichkeit; überall ſprechen zu mir Zeugen der Allmacht, die ich nicht zu durchdenken vermag; ich ſehe Spuren der Weisheit, die meine ganze Seele mit Erhebung und andachtsvoller Bewunderung erfüllen; — ich vernehme, ich empfinde den Anhauch einer unendlichen Liebe, die erhaltend, die beglückend und beſeligend das unendliche All der Welten, wie jedes einzelne Weſen umfaßt, welches als Atom im Ocean der Unendlichkeit ſchwimmt. — Gott! — Gott! Heiliger! Ewiger! du biſt dort, wo ſtrahlende Welten ewige Gottesdienſte feiern! du biſt dort — du, den kein Name nennt; du biſt auch hier, wo meine Seele zu dir betet.

Ich wandere einſam und ſinnend durch den aufblühenden Garten, durch die ſonnige Flur: — in jedem Sonnenſtrahl berührt mich ein Glanz der Herrlichkeit Gottes; in jedem Hauche, der kühlend mein Geſicht anweht, fühle ich den Odem des Ewigen, der Leben und Glückſeligkeit ausgoß über den ganzen Haushalt der Natur. —

Kräfte, unerforſchliche Kräfte wirken durch einander und wechſelſeitig für einander; und hoch und niedrig, klein und groß, dient ein Weſen dem andern, und empfängt wiederum von einem dritten die Beförderung ſeines Daſeins; bewußtlos das Niedere im Thiere, mit Bewußtſein das Höhere im Menſchen! — Ich betrachte die kleine geſchäftige Ameiſe, wie ſie ruhig und ſorglich ihr wohlgeordnetes Familienleben betreibt; — ich ſehe den Wurm, der aus ſeinem Schlummerlager im Schooße der Erde hervorgeht; ſeine Nahrung iſt ihm bereitet, er lebt, er genießt, bringt ſeines Gleichen hervor und kehrt zurück in den Staub, aus welchem er entſtand; — ich bemerke den Vogel, wie er ſein Neſt auf den wiegenden Zweig bauet, wie er es gegen den Angriff der ſtürmenden Witterung ſchirmt; wie er ſeine Brut mit angemeſſener Nahrung verſorgt; und eine Stimme

in mir ſpricht: — Siehe, da iſt Gottes Finger! Mich ergreift ein inniger, ſeliger Schauer der Gottesnähe, wenn ich das künſtliche Neſt eines Vogels, wenn ich den wohlberechneten Bau des Bienenſtocks betrachte.

Das Thier iſt ſeiner Kunſtfertigkeiten ſich nicht bewußt; denn es erwirbt ſie nicht, ſie ſind mit ihm zugleich da; es iſt der ewige Geiſt des unendlichen Lebens, der gleichſam unmittelbar in dem Thiere ſich reget und wirkt! Aber wie hoch ragt über das Thier empor der Menſch! — Das Thier weiß, der Menſch lernt; das Thier hat Daſein, der Menſch erwirbt Leben! — Leben! — Welchen Reichthum von Anlagen und wachſenden Kräften ſpricht dies Wort aus! — Leben iſt Bewußtſein, — ſelbſtthätige, freie Kraft, zu begehren, zu ſtreben, zu erwerben; eine Kraft, die nicht in rückſichtloſen Trieben, ſondern in der überlegenden, umſichtigen Vernunft ihre Geſetze findet: Recht und Unrecht kommen hier zur Sprache! — Der thieriſche Trieb fällt ohne Umſtände über den Gegenſtand ſeiner Begierden her, ihm iſt keine Verantwortung abzufordern. — Der Menſch, mit dem innern Auge der Anſchauung begabt, betrachtet den Gegenſtand ſeines Begehrens,

und erkennt die Bedingungen der Umstände, die den Erwerb, das Sichzueignen des begehrten Gegenstandes gestatten oder verweigern: ihm liegt Verantwortung ob. — Und wer ist denn die Herrschermacht, welcher er solche Verantwortung abzulegen hat? Die Vernunft, diese Himmelstochter, die frei für zwei Welten lebt, die an das irdische Dasein das himmlische knüpft; dieser geistige Strahl, den der unendliche, der ewige Geist, der Vater aller Geister, in die Menschenbrust senkte, daß er, wie ein Stern, den die erhabenste Sonne der Ewigkeit erleuchtet, den Menschen leite durch die Irrgänge der irdischen Wallfahrt. — Ueberall in der uns umgebenden Natur, in der Pflanzen- wie in der Thierwelt begegnen uns Verkündigungen Gottes! Offenbarung Gottes spricht uns an in der Seele des Menschen, in seinem Bewußtsein, in seinem Gewissen, in seiner Vernunft! — Hier redet zu uns eine Stimme; — es ist die Stimme Gottes, die, was wir beginnen und thun, uns immer mahnet, recht zu thun und gottselig zu wandeln; es ist die Stimme, die da richtet über die leisesten Wünsche unseres Herzens, über die verborgenste That, die wir uns erlaubten.

Wir ſtehen gleichſam vor dem Richterſtuhle Gottes, wenn wir dieſe Stimme vernehmen. Die fortgeſetzte Aufmerkſamkeit auf dieſe Stimme erweckt in der Seele die Kraft, ihr zu gehorchen. Je ununterbrochener jene Aufmerkſamkeit iſt, deſto lebendiger, ſchneller, wirkſamer und ſiegreicher wird dieſe Kraft, die Regungen der Verführung, die Antriebe der Begierden, den ſtürmiſchen Drang ſträflicher Leidenſchaften; überhaupt, die Welt zu überwinden, und dagegen zu erringen den Himmel eines reinen Herzens, in der Gerechtigkeit, die vor Gott gilt. — Ja! dieſe Kraft iſt fähig, die Höhe einer Tugendbegeiſterung zu erreichen, die kein vorüberfliegender Wonnenrauſch iſt, den der Genuß irdiſcher Freuden giebt; — nein, es iſt die dauernde Seligkeit, die erhaben iſt über den Wechſel weltlicher Dinge. Dieſe hohe Tugendbegeiſterung verſetzt uns tiefer in die ſtille Vorhalle, mit welcher das irdiſche Daſein an das himmliſche grenzt: da wohnet der Friede Gottes, der höher iſt denn alle Vernunft, oder vielmehr höher denn der grübelnde Verſtand, der ſich vermißt einzudringen in die Tiefen der Gottheit, und zu ergründen den Unergründlichen, der ſich innig genug dem Gemüthe des frommen Beters offenbart. Von

dieſer Innigkeit, von dieſem Gottgefühle durchdrungen, wandelt ſiegreich der kämpfende Geiſt durch die Anfechtungen der feindlichen Kräfte. — O! ſchön ſind die Siege der Tugendkraft! Sie ſind um ſo reiner, himmliſcher, je weniger die Welt ihre Belohnungen ihnen zuwirft. Wer es ein Mal empfunden hat, wenn Stürme der Außenwelt auf ihn eindrangen, wenn körperliche Leiden ihn peinigten, wenn unfreundliche, oder gar feindliche, von menſchlichen Verhältniſſen ausgehende, Berührungen ihn trafen; wer es empfunden hat, wie tröſtend, wie wohlthuend es iſt: — dann hinein zu flüchten in ſein innerſtes Leben, in ſein Gemüth, ohne daſelbſt einen Feind fürchten zu müſſen, der wird dieſes Heiligthum heilig bewahren: — Da iſt Gott mit ihm! — Mit Gott ſein, heißt das nicht, in dem Himmel der Seligen ſein? —

Chriſtus, dieſes heiligſte, erhabenſte Vorbild, dieſe ſtrahlende Sonne in der Chriſtenwelt, dieſer Mund der Wahrheit ſpricht: — ich bin in dem Vater, und der Vater iſt in mir; wir ſollen ſein wie er: dann wird mit uns ſein, der mit ihm war. — Mit welcher Würde, mit welcher Seelenruhe ſtellt dieſer hohe göttliche Lehrer der Menſchen

ſich den Anfechtungen entgegen, die ſeine Feinde, — die Feinde des Rechts und der Wahrheit, — wider ihn richteten! — Nicht die Hoſianna-Rufe des Volkes, und nicht das „Kreuzige, kreuzige ihn!“ — nichts vermochte ſein gottergebenes, ſein mit Gott erfülltes Gemüth aus dem Gleichgewicht zu drängen. — „Vater! ſie wiſſen nicht, was ſie thun! Vergieb ihnen!“ — Mit dieſen Worten vergalt der Göttliche den martervollen Tod, den über ihn ſeine Feinde verhängten. Dies iſt die leidende Tugend auf der Höhe ihrer Vollendung; dies iſt der Triumph der Kraft.

Wenn nun in dem Verzeihen, in der Nichtvergeltung des uns zugefügten Unrechtes, in der Liebe zu dem Feinde, — mit einem Worte, in der leidenden Tugend ſich die Kraft Gottes in uns bewährt: ſo offenbaret ſich dieſelbe noch heller und lebendiger in den Thätigkeiten eines wahrhaft frommen Gemüthes. — Liebe und Friede, thätige Liebe, erworbener Friede walten in dem Wirkungskreiſe eines ſolchen Gemüthes. Handlungen der Wohlthätigkeit bezeichnen den Lebensgang der würdigen Seele, mit der Gott iſt.

Der wahre Menſchenfreund, wenn er ſelbſt nicht

retten kann, wenn die Kräfte ſeines Vermögens nicht hinreichen, das Elend des Flehenden zu mildern, der die Hand nach ihm ausſtreckt, wird durch kräftige Theilnahme, durch Zuſpruch, Rath, Fürſprache, oder was ſonſt für Mittel ihm zu Gebote ſtehen, die Leiden des Unglücklichen zu erleichtern ſuchen. — „Man kann mit leerer Hand ſchon Vieles geben," ſagt ein Weiſer. Der wahre Menſchenfreund wird mit anſpruchsloſer Leutſeligkeit unter den Seinigen wandeln; der Friede wird mit ihm ſein, auch wenn er mit unfriedlichen Charakteren in Verbindung ſteht. — Stets wird er uneigennützig handeln, wie nahe ihm auch Lockungen zum Eigennutz liegen; er wird nachgebend, wohlwollend, friedfertig durch jedes Verhältniß gehen, das ihn in Berührung mit andern Menſchen ſetzt; er wird Sanftmuth entgegenſtellen dem ungerechteſten Angriff, der auf ſeine Perſon unternommen wurde; er wird — ohne zudringlich zu ſein, ſein beſſeres Wiſſen geltend zu machen, vielmehr mit Sanftmuth und Beſcheidenheit den Irrenden zu beſſerer Erkenntniß zu führen ſuchen; er wird recht handeln auch da, wo das Unrecht mit der Begünſtigung der Verborgenheit ihm entgegen tritt; ja er wird auch

den Muth haben, einen unſchuldig Verleumdeten, der von Mächtigen verfolgt wird, mit Gefahr der eigenen Ruhe zu vertheidigen. —

Dieſes Alles wird der wahre Menſchenfreund ſein und thun, ohne Anmaßung, in der ſtillſten Demuth ſeines Herzens; immer hinblickend auf das große Vorbild, welches Chriſtus, ſein Herr und Meiſter, aufſtellt. — Sagte nicht dieſer Vollkommenſte unter den Menſchenkindern, als man ihn guter Meiſter nannte: — „Was nenneſt du mich gut? — Niemand iſt gut, — denn nur der einige Gott!“ — Ja hier erſcheinſt du mir wieder, hohe leuchtende Chriſtusgeſtalt! — unermüdend arbeitend für die Förderungen des Menſchengeſchlechtes, gingſt du durch das Leben. Zu beglücken, wohlzuthun und zu erleuchten war ununterbrochen dein göttliches Geſchäft; — welcher Undank, welche Verkennung, welche Feindſeligkeit dir auch dafür zu Theil ward; das irrte dich nicht in deinem hohen Beruf, du fühlteſt, mit dir war Gott.

Abendgebet.

Zu dir, mein Gott und mein Vater, ſo lehrte Chriſtus, dein Heiliger, dich uns nennen! ſo lehrte Chriſtus, unſer göttliches Vorbild, uns zu dir, o Ewiger! mit kindlichem Vertrauen uns nahen! zu dir, der du meine Tage gezählet und mir nach deiner ewiger Weisheit zugemeſſen haſt die Zeit meines irdiſchen Lebens; zu dir erhebt ſich mein Geiſt in Demuth und mit freudiger Zuverſicht, in dieſer, der Selbſtprüfung geweihten Abendſtunde.

Ich nahe mich dir, Schöpfer aller Weſen, wie ein ſchwaches Kind dem liebenden, nachſichtsvollen Vater ſich nahet, von dem es alles zu empfangen, und dem es nichts darzubringen hat, als ein Herz voll Dank und voll Liebe; doch dieſes dankbare Herz weiß es, daß du, o Vater, mit Langmuth den

Irrthum und die Schwächen dem fehlenden Kinde verzeiheſt, wenn es nur nicht mit beſchönigender und verderblicher Selbſttäuſchung in ſeinem Wahne verharret! wenn es nur redlich ſtrebt, jede Stunde, die des wohlthätigen Vaters Weisheit ihm zuwendet, auch zur innern Veredlung ſeines Gemüthes zu gebrauchen.

Ja, du liebender Vater, du Beſeliger aller Geſchaffenen! beſonders derer, die dich innig und lebendig erkennen; du haſt es mir nicht an kräftigen Anmahnungen fehlen laſſen, meine Veredlung, meine Seligkeit zu erringen; jedem ſinkenden Tage haſt du eine Erinnerung mitgegeben, mich zu belehren, daß nichts eilender und vergänglicher, als die Zeit, und nichts unvergänglicher iſt, als die Folgen ihrer Anwendung.

Ein Tag iſt wieder hin, und dieſen
Theil des Lebens,
Wie hab' ich ihn vollbracht, verſtrich
er mir vergebens?

Dieſe furchtbare, aber heilſame Frage, kann ſich der Menſch nicht oft genug wiederholen, um immer auf ſeiner Hut zu ſein gegen den Verluſt und die Entweihung der Zeit.

Sind es auch nicht grobe Verirrungen, die das Andenken einer Stunde beflecken; ſo haben wir uns doch ernſthaft zu prüfen, ob wir nicht aus Trägheit des Geiſtes manchen Aufruf der Stunden überhört, manche Veranlaſſung zum Guten überſehen haben, welche der Gang der Zeiten herbeiführte.

Vor uns dahin unaufhaltſam eilet die Zeit! unerſetzlich iſt ihr Verluſt, wenn wir ſtille ſtehen; der Stillſtand im Weiterſtreben zur Vollendung iſt ein Rückſchritt, eine Entfernung von dem uns vorgeſteckten Ziele. Jede Stunde, deren Aufforderung wir nicht erfüllen, iſt eine beraubte Stunde! wir können ihr, wenn ſie dahin iſt, unſre Schuld nicht mehr abtragen. — Wenn der Leichnam eines geliebten Weſens vor uns dahingetragen wird, dann fragen wir uns mit dem bangen Gefühl der Wehmuth: Haben wir alles geleiſtet, was wir ſchuldig waren der geliebten Seele, die von uns hinwegging? Dieſelbe Bewandtniß hat es auch mit dem von uns geſchiedenen Tage. —

Mancher Tag der Anfechtung und Betrübniß hat mich vielleicht unzufrieden gemacht; manche Gelegenheit habe ich wohl verabſäumet, die Zufriedenheit Anderer zu befördern; mancher Lieblingsneigung habe

ich wohl mehr, als Recht iſt, nachgegeben, oder gar den Sieg über mich eingeräumt; manchesmal hat mich noch die Ungeduld mit den Schwächen meiner Mitmenſchen überraſcht. Ja, ich fühle es, daß ich nicht auf der Stufe der Vollendung ſtehe, die mit ungetrübter Freudigkeit mich in das Innere meines Lebens blicken läßt. Mancher Kampf mit mir ſelbſt ſteht mir noch bevor; aber ohne Kampf iſt kein Sieg, ohne mühevolles Streben keine Vollendung. Auch ein höheres Leben, der Schauplatz eines vollkommneren Daſeins, wird ſeine Kämpfe, aber auch ſeine herrlichen, freudevollen Siege haben! — O ſüße, ſelige Stunden der errungenen Siege, die dort unſer harren! — von denen hier ſchon, wenn ein Kampf unſerm Streben gelang, ein leiſes Vorgefühl uns beſeliget.

Geiſt der Wahrheit und Heiligung! erleuchte mich in dieſer ſtillen dir geweihten Abendſtunde, über den Zuſtand meines innern Lebens, auf daß ich immer lebendiger erkennen möge den Werth der Zeit, daß ich mit befeſtigtern Entſchlüſſen meinen morgenden Tag beginne, und dann mit erneueten Kräften mein Tagewerk vollbringe, mir ſelbſt, und wo möglich, auch denen zum Heile, die du meiner Führung

anvertrauteſt. So lege ſich denn mein Körper zur Ruhe. O möchte auch ſelbſt in ſanften Träumen noch der Gedanke an dich, du Vater meines Lebens, meinen Geiſt beſeligen!' Amen!' Amen!'

Morgenbetrachtung.

Ich erwache, und du, mein Herr und mein Gott, Schöpfer und Erhalter alles Daseins, du bist mein erster Gedanke. Der dämmernde Morgenstrahl, der in mein stilles Schlafgemach fällt, ist der nicht ein Bote von dir, welcher bei dem Erwachen meines Leibes zum irdischen Leben, auch mein Gemüth aufwecken soll zu dem geheiligten geistigen Leben in dir? — das festliche Morgenroth, welches mit Licht und Glanz mein einsames Zimmer erfüllt, ist dies nicht ein Wink, der mich auffordert, mein Gemüth zu dir zu erheben? Der Vögel fröhlicher Gesang, und jede Stimme der frisch und froh erwachten Natur ruft frohlockend mir zu: Gnädig ist unser Gott! barmherzig und von großer Güte! —

Wohin mein Auge, wohin mein Ohr ſich wendet, begegnen mir Aufmunterungen, mich anzuſchließen dem erhabenen Gottesdienſte, womit die ganze Natur dieſe Morgenſtunde zur Feſtſtunde weiht, welche ihn feiert den allgütigen Vater, Erhalter und Wohlthäter ſeiner Geſchöpfe. Jedem Daſein, wie gering es auch ſcheinen, wie unbeachtet es ſein mag: der Ewige hat ihm ſeinen Freudenkreis angewieſen; es vollendet ſeine Dauer und erfüllt bewußtlos darin ſeinen Willen. Aber welcher Reichthum von ſinnlichen und geiſtigen Wohlthaten, von irdiſchen Freuden und himmliſchen Beſeligungen ſtrömt dem Menſchen zu aus der Hand des Allmächtigen! — Zu welcher heiligen Benutzung und Verwaltung der ihm zugetheilten Gaben iſt durch dieſen Vorzug der Menſch verpflichtet! — Er ſoll froh und glücklich ſein, aber auch froh und glücklich machen: und darin erfüllt er, mit lebendigem Bewußtſein eines höheren Berufes, Gottes Willen! Wie Jeſus Chriſtus ausſtrömen ließ die Segnungen ſeiner göttlichen Kräfte, ſo ſollen auch wir mittheilen unſerm Nächſten von den Gaben und Kräften, die der Gott der Gnade und der Huld uns verliehen hat. Ja, der Ewige hat alles ſo weiſe geordnet, daß Jeder, wie be-

ſchränkt auch der Kreis ſeines Wirkens ſein mag, dennoch Andern Gaben mitzutheilen hat. Wie unermeßlich iſt die ewige Güte, die das Daſeiende erhält, und das Erhaltene beglückt! Unausſprechlich iſt die Vaterhuld, die ſich der Menſchen erbarmet. —

Tief und unerforſchlich iſt die Weisheit, mit welcher der Vater im Himmel die Schickſale der Menſchen ordnet und Freuden und Leiden vertheilt. Jedes Gefühl in mir wird Dank und Bewunderung ſeiner Güte, ſeiner Gnade, ſeiner Weisheit. Entzückt und begeiſtert erhebt ſich mein Gedanke zu dem Allmächtigen, deſſen Walten und Wirken ich in anbetender Ehrfurcht anſtaune! — Wie weiſe iſt Dunkel und Licht, Thätigkeit und Ruhe — wie weiſe iſt alles zur Erhaltung und Beglückung des Menſchen geordnet! — Jahreszeiten wechſeln mit Jahreszeiten; aus der Nacht, die den geſtrigen Tag ablöſte, ging das friſche Leben des heutigen Tages hervor, und von neuem aufgeſchloſſen iſt mir das unermeßliche Reich der Allmacht, Weisheit und Huld! So wie nun aus der Todesnacht des geſtrigen Tages das Leben des heutigen erwachte: ſo wird einſt aus der Todesnacht meines irriſchen Daſeins ein neuer

Tag hervergehen, und ein anderes Reich der Wunder wird dann vor mir aufgethan sein. —

Jeder Morgenaufgang diesseits des Grabes ist eine weissagende Vorbedeutung eines Morgenaufganges jenseits, welchen der beseligende Glaube an die Geisterwelt uns verheißt, zu welcher die menschliche Seele berufen ist. Dieser Glaube ist die leise Stimme unsers innersten Lebens; eine Offenbarung, die er, der ewige Vater des Lichts und der Wahrheit uns mitgab. Diese Offenbarung begleite mich auf meiner irdischen Laufbahn, um mich zu erheben, wo Niederdruck des Mißgeschickes über mich kommt und unerwartete Widerwärtigkeiten mir begegnen. Aber welchen Muth spricht dieser beseligende Glaube, diese innere Stimme mir zu, wenn die Schwachheit meines bessern Willens mir den Kampf erschwert, in welchem die irdische Natur den höhern Sinn zu überwältigen droht: wenn unter Anfechtungen die Geduld erliegen will; wenn beim Andrange des Unrechts die Sanftmuth in mir zu wanken beginnt. Wie erweckend ist dieser Glaube, wie kräftigend ist er, wenn die Beharrlichkeit nachlassen und im Guten immer thätig zu sein ermüden will.

Himmlischer Vater! Preis und Dank sei dir,

daß du dich uns so liebevoll offenbarst in dieser innern Stimme, die jenen großen Morgen der Lebensauferstehung uns verkündigt. — Auch er, der Heilige, den du uns sandtest, daß er uns ein Vorbild sei in alle dem, was uns würdig macht unsrer höhern Bestimmung! auch er wandelte in diesem Glauben fort und fort, bis zu der finstern Stunde, da sein Haupt am Kreuze sich neigte und er ausrief: — „Vater, in deine Hände befehle ich meinen Geist!" — Ja, mein Herr und mein Gott, so will auch ich ihm, unserm göttlichen Lehrer, nachfolgen; will wandeln und wirken wie er; fest will ich halten den Glauben an das höhere Reich deiner Gerechtigkeit, bis du mich abrufst zum volleren Anschauen der unermeßlichen Wunder deiner Herrlichkeit. — Amen! —

Das Reich Gottes.

Eine Betrachtung an einem ſchönen ſternenhellen Abend.

Der Tag iſt untergegangen; ein Geiſt des Friedens hat das Leben zur Ruhe gebracht und ſanft zugedeckt mit dem Schatten der kühlen, erquickenden Nacht. Eine tiefe Stille herrſcht durch die ganze Natur; vollbracht ſind die Werke des Tages; vollbracht wird einmal alles, was Menſchen wirken und thun, bis zu neuem Beginnen ſie aufruft die Stimme des Herrn. — Ich trete hinaus in den ſtillen Raum der ſternenhellen Nacht; dort oben leuchten ſelige Hoffnungen des Lebens herab in die Dunkelheit, die mich umgiebt; aber auch durch dieſe Finſterniß wandelt geheim und wirkſam der Geiſt der Lebendigkeit; ſein Odem weht gleichſam mich an in der Luft, die da herüber kommt aus dem Som-

mergebüſch, und ein Schauer des höchſten Entzückens durchzittert mein irdiſches Weſen, als hätte eine fremde und doch mir befreundete Natur mich berührt, um mich an mein künftiges Sein zu erinnern.

Was iſt die Dunkelheit um mich? — Nicht des Todes Ebenbild iſt die Nacht, ſie iſt eine reiche Mutter des Lichts, die ſtille, verhüllte Mutter des Lebens. Untergang und Aufgang; Sein und Wiederſein! — Zwiſchen beiden iſt Nacht, — iſt der dunkle Knoten, der beide verknüpft. — Aber mein Geiſt ſtrebt nach oben! — Welche Gottesverkündigungen ſprechen die Myriaden von Sonnen und Welten zu mir herab! Welch ein unermeßliches Gebiet des Strebens und der Erkenntniß öffnet ſich dort meinem Geiſte! — Wer bin ich, daß ich ſolche Herrlichkeit und Größe zu erfaſſen vermag; daß das Unerfaßliche ſo nahe mir tritt, und mich emporhebt zu ſich? Ueber die engen körperlichen Schranken ſtreckt ſich unaufhaltſam mein Geiſt ſo weit in die Unendlichkeit aus, und die Schaaren der Welten, welche ihres und meines Gottes Majeſtät verherrlichen, ziehen glorreich an ihm vorüber, und meine ganze Seele iſt begeiſtert von dem Gefühl, eine Mitge-

neſſin jener Unendlichkeit zu ſein. Wer bin ich, daß ſolches Heil mir zu Theil ward? —

Meine Betrachtung kehrt zur Erde zurück. — Wie klein, wie niedrig erſcheint mir dieſer Standpunkt, an den mein irdiſches Daſein geknüpft iſt! — Wie entſtellt durch der Menſchen Schuld zeigt ſie ſich dem Blicke, der von der Reinheit jenes ewigen Himmels zu ihr zurückkehrt. — Dieſe Erde, die unleugbar beſtimmt iſt, der Vorhof eines größern Paradieſes zu ſein, hat Stellen aufzuweiſen, welche Schauplätze des Elends ſind, das von Menſchen berührt. Das Band der Menſchenliebe, welches uns alle umſchlingen ſollte, iſt zerriſſen. Ich ſehe nicht mehr das einige Menſchengeſchlecht; ich ſehe einzelne Haufen menſchlicher Weſen, die ſich unfreundlich ſondern, die ſich einander anfeinden, haſſen, verfolgen. Es waltet ein Vater im Himmel, der mit einerlei Sonnenſtrahlen ſeine Kinder ſegnend umfaßt, und mit einerlei Schatten der Nachtruhe, wie mit Flügeln der Liebe, ſie alle bedeckt. Aber dennoch vermögen ſolche Vereinigungsbande nicht zu vereinigen die Kinder eines Vaters, die Brüder eines Geſchlechtes. — „In meines Vaters Hauſe ſind viele Wohnungen!“ ſpricht Chriſtus. Dies

einfache, tiefe, inhaltsreiche Wort, wie bedeutsam redet es an die Herzen der Menschen, um friedlich sie zu vereinigen zu einer Hausgenossenschaft des ewigen Vaters! — In verschiedenen Formen und Wendungen wiederholt jener große Menschenfreund seine Aufforderungen zur Eintracht und seine Andeutungen zu einem allgemeinen Reiche Gottes. „Wer den Willen thut meines Vaters im Himmel," sagt er, „der wird in das Himmelreich kommen." — Auf welchem Wege dieser Wille geschieht, derselbe Weg führt zu Gott! Aber weil Einige meinen, daß dieser, Andere, daß jener Weg nur zu dem Vater der Liebe führe; so entzweien sich die Menschen, wegen Verschiedenheit ihrer Meinung, und reizen sich gegenseitig auf zu Haß und Verfolgung. Wohin der Blick sich wendet, da begegnen ihm Spuren der Zwietracht, Entweihungen dieser Erde, die ein Tempel Gottes sein sollte. — Mich ergreift eine schmerzliche Wehmuth; mein Geist strebt nach oben! aber was heißt Oben? wo ist es? — Wo Gott ist! — Gottes Nähe ist die Höhe, zu der empor die schmachtende Seele sich sehnet. Auch hier, auf diesem Punkte in der Schöpfung, umgiebt seine Allgegenwart mich! Ein tiefes heiliges Gefühl kündigt

ſeine Nähe mir an, durchdringt und kräftiget mein zagendes Herz und fordert mich auf, ſeiner Nähe würdig zu ſein, mein Gemüth rein zu erhalten und Gutes zu wirken, ſo lange mein Tag währet, bis mich zu friſcher Thätigkeit aufruft ein neuer Sonnenaufgang, der jenſeits des Grabes mir leuchten wird. So lange mein Tag währt, will ich trachten und ſtreben nach dem Reiche Gottes, wo die höhere Natur des Menſchen in unbefleckter Würde erſcheint; wo heller und lebendiger die Tugendfertigkeiten ſich in uns entfalten. Das Reich Gottes iſt inwendig in uns; aber es ſoll liebend und thätig andern Seelen ſich mittheilen, die neben uns den Pilgergang des Lebens zu dem Ziele der höhern Vollkommenheit wandern. — So lange mein Tag währet, ſei es denn mein heiliger Beruf, das Reich Gottes nach der mir verliehenen Kraft ausbreiten zu helfen in dem mir zugewieſenen kleinen Raum dieſer Erde. Das Reich Gottes iſt nicht von dieſer Welt, aber dennoch iſt es für dieſe Welt; denn auch ſie gehört zu dem Inbegriff, von welchem Chriſtus ſagt: „in meines Vaters Hauſe ſind viele Wohnungen!“ — „Dein Reich komme!“ lehrt der erhabene Stifter unſers Glaubens uns beten. Klar-

heit und Licht geht aus dem Leben und aus der Lehre jenes erhabenen Vorbildes aller menſchlichen Tugend hervor: und darum beſteht das Reich Gottes, welches er verkündete, nicht in einer dumpfen, frömmelnden Leichtgläubigkeit, die den Aberglauben fördert, ſondern es beſteht in dem hohen, klaren, lebendigen Glauben, der zu frommer Gottgefälligkeit auffordert und die Seele begeiſtert zu Werken der Liebe, der wohlthätigen, helfenden, aufrichtenden, verzeihenden Liebe, die keine Ausſchließung kennt. Gerechtigkeit, Friedfertigkeit, Langmuth, Mäßigkeit, Geduld, Demuth und Freudigkeit zu allem Guten: dieſe Tugendfertigkeiten ſind die Zeichen der höhern Natur in dem Menſchen; an ihnen erkennen wir das Reich Gottes. Welche Mühen, welche Selbſtüberwindungen und Kämpfe dieſe Tugendfertigkeiten uns auch koſten mögen; ſie begründen in uns das ſelige Bewußtſein, welches allein uns hinüber begleitet zu der neuen Wohnung in dem Reiche des Vaters. — Tugendfertigkeiten ſind Tugendſeligkeiten! O, wer es einmal recht tief und rein empfunden hat, mit welchem Segen das Gefühl, etwas Gutes mit Anſtrengung und Selbſtüberwindung vollbracht zu haben, die Seele erfüllt, der läßt den Himmel

nicht wieder fahren, der eingezogen iſt in ſein Herz. — Wenn unſer Tagewerk gethan iſt, dann bleibt hinter uns alles zurück, was irdiſch, was zufällig iſt. Niederlegt am Ausgange des Lebens der Fürſt ſeine Krone, der Reiche ſeine Schätze, der Mann der Ehre ſeinen weltlichen Glanz; nur jenes ſelige Bewußtſein verläßt den einſamen Auswanderer nicht, und geht mit ihm durch die Nacht, die zwiſchen Sein und Wiederſein liegt. —

Wage es denn, du zagende Seele, nach dem Erwerbe dieſes Himmels, nach dieſem Bewußtſein zu ſtreben! Sei wacker und bete: „Vater im Himmel, zu uns komme dein Reich!“ Es kommt aber nur, wenn wir ihm entgegen kommen. Richte dich auf, mein Geiſt, trotz den Widerwärtigkeiten des irdiſchen Daſeins; trotz den Leiden, die den Körper darnieder drücken; du weißt, daß auch dieſe dahinten bleiben! Erhebe dich, und fühle die hohe Würde, den erhabenen Beruf, ein Mitgenoſſe im Reiche Gottes zu ſein! —

O heiliger Vater des Lichtes und des Lebens! ſende zu mir deine kräftigende Gnade herab, und erleuchte mit deinem Geiſte meine Vernunft, daß ſie nicht verfehle den Weg, auf dem zu uns dein Reich kommt! —

Glückſeligkeit Aller.

Wer bin ich, Herr, daß du dich meiner erbarmeſt, und ausgegoſſen haſt über mich die Fülle deiner Gnade? — Wenn ich zurückſehe auf den Weg, den ich bisher durchwandelte, ſo nehme ich mit tiefgerührter Seele wahr, daß der heitern Erinnerungen mehr, als der trüben, die zurückgelegte Wanderung bezeichnen. Unter den letzteren bemerke ich manches Weh, das ich mir ſelbſt bereitete. Wenn mein Pfad nicht immer durch Blumenauen ſich hinzog, wenn er minder bequeme, wenn er ſelbſt rauhe Stellen berührte; er brachte dennoch mich dem Ziele näher, welches du, weiſer Lenker meines Schickſals, mir aufgeſtellt haſt. Was mein ſinnliches Wohlſein verkümmerte, mußte mir dazu dienen, mein inneres Leben zu fördern. O! Dank dir, Ewiger, daß du

auch in die dunkle Stunde des Menſchen das Heil legteſt, welches ihm weiter hilft! Ja, Herr! du haſt alles wohl gemacht! Dein Wille geſchehe, wie im Himmel, alſo auch auf Erden!

Wenn wir die Worte: „Vater, dein Wille geſchehe," die Chriſtus uns beten lehrte, in ihrer hohen Bedeutung und in ihrer Tiefe ganz erfaſſen: dann wird es uns klar werden, welche Aufforderung an uns ſelbſt wir in dieſen Worten ausſprechen; welchem himmliſchen Berufe wir uns durch ſie weihen, einem Berufe, der uns näher bringt den ſeligen Geiſtern im Himmel: wie durch dieſe dort im Himmel, alſo ſoll durch uns hier auf Erden geſchehen der Wille Gottes des Vaters. — Und was fordert von uns dieſer höchſte, heilige Wille? — Die du dies fragſt, redliche Seele, merke auf die Gefühle deines Herzens! blick' hinaus in die dich umgebende Natur! vernimm, was Chriſtus ſagt, dieſer heilige, über alle Zweifel erhabene Zeuge der Wahrheit, an welchem ſo lebendig und hell der Wille des himmliſchen Vaters ſich ausdrückt! — Die Glückſeligkeit Aller iſt der Zweck ſeiner erhabenen Weisheit und Macht. — Unbedingtes, allgemeines Wohlwollen, weitumfaſſende Liebe, die auch

den Unfreund nicht zurückſtößt, iſt das allwaltende Geſetz in dem Reiche Gottes. Befrage dein innigſtes Gefühl, redliche Seele! da finde den ſanften Zug der Hinneigung zu einer erleuchteten Seele, zu einem wohlgeſtimmten Gemüthe! — da finde das weiche Mitleid gegen die dunklere Seele, gegen ein rauheres, minder wohlgeſtimmtes Gemüth! — Beide verkündigen das Geſetz der Liebe, den Willen des himmliſchen Vaters. Ungerührt geht das natürliche Mitleid ſelbſt an dem Unfreunde nicht vorüber, wenn ſeine Noth das Erbarmen anruft. — Aber wenden wir uns an die Natur, um auch hier wieder zu finden das Geſetz der Liebe. Ein großes Band wechſelſeitiger, ſich einander zuneigender Kräfte windet ſich hin durch die ganze Schöpfung. Selbſt feindliche Elemente ſuchen und finden irgendwo in dem großen Ganzen einen Punkt, wo ſie, gleichſam ausgeſöhnt und zuſammenwirkend, dem Geſetz, welches die Glückſeligkeit Aller bezweckt, ſich unterwerfen. Die Erde in ihrem Frühlingsſchmuck, dann in der reifenden Fülle des Sommers, und endlich in den reichen Gaben des Herbſtes; welch ein großes Feſt der Wonne und des ſinnlichen Entzückens bietet ſich dar! — Die Lerche trägt ihr frohes Jubellied

zu den Wolken empor; alle Stimmen, wo ein Leben ſich bewegt, vereinigen ſich zu einem Lobgeſange, und preiſen den Herrn, der in ſeinem großen Welthaushalt ein ſolches Freudenfeſt ſeinen Geſchöpfen bereitete. Vom hochbegabten Menſchen bis hinab zu dem kleinſten Wurme, der unter dem Grashalme ſich birgt: für alle hat eine unendliche Liebe geſorgt, auf daß jedes ſein kürzeres oder längeres Daſein, nach ſeiner Art, fröhlich genieße; Wohlſein ſuchet und findet jedes lebende Weſen. Selbſt an die Einrichtung, die für jegliches Geſchöpf zur Erhaltung ſeines Daſeins dient, hat der gütige Vater der Natur ein Wohlgefühl geknüpft, welches nur der Menſch durch Entweihungen, durch Uebermuth und Unmäßigkeit in ein Wehe zu verwandeln die Freiheit hat. Der reich begabte Menſch, dem die Erde, ſein vorläufiger Wohnplatz, ein Garten Gottes ſein ſollte, hat die Freiheit, dieſen Wohnplatz zu einem irdiſchen Paradieſe anzubauen, oder ihn für ſich und für Andere zu einer Wüſte zu machen. Dieſe Freiheit iſt die höchſte, heiligſte der Gaben und Vorzüge, die vor andern Geſchöpfen dem Menſchen zu Theil wurde; ſie iſt es, die zum Haupt in der Schöpfung und zum Herrn ſeines eignen Willens ihn einſetzt.

Die ungeregelte Leidenſchaft iſt ihre Feindin, ihr Leitſtern iſt die Vernunft; dieſer leuchtende Funken, der aus der Lichtfülle der Gottheit herab in das Menſchenleben ſich ſenkte! Wie hoch, wie nahe jener Natur der höhern Geiſter hat Gott den Menſchen geſtellt, indem er ihm das große, aber gefährliche Geſchenk der Freiheit anvertraute. — So ſtehen wir da in dem erhebenden Gefühl unſerer Freiheit, und blicken mit ſelbſtthätigem Geiſte umher in die weite Natur; welch ein reiches Gebiet der Erkenntniß thut ſich auf! welche beſeligende Anſchauungen der Herrlichkeit Gottes drängen ſich an unſern Geiſt! Aus den tiefen Quellen ſinnlicher und geiſtiger Freuden um uns her ſollen wir ſchöpfen für uns und für Andere. Was wir für Andere thun, fließet auf uns zurück in einer belohnenden innern Ruhe, in einem ſüßen Bewußtſein.

So höre denn, redliche Seele, die du beteſt: — „Vater, dein Wille geſchehe!“ — höre das Wort des Herrn, welches die Natur dir verkündet, horch auf die Stimme deines Herzens, und vernimm endlich eine Stimme vom Himmel! — Von dem Himmel herab brachte Chriſtus Worte des Heils, Worte des ewigen Lebens. Alle ſollen ſelig werden; ver-

loren gehen Keiner, der an ihn glaubet, seinem Worte vertraut. Sein Wort ist die Wahrheit; es erlöset uns, es rufet uns zurück von Wahn, von Täuschung und Sünde; es weiset lebendig und eindringend uns hin auf den Weg, der zur Glückseligkeit führt, einer Glückseligkeit, die im Reiche der Vergänglichkeit beginnt; ihr Ziel aber ruhet heilig in einem unvergänglichen seligen Leben. An Alle ergehet die Stimme seines Wortes, selbst an die Heiden, wie er die Irrenden nennt, die noch im Dunkeln wandeln, und nicht erleuchtet sind vom Lichte seiner Wahrheit. „Gehet hin, und lehret alle Heiden!" dies ist der Auftrag, den er seinen Jüngern giebt. „In allerlei Volk, wer recht thut, der ist Gott angenehm;" — sagt ein würdiger Schüler dieses größten Lehrers der Menschheit. Wer recht thut, welches Volkes, welches Glaubens er sei, wer recht thut, nicht wer blos mit den Lippen spricht: — Herr, Herr! — gehört zur Kindschaft Gottes, und Gott will, daß Allen geholfen werde. Diese große Verheißung geht durch das ganze Lehrgebäude des Heilandes, und spricht noch lebendiger sich aus in seinem heiligen Leben; sie ist die Stimme, die an das gesammte Menschengeschlecht ergeht, und

heilig und ewig iſt, was der Ewige will! Vom Aufgange bis zum Niedergange herrſcht das Geſetz ſeiner Barmherzigkeit. — Aber dieſelbige Stimme, welche jene Verheißung verkündet, läßt uns auch vernehmen, daß wir berufen ſind, ſo viel an uns iſt, mitzuwirken, daß der Wille Gottes, der das Heil Aller bezweckt, ſchon hier auf Erden geſchehe. Wenn wir in Recht und Gerechtigkeit, und immer demuthsvoll vor Gott wandeln; wenn wir, wie unſer Vater im Himmel, Barmherzigkeit üben gegen unſern Mitmenſchen, welches Volkes, welcher Sitte, welches Glaubens er ſei; wenn wir mit Nachſicht und Bereitwilligkeit verzeihen, wie unſer Meiſter ſeinen Feinden verzieh; wenn wir unbedingtes Wohlwollen üben und Liebe: dann geſchieht durch uns der heilige Wille unſers Vaters im Himmel. „Wenn ich mit Engelzungen redete," — ſpricht, des göttlichen Geiſtes voll, ein erleuchteter Nachfolger Chriſti, — „und hätte die Liebe nicht, ſo wäre dies alles nichts nütze." — Liebe iſt das große, allumfaſſende Grundgeſetz in dem Reiche Gottes.

Vater im Himmel, dein Wille geſchehe wie im Himmel, alſo auch auf unſrer Erde. — Möge

denn auch durch mich, ſo weit meine Kräfte reichen, geſchehen dein heiliger Wille. —

Wie deine Hand das All erhält;
Wie ſie beglückt, was lebt und iſt:
So finde mich die kleine Welt,
Die mir verliehen iſt.

Das Leben in der Welt,

gegenüber

dem Leben in Gott.

Heilige Stille der Nacht, du beſänftigeſt, du beruhigeſt die letzten Bewegungen, welche die Geſchäfte des Tages zurückließen; die Aufforderungen des thätigen Lebens ſchweigen. — Ruhe, dieſer ſanfte Ton in den Gewirren des Lebens, ergießt ſeine Erquickung über die müden Kräfte. Ungeſtört kann ich über die Erfahrungen meines entflohenen Tages nachdenken! — Mir ſelbſt überlaſſen, blicke ich, von dieſem Standpunkte der Zurückgezogenheit hinüber in das Streben und Leben der Welt. — Wie ganz anders erſcheinen dem unbefangenen Blicke die Geſtalten, welche die lichten Höhen und die

dunkeln Niederungen des großen Weltlebens durchwandeln. — Selbſtſucht, Leidenſchaften und Wahn hier unten, wie dort oben, ſind die bewegenden Kräfte aller der Sorgen und Beſtrebungen, die einander heimlich täuſchen, oder offenbar feindlich durchkreuzen. — Welche Anſtalten werden gemacht, — welche Anſtrengungen werden aufgeboten! wie viel äußere und innere Ruhe wird aufgeopfert, um zur Ruhe zu einem unverkümmerten Selbſtgenuſſe zu gelangen; und wenn das Ziel erreicht iſt, und die Befriedigung nicht gewährt, die es darzubieten ſchien, oder nicht in dem Maße gewährt, welches die unerſättliche Phantaſie mitbrachte: dann tritt ſogleich Unmuth und Mißvergnügen an die Stelle des Genuſſes; und die Steigerung des Genuſſes führt Sättigung, Ueberdruß und Ekel herbei. Die begiervolle Seele nimmt einen neuen Anlauf, die Verwirklichung ihrer phantaſtiſchen Wünſche zu erjagen, ohne ſich durch frühere Erfahrungen abſchrecken zu laſſen, die ſchon oft ihre Erwartungen getäuſcht hatten. Da taumelt, wie ein Trunkener, der verwilderte Sinn von einer betäubenden Luſt zur andern; die Betäubung ſchwindet, und eine wüſte, drückende Leere bleibt zurück. — Der Menſch iſt

in nichts ſo beſtändig, als in der völligen Dahingebung: ſich von ſeinen phantaſtiſchen Träumen belügen, und vom äußern Schimmer täuſchen zu laſſen. Tief verwundet, ja ſelbſt reuevoll, kehrt er von der Täuſchung zurück, nur nicht zu ſich ſelbſt. — Wie viel Elend iſt mit dem Glanz der Hoheit bekleidet! — wie groß iſt die Zahl der Darbenden, die mitten im Ueberfluß irdiſcher Güter, den Anbau eines ſeligen Lebens vergeblich verſucht! — Die Sehnſucht darnach iſt ſchuldlos, iſt gerecht und hat ihre Vollmacht vom Himmel; aber in der Wahl der Gegenſtände, an welche wir ſie mit ihren Anſprüchen verweiſen, da liegt der Irrthum, der ſo gern Himmel und Erde vermiſcht.

Eitle Freuden werdet ihr
In den ernſten Augenblicken,
Wenn der Tod uns ruft, und wir
Uns nur haben, noch entzücken?
Werdet ihr zum Gräberhain
Tröſtende Begleiter ſein?

Ach! wir ſäen auf den Boden der Vergänglichkeit, um dauernde Früchte zu ernten; wir ſenden thörichte Seufzer in die Luft, als wäre von flüchtigen Winden das Heil, der Friede zu erwarten,

welchem nachzuſtreben wir uns nicht erwehren können. —

Ja! wandelbar und flüchtig, wie die Luft, iſt alles, womit das Leben der Welt anlockt, reizt und uns ſo leicht vergeſſen läßt nach dem wahren Heile zu ringen, welches die Furcht eines Lebens für die Ewigkeit iſt! —

Unvermerkt entflieht die Zeit
Der uns zugezählten Tage,
Und das Wort der Ewigkeit
Thut an uns die große Frage:
„Pilger, wie haſt du gelebt?
„Haſt du dir mein Heil erſtrebt?“ —

Die Erwerbung irdiſcher Güter — welchen ſtörenden Zufällen ſind ſie unterworfen! Die Gefahr des Falles begleitet den Stolz von Stufe zu Stufe, und ſteht ihm auch dort, im Glanze ſeiner Erhebung, zur Seite. Aber auch abgeſehen von der innern Nichtigkeit und Leere deſſen, was das Leben in der Welt — Glück und Glückſeligkeit nennt; abgeſehen von dem gemeinen Irrthum, welcher die Herrlichkeiten und Vorzüge des Weltlebens höher zu ſtellen pflegt, als ſie in den Verhältniſſen zu unſerm wahren Leben zu ſtehen verdienen, abge-

ſehen von dem allen; ſo ſind die Arten der Erwerbungen ſolcher Dinge, die das äußere Leben mehr oder minder glänzend und ſcheinbar glücklich darſtellen, nicht ſelten mit unausbleiblichen Beeinträchtigungen unſrer heiligſten Pflichten verknüpft, und eben ſo führt ein ſolcher Erwerb einen Nachzug von Qualen herbei, den der geräuſchvolle Genuß augenblicklich zu übertäuben, aber nie gänzlich zu entfernen vermag.

Eitle Luſt der Sinnlichkeit
Weiß mit täuſchenden Gewühlen,
Ach! das Kleinod unſrer Zeit
Leicht uns aus der Hand zu ſpielen!
Und der traurige Gewinn
Dieſes Spiels iſt leerer Sinn. —

Die ungezügelte Leidenſchaft, wenn ſie einmal Beſitz genommen hat von dem unbeſchirmten Gemüth, ſo reißt ſie den Menſchen fort, und läßt ihn die niedrigſten, die frevelhafteſten Mittel nicht verſchmähen, um den Gegenſtand ihrer Begierde zu erreichen. Der, nach irdiſchen Gütern Lüſterne wird, — ſeinem Gelüſte ganz hingegeben, nicht Anſtand nehmen, das Wohlſein Anderer, wenn es die Bedingung des Erfolges iſt, aufzuopfern. — Der

Rangſüchtige, der Ehrgeizige, wird Verſtellung, Heuchelei, Verleumdung anwenden — er wird die tiefſte Erniedrigung ſeiner Menſchenwürde nicht ſcheuen; vor keinem Verbrechen wird er erſchrecken, um denjenigen zu verdrängen, zu ſtürzen, der ſeinem Hinaufſtreben entgegen ſteht. Er kann nicht anders; die mächtige Begierde reißt ihn fort. — Die freigelaſſene Leidenſchaft macht den freigebornen Menſchen zum Knecht! Und iſt ein ſolcher Knecht der Beſitzer eines Thrones, welche Verheerungen blühender Länder verbreitet er um ſich her! welches namenloſe Elend der Völker geht von ihm aus! — Verwilderte Begierden ſind die Quellen, aus welchen ſich ſo viel Jammer ergießt über einzelne Menſchen und ganze Völker! — Wenn nun aus ihrem eng zuſammengezogenen Daſein die müde, ſelbſt oft getäuſchte Seele, hinüber blickt in das Leben der Täuſchungen: — welch ein Schauplatz der Verirrungen, der Zwietracht, des Haſſes und gegenſeitiger Verfolgungen öffnet ſich ihr! Da ſieht ſie das Licht im Kampfe mit den Mächten der Finſterniß, die das Reich der Gewaltthaten nicht wollen untergehen laſſen; ſie ſieht das verkannte ewige Reich von verjährtem Unrecht gedrängt und beſiegt; da begeg-

net ſie den Erinnerungen ihrer eignen Verirrungen und Fehltritte; da erblickt ſie die Spuren der Anfechtungen, die den Frieden ihres Herzens zerſtörten; da treten ihr von allen Seiten Veranlaſſungen entgegen, mit der Mahnung: —

Aufſtehn muſt du, Erdengaſt,
Von dem irdiſchen Gelage!
Was du mitzunehmen haſt,
Iſt das Zeugniß deiner Tage!
Wuchre für die Ewigkeit
Mit dem Kleinod deiner Zeit; —

Wohin, — wenn ſolche Betrachtungen die Seele bewegen, wohin ſoll die Geängſtete ſich retten vor den Schmerzgefühlen, die alsdann zu ihr eindringen? — Sie richte ſich empor! und eine innere Stimme ruft ihr zu: — es iſt noch eine Ruh' vorhanden! eine Ruhe, deren Vorgefühl vom Himmel ſtammt, und den Menſchen mitgegeben wurde, damit ſolches gleich einem tröſtenden Engel den Pilgrim an die ewige Heimath erinnere. — Dieſe innere Stimme iſt es, welche die ſchwer geängſtete Seele dahin verweiſet auf das Vertrauen zu dem Vater der Schöpfung, dem die Unermeßlichkeit der Welten nicht zu groß, und das Menſchenherz nicht zu klein

iſt, um mit Segnungen jene, wie dieſes zu überſchütten und beider Schickſale zu lenken. — Wie oft hat es der einzelne Menſch an ſich, wie oft hat er es an ganzen Völkerſchaften erfahren, daß die ewige Weisheit die verwickelteſten Verworrenheiten einer ſolchen Auflöſung zuführte, die wir nicht hoffen konnten, ja — nicht zu ahnen vermochten! Recht iſt alles, was ſie uns ſendet. Die Thorheiten der Menſchen und ihre Frevel können die Entwürfe des Allweiſen nicht ſtören! — Dieſes feſte Vertrauen auf jene untrügliche Weisheit, mit väterlicher Milde vereint, kann die Stürme nicht abwehren, die uns überfallen; aber ſtärken und erheben wird es in uns den Muth, ſie zu überſtehen. — Dieſes Vertrauen kann uns nicht befreien vom Kampfe mit den Widerwärtigkeiten unſers irdiſchen Daſeins; aber ausrüſten wird es uns mit Kräften und Waffen, den Sieg zu erringen. — Nur die Seele, welche ſich ganz in den Gedanken an jene höhere Weisheit verſenkt, iſt ihrer Ruhe ſicher: — ſie führt ein Leben in Gott! — Sie wird den Berührungen von außen nur ſo viel Eingang verſtatten, als Aufforderungen darin enthalten ſind, Menſchenliebe, Wohlwollen und Nachſicht auszuüben.

Dies Leben in Gott iſt nicht ein dumpfes, gedankenloſes, blindes Schweben in dunkeln Gefühlen, die gehaltloſen Nebelgeſtalten nachziehen; es iſt ein helles, heitres Selbſtbewußtſein, ein klares, freudiges Anſchauen der Gegenwart und Herrlichkeit Gottes; es iſt ein lebendiges Erkennen ſeiner Offenbarung, die in heiligen Stunden innerlich in unſerm Gemüth, und äußerlich in den Wundern der Natur, zu ihm uns erheben. — Das Leben in Gott iſt die wahre Heimath, die ſelige Ruheſtätte unſers unſterblichen Geiſtes. Es iſt die lichte Höhe, wo die Täuſchungen ſchwinden! — Da leuchtet eine helle, geiſtige Sonne! — Die Sonne der Wahrheit, welche die Dinge, die uns umgeben oder begegnen, in ihrer wahren Bedeutung erkennen läßt. — Das Erfreuliche, wie das Widerwärtige, ſelbſt die dunkeln Schattenſtellen, — die Gräber geliebter Freunde, erſcheinen im Lichte dieſer Sonne als Uebergangspunkte an der Grenze des irdiſchen Daſeins. — Unruhe, Wechſel und Tod herrſchen in dem Leben der Welt: ewigen Frieden und unſterbliches Weſen gewährt uns das Leben in Gott. — Hier erhebt mein Geiſt ſeinen Blick zu einer hohen Geſtalt: Jeſus Chriſtus iſt es, der uns das Leben in Gott

heller, als jemals ein Weiſer, aufſchloß. — „Vater im Himmel, nicht mein Wille, ſondern der deine geſchehe!“ So ruft er aus, bei den furchtbarſten Begegniſſen ſeines irdiſchen Wandels. Vater, dein Wille geſchehe, iſt das Wort der Weihe vor dem Eingange zu einem ſtillen, frommen Leben, — zu einem ſeligen Leben in Gott! —

Hat reine, ſtille Frömmigkeit
Die Seele ſich errungen:
Mit tröſtender Zufriedenheit
Fühlt ſie ſich dann durchdrungen.
Sie traut auf Gott! — ihr Glaube ſpricht:
Der Herr iſt meine Zuverſicht,
Ich weiß, an wen ich glaube! —

Betrachtungen über Leben und Tod zur Beſiegung der Todesfurcht.

Das Leben führt zum Tode, der Tod führet zum Leben: ſo heißt das Geſetz, welches durch die unendliche Weſenreihe der Schöpfung waltet. Jedes Daſein geht eine Stufenfolge von Zuſtänden durch, von denen der eine immer die Vorbereitungsſtufe des andern iſt. So verhält es ſich in der ſichtbaren Außenwelt, die uns umgiebt, ſo in der unſichtbaren, die unſer innerſtes Weſen ausmacht, das iſt: im Reiche der Sitten. — Der Menſch durchwandert mehrere Stufen des Alters; auf jeder dieſer Stufen wird es in verſchiedener Rückſicht anders mit ihm; ob er gleich im Grunde in ſeinem Bewußtſein, unter Begleitung der Erinnerung und der Hoffnung, immer derſelbe bleibt.

So geht es, bis er an ein Ziel gelangt, wo eine gröſsere Verwandlung, ein Lebensabſchnitt von höherer Bedeutung, ihm bevorſteht: es iſt das Ziel, welches die irdiſche Laufbahn beſchlieſst — der Tod. Daher iſt es Pflicht, unſere Anſichten über dieſe letzte wichtige Verwandlung unſers irdiſchen Seins zu berichtigen.

Der Tod kann nichts Furchtbares für den haben, der ihn als den Führer in ein neues Leben betrachtet; und dies neue Leben — da keine neue Erſchaffung mit uns vorgeht — kann nichts andres ſein, als eine Fortſetzung des Lebens, welches wir dieſſeits des Grabes geführt haben; eine Fortſetzung, die mit erhöhten und geübteren Kräften ihre Fortſchritte, mit helleren, geſchärfteren Blicken ihre Anſichten und Betrachtungen beginnt: alles dieſes aber nur nach dem Maſse der Gewöhnungen und Fertigkeiten, welche die Seele in dem irdiſchen Daſein erwarb; — Gewöhnungen in der Fähigkeit, würdig zu genieſsen, Fähigkeiten in der Kraft, würdig zu handeln; beides nämlich, wie es das Geſetz in unſerm Buſen, — das Gewiſſen, — uns vorſchreibt. Welch ein mächtiger Antrieb, nach Vervollkommnung zu ſtreben, liegt in dieſem Gedanken, welche

Aufforderung läßt er an uns ergehen, mehr und mehr unsre Schwächen abzulegen, die uns zur Trägheit im Guten hinabziehen, immer mehr uns loszumachen von den Fehlern, die unserer Veredlung, unserm Besserwerden Abbruch thun, und uns immer freier zu ringen von der Macht und Herrschaft des Irdischen, in so fern es in uns unedle Leidenschaften erweckt, und uns dem höheren, reineren Dasein abwendig macht!

Der Tod kann nichts Furchtbares für den haben, der dies Leben als eine Vorschule betrachtet, die ihn vorbereitet und weihet zu den Pflichten einer neuen, höhern Thätigkeit, und die ihn würdig macht zu den Genüssen einer reineren und dauerhafteren Glückseligkeit.

Aber welcher Geist der Weisheit und der Lehre waltet in dieser Vorschule unsrer Vollendung? — Jesus Christus, dieser göttliche Lehrer und Führer, von dem himmlischen Vater zu uns herabgesandt, daß er uns einführe zu den Tiefen der Weisheit; daß er uns aufschließe das Reich des ewigen Lebens, wo heiliger und herrschender die Gerechtigkeit ist, die vor Gott gilt; Jesus Christus, dieser erhabene Menschenfreund, dieser Erlöser von Irrthum und

Wahn iſt es, der in dieſen Vorhallen des zukünftigen Lebens uns ſeinen Geiſt mittheilt, indem er uns ſeine ſeligmachenden Lehren verkündigt; er iſt es, der uns den Willen ſeines und unſers himmliſchen Vaters, dieſen Willen, der uns ſchon in das Herz geſchrieben iſt, in helleren Offenbarungen kund macht. Doch nicht nur in ſeinen Lehren ſpricht er zu uns, auch ſein Vorbild hat er uns aufgeſtellt, ein leuchtendes Vorbild im Leiden und im Handeln, im Leben und im Sterben.

Der Aberglaube des Heidenthums und des entarteten Judenthums, beide hatten die tiefſte Finſterniß des Wahnes und der Unwiſſenheit in göttlichen Dingen über die Welt hin verbreitet. In dem Gebiete der Sitten herrſchte die ſchnödeſte, ungebundenſte Selbſtſucht, die an nichts Höheres glaubt, an keine andre Glückſeligkeit, als die ſie mit den Sinnen zu erreichen und zu erfaſſen vermag. Der Glaube, der in der Liebe thätig iſt, war von der Erde verſchwunden. Die unwürdigſten Vorſtellungen von einem höchſten Weſen beförderten das Unrecht und das Verbrechen. Man beging die Miſſethat; und Blutverſöhnungen durch Opfer — der vermeintlich zürnenden Gottheit dargebracht — mußs

ten die Stelle der Buße und der Lebensbeſſerung vertreten. So laſtete auf der armen Menſchheit Verderben und Elend. Einzelne tugendhafte Männer drangen mit ihrer Weisheit, mit ihren Rettungsverſuchen nicht durch; ein verkehrtes, verderbtes Prieſterthum nahm die Täuſchung, welche den Pflegern deſſelben Vortheile gewährte, in Schutz, und jene edlen Männer wurden — obwohl nicht ganz fruchtloſe — Opfer ihres würdigen Strebens, indem ſolches — wenigſtens Aufregungen eines höhern Bedürfniſſes zur Folge hatte: ſie waren, wie Johannes, die Vorläufer eines Heilandes der Welt. Da endlich, als nun die Zeit der Vorbereitung erfüllet war, erſchien Chriſtus! — Ausgerüſtet mit der Kraft Gottes, mit einer unendlichen Liebe zu dem menſchlichen Geſchlechte, trat er auf, und predigte und übte das Recht, welches vor Gott gilt, die tiefere Gerechtigkeit, die den innerſten Menſchen ergreift und umfaßt. Er predigte und übte den Glauben, der durch die Liebe thätig iſt. — „Liebe Gott über alles, und deinen Nebenmenſchen, wie dich ſelbſt;" — ſo lehret, ſo gebietet uns ſein heiliges Wort; — das iſt die Liebe, die dem Freunde treu iſt, dem Feinde vergiebt und ihm wohlthut,

wo ſie es vermag; immer bereit zur Verſöhnung. „Ehe du deine Gabe auf dem Altare opferſt," ſpricht unſer Heiland, — „gehe zuvor hin, und verſöhne dich mit deinem Bruder!" — Dieſe heilige Lehre wiederholt er in den Worten: „Vergebet, ſo wird euch vergeben; mit dem Maße, wie ihr meſſet, wird euch wieder gemeſſen werden." —

Immer dringt unſer göttlicher Meiſter auf allgemeine Menſchenliebe, auf unbedingtes Wohlwollen, auf Verſöhnlichkeit, auf Milde und Nachſicht in der Beurtheilung unſerer Nebenmenſchen. „Richtet nicht, ſo werdet ihr auch nicht gerichtet!" — ruft er denen zu, die mit ſchneidendem Urtheile, muthwilligem Spott, auch wohl gar mit heimlichen, verleumderiſchen Andeutungen oder offenbaren Angriffen, den guten Ruf ihrer Nebenmenſchen verletzen.

Keine Sittenlehre eines frühern Weiſen ſchwingt ſich empor bis zu der Erhabenheit des Gebotes, das ſelbſt gegen Feinde Wohlwollen einſchärft und Liebe: denn wer aufhört unſer Freund zu ſein, hört darum nicht auf, unſer Bruder zu ſein — in Chriſto. — „Liebet," ſpricht der göttliche Lehrer — „liebet eure Feinde, ſegnet, die euch fluchen, thut wohl denen,

die euch haſſen!" — Eine ſchwere Aufgabe; aber — wie löſet der ſie, der ſie gab! — Hier leuchtet am hellſten ſein Beiſpiel uns vor! Mitten unter Todesqualen, die ſeine Verfolger über ihn brachten, betet er: — „Vater, vergieb ihnen, ſie wiſſen nicht, was ſie thun!" —

Unſer Heiland macht ausdrücklich die Menſchenliebe zur Bedingung der Liebe zu Gott. — „Wer ſeinen Bruder nicht liebet, den er ſiehet, — ſpricht er, — wie kann er Gott lieben, den er nicht ſiehet?" Und denen, die Gott lieben, muß alles zum Beſten dienen: — ſo redet zu uns ein heiliges Wort, welches im Namen unſers Heilandes und in ſeinem Geiſte zu uns ſpricht.

Ja, ſchon hienieden, in allen Widerwärtigkeiten, Verkettungen und Verworrenheiten der irdiſchen Verhältniſſe, die mit mehr oder minder rauhen Berührungen uns anfechten, findet die fromme Seele in der Liebe zu Gott eine ſanfte Ruheſtätte des Friedens; denn die Liebe zu Gott und das Vertrauen zu ihm ſind Eins; und in ſofern müſſen uns alle Dinge zum Beſten dienen.

Die Liebe zu Gott, zu dieſem ihren himmliſchen Vater, kann nicht anders glauben, als daß Alles,

was der kurzsichtige, beschränkte Mensch die Schicksale und Zufälligkeiten des wandelbaren Lebens nennt, auf Gottes Geheiß, durch eine höhere, väterliche Veranstaltung, ihm begegne. Auch Unerfreuliches, selbst die bittersten Leiden, wird die Liebe zu Gott mit Ergebung in den Willen des himmlischen Vaters annehmen, in der festen Ueberzeugung, daß die schmerzvollsten Stunden körperlicher Leiden und geistiger Anfechtungen mit zu den Mitteln gehören, welche bestimmt sind, uns abzulenken von allem irdischen, vergänglichen Wesen, und empor zu heben das Gemüth zu den himmlischen, unvergänglichen Gütern, über welche die Zufälligkeiten und Störungen des Erdenlebens nichts vermögen. Und so beten wir dann mit unserm heiligen Lehrer und hocherhabenen Vorbilde, wenn Tage der Trübsale über uns kommen: „Vater! ist es möglich, so nimm diesen Kelch von mir, aber nicht mein Wille, der deine geschehe!“ — Eine solche Ergebung, ein solches Leben in Gott sollen wir in dieser Welt, in dieser Vorschule unsrer Vollendung erwerben; und nur so gelangen wir zu einer heitern und erhebenden Ansicht des Jenseits, zu der innigeren Seelenruhe, zu dem Frieden Gottes, der höher ist, denn alle Vernunft.

Die Vernunft, dieſes heilige Geſchenk des himmliſchen Vaters, erkennet ſchon ihrer Natur nach, was gut und recht iſt; die ganze Schöpfung, die vor ihr ſich aufſchließt, iſt ihr eine Verkünderin Gottes, und in den flüchtigen Erſcheinungen der ſie umgebenden, ſichtbaren Welt ſchöpft die forſchende Vernunft die beſeligende Ueberzeugung, daß der Schöpfer nichts untergehen läßt, was er in das Daſein gerufen. — Die Materie wechſelt die Form, die Geſtalt geht über zu einer neuen Geſtaltung; aber ſie verſchwindet nicht aus dem Daſein. Bei dieſer Wahrnehmung, die der Vernunft ſelbſt bei dem welkenden Grashalme begegnet, regt ſich in ihr die Ahnung der fortſchreitenden Dauer jedes geiſtigen Daſeins, — und dies um ſo mehr, da das Irdiſche nur die Grundlage des Geiſtigen iſt. Dieſer beſeligenden Hoffnung kommt der volle, lebendige Glaube entgegen, den die erleuchtenden Lehren unſers Herrn und Meiſters uns darbieten. Immer und überall in ſeinen Worten und Thaten werden wir Beziehungen gewahr, welche hindeuten auf ein ewiges Reich Gottes, zu dem wir berufen ſind, und welches ſchon hienieden beginnt.

Der Tod kann nichts Furchtbares für den haben,

der hier — in dieſer Vorſchule der Vollendung, mit heiligem Ernſte, mit redlichem Willen ſich bemüht, den Forderungen und Lehren unſers Heilandes zu genügen und ſeinem Vorbilde nachzuſtreben. Aber nicht dünkelhaft, ſelbſtgefällig darf uns das redlichſte Streben, ſelbſt das Gelingen nicht machen, deſſen wir uns zuweilen in den würdigſten, ſegenvollſten Momenten des Lebens bewußt ſind. „Wenn ihr Alles gethan habt," — ſagt Chriſtus, „ſo ſprechet: — wir ſind unnütze Knechte." So lehret unſer Meiſter; aber ſo handelte er auch. Demjenigen, der ihn guter Meiſter nannte, antwortete er: — „Was nennſt du mich gut? Niemand iſt gut, denn der einige Gott!"

Demuth iſt eine der chriſtlichen Haupttugenden; ſie iſt der Schmuck jedes Gelingens unſers beſſeren Willens, die Krone jedes Verdienſtes. Die Demuth gebieret die Sanftmuth gegen den Nebenmenſchen, indem ſie uns aufmerkſam erhält auf den Balken in unſerm Auge, wenn wir den Splitter im Auge des Nächſten erblicken. Welch ein aufmunterndes Beiſpiel giebt uns Chriſtus in der Tugend der Sanftmuth! wie mild und ſchonend nimmt er ſich der Irrenden, der Zöllner und Sünder an! wie freund-

lich belohnt er den Glauben der Samariterin durch die Hülfe, die sie begehrt!

Der Tod kann nichts Furchtbares für den haben, der treulich den Fußtapfen unsers göttlichen Meisters nachfolgt, und sein würdiger Schüler ist in dieser Vorschule, die uns fähig machen soll für die Seligkeiten und für die Forderungen eines höheren Daseins, dem wir mit jedem Schritte uns nähern. Selbst die Andeutungen unsrer irdischen Auflösung, die Krankheiten, gewinnen eine minder furchtbare Gestalt, wenn wir sie als letzte Bedingung des sinnlichen Daseins betrachten, als die Abendwolke des scheidenden Erdentages, die zugleich die Morgenwolke des Lichtaufganges einer helleren Sonnenwelt ist.

So kann denn der Tod nichts Furchtbares für den haben, der ihn als einen Beförderer zu den Stufen eines vollendeteren Lebens betrachtet. Und wie schnell geht der letzte Augenblick vorüber! Das Annähern des Todes ist zugleich sein Verschwinden; der Tod ist das Ende unsrer Pilgrimschaft, der letzte Schritt zu der neuen Heimath.

Aber Freunde, geliebte Menschen stehen um unser Lager und weinen! die Abschiedsstunde beklemmt ihre

Bruſt! Doch in dieſe dunkle Stunde fällt ein Strahl der Herrlichkeit jenes Lebens hinein, dem auch ſie, unſere Geliebten, zueilen. Hier iſt ein zeitliches Trennen, dem ein ewiges Beiſammenſein mit verklärten, befreundeten Seelen ſich anſchließt. Chriſtus, der auch hier unſer Lehrer und Vorbild iſt, blickte in der letzten Stunde ſeines ſegenvollen Lebens auf ſeine Lieben, und rief ihnen Worte des Troſtes und der Liebe zu; dann richtete er ſein Gemüth zu ſeinem himmliſchen Vater empor und betete: — „Vater, in deine Hände befehle ich meinen Geiſt!“ — Ja, du Heiliger Gottes, dein großes Leben und dein erhabenes Sterben verbürgt mir ein unſterbliches Leben! Und wenn ich mit deinem Beiſpiele im Herzen den engen Raum meiner Wallfahrt im Staube überblicke, ſo ſehe ich eine beſchränkte Zeit, aus der die Ewigkeit hervorgeht. Wie wichtig iſt dieſe Zeit, wie würdig der heiligſten Pflege! — Ich bin und werde ſein!

„Sein werd' ich, weil ich bin! — Triumphgeſang erſchalle!
„Erſchalle tief in die Unendlichkeit hinein!
„Daß aus der Tiefe laut dein Jubel wiederhalle:
„Triumph! ich bin, und darum werd' ich ſein!“

„Unſterblichkeit! auf hehren Schwingen
„Erfleget der Geiſt dein lichteres Reich!
„Und hinter ihm, wo die Geſtalten ringen,
„Verrauſchet der Sturm am dürren Geſträuch.“

„Ihr, vom Naturgeſetz gehalten,
„Ihr Sonnen, durchſtrahlt den ewigen Raum:
„Mein Geiſt fliegt auf von den Naturgewalten,
„Und leuchtender ſtrahlt ſein glänzender Traum.“

„Es iſt von ihm hinweg geſunken
„Der irdiſche Druck; — das Göttliche nur,
„Den linden Strahl, den reinen Aetherfunken
„Entwinket ein Gott dem Schooß der Natur!“.

Urania.

Grabrede

bei der

feierlichen Beſtattung

der unvergeßlichen

Eliſa Frau von der Recke,

geb. Reichsgräfin von Medem,

am 16. April 1833,

gehalten

von

D. Moritz Ferdinand Schmalz,
Paſtor.

So ſank auch Sie hinab! Was wir ſchon lange ahneten und täglich näher kommen ſahen, das iſt geſchehen! Ein großer Geiſt iſt uns entflohen, ein ſchönes Herz gebrochen, ein reiches Leben hat für uns geendet. Dieſer klare Blick, von dem warmen Herzen durchdrungen, dieſer lebendige Sinn für das Wahre und Gute, für das Einfache und Schöne, dieſer noch im Spätherbſt der Jahre jugendlich glühende Eifer für das Rechte- und Edle, dieſe unermüdet ſchaffende, und ſegnende, heilende und beglückende Liebe, — für uns ſind ſie dahin. Wir ſtehen gebeugt an ihrer Gruft.

An ſolchem Grabe ziemte wohl ein ſtummer Schmerz. Doch, wer mag ſchweigen, wo die Pflicht ruft, und wo die Klage der Liebe laut wird in tauſend Herzen? Was wir beſaßen, tiefer fühlen wir's als je, indem wir es verlieren. Zum letztenmale ſchauten wir in theuren Züge, aus denen ſonſt uns

Weisheit ſprach und Liebe; da tritt das große Bild des reich geſchmückten Lebens noch einmal vor uns hin! Wir ſchauen es voll tiefer Wehmuth an; doch ob dem Auge die Thräne entfällt, das Herz erhebt ſich himmelwärts. Tief präge ihr Bild unſrer Seele ſich ein, ihr Geiſt lebe und wirke unter uns fort, und in unſrer Mitte walte ihre Liebe.

Viel hatte ihr der Ewige gegeben, aber viel Frucht auch wird der Herr der Ernte an ihr finden. Frühzeitig erwachte in ihr ein reger kräftiger Geiſt, in ſeiner jugendlichen Entfaltung ſchon nahm er die feſte Richtung auf klare und befriedigende Wahrheit, blindem Glauben kühn entgegentretend und alles verſchmähend, was nicht auf klar gedachten und überzeugenden Gründen beruhet. Dieſe Richtung war ihr bis zur letzten Stunde des Bewußtſeins geblieben, aber jede Einſeitigkeit wußte ſie dabei glücklich zu vermeiden.

Das höchſte Ziel alles ihres Denkens, Strebens und Wirkens, war — Licht und Recht, — Menſchenglück durch ſittliche Veredlung, — ſittliche Veredlung durch kindlich frommen Glauben, der, klar und warm, Geiſt und Gemüth zugleich befriedigte.

Des Menſchen Vernunft war ihr heilig über alles, galt ihr für die höchſte Gottesgabe, für den Funken aus dem Lichtmeere der Gottheit, für den Abglanz göttlicher Herrlichkeit, aber dem kalten Vernünfteln war ſie niemals hold. Die höchſte und reinſte Vernunft war ihr in Jeſu erſchienen, daher ſtand ihr hoch über allen großartigen Geſtalten, welche durch dieſe Welt gegangen ſind, der erhabene Erlöſer der Menſchheit. Sie hing mit der heißeſten Verehrung und Liebe ihm an, bekannte ſich mit ganzer Seele zu den einfachen Wahrheiten ſeines Evangeliums, und es waren ihr ſelige Stunden, wo ſie alle die Ihrigen um ſich her zur ſtillen Feier des chriſtlichen Bundesmahles vereinte. Ihre frommen Lieder haben den himmliſchen Meiſter beſungen, und haben Tauſende und aber Tauſende zum Himmel emporgetragen, ſo oft ſie in chriſtlichen Tempeln erklangen. — Wer iſt ein Chriſt? — Die große Frage hatte ſie Jahre lang ernſt bewegt in ihrem Herzen, und ſie hatte ſich es zur Aufgabe geſtellet, die Antwort nicht durch Wort und Schrift allein, ſondern auch durch That und Leben zu geben.

Dieſem reichen Geiſte ſtand ein Herz ohne

Falſch — ein Wohlwollen ohne Argwohn zur Seite. Wer Sinn für das Wahre und Gute und Schöne verrieth, und wer es mit den heiligſten Angelegenheiten der Menſchheit redlich meinte, dem ſtand ihr Haus jederzeit offen, — einen andern Empfehlungsbrief bedurfte es nicht. Der Falſchheit und Lüge aber war ſie feind, immer nur kurze Zeit konnte es ihnen gelingen, ſich an ſie zu drängen, bald durchſchauete ſie ihr klarer, durchdringender Blick; und dann konnte alle Gewalt ihres Wohlwollens das ſtrenge Rechts- und Wahrheitsgefühl nicht niederkämpfen, mit dem ſie jeden von ſich wies, der ihr als feiler Verräther an den heiligſten Gütern und Rechten der Menſchheit erſchienen war.

In ſeltener wohlthuender Miſchung begegnete uns Licht und Wärme, Starkes und Zartes, Geiſt und Gemüth in ihrer großen Seele. Urſprünglich dem Norden angehörend, blieb ihr doch auch der Süden nicht fremd; nicht ihr Fuß nur wandelte unter dem ſüdlichen Himmel, durch das Geburtsland der neuen Künſte, es ſchlug auch in ihr ein ſüdlich warmes Herz; aber nimmer konnte es ſich zur ſchwärmeriſchen Gluth entzünden, weil es unter

der Obhut nordiſcher Geiſtes-Tiefe, Ruhe und Kraft ſtand. —

Wiſſenſchaften und Künſte hatten in ihr eine warme Freundin und eifrige und thätige Beſchützerin; durch Wort und That, durch Schrift und Beiſpiel war ſie geſchäftig ihr ſteigendes Erblühen zu fördern. Aber ihr großer Geiſt faßte überall nicht das äußere Gebilde der Kunſt, ſondern das Ideal des wahrhaft Schönen und Guten auf, und behielt in der Wiſſenſchaft immer das Leben im Auge.

Ihrem Vaterlande, wo ſie den ſchönen Morgen ihres Erdenwallens verlebte, hing ſie mit Liebe, mit großer Liebe, aber ohne Befangenheit an. Für die ausgezeichneten Beweiſe hochherzigen Wohlwollens, mit dem ſie ihre angeſtammten kaiſerlichen Monarchen beglückten, hatte ſie bis zum letzten Hauch ein dankbares Herz. Aber dies Herz war zu groß, um je ſich durch die Erdſcholle feſſeln, oder durch irgend eine glänzende Erſcheinung der Außenwelt beſtechen zu laſſen. Ihre Liebe gehörte überall nur dem Wahren und Guten, dem Rechten und Heilbringenden an, und wo immer

es ihr begegnete, bei ihr fand es Anerkennung und Verehrung.

Ihr Leben war vielfach bewegt, wie die Zeit, der es angehörte, oft wurden ihre Verhältniſſe verſchlungen, und nicht immer war es ihr leicht gemacht, ſich auf der ebenen Bahn zu behaupten. Aber durch jeden Wechſel der Dinge ging ſie mit der Ruhe und Würde eines frommen Weiſen hindurch; mitten zwiſchen den glühenden Tiefen der Finſterniß und den froſtigen Höhen der Verſtandesüberbildung, mitten zwiſchen Volks- und Herrſcher-Despotismus, — ſchritt ſie auf dem ſchmalen Pfade des Lichtes und Rechtes hindurch.

Von allen Vorurtheilen des Standes frei, und jeder Art Knechtsſinn feind, — wendete ſie ſich doch mit großer Betrübniß von jenem leidenſchaftlichen wilden Anſtürmen gegen die nothwendigen Unterſchiede und Ordnungen des bürgerlichen Lebens, welche die ewige Weisheit ſelbſt in dem Weſen und Bedürfniſſe unſers Geſchlechts begründet hat.

Die merkwürdigſten Erſcheinungen der Zeit gingen nicht unbeachtet an ihr vorüber, und geiſtvolle Schrifterzeugniſſe würdigte ſie ihrer aufmerkſamſten

Beachtung; — fleißiger aber, als irgendwo, las sie in sich selbst und in dem eigenen Herzen; und würde ihr Tagebuch der Welt aufgeschlossen, es müßte tiefe Blicke in die menschliche Seele gewähren.

So vereinigte sich in ihr wunderbar die männliche Kraft des Geistes mit weiblicher Milde des Herzens, — so ehrwürdig und liebenswürdig war ihr ganzes Denken und Thun! Ach! wie segensreich mußte ihr Wirken sein!

Sie benutzte gewissenhaft und mit großem Eifer ihren vielgeltenden Einfluß, der zuweilen selbst die Mächtigen der Erde, ja die Beherrscher auf Thronen erreichte. Der wissenschaftlichen Bestrebung, der Thätigkeit des Künstlertalents, öffnete sie vielfältig eine schöne Bahn; der Wahrheit redete sie überall kräftig das Wort, für sittliche Veredlung war sie in allen Kreisen thätig, die sie zu erreichen vermochte, und ihre frommen Lieder werden den Lebenden noch lange reiche Erbauung gewähren, wenn man ihren Staub kaum unter den Todten noch findet. Unbeschreiblich wohlthuend war ihr ganzes Wirken, beglückend ihre Nähe, ihr Haus eine Wohnstätte der Liebe und des Friedens. Ja, ihr Haus war ihre eigenste Welt; — und doch war

eigentlich die Welt, die ganze groſse Familie der Menſchen, ihr Haus. —

Die ſtillen Freuden der Mutter waren ihr nur für wenige Jahre beſchieden; länger als ein halbes Jahrhundert ſollte ihr Leben dieſen höheren Reiz entbehren. Aber das iſt die Macht, die Gott dem Menſchen gegeben hat! was das Geſchick ihr verſagt hatte, wuſste ihr Herz ſich zu ſchaffen. Sie ſuchte und fand reichen Erſatz in der reinſten, edelſten, treueſten Freundſchaft, und wenn etwas ihren Abſchied trübte, ſo war es der Blick auf den zu hohen Lebensſtufen vorgeſchrittenen und nun verwaiſeten Freund. Sie hatte ein mütterliches Herz für alle, die ihrem Hauſe zunächſt angehörten; mit dankbarer Liebe hing ſie an denen, welche ihr Daſein treulich ihrem Dienſte geweiht hatten, und ſie gewährte ſich die hohe Freude durch Weckung, Leitung und Nährung des in ihrer unmittelbaren Nähe aufkeimenden Talents noch auf die Nachwelt ſegensreich zu wirken; und in der weiſen und frommen Erziehung trefflicher Jünglinge und Jungfrauen, die ſie wie ihre Söhne und Töchter liebte, ſich ein bleibendes Gedächtniſs zu ſtiften.

Ihre Familie war groſs, unüberſehlich groſs.

Die Armen waren ihre Kinder, den Nothleidenden war sie Mutter, sie rief sie an ihre Tafel, und speiſete sie, sie sandte Troſt und Segen in die Hütten, die Trauernden und Darbenden zu erquicken. Jeden edeln Zweck förderte sie thätig und groß-müthig, und ihr groſses Herz fand einen Hochgenuß darin, es zu thun ſelbſt mit Beſchränkung des eigenen Bedürfniſſes. Viele Thränen des Dankes fließen an ihrem Grabe, — Viele ſehen ſich durch ihren Heimgang verwaiſet, wie Kinder, denen die Mutter geſtorben iſt, — Viele der Geretteten und Erquickten werden ihr Gedächtniß im Segen bewahren.

Und all' das Herrliche hat nun geendet? Wie? ein Todeshauch hätte es vermocht, ſolchen Reichthum des Geiſtes und Herzens zu vernichten? — Ein Engel Gottes ging ſie durch das Leben, — und nun hätte der Tod ſie auf immer zum Staube hinabgezogen, zum Staube, was dem Staube nicht verwandt? Nein! was hinabſank, iſt nicht Sie, das iſt die Hülle nur. Sie hat ſich aufgeſchwungen zum Sternenlande des Lichts. Ja, an ſolcher Gruft ſchließt ſich der Himmel auf. Was voll Begeiſterung Urania geſungen, und was

in ihrer großen Seele tief erklungen, laut hallt's und feierlich in aller Herzen wieder:

Ein feiner inn'rer Sinn, der hier begraben
In tiefer Hülle lag, wird glorreich auferſtehn.
Wird jede Geiſtesblüth' entſchleiern,
Und wird das große Wiederſehn
Der Tugend und der Liebe feiern.
Die Weiſen, welche hier noch zwiſchen Seelen ſtehn,
Die ſchattenden Geſtalten, werden ſchwinden,
Ein leichter Hauch umhüllt dann nur den Strahlenfern:
Anleuchten wird der Stern den Stern,
Die Tugend wird die Tugend wiederfinden.
Ja, Freunde! ja, wir werden ſein und werden noch des Schönen
Und Guten inniger und ſeliger uns freun
Und himmliſcher wird unſer Leben tönen
Mit ſchönen Seelen im Verein.
Dann wird dem edlen frommen Späher
Der heilige Verhüllte näher,
Und lichter, ſtiller wird's um ſeine Tugend ſein.
Erheben wird ſie ſich auf freier'm Flügel,
Hin durch das neue Reich der Zeit,
Und heller ſtrahlen wird an ihrer Stirn das Siegel
Der heiligen Unſterblichkeit.

Im Verlage von **B. G. Teubner** iſt erſchienen und in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes zu erhalten:

Geſchichte

der Buchdruckerkunſt

in ihrer Entſtehung und Ausbildung

von

Dr. Karl Falkenſtein,

Königl. Sächſ. Hofrathe und Oberbibliothekar ꝛc.

Ein

Denkmal zur 4. Säcularfeier der Erfindung der Typographie.

Mit einer Sammlung in Holz und Metall geſchnittener Facſimiles der ſeltenſten Holztafeldrucke, Nachbildungen von Typen alter berühmter Officinen und Proben von Kunſtdrucken nach den neueſten Erfindungen unſerer Zeit.

66½ Bogen in hoch 4. cart. Preis 8 Thlr.

Unſtreitig iſt das vorſtehend genannte Prachtwerk eine der werthvollſten Gaben zu dem großen Jubelfeſte der Erinnerung an den Himmelsgedanken, der vor 4mal 100 Jahren durch das Gebiet der Technik eilend, die Pforten des Lichts erſchloß. Die vollſtändige Anerkennung, welche die Meiſterarbeit des Verfaſſers bereits gefunden, macht ein ferneres Lob überflüſſig. Nur darauf macht der Verleger nochmals aufmerkſam, daß er keine Koſten und Mühe ſcheute, durch werthvolle Gaben, als Facſimiles der vorgutenbergiſchen xylographiſchen Verſuche, der erſten wirklichen Druckwerke, der neueſten Prachtdrucke, ſowie durch ein Tableau der Typen der entfernteſten Völker der alten und neuen Welt die treffliche Darſtellung des Verfaſſers auch dem Auge zu verſinnbilden. Er glaubt er auch von dieſer Seite Falkenſtein's Werk zu einem Nationaldenkmal erhoben zu haben.

Die

vierte Säcularfeier der Erfindung Gutenbergs

in Dresden und Leipzig.

Ein

Gedenkbuch für Gegenwart und Zukunft.

Herausgegeben von

Prof. Ludwig Kluthe.

Mit einer getreuen Abbildung des Gutenbergs-Monuments in Mainz und einigen xylographiſchen Beilagen.

gr. 8. broſchirt. Preis 15 Ngr.

Kurze Geſchichte
der Leipziger
Buchdruckerkunſt
im Verlaufe
ihres vierten Jahrhunderts.

EINLADUNGSSCHRIFT
der Univerſität Leipzig
zu der bei der
vierten Säcularfeier der Buchdruckerkunſt
von ihr
veranſtalteten Feierlichkeit
durch
den dermaligen Decan der philoſophiſchen Facultät
Prof. Friedr. Chr. Aug. Haſſe.

Aus dem Lateiniſchen überſetzt.

Nebſt einigen xylographiſchen Beilagen.

gr. 8. broſch. Preis 10 Ngr.

Dem größern Publicum wird in gegenwärtigen Schriftchen eine klare und bündige, aber möglichſt vollſtändige Geſchichte der Buchdruckereien und Buchhandlungen Leipzigs, vorzüglich in dem letzten Jahrhundert, nebſt einer Schilderung der Leiſtungen der vornehmſten Anſtalten dieſer Art in der Gegenwart geboten. Niemand wird daſſelbe unbefriedigt aus der Hand legen. Die beigegebenen Facſimiles und die äußere Ausſtattung gereichen demſelben gewiß zur Zierde.

Einige neue Actenſtücke
über
die Veranlaſſung des ſiebenjährigen Krieges und der in Folge deſſelben entſtandenen Allianzen.

Aus den Papieren eines Staatsmannes.

gr. 8. elegant broſchirt. Preis 22½ Ngr.

Pſyche.

Aus Franz Horn's Nachlaſſe.

Ausgewählt von

Guſtav Schwab und Friedrich Förſter.

Mit dem Bildniſſe des Verfaſſers.

3 Bände. Elegant brochirt. Preis 3 Thlr.

Welchem gebildeten Deutſchen ſollte Franz Horn's Name unbekannt ſein? Als anmuthiger Novelliſt, wie Literarhiſtoriker und Aeſthetiker hat er ſich durch die Meiſterſchaft ſeines Styls, durch die Tiefe ſeines Gemüths, durch ſeinen Scharfſinn, eben ſo unbeſtreitbar aber durch die Ehrenhaftigkeit und Sittlichkeit ſeines Strebens einen unvergänglichen Namen erworben. Zur Empfehlung ſeines hier erſcheinenden Nachlaſſes bedarf es alſo wohl nur der berühmten Namen der Herausgeber, um zu verbürgen, daß nur Gediegenes und Tüchtiges aufgenommen wurde, und nur allein der Angabe, daß ſich der Inhalt größtentheils auf die Geſchichte der deutſchen Literatur in der letzten Hälfte des vorhergehenden Jahrhunderts bezieht, um das allgemeinſte Intereſſe dafür zu erregen. Die Verlagshandlung iſt überzeugt, daß ſie ein nicht nur erfreuliches, ſondern auch höchſt nützliches Buch dem Publicum bietet und hat auch durch elegante Ausſtattung und ein wohlgelungenes Portrait Franz Horn's in Stahlſtich Alles aufgeboten, um daſſelbe zu einem würdigen Denkmal eines ſehr verdienten Mannes zu erheben.

Schild und Waffen gegen Thierquälerei.

Ein Beitrag zu allgemeiner Förderung der Menſchlichkeit

von

H. W. von Ehrenſtein.

Nebſt

einem Kanzelvortrage vom Oberhofprediger Dr. v. Ammon und andern Beilagen, namentlich auch mehren hier bezüglichen Geſetzen und Verordnungen.

8. elegant brochirt. Preis 20 Ngr.

Arthur vom Nordstern

hinterlaſſene

Geiſtliche Gedichte.

Auswahl und Vorwort

von

Chriſtoph Friedrich von Ammon.

8. in guillochirtem Umſchlag. Preis 1 Thlr. 5 Ngr.

Bei den zahlreichen Verehrern des verblichenen Sängers „**Arthur vom Nordſtern**", der ſo oft zu ſeinen Freunden in wahrer Frömmigkeit ſeines begeiſterten Gemüths geſprochen, that ſich das Verlangen kund, der großen Anzahl ſeiner hinterlaſſenen Gedichte die religiöſen und didaktiſchen entnommen und ſie in einer eigenen Sammlung vereint zu ſehen. Dieſem Verlangen wird hiermit entſprochen. Wer ſollte ſich nicht freuen, dieſe Geiſtesproducte, die zugleich den Schwanengeſang des verewigten Dichters bilden, in einem würdigen Gewande vereint zu finden. Und kann wohl etwas mehr noch zur Empfehlung derſelben beitragen, als daß ſein theurer Freund, der hochgeſtellte **Chr. Friedr. von Ammon** dieſe Blüthen frommen Sinnes auswählte und mit einem Vorworte begleitete, welches die tiefen Ideen, die ergreifende Macht derſelben, verbunden mit Einfachheit und Innigkeit, in das hellſte Licht ſtellt.

Rundgang um Jena

auf Versfüßen.

8. elegant broch.

Preis 6 ¼ Ngr. (5 gGr.)

Dieſe kleine humoriſtiſche Gabe glaube ich Allen, die ſich für poetiſche Wanderungen intereſſiren und insbeſondere denen empfehlen zu können, welchen Jena's Umgebungen bereits aus eigener Anſchauung bekannt ſind, und die, in der Ferne lebend, gern eine erheiternde Rückerinnerung zu erhalten wünſchen.